This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,396,453

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

P470
P468
1896
v.3

Zur Erinnerung

an das

Hundertjährige Bestehen

der Firma

Friedrich Andreas Perthes.

1796—1896.

Alexander Zirok

Friedrich Perthes' Leben

nach deſſen

ſchriftlichen und mündlichen Mitteilungen

aufgezeichnet von

Clemens Theodor Perthes,
weil. ordentlichem Profeſſor der Rechte an der Univerſität in Bonn.

Dritter Band.

Achte Auflage.

Jubiläums-Ausgabe.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1896.

Prof. Alex. Ziwet
2-26-1923

Vorrede.

Die Mitteilungen, welche ich in dieſem letzten Teile aus dem Leben meines Vaters von dem Jahre 1822 an bis zu deſſen 1843 erfolgtem Tode mache, ſind aus den Briefen an ihn, mehr als zwanzigtauſend an der Zahl, und aus den Briefen von ihm geſchöpft. Viele der letzteren wurden mir von den Empfängern freundlich zurückgegeben, viele andere aber wurden mir nur aus der kurzen Angabe des Inhaltes bekannt, die Perthes ſich bei der Abſendung oftmals aufgezeichnet hatte. Die empfangenen und die abgeſendeten Briefe enthalten über kirchliche und politiſche Ereigniſſe manche für die Zeit, in welcher ſie geſchrieben wurden, neue und intereſſante thatſächliche Nachrichten, welche aber zum größten Teil jetzt ihr Intereſſe verloren haben, weil das damals Unbekannte ſpäter allgemein bekannt geworden iſt. Nur ausnahmsweiſe ſind daher ſolche thatſächliche Nachrichten mitgeteilt. Anſichten, Urteile, Richtungen dagegen behalten, ſelbſt wenn ſie nur den Eindrücken eines beſtimmten Jahres ihren Urſprung verdanken, immer eine biographiſche und oft auch eine hiſtoriſche Bedeutung, und ſind deshalb ausführlicher aufgenommen, obſchon ich auch in dieſem Teile es als meine Aufgabe feſtgehalten habe, nicht die Zeit, ſondern das Leben eines einzelnen Mannes in ſeiner Zeit darzuſtellen.

Eine große Zahl von Beziehungen und Verhältniſſen, in welchen Perthes ſtand, ſind ganz unberührt geblieben, teils um das Werk

418560

nicht zu umfangreich werden zu laſſen, teils weil die Rückſicht auf noch lebende oder vor kurzem verſtorbene Perſonen die Mitteilung verbot. Das Vertrauen und die Offenheit, mit welcher ſich ſo viele Männer aller Art an meinen Vater wendeten, durfte nicht die Veranlaſſung werden, ſie ſchmerzlich oder auch nur unangenehm zu berühren.

Frauen und manchen anderen, welche ſich in den beiden erſten Teilen vorzugsweiſe durch das Sein und Wirken des Menſchen angezogen fühlten, möchte ich raten, in dieſem Teile zunächſt das ſechſte und neunte Buch zu leſen, und aus dem ſiebenten und achten, die den Briefwechſel über litterariſche, politiſche und kirchliche Verhältniſſe enthalten, nur gelegentlich das eine oder das andere ſich herauszuſuchen.

Auch dieſen letzten Teil laſſe ich mit lebendigem Danke dafür drucken, daß Gott mir vergönnte ihn auszuarbeiten. Noch über das Grab hinaus hat Friedrich Perthes ſeinen Kindern und Enkeln den Weg zu dem Herzen vieler lieben und guten Menſchen gebahnt.

Bonn, im Juni 1855.

Clemens Theodor Perthes.

Inhalt.

Sechſtes Buch.

Perthes' äußeres und inneres Leben während der erſten Jahre ſeiner Überſiedelung nach Gotha. 1822—1830.

Seite

Zuſtände und Verhältniſſe in Gotha und Perthes' erſte Einrichtungen in denſelben 1822 3
Die Gründung der Verlagshandlung 17
Kleinere Reiſen im Sommer und Herbſte 1822 40
Perthes' Thätigkeit außerhalb ſeines Berufes 1822—1824 57
Perthes' inneres Leben während der erſten Jahre ſeines Aufenthalts in Gotha 1822—1825 79
Eingehung der zweiten Ehe 1825 101
Die erſten Jahre der neuen Ehe 1825—1830 114
Perthes' theologiſcher Verlag 1822—1830 133

Siebentes Buch.

Perthes' brieflicher Verkehr über Lebensverhältniſſe und über die religiöſen und politiſchen Fragen der Zeit 1822—1830.

Lebensverhältniſſe und Zuſtände 155
Katholicismus und kirchliche Gegenſätze innerhalb des Proteſtantismus 1822—1830 169
Der Rationalismus und die Bewegungen gegen denſelben in Lehre und Leben 1822—1830 193

Seite

Die außerkirchlichen Bewegungen kleinerer Kreiſe 1822—1830 210
Die wiſſenſchaftliche Theologie und die kirchliche Autorität 1822—1830 . 221
Die politiſchen Bewegungen im ſüdlichen Europa 1822, 1823 237
Die politiſchen Inſtitutionen Deutſchlands und der Liberalismus 1822—1825. 248
Politiſche Stimmungen und Erwartungen 1822—1825 262
Politiſche Ereigniſſe und Verhältniſſe 1825—1830 278

Achtes Buch.

Perthes' Briefwechſel im ſpäteren Mannesalter 1830—1843.

Die Julirevolution 1830 301
Preußens Stellung 1830 und 1831 317
Verlauf und vorläufiger Abſchluß der politiſchen Bewegungen in Deutſchland 1831—1833 348
Litterariſche Gegenſätze 1830—1840 367
Bewegungen innerhalb des Proteſtantismus 1830—1840 381
Die Frage nach den ſtändiſchen Verfaſſungen 1834—1838 399
Das Eingreifen der Hierarchie in die Zeitbewegungen 1837 und 1838 . 411
Politiſche Richtungen und Ereigniſſe 1838—1843 428
Theologiſche und kirchliche Gegenſätze 1840—1843 448

Neuntes Buch.

Perthes' Berufs- und Familienleben 1830—1843.

Perthes' Thätigkeit in ſeinem Berufe 1830—1843 467
Leben mit Freunden und in der Familie 1830—1837 482
Die letzten Lebensjahre 1837—1843 497
Krankheit und Tod 1843 515

Sechſtes Buch.

Perthes' äußeres und inneres Leben während der erſten Jahre ſeiner Überſiedelung nach Gotha.

1822 — 1830.

Zuſtände und Verhältniſſe in Gotha und Perthes' erſte Einrichtung in denſelben.

1822.

Grade ein halbes Jahrhundert hatte Perthes durchlebt, als er in neuen Verhältniſſen gleichſam von neuem zu leben anfangen ſollte. Statt des Gewühles der großen Seeſtadt hatte nun ein ſtiller Binnenort von etwa 12000 Einwohnern, ſtatt der ſich ſelbſt regierenden Handelsrepublik eine kleine deutſche Reſidenz ihn aufgenommen. Einen freundlichen Eindruck wird Gotha auf jeden machen, der ſich ihm naht. In einem Halbkreiſe lehnt es ſich an den Schloßberg, von deſſen Höhe die weitläufigen Räume des Friedensſteines ringsum in die grüne, fruchtbare Ebene hinabſchauen, ſüdlich den herrlichen Blick auf den langhingeſtreckten Zug des einige Stunden entfernten Thüringer Waldes gewährend. Anmutige, an alten Bäumen, friſchen Wieſen und blühendem Strauchwerk reiche Parkanlagen dehnen ſich auf der der Stadt entgegengeſetzten Seite des Schloßberges in bedeutendem Umfange aus, bergen freundliche Luſtſchlöſſer und die ſelten ſchöne Orangerie des Herzogshauſes in ihrer Mitte und laſſen, indem ſie in Gärten und Spaziergängen ſich fortſetzen, die ganze Stadt wie hineingebaut in einen großen Park erſcheinen. Der ſchmale mit großer Kunſt vom Gebirge her geleitete Leinabach kann freilich die Waſſerarmut der Gegend nicht beſeitigen, ſondern nur erkennbar machen, und die baumloſe, damals von keinen feſten Straßen durchſchnittene Fläche, welche zwiſchen der Stadt und dem Thüringer Wald ſich in einer Breite von mehreren Stunden ausdehnt, rückt das Gebirge in ziemlich weite Ferne.

Das Land iſt freilich zu klein, um eine ſelbſtändige politiſche

Bedeutung zu haben, aber in verſchiedenen Zeitabſchnitten hat es dem geiſtigen Leben, welches die Nation bewegte, auch in ſeinem Innern einen beſtimmten und eigentümlichen Ausdruck gegeben. Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges prägte Herzog Ernſt der Fromme das Glaubensleben der Reformation für ſeine Länder in ſo geſunden und kraftvollen Formen der Kirche und der Schule, des Unterrichts und der Zucht aus, daß ſie auch dann ſich feſt erhielten, als der Geiſt, welcher ſie hervorgetrieben hatte, erloſchen war. Veit Ludwig von Seckendorf und Auguſt Hermann Francke ſind von dem Gymnaſium Herzogs Ernſt des Frommen ausgegangen. Das auf den Dreißigjährigen Krieg folgende Jahrhundert ließ die ſchöpferiſchen Kräfte in der deutſchen Nation erſterben; den Beſten der Zeit blieb nichts übrig, als das in beſſeren Tagen Geſchaffene zu erhalten und zu ſammeln. Auch die ſammelnde Richtung der Nation erhielt in Gotha einen bedeutenden Ausdruck, indem Bibliothek und Münzkabinett auf eine ſolche Stufe gebracht wurden, daß ſie noch jetzt unter den erſten Deutſchlands zählen. Mit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts regte ſich durch Erneuerung der Litteratur ein friſcheres Leben in Deutſchland. Wenige Jahre, nachdem Leſſing 1768 ſeine Dramaturgie begonnen hatte, war es das Hoftheater in Gotha, welches zuerſt unter allen deutſchen Bühnen der neuen Richtung Zugang verſtattete. Eckhof fand hier eine Zuflucht, Herzog Ernſt II. wendete ſein Auge der neuen Erſcheinung zu, Fr. Wilh. Gotter dichtete, Iffland und Beck ſpielten; Reichard gab ſeit 1775 ſeinen Theaterkalender heraus. Die erſte Stelle nahm die Gothaer Hofbühne ein, bis ſpäter die Mannheimer unter Iffland, die Hamburger unter Schröder und die Weimariſche unter Goethes Obhut hervortraten.

Während dieſer Bewegungen auf dem Theater hatte im Leben die unter dem Namen „Aufklärung“ bekannte Geiſtesrichtung die Maſſe aller Gebildeten in Deutſchland ergriffen; der mehr oder weniger geübte Menſchenverſtand ſprach, indem er ins allgemeine ging, nach Goethes Ausdruck, über innere und äußere Erfahrungen ab; nur was jedem Menſchenverſtande begreiflich ſchien, ſollte in Religion und Kunſt, nur was jedem Menſchenverſtande nützlich ſchien, in Erziehung und Politik Geltung haben. In der Verwirklichung auch dieſer Rich-

tung trat das Herzogtum Gotha bemerkbar hervor. Salzmann gründete 1784 Schnepfenthal und schrieb seinen ‚Karl von Karlsberg‘; Rudolf Zacharias Becker gab seit 1784 den überall gelesenen Reichsanzeiger und 1785 das Not- und Hilfsbüchlein heraus, welches nach einem mäßigen Anschlage in einer Million Exemplaren verbreitet ward; Moritz August von Thümmel schrieb von Gotha aus, und Weishaupt, als Illuminatenoberer 1785 aus Bayern vertrieben, konnte unangetastet in Gotha sein Leben schließen. So stark hatte die neue Richtung der Nation sich in dem Ländchen ausgeprägt, daß sie hier auch dann herrschend blieb, als sie in den meisten anderen Kreisen, zunächst freilich nur in Kunst und Philosophie, den Schlägen der Heroen unserer Litteratur zu erliegen begann. Gotha schien vorläufig sein Geistesleben abgeschlossen zu haben, es blieb auf der Entwickelungsstufe stehen, welche es in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts eingenommen hatte.

Mit den übrigen deutschen Ländern ward dann auch Gotha in den Strudel, welcher auf die erste französische Revolution folgte, hineingerissen; aber so gewaltsam die Jahre vom Lüneviller bis zum zweiten Pariser Frieden auch ganz Deutschland zusammenschüttelten, waren sie doch nicht stark genug gewesen, um die festhaltende Zähigkeit, welche den deutschen Verhältnissen und Personen innewohnt, überall zu besiegen. In manchem kleinen Lande hatte sich vielmehr die gute alte Zeit ziemlich ungeändert in die neue Welt hinübergerettet und namentlich im Herzogtum Gotha bot Stadt und Land noch, als Perthes 1822 sich dort heimisch machte, ein Bild in Sitten, Gewohnheiten und Einrichtungen dar, welches recht wohl in die Jahrzehnte vor Ausbruch der Revolution zurückversetzen konnte. Allabendlich nahmen die freundlichen, fast nur mit einstöckigen Häusern besetzten Straßen die von der städtischen Trift heimkehrenden Kuhherden auf und nachts ertönte in ihnen Stunde für Stunde das mächtige Horn des Wächters und sein ermahnendes Wort: „Gebet Acht auf Feuer und Licht, damit kein Schaden geschicht und lobet Gott den Herrn.“ Belebt waren die Straßen nur an den wöchentlichen Markttagen, wenn die kraftvollen Gestalten der Thüringer Bauern und ihrer reichbebänderten Weiber und Mädchen von hohem Wuchse und frischem,

fröhlichem Ausdrucke Korn und Holz, Butter, Flachs, Obst und sonstige Erzeugnisse des Landes und des Waldes feilhielten und den Platz vor dem alten Rathause füllten, von dessen Giebel herab ein fratzenhafter hölzerner Kopf mit jedem Glockenschlage künstlich den Mund weit aufsperrte, ungewiß lassend, ob er reden oder beißen wollte. Eine Menge wunderlicher Reste vergangener Zeiten begegnete dem Fremden auf jedem Schritt und Tritt, obschon Einheimische die altgewohnte Erscheinung kaum bemerkten. Tag für Tag wand sich in blauem, mit glänzenden Knöpfen besetztem Rocke ein kleiner Mann auf noch kleinerem Pferde, dessen Zaumwerk mit Muscheln reich verziert war, durch das Gewirre haushoher Frachtwagen hindurch, welche auf der Fahrt von Frankfurt nach Leipzig in Gotha über Nacht zu bleiben pflegten. Es war der weimarische Geleitsreiter, der Schrecken der Fuhrleute, welcher die Sünder unter ihnen aufsuchte, die das Geleite nicht bezahlt hatten, eine Abgabe einst für die Begleitung durch geharnischte Reiter zum Schutze gegen räuberische Überfälle ritterlicher und nichtritterlicher Wegelagerer erhoben. Längst war freilich das Geleite außer Brauch gekommen, aber das Geleitsgeld ward mit ebenso unerbittlicher Strenge erhoben, wie das städtische Pflastergeld auch von den Wagen, die nicht durch, sondern um die Stadt ihren Weg nahmen. Nicht minder merkwürdig als dieser kleine blaue Mann waren für die ganze Jugend die baumlangen Gestalten der Gardereiter, in ihren weiten weißen bis auf die Ferse reichenden Mänteln, ein großes Schlachtschwert an der Seite, mächtige Reiterstiefel und klirrende Sporen an den Füßen, aber ohne Pferd; es waren friedfertige, freundliche und gefällige Leute, Schreiner, Schlosser, Zimmerleute, die in der Regel ihrem Gewerbe nachgehend einigemal im Monate gegen einen mäßigen Tagelohn als Krieger auftraten. Für die ganze Schar waren nur 6—8 Uniformen vorhanden, die von einem Leibe auf den anderen wanderten, so daß die Ablösung wesentlich in einem Umkleiden bestand. Wer um die Mittagsstunde die Stadt betrat, war gewiß, einem älteren Schüler zu begegnen, welcher, gefolgt von zehn bis zwölf kleineren Knaben, in atemloser Eile die Gassen, einen Choral singend, durchlief, um dafür aus diesem und jenem Hause einen Pfennig zu erhalten. Mittwochs und Sonnabends

ſtanden die Chorſchüler des Gymnaſiums mit ſchwarzem Mantel und dreieckigem Hute im Halbkreiſe vor den Häuſern wohlhabender Bürger und gewannen ſich durch ihren feſten vierſtimmigen Geſang den Unterhalt während der Schulzeit.

Sehr einfacher Art war das Familienleben und der geſellige Verkehr: die Männer kamen abends in den nach Beruf und Stand abgegrenzten geſchloſſenen Geſellſchaften mit der langen Pfeife bei einem Glaſe Bier zuſammen, und die Frauen, auch der gebildeten Familien, pflegten ſich an den Winternachmittagen mit dem Spinnrade zu beſuchen. Das Theater befand ſich in der großen Stube einer Mühle, wo alle Stände ohne Unterſchied gegen ein Kopfſtück, d. h. einen Zwanziger, Eintrittsgeld auf Bänken ſitzend wandernde Truppen beſchauten. Aufwand in Speiſe und Trank ward nur bei außerordentlichen Gelegenheiten gemacht; die Zimmer waren, da in den letzten Jahrzehnten das Bedürfnis zu Neubauten gefehlt hatte, in alter Weiſe niedrig und klein; das Hausgeräte, oft von blendend weißem Tannenholz, war höchſtens dem einheimiſchen Kirſchbaum entnommen; prunkloſe Wohlhabenheit und eine faſt eigenſinnige Reinlichkeit fand ſich überall. Auch im Handel und Wandel hatte die alte Zeit ihre Formen und Einrichtungen feſtgehalten. Die Zünfte wachten eiferſüchtig, daß keine Arbeit eines Zunftloſen unter die Leute kam, der Sattler keinen Koffer, der Schloſſer keine Schmiedearbeit machte, und die Schneider ſtellten ſicher ein Bönhaſenjagen an, ſo oft die Nähterinnen den ihnen gezogenen Arbeitskreis überſchritten; die Braugerechtigkeit war an beſtimmte Häuſer gebunden, deren Eigentümer der Reihe nach den einzigen Trunk dünne und ſauer auf den Tiſch der Bürger lieferten. Der Verkehr mit den kleineren Orten auf dem ganzen Gebirge bis in das Voigtland und in das Fränkiſche hinein ward durch eine Fußbotenpoſt vermittelt, die ſich in Privathänden befand und einen ununterbrochenen kleinen Krieg mit dem Fürſtlich Thurn- und Taxisſchen Lehnspoſtamte führte. Der Thüringer Wald ward nur von der über Tambach und Schmalkalden führenden Straße durchſchnitten. Den großen, Gotha berührenden Handelsweg von Frankfurt nach Leipzig belebte zwar zu allen Jahres- und Tageszeiten zahlloſes Frachtfuhrwerk; aber eine Eilpoſt ging noch nicht, und als im

September 1825 der erste fortan zweimal wöchentlich fahrende Eilwagen in Gotha eintraf, hatte sich die halbe Stadt versammelt, um das Wunderwerk zu sehen und monatelang ward von der Energie des Generalpostmeisters Nagler gesprochen, der das scheinbar Unmögliche doch möglich gemacht. Nach anderen Seiten hin war, sobald es geregnet hatte, das Fahren in dem schweren Boden nicht zu wagen; Geschäfts- und Vergnügungsreisen verschob man, bis es trockener geworden war. Gegen Norden sah sich überdies der Verkehr bis auf wenige Stunden durch die preußische Zollgrenze beschränkt, welche von Langensalza aus bis zum Henningsleber Loch vorgeschoben war, weit und breit bekannt, weil dort bei nassem Wetter die Wagen unmittelbar vor dem Zollhause entweder umzuwerfen oder stecken zu bleiben pflegten.

Auch den politischen Zuständen und Formen hätte niemand anmerken können, daß das Herzogtum Jahre hindurch zum Rheinbund und Herzog August zu den begeisterten Anhängern Napoleons gehört hatte. Römisches und kanonisches Recht, Sachsenspiegel und deutsche Reichsgesetze, kursächsische Konstitutionen und Ernestinische Landesordnung, Ortsstatute und landesherrliche Patente bildeten wie voralters das Recht des Landes, welches niemand kennen konnte und jeder kennen mußte, um sich vor Schaden zu bewahren. Die höheren Ämter waren fast ausschließlich mit dem zahlreichen Adel des kleinen Landes besetzt. Ohne Armee, in der er sich vor dem Verkommen hätte schützen können, ohne Staat, in dessen Geschichte er verflochten gewesen wäre, und ohne bedeutenden Grundbesitz, durch welchen er auf sich selbst geruht hätte, nahm er keine politische, sondern nur eine kastenartig abgeschlossene soziale Stellung ein, teils weil er sie selbst erstrebte, mehr aber noch weil der Nichtadel sie ihm bereitwillig entgegentrug. Das Regierungskollegium war zugleich Obergericht und höchste Verwaltungsbehörde; weil es bei Entscheidung von Rechtsstreitigkeiten jede Einmischung des Herzogs und des Ministers zurückweisen mußte, ließ es sich auch in Verwaltungssachen nicht leicht von oben her hineinreden, sondern stand fast unabhängig da und verfuhr in behaglicher thatloser Willkür. Der seit 1804 regierende Herzog August Emil hatte zur Napoleonischen Zeit manches Elend von

seinem Lande abgewendet, war aber später fast nur durch seine barocken Liebhabereien, durch seine seltsamen Einfälle und phantastischen Verkehrtheiten bekannt, und die Minister, unter denen Herr von Lindenau sich befand, haben damals auf die innere Verwaltung schwerlich einen erheblichen Einfluß geübt. Solchen Verhältnissen entsprachen vollkommen die Stände von Grafen, Ritterschaft und Städten, welche selbst im Jahre 1809 mitten in der Rheinbundszeit versammelt worden waren. Die Grafenkurie allerdings bestand nur aus einer Person, dem Vertreter nämlich der Fürsten von Hohenlohe als Herren der oberen und unteren Grafschaft Gleichen; auch in der Städtekurie ratschlagten und stimmten nur zwei Personen, der Bürgermeister der Stadt Gotha und der Bürgermeister der Stadt Waltershausen: um so zahlreicher war dagegen die Kurie der Ritter, indem sie die Besitzer nicht nur von Rittergütern, sondern auch von Lehnstücken aller Art in sich schloß. Im vorigen Jahrhundert erschienen einmal neben den Hopfgarten und Witzleben, den Griesheim und Seebach, den Utterodt und Gräfendorf, zweiundzwanzig Herren von Wangenheim auf dem landständischen Konvente. Da die Grafenkurie, falls nicht das Interesse der Grafschaft Gleichen ins Spiel kam, mit den Rittern zu stimmen pflegte, so befanden sich die beiden Bürgermeister stets in der Minderheit und die Rechte und Privilegien der Landschaft waren in Wahrheit Rechte und Privilegien der Ritter. Eine übergroße Macht erhielten sie indessen dadurch nicht; denn obschon landesordnungsmäßig der Landschaft unterthäniger Beirat eingefordert werden sollte, wenn Reichs- und andere Sachen fürfielen, welche unserer „treuen Landschaft Wohlfahrt und Interesse sonderbar mit betreffen", so hatte doch die Regierung sich die Auslegung dieser Worte vorbehalten; sie berief den Landtag oder berief ihn nicht, wie sie grade wollte, ohne durch solche Willkür irgend einen Anstoß im Lande zu geben. Dagegen ließ aber auch Herzog August sich gefallen, daß, als er einst, um eine Reise zu machen, 20000 Thaler forderte, die Landschaft ihm antwortete: Mehr als 5000 Thaler könne nicht gegeben werden; damit werde seine Durchlaucht wohl ausreichen.

Über alle diese Dinge waren die Zeiten der französischen Gewaltherrschaft fast spurlos dahin gegangen und in den nächsten Jahren

nach Vereinigung Gothas mit Koburg hat die Persönlichkeit des Herzogs Ernst eine weit größere Umwandlung herbeigeführt, als französische Revolution, Rheinbund und Freiheitskriege es vermocht hatten. Über Druck aber und ungerechte Behandlung hatte auch in jener heute schon alten Zeit nicht leicht jemand zu klagen und jeder konnte trotz Karlsbader Schlüsse und Wiener Schlußakte über Personen und Verhältnisse des Landes in Tadel und guten Ratschlägen sich mit behaglichster Breite ergehen.

Obschon die Formen der politischen, kirchlichen und sozialen Zustände Gothas vergangenen Zeiten angehörten, war dennoch zwar nicht in ihnen aber neben ihnen ein so vielfach belebtes und erregtes Leben hervorgetreten, wie es nicht leicht in Städten gleicher Größe sich findet. Das Gymnasium zählte Männer wie Döring und Schulze, Ukert und Kries, Rost und Wüstemann unter seinen Lehrern; die Bibliothek hatte Friedrich Jacobs, die Sternwarte v. Lindenau und Enke für Gotha gewonnen; Bretschneider war Generalsuperintendent; die Naturwissenschaften wurden in mehr als gewöhnlicher Weise durch v. Hoff und v. Schlotheim vertreten; Stieler hatte bereits seine geographischen Arbeiten begonnen; Andreas Romberg bis 1818 die herzogliche Kapelle geleitet. Alle diese Männer standen untereinander in der freundlichsten Verbindung und in ihren regelmäßig wiederkehrenden Zusammenkünften war jeder gerne gesehen, der wissenschaftliche Neigungen irgend einer Art besaß. Kaufleute und Handwerker waren thätig und strebsam; aus eigenem Antrieb und aus eigenen Mitteln hatten sie für ihre Bedürfnisse tüchtige Schulen geschaffen, und mancherlei fördernde Anstalten gegründet; die Humanitätsbestrebungen des vorigen Jahrhunderts setzten sich in sorgender Thätigkeit für Arme und Verkommene fort; mit Liebe und Aufopferung wurden Freischulen und Armenwesen gepflegt und Vereine für Waisen und Gefangene erhalten. Auch hinaus über die eigenen Grenzen ward das Leben der Stadt durch eine Reihe bedeutender Anstalten geleitet. Die seit 1821 bestehende Feuerversicherungsbank und die Vorbereitungen zu der 1829 erfolgten Gründung der Lebensversicherungsbank, die Arbeiten für das allgemein verbreitete genealogische Taschenbuch, sowie die großartigen geographischen Unternehmungen von Justus

Perthes riefen geſchäftliche Verbindungen nach allen Seiten hervor; geiſtige Berührungen mannigfachſter Art wurden durch die vielen in Gotha geborenen oder gebildeten und dann an deutſche Univerſitäten berufenen Männer erzeugt, und die Eltern und Führer der zahlreichen aus allen Gegenden Deutſchlands wie aus Dänemark, Polen und Rußland das Gymnaſium beſuchenden Schüler brachten auch ferne liegende Intereſſen in den Geſichtskreis der Stadt.

Zu dieſem geſunden und friſchen Leben ſtand die Verworrenheit und Abgeſtorbenheit der politiſchen und religiöſen Richtungen in einem ſeltſamen Gegenſatze. Hier wie im übrigen Deutſchland waren die aus dem vorigen Jahrhundert überlieferten Glaubensartikel des politiſchen Rationalismus zu einem bunten Gemenge mit den nationalen Beſtrebungen, aber auch mit den phantaſtiſchen Zuthaten verbunden, welche im Gefolge der Freiheitskriege, der Burſchenſchaft und der Turnerei überall hervorgetreten und den Gothanern durch Jena mit Oken, Fries und Luden, wie durch Eiſenach mit ſeinem Wartburgsfeſte vor die Augen gebracht worden waren. Das religiöſe Leben des Herzogtums war dagegen den Bewegungen völlig fremd geblieben, welche im übrigen Deutſchland ſeit den Freiheitskriegen mehr und mehr hervorgetreten waren. Unangetaſtet zwar hatten ſich die großartigen Kircheneinrichtungen Herzog Ernſt des Frommen in geſetzlicher Kraft erhalten, aber ſie waren zu einer toten Förmlichkeit geworden, von welcher das Leben ſich losgeſagt hatte; der Rationalismus herrſchte unbedingt und ausſchließlich im ganzen Herzogtume auf dem Lande wie in der Stadt; in den Gemeinden galt er als einziges den Menſchen nicht erniedrigendes Chriſtentum; von den Kanzeln ward er verkündet, und Bretſchneider, einer ſeiner bedeutendſten gelehrten Vertreter, ſtand ſeit 1816 als Generalſuperintendent an der Spitze des geſamten Kirchenweſens. So wenig wurde der reformatoriſche, ſo wenig der chriſtliche Gehalt der lutheriſchen Bekenntnisſchriften und erneſtiniſchen Kircheneinrichtungen, welche die geſetzliche Grundlage der Landeskirche bildeten, verſtanden oder auch nur gekannt, daß, wer dieſelben ausgeſprochen und ſich lebendig angeeignet hätte, als ſchwachſinnig verlacht, oder, hatte er Geiſt, als Phantaſt angeſtaunt, oder, hatte er Mut und Kraft, als ein gefähr-

licher Menſch, als Pietiſt und heimlicher Katholik gefürchtet und gemieden worden wäre.

Ein echtes Stück Deutſchland bot ſich in Perthes' neuer Heimat dem Beſchauer dar. Totes und Lebendiges, Krankes und Geſundes, Verſtand und Unverſtand, Altes und Neues lag bunt durcheinander, nicht mehr vielleicht als in anderen Gegenden, aber anders und doch auch wunderlicher gemiſcht. Es galt auch in dieſen Zuſtänden ſich zurecht zu finden und den Halt im eigenen Innern nicht zu verlieren.

Das Scheiden von Hamburg hatte Perthes tief ergriffen und die Erinnerung an die ſchweren Stunden der letztverlebten Monate begleitete ihn in die neue Heimat hinüber. „Es iſt", ſchrieb er dem Grafen Adam Moltke, „ein ſchweres Jahr, das hinter mir liegt. In arger Not war meine Kindheit dahin gegangen, hin und her war ich als Jüngling geworfen, bis mir als Erſatz für alles, was ich entbehrt, Wandsbeck zur Heimat ward; mit Karoline ſank ſie mir ins Grab; die allmähliche Auflöſung meines an Gegenſtänden lieber Erinnerung immer leerer werdenden Hauſes, die letzten Blicke in die nun öden Räume, welche achtzehn Jahre hindurch das innigſte Verhältnis bargen, ſchnitten mir in Mark und Bein. Wir müſſen Ungeheueres vor Gott verſchuldet haben, ſonſt könnte, wenn in die Finſternis, in der wir wandeln, ein Licht in Liebe kommt, der Tod es nicht dahin nehmen dürfen. Nie hat meine Natur es ausgehalten, einen großen tiefen Schmerz nur leidend zu durchleben; auch dieſesmal machten allein die Arbeiten und die Anſtrengungen, welche notwendig waren, um als gewiſſenhafter Mann von Haus und Handlung und ſtädtiſchem Gemeinweſen zu ſcheiden, mir es möglich, das Zerreißen ſo vieler Fäden zu ertragen, an die mein innerſtes Leben ſich gebunden fühlte. Unſere Reiſe war glücklich und um einen freundlichen Eindruck hat uns ein kleiner Unfall reicher gemacht. Bei einem Dorfe unweit Netra brach die Axe — nie werde ich dieſes Dörflein Rittmannshauſen vergeſſen —; es war Sonntag, alle Bauern bei der Hand; die vierundzwanzig dort lebenden Familien machten nur eine einzige aus, waren einander mit Liebe und Freundlichkeit zugethan und begegneten ſich mit feiner Sitte; Frauen und Mädchen ſchön, die Burſchen kräftigen Wuchſes, die Männer gediente Heſſen mit dem

Feldzeichen auf der Bruſt, alle verſtändig gewandt, mit Hilfe zuvorkommend; zwölf Stunden halfen ſie ſämtlich dem Wagner und dem Schmiede, und ich hatte Mühe, ihnen ein Trinkgeld aufzudrängen. In voller, wahrer Wirklichkeit ſah ich eine Idylle, die mein Herz erfreute. Am 20. März trafen wir um Mittag in Gotha ein; die Stunde des Wiederſehens ohne die Mutter war ſchwer."

Während der nächſten Wochen nach ſeiner Ankunft in Gotha wurde Perthes durch die vielerlei kleinen Arbeiten zur Geſtaltung des neuen Lebens in Anſpruch genommen. „Eine feſte Ordnung habe ich", ſchrieb er im April, „noch nicht begonnen; die erſten Einrichtungen und die Anweſenheit meines Sohnes Matthias, der uns von Tübingen aus beſuchte, haben die Zeit ausgefüllt. Unſere vorläufige Wohnung liegt frei und offen vor der Stadt, jetzt mitten in einem Meere von Blüten, wir haben die Ausſicht in die Weite, ſehen den Seeberg und den Inſelsberg; bei klarer Luft tritt in größerer Ferne auch der Brocken hervor. Den neuen Haushalt leitet meine Tochter Mathilde beſonnen und feſt, Clemens habe ich auf das Gymnaſium gebracht, der Unterricht der beiden jüngeren Kinder iſt geordnet und die nötigſten Beſuche ſind gemacht. Mit meinen verheirateten Töchtern und deren Männern ſind wir viel zuſammen, und ſo viel erkenne ich ſchon jetzt, daß ich mich in die neue Lebensordnung werde finden können."

Sobald Perthes die nötigſte Sorge für Haus und Kinder getroffen hatte, mußte er in den letzten Tagen des Aprils ſeiner Handlung wegen nach Leipzig gehen. Das durch das Zuſammenſtrömen der verſchiedenartigſten Männer aus allen Gegenden Deutſchlands bewegte Leben der Buchhändlermeſſe übte nicht den erregenden Einfluß auf ihn aus, wie wohl in früheren Zeiten. „Nicht die Arbeit", ſchrieb er an Beſſer, „nicht das Geſchwirre der Menge, aber das Leere des Treibens iſt mir dieſesmal recht ſchwer geworden; alles erſchien mir null und nichtig und ich konnte den Dingen nicht wie ſonſt Intereſſe abgewinnen; viele Gegenſtände, die für mich bis vor kurzem noch bunten Reiz hatten, ſind mir eintönig, aſchgrau geworden; das Lebendige im Leben iſt für mich abgeſchloſſen." In wehmütiger Stimmung traf Perthes Mitte Mai wieder in Gotha ein. „Meine Seele iſt tief betrübt", äußerte er gegen Beſſer. „Dieſes Nachhauſekommen, ohne Karoline,

ohne die Stätte der Liebe, ohne die Fülle des Geistes zu finden, aus der ich mein Leben zog, ist entsetzlich; ich kann nichts mitteilen, mir wird nichts gegeben, alles ist öde und ausgestorben. Der Tag meiner gestrigen Ankunft war schwer; kein Empfang, kein Leben in der Mitteilung; die armen Kinder können mir das nicht geben." „Die Öde im Innern", schrieb ihm Gräfin Auguste Bernstorff, geborene Stolberg, „die Lücke, das Vermissen, o, wer kennt es wie ich! die Liebe, die Sehnsucht, das Heimweh und doch auch den Trost, die Hoffnung! Herzlich reiche ich Ihnen die Hand, wir sind ja eines Glaubens und trachten nach einem Ziel; die erbarmende und ewige Liebe lasse es uns erreichen!"

So weich auch Perthes' Stimmung während der ersten Wochen seines Aufenthalts in Gotha war, so verschloß doch seine lebhafte leicht erregbare Natur sich den Eindrücken nicht, welche die neuen fremdartigen Zustände und Verhältnisse ihm bringen mußten. „Sehr merkwürdig ist mir", schrieb er an Graf Moltke, „das Sein und Leben im kleinen Fürstenstaat und der Gegensatz desselben zu der Handelsrepublik, in der ich grau geworden bin. Staats-, Standes- und Verhältnisschnürbrüste giebt es für mich hier nicht, kaum für den, der im Amt und Dienst steht; ungebundener und unbekümmerter um Fürst und Regierung als hier lebt man nirgends und das ist schlimm; denn welche Bedeutung kann den kleinen Fürstentümern bleiben, wenn sie nicht das Verhältnis zwischen Fürst und Unterthanen so menschlich nahe und innig ausprägen, wie es in dem großen Staate nicht geschehen kann?" „Während ich schreibe", heißt es in einem Briefe an Besser, „tönt mir das Geläute aller Glocken in die Ohren; gestern Nacht, am 16. Mai, ist Herzog August gestorben; jede ärztliche Hilfe war vergebens, da dieser an Geistesreichtum fast verrückte Fürst sich den Genuß der schärfsten Gewürze nicht versagen konnte." „Die Totenfeier war ein trauriges Schauspiel", schrieb Perthes etwas später an Rist; „nicht hoch, noch niedrig, nicht Stadt, noch Land zeigte irgendeine Teilnahme; nur die Kammerdiener trauerten, und der Lieblingshahn des Herzogs, der bei Tag und Nacht fast immer in seiner Nähe gewesen war, sah tragisch-grimmig drein. Und doch hatte dieser Fürst niemand Leides gethan, sich nie auf ungerechte Art in

die Verwaltung gemiſcht, war geiſtvoll und gemütvoll, aber in der Jugend und Erziehung durch ſeine verbildete, auf franzöſiſch-encyklopädiſche Grundſätze gerichtete Umgebung verwahrloſt und verdorben; alles bei ihm nahm eine verkehrte Wendung, und ſeine Art ſich zu betragen grenzte an Tollheit. Da mit dem Herzoge die Gothaiſche Fürſtenlinie bis auf den katholiſch gewordenen und völlig blödſinnigen Prinzen Friedrich erloſchen iſt, würde das Land ſogleich unter Meiningen, Coburg und Hildburghauſen geteilt worden ſein, wenn nicht der Miniſter Lindenau auf der Stelle dem Blödſinnigen hätte huldigen laſſen. Zwar brachte er den gnädigſten Herrn nur mit großer Anſtrengung zum Stillſitzen während der feierlichen Handlung, aber was ſchadete das? War doch, als das Land am Morgen den Tod ſeines alten Herzogs erfuhr, ein neuer ſchon wieder da, und die ſächſiſchen Herzöge, welche gern gleich ſuccediert hätten, mußten nun ſich gedulden und nicht nur wegen des unglücklichen Todesfalls kondolieren, ſondern auch wegen des glücklichen Regierungsantrittes gratulieren. Stehen ſich, wie ich vermute, in den übrigen kleinen Staaten Fürſt und Land nicht näher als hier, ſo werden wir noch viele unerfreuliche Erfahrungen zu machen haben."

Eine patriarchaliſche Stellung des Fürſten, eine familienartige Anhänglichkeit der Unterthanen hatte Perthes nach den Vorſtellungen, die er ſich aus der Ferne von den Zuſtänden der kleinen Länder gebildet, zu finden erwartet. Er fand ſie nicht. Dagegen fand er unter den Bewohnern der Stadt einen Umfang der Bildung und eine Mannigfaltigkeit der geiſtigen Intereſſen, wie er ſie nicht erwartet. „Noch bin ich," ſchrieb er, „aus Furcht künftiger Unluſt vorſichtig bei dem Hineingehen in die hieſigen Verhältniſſe, aber das, was ich bisher geſehen habe, bietet mir mehr, als ich vermutet hatte. Es iſt wirklich erſtaunlich, welche große Zahl ſehr unterrichteter Geſchäftsleute, tüchtiger Gelehrter und ſtrebender junger Männer ſich in der kleinen Stadt zuſammengefunden haben. Von den Gelehrten gehören die meiſten auf die Bank der Naturwiſſenſchaften; es ſind Männer von Geiſt, anerkannt in ihrem Fache und im Beſitze bedeutender Sammlungen und Bibliotheken. Manche unter ihnen ſind zugleich erfahren in größeren Geſchäften, kennen die Welt und die Geſchichte; alle ſind mit-

teilend und umgänglich, unterhalten ſich aber doch am liebſten über ihre eigene Wiſſenſchaft, von welcher ich nichts verſtehe. Die Theologen und Philologen ſind wie überall; Poeſie und Kunſt vakant, an Originalen aber kein Mangel. Einen milderen, luſtigeren und kinderlieberen Schulmonarchen als den Direktor des Gymnaſiums Kirchenrat Döring giebt es nicht. Den ſiebenzigen nahe, trägt er einen grasgrünen Rock und ſchwefelgelbe Weſte, iſt ſtark buckelig, viel zu Pferde und ein leidenſchaftlicher Nimrod; er pflegt und füttert Singvögel, lieſt den Horaz und iſt gegen die Schüler von jovialſter Gutmütigkeit. Kurz, der Umgang iſt trotz des geringen Umfanges der Stadt ſo anregend und mannigfaltig, daß man nicht einmal wie Richard Pariſh nötig hat, durch öftere Reiſen die Kryptogamen abzuſtreifen, die ſich bei längerem Aufenthalt an einem und demſelben Orte ſo leicht der Menſchenſeele anſetzen." „Die Thätigkeit für Allgemeines, für Gemeinde und Staat zu entbehren, wird mir nicht ſchwer", ſchrieb er ein anderesmal. „Wer mitten in ihr ſteht, mag ſie üben, ſolange ſeine Kräfte ausdauern, aber hineindrängen ſoll der ältere Mann ſich nicht in der Meinung, daß er unentbehrlich ſei. Unentbehrlich iſt niemand; wird doch ſelbſt kein Geſtorbener lange Zeit vermißt; die Waſſer ſchlagen über ihm zuſammen, und ſeine Stätte wird nicht mehr gefunden. Der Ehrgeiz einer bedeutenden Jugend kann das Drängen und Arbeiten ins Große und Weite nicht entbehren; der ältere Mann nur dann nicht, wenn er eitel iſt. Ihm wird es immer deutlicher, daß er am ſicherſten auf das Ganze wirkt, wenn er im ſtillen die einzelnen und das einzelne vornimmt. Das Nächſte iſt das Rechte, und für den guten Willen giebt es Wirkſamkeit immer und überall. Ohne Schmerz ſehe ich mich einer öffentlichen Thätigkeit, wie ich in Hamburg ſie übte, entzogen und werde eine ähnliche niemals wieder üben; aber dankbar bin ich dafür, daß meine äußere Lage mich nötigt, alle meine Kräfte zuſammen zu nehmen und anzuſtrengen, um in meinem nächſten Beruf mit Ehren dazuſtehen. Dieſe Arbeiten und dieſe Anſtrengungen erſchweren nicht, ſondern fördern die Sammlung meines Geiſtes und das Wachſen meines Lebens in Gott. Oft habe ich zwar gezagt, wenn ich an den Schritt, den ich thun wollte, dachte. Es war nichts Kleines für mich, einen langgewohnten, zwar unruhigen

aber völlig ſicheren Zuſtand aufzugeben, um eine neue, zwar ruhigere, aber keineswegs geſicherte Zukunft zu begründen. Will man jedoch einen Beſchluß faſſen, welcher den ganzen Gang des Lebens anders beſtimmt, ſo muß man es in den Jahren thun, in welchen man noch die Kraft hat, nicht nur das Vergangene abzubrechen, ſondern auch das Neue, Fremde zu begründen; ſonſt entſteht ein elendes, halbes Weſen und Reue und ſchwächliche Sehnſucht nach dem Vergangenen, und eine gedrückte Stimmung, die zum Handeln unfähig macht, kann nicht ausbleiben. Zehn Jahre ſpäter hätte ich meinen Entſchluß nicht ausführen dürfen; jetzt wird Gott weiter helfen."

Die Gründung der Verlagshandlung.

Perthes hatte das blühende Hamburger Geſchäft ſeinem Schwager Beſſer allein überlaſſen und Gotha als Aufenthalt gewählt, um dort eine Verlagshandlung zu gründen. In welchem Sinne er den neuen Beruf auffaßte, ſpricht ſich in ſeinen Briefen aus der damaligen Zeit aus. „Ihre Frage", ſchrieb er einmal, „was ich denn nun, nachdem ich das Lebens- und Geſchäftsgetriebe hinter mir gelaſſen, beginnen wolle, war mir nicht unerwartet, Sie meinen, daß eine dreißigjährige Gewohnheit dem Menſchen ſelbſt das läſtige Geſchäftsgedränge unentbehrlich machen könne, und daß der Reiz, Unternehmungen zu wagen und mit denſelben zu ſpielen, ſchmerzhaft von mir vermißt werden würde. Sie würden ganz recht haben, wenn ich ein Ausruhen erſtreben wollte, wie Sie es vor Augen zu haben ſcheinen. Es iſt aber anders gemeint. Die Ruhe, die ich ſuchte, ſoll mir nur das Mittel werden zu neuer Thätigkeit, wie ſie den ſpäteren Jahren angemeſſen iſt. Sie wiſſen, daß ich den Buchhandel als die unerläßliche Vorbedingung einer deutſchen Litteratur ſehr hoch ſtelle. Der Nerv des Buchhandels iſt der Sortimentshandel, das iſt die Kunſt, Bücher unter die Leute zu bringen; Kenntnis des Beſſeren und der Wille, dieſes lieber als das Schlechte zu verkaufen, giebt ihm ſeinen ſittlichen Wert. Es iſt mir wohl erlaubt zu ſagen, daß ich dieſen

Zweig des Buchhandels so gut durchgeführt habe wie einer. In Deutschland steht keine Sortimentshandlung höher als die meinige. Lange aber war mir schon deutlich geworden, daß nur jüngere Jahre und heitere Rührigkeit geeignet sind, dieses Geschäft mit Erfolg zu treiben. Wer bei herannahendem Lebensabend fortarbeiten zu können meint und deshalb versäumt, das Geschäft in jüngere Hände hinüberzuleiten, wird traurige Erfahrungen machen. Die zweite Art des Buchhandels, der Verlag, ist in allen Beziehungen gänzlich verschieden von dem ersteren, aber nur der, welcher den Sortimentshandel aus eigener Handhabung kennt, kann ein Verlagsbuchhändler werden, wie er es zum Nutzen der Litteratur und zum eigenen Vorteil sein soll. Ich habe den Sortimentshandel sechsunddreißig Jahre betrieben, besitze ein reines wenn auch nicht großes Kapital und eine Anzahl guter Verlagsartikel, welche ich aus meiner alten Handlung mit herübernahm; in der Kaufmannswelt habe ich Kredit, mit vielen der ersten Gelehrten stehe ich in alten freundschaftlichen Verbindungen; ich selbst bin gesund und noch kräftig, ich habe guten Willen und Lust und Liebe zur Sache und weiß, nachdem ich manches Lehrgeld gegeben, nachgerade auch, wie viel und wie wenig ich kann, während ich früher nur wußte, was ich wollte, und deshalb manchen verkehrten Anlauf nahm. In dem allem liegt wohl ein Beruf zum Verleger. Sie werden weiter fragen, ob ich für künftige Unternehmungen bestimmte Pläne gefaßt oder ob ich dem Zufalle überlassen wolle, was er mir bringen werde. Auch darauf will ich Ihnen Antwort geben. Die Schriftsteller, welche sich jetzt auf dem litterarischen Markte umhertreiben und durch Künste aller Art den Ton anzugeben verstehen, sind schwerlich geeignet, deutsche Art und Kunst, gründliche Gelehrsamkeit und Wissenschaft zu fördern oder auch nur zu erhalten. In fast allen Zweigen der Litteratur herrscht eine schlechte Buchmacherei; die kritischen Institute sind im äußersten Verfall, aber man darf mit Gewißheit annehmen, daß die Nation besser ist als ihre Schriftsteller, und daß sie litterarische Bedürfnisse hat, die durch diese keine Befriedigung erhalten. Am meisten ist das wohl in Beziehung auf die historischen Wissenschaften der Fall. Die harten Jahrzehnte, welche die Deutschen durchleiden mußten, und die Seelenerhebung des Jahres

1813 haben, was man früher nur als Sagen und Märchen gehört, zu Fleiſch und Blut werden laſſen; was andere Zeiten nur aus Darſtellungen der Hiſtoriker kannten, hat unſere Zeit wirklich gelitten und gethan und hat, weil ſie ſelbſt eine Geſchichte gehabt, auch Sinn für Geſchichte bekommen. Die großen Erfahrungen, die keinem erſpart worden ſind, haben allen einen weiteren Blick, einen höheren Standpunkt für die Betrachtung des Geſchickes der Völker gegeben; größere Fragen, andere und tiefere als früher, werden an die Geſchichte gethan, und eine Antwort darauf darf nicht ausbleiben. Mein Beruf nun ſoll es werden, die Männer, welche ſolche Antwort geben können, ſuchen zu helfen, ſie zu drängen und zu treiben, das, was ſie können, auch wirklich zu thun, und ihnen in allen Dingen, die dem Buchhändler näher liegen als den Gelehrten, förderlich und behilflich zu ſein."

Für Perthes mußten, als er im Begriff ſtand, ſich einen hiſtoriſchen Verlag zu ſchaffen, die Vorarbeiten von Bedeutung ſein, welche ſchon ſeit Jahren von einem Kreiſe ausgezeichneter Männer gemacht waren, um den großartigen Plan des Freiherrn von Stein ins Leben zu führen. Stein hatte es immer wie eine nationale Schmach betrachtet, daß Deutſchland, wo ſo viel für gelehrte und wiſſenſchaftliche Arbeiten geſchah, keine irgend ausreichende Sammlung der Quellen ſeiner eigenen Geſchichte beſaß. Das durch die Freiheitskriege neu erregte Nationalbewußtſein und die längere Ruhe, welche der geſchloſſene Frieden verſprach, ließen eine Abhilfe als möglich erſcheinen, und Stein faßte den Plan, die Gelehrten der Nation zu vereinigen, um mit gemeinſamen Kräften die Quellen zur deutſchen Geſchichte zu ſammeln und in einer Deutſchlands würdigen Geſtalt herauszugeben. Er trat, damit die Koſten wenigſtens der erſten Arbeiten gedeckt werden könnten, mit einer Anzahl Standesgenoſſen in Verbindung, bildete in Frankfurt eine oberſte Direktion und gründete ſodann 1819 die „Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde". Der Bundestag verſprach Förderung, eine Anzahl deutſcher Souveräne Unterſtützung, und im großartigen Maßſtabe begannen die gelehrten Vorarbeiten, für welche bald Pertz den Mittelpunkt bildete. Die Herausgabe des erſten Bandes der „Monumenta Germaniae historica" verzögerte ſich

zwar bis zum Jahre 1826, aber bereits seit dem Sommer 1819 erschien unter dem Namen „Archiv der Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde“ eine Zeitschrift, welche Nachrichten über den Fortgang des Unternehmens, Untersuchungen über den zu bewältigenden Stoff und anregende und unterrichtende Auszüge aus den Briefen gab, die von nahe und fern an den Vorstand der Gesellschaft einliefen.

Perthes hatte schon 1816 in Nassau den damals eben entworfenen Plan mit Stein durchsprochen, aber das Gedränge der Berufsarbeiten hinderte ihn, so lange er in Hamburg blieb, mehr als eine allgemeine Kenntnis von dem Fortgange des Unternehmens zu gewinnen; unmittelbar jedoch nach seiner Ankunft in Gotha ging er die bis dahin erschienenen Hefte des Archivs im einzelnen durch. „Lesen Sie das Archiv der Gesellschaft“, schrieb er im Juni 1822 an Rist; „es ist ein wahrer, gründlicher Ernst darin, recht wie es einer so alten Nation wie der unsrigen gebührt; herrlich ist es, unter seinem Volke solchen Willen, solche tüchtige Gediegenheit, solche Gelehrsamkeit, Einsicht und Wissenschaft zu finden. Noch sieht es so schlimm nicht mit uns aus; wollten doch alle, die an Angst vor dem Bankerottieren unserer Zeit leiden, dieses lesen. Da ist nicht zu spüren süddeutsch und norddeutsch, protestantisch und katholisch, liberal und servil, und doch oder vielmehr gerade deshalb ist alles deutsch. Welch ein tüchtiger Mensch der Dr. Pertz und so mancher andere, welch ein geistreicher, anziehender Mann der Staatsrat Merian! Mir geht mein altes Herz ordentlich um und um vor jugendlicher Lust mit zuzugreifen, zu helfen und zu fördern.“ Allerdings wurden auch Stimmen laut, welche den warmen Eifer der rastlos arbeitenden Männer mit Spott überschütteten. „Ich halte, wie Sie, das Frankfurter Unternehmen“, schrieb z. B. ein Berliner Bekannter an Perthes, „für recht gut und lobenswert, aber ein wenig zu groß scheint mir doch die Erhitzung der Gemüter und der Aufwand von Kräften für ein Unternehmen, welches weiter nichts beabsichtigt, als eine Anzahl meistens schon gedruckter alter Annalisten und Chronisten noch einmal wieder zu drucken. Vergötterung des Mittelalters ist der Boden, auf welchem alle die gewaltigen Anstrengungen wachsen; darum lassen die

vornehmen Herren den Zügel nicht aus der Hand, und die Grafen und Barone, wie Solms und Stein und Wangenheim, und die guten Katholiken, wie Mirbach und Romberg, wie Landsberg und Spiegel, werden schon acht geben, daß nichts gedruckt wird, was ihnen unangenehme Empfindungen bereiten könnte." Giftige Äußerungen dieser Art konnten Perthes nicht abhalten zu thun, was in seinen Kräften war, um das begonnene Werk zu fördern. Manchen neuen Weg gab er an, auf welchem es möglich war, in schwer zugängliche Bibliotheken und Archive zu gelangen, und bereitwillig stellte er der Gesellschaft seine Verbindungen in Kopenhagen, in Schweden, Spanien und Livland zur Verfügung. Der glückliche Fortgang des begonnenen Werkes schien ihm indessen keineswegs gesichert. „So herrlich jetzt dieses Unternehmen in voller Blüte steht", schrieb er 1822, „kann es doch unerwartet und plötzlich scheitern; stirbt Stein oder wird er desperat, was der Mann werden kann, so ist alles aus. Auch haben die Herren die Sache zu vornehm angefangen und dennoch nicht verstanden, die dem entsprechenden Geldmittel herbeizuschaffen." Als Perthes aus dem Archiv den sehr mißlichen Finanzstand der Gesellschaft sah, wendete er sich an Dr. Schlosser in Frankfurt, welcher Mitglied der Direktion war. „Wollte man", schrieb er ihm, „das Unternehmen zu einer Sache der Fürsten und der Grafen machen, so mußten diese auch herangezogen werden. Von selbst kommt niemand mit Geld. Warum ist der Herzog von Oldenburg, der mir zu jeder Zeit gegeben hat, wenn ich seine Hilfe für eine allgemeine Angelegenheit in Anspruch nahm, nicht aufgefordert; warum fehlen Weimar und die sächsischen Herzöge; warum Rudolstadt und Bückeburg, wo man reich ist; warum sind die Erzherzöge von Österreich nicht genannt? Keinen Beitrag der Mediatisierten sehe ich, mit Ausnahme von Solms-Laubach und Fürst Taxis; keinen Beitrag des großen Adels, mit Ausnahme der ersten Stifter; warum sollten die Bernstorffs und Reventlows, die Westphalen und Humboldts nicht zutreten wollen? Doch diese Fragen mögen auf sich beruhen; denn wie die Sachen jetzt stehen, wird nur in der allgemeinen Teilnahme der ganzen Nation Hilfe zu finden sein. Subskriptionen in großem Maßstabe müssen für das Werk veranlaßt werden, wenn nicht die be-

wundernswürdige Kraft und Thätigkeit der Gelehrten vergeblich gewesen sein soll. Es wird wenig fördern, wenn man sich mit einem allgemeinen Aufrufe an die Menge wendet. Akademieen und Universitäten, Lokalvereine und Bibliotheken selbst der kleinen Städte und Gymnasien, historische Gesellschaften und der Buchhandel, Hofmarschälle und Meister vom Stuhl müssen einzeln in Bewegung gebracht werden, jeder an seinem Orte, jeder in seiner Art. Neben der vornehmen Direktion und der gelehrten Leitung muß ein finanzieller Ausschuß stehen, der weder bei Tage noch bei Nacht ruhen darf. Dann wird es gewiß gelingen, für das Unternehmen, welches als Unternehmen der Fürsten und Großen liegen bleiben müßte, die Teilnahme der ganzen Nation zu erwerben; denn überall zeigt sich Luft und Neigung zur Geschichte. An allen Orten und Enden wenden sich jetzt die Gelegenheitsschriften, die Provinzialblätter, die Schulprogramme, welche außerhalb des großen Marktes der Litteratur erscheinen, der Geschichte, meistens der Lokalgeschichte, zu und geben Zeugnis von der ernsten Liebe, mit welcher unsere Vorzeit betrachtet wird. Auch solche unscheinbaren Bemühungen sollten von der Frankfurter Gesellschaft ins Auge gefaßt und gepflegt werden. Die zerstreuten Arbeiten zu einigen, tüchtige aber ängstlich bescheidene Männer zu Mitteilungen aufzumuntern, aufkeimende Talente unter die Leitung erfahrener Männer zu stellen und auf den richtigen Weg zu leiten, dafür muß noch viel geschehen; aber es wird auch viel geschehen, schon jetzt zeigt sich die Ansteckungskraft des Steinschen Vereins. Die westfälische, die thürinzische, die schlesische, die württembergische Gesellschaft zur Erforschung der Lokalgeschichte sind bereits hervorgetreten, und mich dünkt, jeder vaterländisch Gesinnte müßte sich solchen Gesellschaften anschließen, nicht allein weil sie Wissenschaft und Geschichte fördern, sondern auch weil sie Einigungspunkte der Deutschen für Deutsches sind."

So lebhaft Perthes von der Größe des Steinschen Unternehmens ergriffen war, sagte er sich dennoch, daß es noch auf etwas anderes als auf Quellensammlung und Geschichtsforschung ankomme, wenn einer Nation historisches Verständnis zugeführt werden solle. „Unter den Geschäftsmännern jeder Art finden sich nur sehr wenige",

ſchrieb er an Riſt, „welche Zeit und Vorkenntniſſe genug beſitzen, um ſelbſt in den Quellen zu arbeiten und ſelbſt die Geſchichte zu erforſchen, und dennoch ſind ſie es und nicht die Gelehrten, welche in die Verhältniſſe eingreifen und die Geſchichte, ſo zu ſagen, machen und deshalb vor allem ſelbſtändiges geſchichtliches Urteil und ſelbſtändige geſchichtliche Einſicht bedürfen. Ihnen aber gewährt das Steinſche Unternehmen unmittelbar wenig oder nichts. Für ſie und für die Nation überhaupt iſt Geſchichtſchreibung der einzige Weg, auf welchem ihnen geſchichtliche Kenntnis und Einſicht zugeführt werden kann; aber obwohl für Hiſtoriker durch unſere Hiſtoriker ſattſam geſchrieben wird, ſucht der deutſche Geſchäftsmann jedes Standes und Ranges vergebens ſich gründlich zu unterrichten. Die älteren hiſtoriſchen Werke reichen für das Bedürfnis nicht aus; ihre Schreibart iſt veraltet, ihr Umfang ungeſchickt und vor allem: das Außerordentliche, was wir erlebt, ſtellt neue, früher unbekannte Anforderungen. Auf Grund derſelben ſind allerdings allgemeine Geſchichten während der letzten Jahrzehnte erſchienen, ich erinnere an Joh. Müller, Schloſſer, Rotteck, Pölitz, Eichhorn, Heeren, Fr. Schlegel, Saalfeld, aber gänzlich fehlt es an einer Geſchichte der einzelnen Staaten Europas. Die nach zuſammenhängendem Plane gearbeiteten Werke dieſer Art, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Heilbronn und Münſter erſchienen, ſind vergeſſen; die nach dem Vorbilde von Guthrie-Gray veranſtaltete Sammlung iſt unvollſtändig und ihre Teile ſtehen in keinem Verhältnis zu einander; Spittlers bedeutendes Werk iſt nur Entwurf; Woltmann und Galletti ſind im erſten Anlauf ſtecken geblieben. Seit Jahren ſchon beſchäftigt mich der Gedanke, ein großes hiſtoriſches Werk ins Leben zu rufen, welches die Geſchichte der europäiſchen Staaten zwar einzeln, aber in ſteter Rückſicht auf deren Stellung zu einander und auf deren politiſche Lage in der Gegenwart behandeln ſoll. Es müßte von einem Verein tüchtiger Männer nach einem gemeinſamen Plane gearbeitet werden; der Umfang darf nicht ängſtlich beſchränkt, aber die Geſchichte der einzelnen Staaten muß nach Verhältnis ihrer hiſtoriſchen Bedeutung abgegrenzt ſein. An gelehrten Vorarbeiten fehlt es nicht, und ältere und jüngere Männer werden ſich finden, welche der Aufgabe gewachſen ſind und ſich ihr

unterziehen wollen und können. Die Einleitungen müßten, bevor die Herausgabe beginnt, so weit vorgeschritten sein, daß das Ganze wenige Jahre nach Erscheinen der ersten Teile vollendet werden kann; das Stückeln und Bröckeln ist eine häßliche Unart in der deutschen Litteratur. Die größte Schwierigkeit wird die Bildung der Redaktion machen, welche den gemeinsamen Plan entwerfen, Ton und Art der Darstellung bestimmen, den Umfang jeder einzelnen Arbeit feststellen und den richtigen Takt haben muß, die Geschichte jedes einzelnen Staates dem rechten Manne zu überweisen. Nur aus zwei oder drei Mitgliedern kann die Redaktion bestehen; aber diese müssen nicht allein inneren historischen Beruf, sondern auch die allgemeine öffentliche Anerkennung haben, um den nötigen Einfluß auf das schwer zu behandelnde Volk der Schriftsteller üben zu können. Wohl erkenne ich die großen Schwierigkeiten, welche überwunden werden müssen; aber warum sollte nicht heute für ein solches Unternehmen ebenso gut ein der Sache würdiger Verein tüchtiger Historiker sich zusammenfinden, wie er sich einst für das Guthrie-Grayſche Werk durch Heyne, Schröckh, Schlözer und andere bildete? Da die Rücksicht auf Kapital, Erwerb und Gewinn keine Übereilung nötig macht, so halte ich den Plan für ausführbar; guter Wille in günstiger Lage vermag viel."

„Wollen Sie", antwortete ihm Rist, „eine echt politische Geschichte der europäischen Staaten liefern, so habe ich dagegen einzuwenden, daß unsere Zeit unfähig ist zu größeren historischen Unternehmungen im höheren Sinne. Geschichtschreibung fordert einen befriedigten Sinn, eine ruhig gestaltete Umgebung und empfängliche Zeitgenossen. Uns aber fehlt es durchaus an einem gewonnenen festen Standpunkt, von dem aus sich die Erscheinungen betrachten, beurteilen und hinab bis zu uns führen lassen. Bald sind wir nun vierzig Jahre mit unseren Sünden durch die Wüste gezogen und noch stehen wir nicht auf dem Berge, von dem wir das gelobte Land erblicken können; wir Väter werden Kanaan nicht betreten, mein lieber Freund, glücklich, wenn uns einst noch unsere Füße auf die Höhe tragen, von welcher wir denen nachschauen, die voll heiterer Zuversicht hinabziehen und es in Besitz nehmen. Zwar werden auch ihnen noch harte Kämpfe mit

Philiſtern und Kananitern bevorſtehen, aber ſie werden doch erlangen, was wir noch nicht einmal erkennen. Denn was iſt denn bis jetzt gewonnen und ausgemacht über unſern Zuſtand, über unſern Staat, unſer öffentliches Leben, was anders, als die vollſtändigſte Verwirrung? welche Rätſel ſind denn gelöſt, welche Verfaſſung iſt begründet? Wir ſind von tauſend Täuſchungen befreit, um in mehr denn tauſend Zweifel und Ungewißheiten zu verfallen. Das, wovon wir das Beſte gehofft, woran wir Leben und Zeit geſetzt hatten, iſt unter unſern Händen zum Verderben geworden. Die Völker ſelbſt ſind irre geworden an ihren Wünſchen, die Regenten irre an ihren Völkern und an ſich ſelbſt. Die Weiſeren haben ſich zurückgezogen und ſuchen in ihrem Innern den Haltpunkt, den ihnen das öffentliche Leben verſagt. Mißverſtändniſſe, Parteiungen, Gewiſſenszweifel, Mißverhältnis zwiſchen den Bedürfniſſen und den Mitteln treiben die einzelnen, die Geſellſchaft und die Staaten um. Wo nun ſoll bei ſolchem Zuſtande der Geſchichtſchreiber feſten Fuß faſſen, wo Ruhe finden für ſich und andere? Nein, Zeiten großer Gärung, Zeiten des Unterganges, der erſt begonnen hat, ſind nur dazu geeignet, Materialien zu ſammeln, Forſchungen anzuſtellen, einzelne Vorarbeiten zu liefern, aber nicht Geſchichte zu ſchreiben. Doch geſetzt, die Männer wären da, die Geſchichte ſchreiben könnten, ſo würden ſie Geſchichte nicht ſchreiben dürfen. Wird nicht die Furcht, jener frechen Jakobinerrotte, die ſeit Napoleon überall zuhauſe iſt, Waffen in die Hand zu geben, wird nicht der Ekel vor den Polizeiverboten der Regierungen dem Schreibenden die innere unbefangene Heiterkeit nehmen und ihm die Flügel lähmen, die ihn emportragen ſollten? Wie lange wird es noch erlaubt ſein, die Greuel der Hierarchie, die Unthaten der Gewaltigen und die Entſtehung der erlauchten Stammhäuſer hiſtoriſch zu beſprechen? Auch das vergeſſen Sie nicht, daß ein umfaſſendes hiſtoriſches Unternehmen, an deſſen Spitze Sie ſtehen, allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen und alle Spürhunde rechts und links in Bewegung bringen wird. Wahre und wirkliche Geſchichte kann unſere Zeit nicht erzeugen, und ein Werk, nur bequem zum Gebrauch, iſt des Schweißes der Edlen nicht wert — das vergeſſen Sie nicht, mein lieber Freund."

Auch Voel, welchem Perthes ſeine Pläne und Wünſche mitgeteilt hatte, machte nicht unerhebliche Bedenken geltend. „Wahr iſt es“, ſchrieb er an Perthes, „daß die Begebenheiten unſerer Zeit in einzelnen Menſchen das Bedürfnis einer gründlichen geſchichtlichen Forſchung erweckt haben, um das Notwendige und das Zufällige in dem Entwickelungsgange der Geſellſchaft, das Vergängliche und das Mißbräuchliche in den beſtehenden Einrichtungen, das Rechte und Wahre in den Forderungen an die Zukunft auszumitteln. Die Zahl ſolcher gründlichen Forſcher iſt aber verhältnismäßig nur gering, und was ſie ſuchen, werden ſie auch in den beſten hiſtoriſchen Handbüchern nur angedeutet, nie ausgeführt finden. Den meiſten unſerer Zeitgenoſſen aus den verſchiedenen gebildeten Maſſen iſt es wenig um Belehrung durch die Geſchichte zu thun, kaum daß ſie noch einige Unterhaltung darin finden. Der aufgeregte Geiſt der gegenwärtigen Generation ſtrebt nach einem Gute, was nicht von den Voreltern beſeſſen und nicht von deren Enkeln verſcherzt worden iſt; er beruft ſich nicht auf Brief und Siegel, auf verletzte Privilegien und Verträge, nicht auf beſchworene und gebrochene Kapitulationen, ſondern auf das Bewußtſein gereifter Kraft, die auf die Länge der Schwäche nicht dienſtbar bleiben kann. Auch der dem Gange der Zeit widerſtrebende Teil ſtützt ſich nicht auf die Vergangenheit; ſeine Stärke iſt der Beſitz, die Legitimität von heute oder von geſtern, das ‚von Gottes Gnaden‘, ohne ſich einzulaſſen auf das Warum und Wie. Die Frage, wie der gegenwärtige Zuſtand herbeigeführt worden, mag aus der Geſchichte beantwortet Belehrung und Unterhaltung gewähren; nur iſt der Augenblick nicht dazu geeignet. Das bleibt der Zukunft vorbehalten, die das Gut errungen, den Kampf beendet haben wird. Überhaupt möchte ich glauben, daß das, was den eigentlichen Reiz der Geſchichte ausmacht, was ſie von einem Aggregate von Thatſachen unterſcheidet: die allmähliche Entwickelung, die kaum merklichen Übergänge von einem Zuſtande zum andern, der Faden, der durch das Ganze läuft und die entfernteſten Zeiten miteinander verbindet, daß dieſes nur wenig Intereſſe für Leſer einer Zeit haben kann, die ſo reich an großen und unerwarteten Begebenheiten geweſen iſt. Ganze Jahrhunderte erſcheinen den meiſten leer im Vergleiche mit einzelnen Monaten der Gegenwart; flüchtig und gleichgiltig werden

täglich Zeitungsartikel durchlaufen, welche unſerer Väter ganze Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen und ihre Erwartung auf das äußerſte geſpannt haben würden. Unſer durch Haupt- und Staatsaktionen verwöhnter Geſchmack bedarf ſtarker Reizmittel, und bei den ſchnellen Entwickelungen, die wir durchlebt haben, und bei der Ungeduld, mit der wir der Zukunft entgegenſehen, iſt jeder allmähliche Übergang für uns eine peinliche Leere, alles langſame Fortſchreiten ein ermüdender Stillſtand. Sie glauben mancherlei Zeichen zu ſehen, die das Gegenteil beweiſen. Die zehntauſend Exemplare aber von Kohlrauſchs deutſcher Geſchichte, die ſo willige Aufnahme gefunden, verdanken dieſe Popularität dem deutſchen Rocke und der deutſchen Selbſtvergötterung, die damals Mode war, und wenn es möglich geweſen wäre, die verherrlichenden Anekdoten, Charakterſchilderungen und Sittenzüge, welche das Buch enthält, in alphabetiſcher Ordnung vorzutragen, ſo hätten wie vom Konverſationslexikon 80000 Exemplare ihr Unterkommen gefunden. Walter Scott ferner wird jeder Zeit gefallen, nicht weil er ein Hiſtoriker, ſondern weil er ein Dichter iſt, der aus einigen bekannten Elementen eine Wirklichkeit zuſammenſetzt, die leibt und lebt, in der man ſich zuhauſe fühlt, die uns durch einen Zauber, der nur dem wahren Dichter möglich iſt, den Genuß einer doppelten Exiſtenz verſchafft, indem ſie uns neben der wirklichen Gegenwart zugleich in einer ganz fremden Vergangenheit leben läßt. Statt den Geſchmack an Geſchichte vorauszuſetzen, iſt vielmehr die Vorliebe für Scott nur ein Reizmittel, dieſen Geſchmack zu erwecken. Von einer Geſchichte, die jetzt geſchrieben wird, läßt ſich nichts Bleibendes, nicht wirkliche Geſchichte erwarten. Sie ſoll die frühere Geſchichte in Beziehung auf ihren jetzigen Zuſtand darlegen — ihren jetzigen Zuſtand! — wer vermag ihn zu faſſen, und vermöchte es jemand, ſo würde das Bild, kaum entworfen, ſchon nicht mehr ein treues ſein. Wie war der Zuſtand Frankreichs, Spaniens, Italiens vor wenigen Jahren, und wie wird er in wenigen Jahren ſein? Was iſt aus den rüſtigen Turnern geworden, die für poſitives Recht ſchwärmten; was wird aus den Hallerianern werden, die für das Unding ihres neu entdeckten Rechts, das auch ein Naturrecht iſt, nicht minder fanatiſch eifern! Wie manches ſcheint jetzt herrſchend in der gärenden Maſſe, was bei fortdauernder Gärung als fremdartiger Beſtandteil wird herausgeworfen

werden! Wie lange wird Spanien sich von den Encyklopädisten, Frankreich sich von den Bourbons und Jesuiten beherrschen lassen, und wie lange der Einfluß der Papisten im protestantischen Deutschland und der Einfluß der halbbekehrten Naturphilosophie im bayerischen Hauptsitze des katholischen Deutschlands währen? Ist nicht fast überall im bürgerlichen, politischen, religiösen und finanziellen Leben der Zustand ein provisorischer? Aber nicht das Werden, sondern das Gewordene ist das Ziel der Geschichte, und erst aus dem Gewordenen erkennt man das, woraus es hervorgegangen ist. Wenn Ihre Staatengeschichte sich also auf den gegenwärtigen Zustand der Staaten beziehen soll, so hat sie den doppelten Fehler, daß sie sich auf ein Vorübergehendes und auf ein unvollständig Erkanntes beziehen soll. Wo ist der Mann, der die ungeheueren Umwälzungen einer nahen Zukunft auch nur im Dämmerlichte sieht? und wäre er da, so würde er sich nicht erwehren können, den Geburten der arbeitenden Zeit mit seinen Wünschen und Vermutungen zuvorzukommen. Seine Geschichte würde, wie alles, was in bewegter Zeit lebendig aus ihr hervorgeht, die Gärung vermehren, die Leidenschaften erregen, Kampf hervorrufen und ein sprechendes Denkmal der Gegenwart, aber nicht eine Geschichte der Vergangenheit sein. Eine solche Geschichte aber darf nicht und eine andere kann nicht geschrieben werden. Ich glaube demnach, daß kein Zeitpunkt ungünstiger als der gegenwärtige sein kann, eine Geschichte der gegenwärtigen gerade jetzt in einem Verwandelungsprozesse begriffenen Staaten zu schreiben. Dagegen kann ich einen Wunsch, den ich schon lange gehegt, nicht unterdrücken. Ich möchte den zahlreichen kleinen Staaten, die mit einem Federstriche in schmachvoller Zeit vernichtet wurden, ein gemeinsames Denkmal errichtet sehen. Auch der kleinste unter ihnen hat seine Geschichte, seine rühmlichen Thaten, seine ausgezeichneten Bürger, seine eigentümlichen Einrichtungen. In allen leben gewiß noch einzelne, die aus eigener Anschauung berichten könnten. Es wäre ein Akt der Pietät, das Andenken dieser in ruchloser Zeit ohne Schonung den Gegnern zur Beute Hingeworfenen zu erneuern, und das Gestorbene vermag unsere Zeit zu beschreiben, aber nicht das Lebende."

„Solche Antwort, wie ich von Ihnen beiden erhielt", entgegnete Perthes, „habe ich erwartet und gehofft. Ähnliches war mir selbst wohl

zu manchen Stunden in den Sinn gekommen, von Euch wünſchte ich klar und beſtimmt dieſe aus dem Düſtern in das Düſtere ſchauenden Einreden zu erhalten, um dem Feinde Auge in Auge ſehen zu können. Nun ich die in mir ſelbſt zuweilen aufgetauchten dunklen Bedenken an das Licht gezogen ſchwarz auf weiß vor mir liegen habe, weiß ich, woran ich bin. Mit Euren Bedenken will ich ſchon fertig werden, mit Euch ſelbſt aber nicht; denn die Verſchiedenheit unſerer Anſichten über dieſes eine Verhältnis wurzelt tief in der Verſchiedenheit unſerer geſamten Stellung zum Leben. Sie, mein lieber Riſt, haben ſich ebenſo wie Poel eingelebt zu einer Stimmung, welche ohnerachtet der Mannigfaltigkeit und des geiſtigen Reichtums Ihrer Umgebungen, doch von einer etwas düſtern Wolke überſchattet wird, welche Ihren Anſichten, beſonders, wenn ſie ſich zu Tableaux geſtalten, einen einſiedleriſch abgeſchloſſenen Charakter giebt. Dieſe Stimmung und dieſe Anſichten haben ihre Wahrheit, aber indem ſie ſich mit einem ſolchen Maße von Geiſt und Kenntnis kritiſch gegen That ausſprechen, prägen ſie ſich zu einem Negativen aus, an dem keine Blüte des Glückes haftet; Glück und Erfolg bindet ſich nur an den auf guten Glauben gegründeten Mut. Sie halten unſere Zeit für unfähig, Geſchichte zu ſchreiben, weil ſie mitten in einem gewaltigen Umbildungsprozeſſe begriffen ſei. Ich frage dagegen, wann wird der Zeitpunkt kommen, in welchem die Geſchichte Halt macht? Wollen wir am Ufer ſtehen und warten, bis der Strom abgelaufen iſt, damit wir trocknen Fußes hinüber kommen? Käme wirklich eine Zeit ſogenannter Ruhe, ſo würde ſie ihren Grund in Ermüdung und Erſchlaffung haben, und eine erſchlaffte Zeit wird keine Geſchichte ſchreiben. Mein angeborenes Temperament, mein Emporkommen, die mannigfachen Verwickelungen meines Lebensganges, aus denen ich immer gerettet ward, haben mir eine Stellung gegeben, welche der Eurigen gerade entgegengeſetzt iſt. Keckheit und Leichtſinn ſind die Klippen meiner Stellung, vor welchen mich die Demut, die ich habe, und Freunde wie Ihr ſchützten und bewahrten. Ihr ratet ab, geſtützt auf Geſchichte und auf die daraus gezogenen Reſultate; ich wage, geſtützt auf Geſchichte und lebendige Erkenntnis der Gegenwart.“

Perthes war feſt in ſeinem Vorhaben und that ruhig und beſonnen die Schritte, welche der Ausführung näher bringen konnten.

Zunächst kam es darauf an, die Männer zu finden, welche als Leiter des Unternehmens genannt, die Ordnung des Ganzen bestimmen, die Bearbeiter für die Geschichte der einzelnen Staaten aufsuchen und gewinnen und mit ihnen die Art der Behandlung festsetzen konnten. Als Perthes im März 1822 von Hamburg nach Gotha übersiedelte, hatte er in Göttingen auf seiner Durchreise Heeren warm und lebendig seinen Plan vorgelegt und ihn aufgefordert, als Herausgeber an die Spitze zu treten. Heeren hatte Bedenkzeit verlangt und schrieb am 3. Mai 1822 an Perthes: „Ihre Hauptideeen, mein verehrter Freund, sind sehr richtig und deren Ausführung halte ich für möglich; aber ich selbst kann bei der Spanne Zeit, die mir im 62. Jahre noch zugemessen sein möchte, mich nicht an die Spitze eines so weit aussehenden Unternehmens stellen. Ich bin mit der Herausgabe meiner sämtlichen historischen Schriften beschäftigt und trage mich überdies mit der Lieblingsidee, noch eine Geschichte des Handels, besonders des Orients, unter der arabischen und mongolischen Herrschaft zu schreiben, sie durch das Mittelalter fortzuführen uud dadurch eine der größten Lücken in der Weltgeschichte ausfüllen zu helfen. Ich lebe also in ganz anderen Regionen als in denen der europäischen Staatengeschichte und würde unrecht thun, wenn ich auf Ihr Anerbieten einginge. Kann ich Ihnen aber mit meinem Rate nützlich sein, so wissen Sie, daß ich Ihnen immer bereit sein werde." Da Heeren, als er wenige Wochen später Perthes in Gotha besuchte, fest bei seiner ablehnenden Antwort blieb, mußte Perthes sich anderweitig umsehen und fand in der Nähe, was er in der Ferne gesucht hatte. Schon im Juni schrieb Perthes an seine Hamburger Freunde: „Seid nur ruhig, ich werde schon finden, ohne auszugehen wie ein brüllender Löwe und zu sehen, wen ich verschlinge, und ich meine schon gefunden zu haben."

Perthes dachte bei diesen Worten an Ukert, der seit einer Reihe von Jahren in Gotha als Bibliothekar und Professor am Gymnasium angestellt war. Schon bei dem ersten Zusammentreffen fühlte Perthes sich durch Ukert angezogen und bereits im Juli schrieb er an Rist: „Ukert ist der rechte Mann; anerkannt als Gelehrter, ist er dennoch geistreich, lebendig und freien Geistes. Er kennt die großen Weltverhältnisse, hat Interesse für die Litteratur im umfassendsten Sinne des

Wortes, er hat Geſchmack und Urteil und ſteht zugleich mit den hervorragendſten Hiſtorikern in naher Verbindung. Seiner Schärfe und ſeines Witzes wegen wird er von manchen gefürchtet, mir aber macht ſeine häßliche, beißende Lebhaftigkeit Freude, da ſie mit einem feinen ſittlichen Sinn, einem edlen Charakter und großſtädtiſchen Weſen verbunden iſt."

Ukert war nicht abgeneigt, ſich der Leitung des Unternehmens zu unterziehen, und er und Perthes verſtändigten ſich nun in langen und wiederholten Verhandlungen über die innere und äußere Geſtaltung des Werkes. Niemand ſollte als Mitarbeiter zugelaſſen werden, welcher die Geſchichte als ein Mittel betrachtete, die Wahrheit irgend eines politiſchen Syſtems zu beweiſen. „Nicht allgemeine politiſche Prinzipien", ſchrieb Perthes einem Freunde, „nicht Darlegung und Verteidigung der eigenen politiſchen Grundſätze, nicht geſchichtliche Räſonnements oder Betrachtungen über die Geſchichte iſt die Aufgabe unſeres Unternehmens. Den Ausgangspunkt ſoll eine allgemeine Einleitung bilden, welche den Untergang des römiſchen Reiches und das erſte Hervortreten der neuen Staaten darſtellt. Von dieſer Grundlage aus wird ſodann die Geſchichte jedes einzelnen europäiſchen Staates durch verſchiedene Schriftſteller bearbeitet; die äußere Geſchichte, wie ſie in den Herrſchern und in den freundlichen und feindlichen Beziehungen zu andern Staaten erſcheint, bildet den Kern jeder Bearbeitung. Es tritt hierdurch allerdings der Herrſcher und Regierer mehr, als es der jetzigen Zeitſtimmung behagt, in den Vordergrund; aber es bleibt nun doch einmal wahr, daß die Herrſcher und Regierer zu allen Zeiten den entſcheidenden Einfluß auf den Gang der Geſchichte gehabt haben. An dieſe äußere Geſchichte reihen ſich ſodann die Antworten auf die Fragen: wie hat der dritte Stand, wie das Verhältnis der Stände zu einander und zum Fürſten ſich gebildet, wie entwickelten ſich Heere und Finanzen, Wiſſenſchaften und Künſte, Handel und Gewerbe, ſittliche und religiöſe Zuſtände? Einfach, klar, ruhig ſoll erzählt werden, was ſich zugetragen hat, der Wahrheit gemäß, alſo gründlich nach den Quellen, ſo weit die Forſchung gegenwärtig reicht. Beſtellen bei dieſem oder jenem läßt ſich eine Geſchichte dieſer Art nicht, wir müſſen vielmehr für jeden Staat nach einem Hiſtoriker ſuchen, welcher deſſen Entwickelung bereits mit Liebe durchforſcht hat und nun die Reſultate bisheriger Forſchung

darlegen kann. Daß er mit besonderer Liebe und mit vaterländischem Interesse seinen Gegenstand behandelt, daß die Liebe vielleicht in Vorliebe übergeht, bringt nicht Nachteil, sondern Vorteil; denn Wärme wird in den Schriften aller zu finden sein, und die Einseitigkeiten gleichen sich gegenseitig aus."

Auf Perthes' und Ukerts wiederholt ausgesprochenen Wunsch ließ nun auch Heeren sich bereit finden, nicht nur seinen Rat, sondern auch seinen Namen für die Leitung des Unternehmens zuzusagen und noch vor Ende des Jahres 1822 war durch Bildung der Redaktion der erste Schritt gethan, den Plan einer „Geschichte der europäischen Staaten herausgegeben von Heeren und Ukert" zu verwirklichen. Es kam nun darauf an, die Männer ausfindig zu machen, welche die Geschichte der einzelnen Staaten bearbeiten konnten und wollten. In einer Zusammenkunft von Heeren, Ukert und Perthes im März 1823 zu Göttingen wurde verabredet, daß Perthes sich zunächst an einige wenige bedeutende Historiker, welche verschiedenen Staaten angehörten, wenden und deren Rat und Teilnahme sich im allgemeinen erbitten solle. Perthes schrieb daher an Rehberg in Hannover, an Friedrich von Raumer, an den Freiherrn von Hormayr, K. A. Menzel, Friedrich Christof Schlosser und Karl Friedrich Eichhorn in Göttingen, mit denen sämtlich er seit Jahren bekannt, zum Teil befreundet war. Die schnell erfolgten Antworten sprachen sich ohne Ausnahme mit großer Wärme für das Unternehmen aus, fanden den Plan anziehend, den Verein ehrenvoll, zur Teilnahme einladend und sagten Hilfe zu mit Rat und That. „Es ist dringend nötig", heißt es in einem Antwortschreiben, „unseren Ultras aller Art immer mehr zu zeigen, daß sie in ihrer Unwissenheit gar nicht wissen, was deutsch ist, sondern bald leere Abstraktionen, bald fremde Narrenteidinge für deutsch ausgeben oder als etwas Vortreffliches in Deutschland einschmuggeln wollen. Nichts kann hier besser helfen als Geschichte; aber wer liest heute etwas anderes als Zeitungen, und daran sind die Historiker selbst schuld, weil wir zu wenig daran denken, ein Buch auch lesbar zu machen, und um des Beifalles gewisser gelehrten Chorführer wegen echte Gelehrsamkeit nicht von pedantischer Form, Denkwürdiges nicht von Bagatellsachen unterscheiden und gar leicht, weil wir nicht ein bestimmtes Publikum ins Auge fassen, keinem

gefallen." „Vornehmlich deshalb sind", antwortete ein anderer, „die älteren Werke über die Staatengeschichte so unbefriedigend, weil sie die innere Entwickelung der Nationen und die Prinzipe der Regierungen wenig oder gar nicht berücksichtigen. Die Aufgabe, die heute an den Historiker gestellt werden muß, ist viel schwieriger als die frühere und in Beziehung auf außerdeutsches, nicht aus eigener Anschauung erkanntes Volkstum vielleicht ganz unlösbar geworden." Aus Hannover schrieb der alte treffliche Rehberg: „Das Andenken, hochverehrtester Herr, davon Ihre gewogentliche Zuschrift mir einen höchst schätzbaren Beweis giebt, und das Vertrauen, daß ich ein für die Bildung unserer Nation wichtiges Werk fördern könne, ist mir unendlich schätzbar. Ich will Ihnen offen mitteilen, wie weit meine Förderung sich erstrecken könnte. England hat, als der einzige Staat, dessen öffentliche Verhandlungen aller Nationalangelegenheiten völlig befriedigende Belehrung gewähren, seit langer Zeit meine größte Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und einer vierzigjährigen Beschäftigung mit den Parlamentsverhandlungen verdanke ich den größten Teil der Bildung meiner politischen Denkungsart. Diese eben hat eine durchaus praktische Richtung erhalten, und wenn ich mir gleich eine bessere Kenntnis der englischen Angelegenheiten zutraue, als sie in Deutschland gewöhnlich ist, so bin ich doch nichts weniger als ein Kenner der englischen Geschichte. Mit älteren Quellen habe ich mich nie abgegeben, und so würde mein Urteil über die früheren Zeiten doch lediglich durch die Gesichtspunkte bestimmt werden, welche die neueste Geschichte angiebt. Ich könnte also in einem meiner Beurteilung unterworfenen Werke wohl bemerken, ob die allgemeinen Gesichtspunkte richtig aufgefaßt oder verfehlt sind, aber im einzelnen werde ich kein Urteil haben." Aus Wien gab Hormayr Winke über die Behandlung des Kaiserreiches. „Lassen Sie ja", äußerte er, „über Österreich niemand schreiben, der nicht genau lokalisiert ist, am wenigsten einen in unseren Zeiten von dort Ausgewanderten. Das Spiel würde sonst mit falschen Karten gespielt, und der Wert des Werkes nicht länger dauern als die Leidenschaften des Augenblickes. Es ist seit fünfzehn Jahren unglaublich viel bei uns für Quellensammlung gethan, und wer Ungarns oder Böhmens oder Österreichs Geschichte schreiben will, muß von Wien aus sich orientieren,

ich würde Ihrem Abgeordneten mit Freude ebenso an die Hand gehen, wie dem Abgeordneten der Frankfurter Gesellschaft, Dr. Pertz, der durch seltene Gründlichkeit und Bescheidenheit vorzüglich geeignet ist zu jedem wissenschaftlichen Geschäft. Leicht aber wird es der Geschichtschreiber nicht haben; wir leben in einer sehr unangenehmen Zeit; wenig innere Solidität und Intensität und im Ausdrucke nicht Anstand noch Würde; nirgends rein die Sache, sondern alles durch und durch mit Persönlichkeiten gesprenkelt, viel Geschrei und wenig Wolle. Wer durch That und Opfer an den großen nationalen Kämpfen teil hatte, möchte vor Scham in die Erde kriechen über dieses Geschlecht, das dabei nichts gethan, nichts gelitten hat und jetzt mit gewaltigem Flügelschlag und Gekrächze hinterdrein kommt, wie die Raben über das Schlachtfeld."

„Sie sollen sehen", heißt es in einem anderen Briefe, „daß ich Sie sehr wohl kenne und mir Ihr Zutrauen etwas wert ist; auch Ihr Plan ist vortrefflich, nur weiß ich nicht, woher Sie die Männer nehmen wollen, und das muß ich erst wissen, weil ich mich schlechterdings nicht darauf einlassen will, das infame Spekulieren der Autoren auf Ruhm oder Geld zu unterstützen. Ich habe der Wahrheit und einer reinen und bescheidenen Liebe mehr geopfert, als ich Ihnen sagen kann; ich habe, dem Eremiten ähnlich, der Welt und ihren Freuden, Weib und Kindern freiwillig entsagt und denke der Wahrheit mit derselben Seligkeit zu sterben, mit welcher ich ihr gelebt habe. Ist also Ihre Sache eine merkantile, so lassen Sie den wunderlichen Mann, der Ihr Geld nicht braucht, lieber seinen Gang gehen; sind Sie aber der Mann, als den Sie sich in den Zeiten der Unterdrückung Deutschlands bewiesen, dann will ich den Anteil nehmen, den Sie oder die Redaktoren mir anweisen, und weil ich meinem Vaterlande einen Dienst zu thun glaube, gerade so arbeiten, als wenn ich in Ihrem Solde stände. Sie wollen mein Urteil über Männer, die jetzt über Geschichte schreiben. Ich schweige, weil ich Ihnen sagen müßte: ‚Dem fehlt es an Geschmack, dem an Kenntnis, dem an Ernst, dem an Religion, jenem an Philosophie und einem anderen an allem.' Sie werden lächeln, aber hoffentlich nicht glauben, daß ein Alleinweiser redet. Also ich tauge zu einem Beurteilen der Pläne anderer nichts, ich will aber gerne helfen, aber nur, wenn ich eine bestimmte Anweisung erhalte.

Ich bin erstaunlich stolz; aber glauben Sie, auch ebenso erstaunlich bescheiden, und es ist mir nie eingefallen, einen Wert auf mein Geschreibsel zu legen, wohl aber darauf, daß gar manche Seele bei mir und durch mich das Zutrauen zum Menschen, welches ihr meine Bücher rauben mußten, wiedergewonnen hat. Soll ich mitarbeiten, so muß ich die Leute wissen, in deren Gesellschaft ich komme; denn ich bin ganz erstaunlich bange vor schlechter Gesellschaft und lebe, weil die gute sehr rar ist, durchaus einsam."

Um für die Bearbeitung der einzelnen Staaten die rechten Männer zu finden, wurden die ersten Schritte teils durch Ukert, teils durch Perthes gethan. Nicht ohne Bedenken erwartete Perthes die Erfolge dieser Schritte. „Eure Excellenz werden lächeln", schrieb er an den Freiherrn von Gagern, „über unseren guten Glauben, deutsche Gelehrte zu einem gemeinsamen Wirken vereinen zu können. Ich kenne die Schwierigkeiten wohl alle; indessen allein wirkt niemand auf der Welt, und wer zu ekel ist, sich helfen zu lassen, wird bei aller Meisterschaft nie etwas Großes hervorbringen. Mit dieser Wahrheit hoffe ich die Delikatesse selbst der Gelehrten zu überwinden, die nur in guter, das heißt in ihrer eigenen Gesellschaft sein wollen. Verzagen thue ich nicht; mir ist die Gabe verliehen, Zerstreutes zu einigen, Fernstehende zusammenzubringen und Mißklänge des Geistes und des Herzens unter redlich Wollenden auszugleichen. Das ist der Pflug, mit dem ich gepflügt habe mein Leben lang." Der gute Glaube hatte Perthes nicht getäuscht: von allen Seiten zeigte sich bereitwilliges Eingehen der Gelehrten in den feststehenden Plan, ja, selbst Freude sprach sich darüber aus, auch einmal im Verein mit vielen anderen an einem gemeinsamen Werk zu arbeiten. Nicht ohne einiges Siegergefühl berief sich Perthes den beiden zweifelnden Freunden Rist und Poel gegenüber auf das vortreffliche Personalmaterial, welches sich zusammengefunden habe. „Gerade das vortreffliche Personalmaterial, wie Sie es nennen", antwortete ihm Rist, „ist eine gefährliche Versuchung für Sie, sich sicherer zu fühlen, als die Umstände es gestatten. Napoleon hatte auch vortreffliches Personalmaterial und ließ sich dadurch verleiten, den Zug nach Rußland zu machen. Die Kälte war aber zu kalt für das vortreffliche Material, und mir scheint die politische Luft dieser Jahre eine

ähnliche frostige und ertötende Wirkung auf die Geschichtschreiber üben zu müssen. Vergessen Sie auch nicht, daß Sie mit deutschen Gelehrten zu thun haben, die wohl eine gute Vorarbeit, aber in der Regel kein gutes Buch zu machen verstehen und im ganzen ein sehr unregierbares Volk sind, welches seinen Willen in allen Stücken haben will, keinen Takt hat, mit der Thür ins Haus fällt und sich um einer Ansicht willen allenfalls totschlagen läßt. Bedenken Sie ferner, daß zwischen dem Gelehrten, der aufgefordert wird, und dem Verleger, der auffordert, eine Art von zarter Koketterie stattfindet, die sich im Ehestande alsbald in ein ganz anderes Verhältnis aufzulösen pflegt." Oftmals zwar hatte Perthes Veranlassung, dieser Worte zu gedenken, aber dennoch war er nach fünfjährigen angestrengten Vorarbeiten imstande, 1827 das Erscheinen der europäischen Staatengeschichte öffentlich anzukündigen und 1829 die erste Lieferung des bedeutenden Werkes wirklich erscheinen zu lassen, welches seitdem seinen ununterbrochenen Fortgang genommen hat. „Es ist kaum zu glauben", schrieb er, „welche Mühe, Arbeit, welches Anregen und Anklopfen, welches Drehen und Wenden mir dieses Unternehmen seit sechs Jahren gekostet hat. Ein Gelehrter hätte Menschen und Sachen weder zusammengebracht noch zusammengehalten; es gehörte eine Stellung wie die meinige dazu, um zu erreichen, was erreicht ist, und immer bleibt die Frage: Wird das Erreichte im ganzen so sein, daß es die Wissenschaft fördert und historische Wahrheiten und Erfahrungen echter Art in der Nation verbreitet?" „Ich bin zu alt geworden", schrieb er ein anderesmal, „um durch Lob und Schimpf, das die Historiker übereinander ergehen lassen, Himmel oder Hölle bevölkern zu wollen; wenn ich jetzt Anteil an dem Schimpfspiel der Männer nehmen wollte, die Brüder in der Historie sind, wer weiß, ob sie nicht lange nach meinem Tode wie Herodes und Pilatus Freunde würden und mich auslachten. Als Verleger sage ich: ‚Und als Petrus hungrig war, wollte er anbeißen,' da that sich der Himmel auf und er sah herniederfahren zu ihm ein Gefäß, wie ein großes leinenes Tuch, an vier Zipfeln gebunden, darinnen waren allerlei vierfüßige Tiere der Erde und wilde Tiere und Gewürme und Vögel des Himmels, und geschah eine Stimme zu ihm: ‚Stehe auf, Petre, schlachte und iß.' Der Verleger ist nun zwar nicht Petrus, der

ſchlachtet und ißt, aber er faßt die Hiſtoriker, mögen ſie nun wilde Tiere oder Vögel des Himmels ſein, zuſammen, und die Geſchichte der europäiſchen Staaten wird geſchrieben.“ „Über den merkantiliſchen Erfolg bin ich ſehr unſicher“, heißt es in einem anderen Briefe; „es gehört ein bedeutender Abſatz dazu, bevor die Koſten gedeckt ſind; und ich habe gar ein geringes Zutrauen zu unſerem großen Publikum; eine Menge widriger Taſchenſpielereien und Kunſtſtückchen, faſt alle verbraucht und abgenutzt, ſind erforderlich, um Eindruck auf dasſelbe zu machen. Allerdings iſt die europäiſche Staatengeſchichte für eine zahlreiche und wohlhabende Klaſſe von Männern, für die Staats- und Geſchäftsmänner jeder Art zum Gebrauch geeignet; aber wie wird man ihnen erkennbar machen, daß hier wirklich das iſt, was ſie brauchen?“

Die Vorbereitungen zu der Herausgabe der europäiſchen Staatengeſchichte machten den Kern der Thätigkeit aus, welche Perthes während der erſten Jahre ſeines Aufenthalts in Gotha zur Gründung eines bedeutenden Verlagsgeſchäftes aufwenden mußte: auch mannigfache andere Arbeiten, welche zu demſelben Ziele führen ſollten, nahmen ihn in Anſpruch. Seine Verbindungen mit Gelehrten und Schriftſtellern der verſchiedenſten Lebensſtellung breiteten mehr und mehr ſich aus; den einen hielt ſein Rat von unzeitigen litterariſchen Veröffentlichungen ab; die anderen, deren Schriften ſelbſt zu verlegen er ablehnen mußte, führte er zu einem für ſie geeigneten Verleger; mit Görres verhandelte er über die Geſtaltung der von dieſem beabſichtigten Sagengeſchichte; an Nicolovius ſchrieb er: „Sollte es nicht recht und gut ſein, gerade jetzt eine Auswahl von Johann Georg Schloſſers Schriften zu veranſtalten? Die frühere Ausgabe iſt längſt nicht mehr zu haben; ſeine einzelnen Schriften ſind zerſtreut und verſchollen; und doch iſt vieles, was der kräftige Mann ſeiner Zeit als einſamer Prophet verkündete, jetzt in Staat, Politik und Sitte zur Wirklichkeit geworden. Er hat oft als warnender Seher geſprochen, und auch von ſeinen nächſten Freunden haben damals nur wenige ihn verſtanden. In Goethes Darſtellung erſcheint er ſonderbar und gewiß nicht richtig.“ Perthes wußte ſehr wohl, daß der Verlagshändler nicht nur der Gelehrten, welche die Schriften ſchreiben, bedarf, ſondern auch der Sortimentshändler, welche dieſelben unter die Leute bringen, und dieſe zweite Seite des Geſchäftes

ließ er nicht außeracht und ſuchte nicht nur auf den jährlichen, allgemeinen Zuſammenkünften der deutſchen Buchhändler in Leipzig, ſondern auch durch brieflichen Verkehr das Zutrauen und den guten Willen derſelben ſich zu gewinnen. „Es iſt wahr“, ſchrieb er einmal an Beſſer, „der eigentliche Vertriebsbuchhandel liegt namentlich an den kleineren Orten, die nicht Univerſitätsſtädte ſind, faſt ohne Ausnahme in den Händen unwiſſender, roher, träger Menſchen; Liebe zu ihrem Berufe haben ſie nicht, ſondern betrachten ihn ausſchließlich als ein Mittel, Eſſen und Trinken zu erhalten; auf die mechaniſche Seite des Gewerbes ſind ſie eingeübt, aber die Bücher und die Menſchen, die dieſelben kaufen, ſind ihnen ganz gleichgültig. Sieh aber doch die große Menge derer an, die Beamte oder Paſtoren, Profeſſoren oder Offiziere ſind; es findet ſich unter ihnen ſchwerlich mehr Liebe zu ihrem Berufe als bei uns; er gilt auch ihnen vor allem als ein Mittel, ſich Lebensunterhalt zu gewinnen, und wird der Regel nach nur von ſeiner mechaniſchen Seite aufgefaßt. Die Menge der Menſchen iſt eben gewöhnlich und treibt deshalb auch jeden Beruf gewöhnlich, mag dieſer nun geiſtig oder weltlich, kaufmänniſch oder militäriſch ſein. Die aber, welche mehr ſind und mehr wollen, dürfen ſich deshalb von den anderen nicht vornehm zurückziehen, wie wenn ſie zu gut für jene wären. Wir bilden eine Gemeinſchaft mit denen, die gleichen Beruf mit uns haben, und ſollen das Mehr, wenn wir es wirklich beſitzen, hineinwerfen in die Gemeinſchaft, um ſie zu halten und zu heben, und ſollen mit den einzelnen verkehren, um auch ſie loszumachen von der gemeinen Auffaſſung der Stellung, die ſie im Leben einnehmen. Überdies iſt hier, wie immer, das Rechte auch das Kluge. Ich will mit unſeren Kollegen im perſönlichen, womöglich im freundlichen Verkehr ſein und habe deshalb jeden einzeln und jeden eigenhändig mit meiner jetzigen Stellung bekannt gemacht. Es war freilich eine herkuliſche Arbeit — zweihundertundſechs Briefe habe ich geſchrieben; am Ende wäre ich doch faſt verrückt dabei geworden. Wenn ein Virtuos vierzehn Tage hindurch auf eine und dieſelbe Melodie fortdauernd andere Variationen ſpielen ſollte, ſo wäre ſeine Marter der meinigen ähnlich.“

Während Perthes alle ſeine Kräfte zuſammenzunehmen hatte, um das neue Geſchäft zu gründen und zu heben, mußte er zugleich ſein

Verhältnis zu der alten Hamburger Handlung lösen und sich mit seinem Schwager und Handlungsgenossen Besser auseinandersetzen. „Wir müssen“, schrieb Perthes, „unser Verhältnis zu einander ordnen, und zwar so bald wie möglich; denn wenn einer von uns, bevor es geschehen, sterben sollte, so würde Unheil und unabsehbare Verwirrung eintreten, weil dann durch das Recht geschieden werden müßte, was Du und ich jetzt als Brüder ordnen. Aus diesem Grunde dränge ich auf Eile; sind wir zum Ziele gelangt, so werde ich dann doch nicht von Deiner Handlung, von Dir selbst ist ja ohnedem nicht die Rede, getrennt sein, sondern recht mit Freude und Teilnahme Eurem Getriebe folgen; in vielem werden wir uns gegenseitig helfen und fördern können, so lange wir leben.“ Die Auseinandersetzung der beiden Männer, die sich ein Mannesleben hindurch dem Geiste und dem Herzen nach so nahe standen, wie Brüder sich nur stehen können, bestand nach den vorhandenen Aktenstücken im wesentlichen darin, daß jeder durch die Vorschläge des anderen sich in zu großen Vorteil gesetzt glaubte. Bald waren die Vorarbeiten so weit gediehen, daß der Zeitpunkt festgestellt werden konnte, in welchem Perthes' völlige Trennung aus der Hamburger Handlung eintreten sollte. „Wir haben, lieber Bruder“, schrieb Perthes, „fast ein Vierteljahrhundert miteinander gearbeitet und dasselbe Geschäft in schwierigen Zeiten geleitet. Auch nicht ein einziges Mal haben wir über Mein und Dein eine verschiedene Ansicht gehabt, auch nicht ein einziger Augenblick ist während der ganzen langen Zeit dagewesen, in welchem wir es für möglich gehalten hätten, jemals wankend werden zu können in dem Vertrauen zueinander. Laß uns Gott dafür danken, daß das Vertrauen während des Scheidens ebenso rein und fest gewesen ist wie während des gemeinsamen Lebens! Nicht vielen wird solches Glück in solchem Grade zuteil.“

Kleinere Reiſen im Sommer und Herbſt 1822.

Ungeachtet der angeſtrengten Arbeiten, welche Beruf und Neigung ihm auferlegten, fand Perthes ſchon im erſten Jahre ſeines Aufenthaltes in Gotha Zeit, ſich die Verhältniſſe der näheren und ferneren Umgegend auf kleineren Reiſen anzuſehen. Anfang Auguſt hatte er das Rudolſtädter und Altenburger Land betrachtet, und im Herbſte ging er auf einige Wochen nach Franken und Bayern. „Als ich am 13. September Gotha gegen Mittag verlaſſen hatte, begleitete mich", ſchrieb er einem Freunde, „ein prachtvolles Donnerwetter über die Höhe des Thüringer Waldes. Ich war mit der Diligence gefahren, einem neunſitzigen Ungeheuer, an welchem vorne noch ein Neſt für zwei Perſonen angebaut iſt. Wenn man von dieſem Vorderſitze aus, auf welchem man den ſchweren Wagen hinter ſich nicht gewahr wird, die ſechs Pferde mit höchſter Anſtrengung den Berg hinauf keuchen ſieht, ſo gedenkt man unwillkürlich der Menſchennaturen, die den ſchweren Körper, von dem ſie doch nicht los können, vergeſſen und dann ſich kindlich über die Mühe, aufwärts zu kommen, verwundern. So eine Diligence, ich meine die wirkliche Fürſtlich Thurn- und Taxisſche, iſt bequem und ſchnell genug im Vergleich mit dem, was man früher kannte; doch muß man gute Laune, keine zarten Empfindungen und nicht gerade große Eile haben. Ein beregneter oder beſtäubter Kondukteur iſt ſteter Begleiter. ‚Gott fürchten und ſcheuen, darüber kommt keiner', ſagte während des Donnerwetters der meinige mit frommer Salbung, bedachte ſich aber keinen Augenblick, nachts fünf blinde Paſſagiere aufzunehmen, die ich im Dunkelen nicht erkennen konnte; vor Tagesanbruch war das Geſindel verſchwunden. Ich einzig Sehender mußte den Kondukteur frei halten und zwar nicht allein während des ſtundenlangen Aufenthaltes an den Stationen, ſondern auch in allen Wirtshäuſern der Zwiſchenorte, wo er eine halbe Stunde Karten mit dem Poſtillon ſpielen wollte. In Schwallungen hörte ich einen aufgeklärten Nachtwächter ſtatt: ‚Die Glocke hat eins geſchlagen' rufen: ‚Der Hammer hat eins geſchlagen.' In Hildburghauſen aß ich an einem Tiſche mit dem eben aus dem Bette

gekommenen Herrn Leibkutscher des Fürsten und dem eben aus dem Schlot gekommenen Kaminfeger der Residenz. Der schwarze Barfüßer war übrigens von vornehmen Formen und sprach über die großen europäischen Ereigniſſe geſcheiter als mancher Profeſſor. In Coburg, wo ich am 14. abends eintraf, war ich dieſer Wirtſchaft doch überdrüſſig geworden, nahm mir einen Wagen und fuhr Sonntag Morgen kurz vor Sonnenaufgang nach Bayreuth. Noch in der Dämmerung ſenkten ſich die Nebel in die Thäler. Ohne Mautbeſchwerde kam ich über die bayeriſche Grenze nach Lichtenfels. Die Sonne brach durch: in vollem Morgenglanze lagen die Thäler des Mains, lag nach Bamberg und Würzburg hin Gebirg über Gebirg vor mir, der Fluß wie ein ſilberner Strahl, die hohen Türme von Kloſter Banz und Vierzehnheiligen am ſchönen Staffelſtein golden funkelnd; Glocken tönten von allen Seiten zur Feier des Sonntagsmorgens." In dem mit Dörfern und Schlöſſern beſäeten Mainthal fuhr Perthes über Burglunſtadt und Kulmbach nach Bayreuth, wo er einige Tage verweilte. „Bayreuth", ſchrieb er, „ruft mit ſeinen großen altfürſtlichen Bauten die markgräfliche Reſidenz in die Erinnerung zurück, auch unter der Bevölkerung leben noch ſtarke markgräfliche Erinnerungen fort, während das eigentlich Preußiſche als eine kurze Übergangszeit vergeſſen zu ſein ſcheint. Mitten in den faſt ſchwarzen Steinmaſſen, die in ihrer jetzigen Öde einen düſteren Eindruck machen, mitten unter den markgräflichen Eingeborenen bewegt ſich das neue bayeriſche Leben munter hin und her. Die häufigen Verſetzungen der Beamten und Offiziere laſſen das Familienleben nicht aufkommen und führen die Männer faſt notwendig den Wirtshäuſern zu, welche ich mittags wie abends gefüllt fand. Altbayern, Rheinbayern, Oberpfälzer, Bamberger, mancherlei Ausländer im bayeriſchen Dienſt, der Regierungsdirektor nnd Subalternbeamte, Offiziere aller Grade ſaßen durcheinander; vor ihnen ſtand den langen Tiſch hinunter eine unüberſehbare Menge Seidel, gefüllt mit ſtarkem Bier; Austauſch verſchiedener Anſichten, aber auch viel Räſonnieren und Unruhe that ſich kund und dabei tranken die Menſchen drei, vier Stunden hindurch immerfort und wurden dabei immer ſchwerer und dicker. Mir fielen bei den dicken Köpfen und Sitzteilen die für eine ſolche Bevölkerung ſehr bezeich-

nenden Namen zweier bei Bayreuth liegenden Dörfer ein: Gefrees und Geſees; acht höhere Regierungsbeamte ſah ich in einer muſikaliſchen Abendgeſellſchaft, die ſämtlich Anſpruch auf Heimatsrecht in Geſees und Gefrees gehabt hätten." „Da Du", ſchrieb Perthes einem anderen Freunde, „ſeiner Zeit einigen Götzendienſt mit Jean Paul getrieben haſt, ſollſt Du Näheres von dem Eindrucke, den ſeine Perſönlichkeit auf mich gemacht hat, erfahren. Zwar ſollte man über Sachen und Perſonen, die man auf Reiſen mehr oder minder flüchtig berührte, ſich anderen eigentlich nur mündlich, nicht ſchriftlich mitteilen. Wie viele Anſichten und Urteile erhalten nur durch Stimme und Gebärde, durch nachdrückliche Betonung oder raſches Drüberhingehen ihre wahre Bedeutung! Eine freundliche gutmütige Miene mildert das geſprochene Wort; faßt der Hörende zu ernſt und gewichtig auf, ſo macht ein einziger Zuſatz den herben Eindruck ſogleich wieder gut. Geſchrieben aber ſteht alles hart, kalt, ſcharf und unabänderlich da und läßt dem Leſenden oft als ſchwarz erſcheinen, was der Schreiber höchſtens als grau hatte darſtellen wollen. In Reiſebriefen, welche augenblickliche Eindrücke wiedergeben, kann man beſonders bei Urteilen über Menſchen nicht gewiſſenhaft genug ſein. Indeſſen, da ich nicht reden kann, muß ich wohl ſchreiben. Früh acht Uhr ging ich zu Jean Paul. Eine große ſtarke Knochengeſtalt, anzuſehen wie ein Förſter oder Pachter, trat in das Zimmer, angethan mit einem Jagdrock, einen Dachsranzen über den Schultern, einen weißen Schafpudel am Stricke an der Hand. Da wir lange ſchon Briefe gewechſelt hatten, kam das Geſpräch bald in Fluß. Zwei Abende brachte ich mit ihm zu, den erſten in ſeinem eigenen Hauſe, den zweiten bei einer Generalin von Kettenburg; außer einer Stiftsdame von Stein waren beidemal die vor kurzem verheirateten Graf und Gräfin Henckel-Donnersmarck aus Schleſien zugegen. Der Wunſch, ſich der ſchönen jungen Frau im beſten Lichte zu zeigen, ſetzte Jean Paul in Spannung, und gewohnt, nur gehört zu werden, brachten meine raſchen Einreden ihn aus ſeiner Ruhe, und die Folge von dem allen war, daß ſich uns ein redlicher, wahrheitsliebender, guter Menſch zeigte; aber obſchon das Geſpräch ſich auf bedeutende Männer und bedeutende Verhältniſſe in Staat und Kirche, in Litteratur und Leben wendete,

habe ich kein bedeutendes Wort, keine tiefere Anſchauung, keine Reſultate großer inneren Erfahrungen von ihm gehört; in ſchwerfälligen allgemeinen Entwickelungen, in unbehilflich verſchlungenen Sätzen, mit häufig wiederkehrenden ‚inſofern‘ und ‚inſoweit‘ durchflochten, dehnte ſeine Rede ſich lang und ermüdend aus. Seine Tageseinteilung erzählte er ſelbſt mit folgenden Worten: ‚Im Sommer um ſechs, im Winter um acht Uhr gehe ich eine halbe Stunde weit zur Frau Schabenzel (einer alten Bäuerin), der Pudel geht mit, im Dachsranzen ſind meine Papiere und eine Flaſche; dort arbeite ich und trinke meinen Wein bis ein Uhr, dann trinke ich nicht wieder, aber von fünf bis ſieben, da trinke ich mein Bier, ſo viel wie dort im Kruge ſteht.‘ Eine halbe Stunde ſchläferte Jean Paul uns mit den Mitteln zum Einſchläfern ein, von denen dreizehn überdies ſchon gedruckt ſind. Nichts von allen den ſchnellen Blitzen und Geiſtesfunken, den treffenden Vergleichen und glänzenden Bildern, deren ſeine Schriften eine Fülle enthalten, kam in der mündlichen Rede zum Vorſchein. Ich bin von ihm mit der Überzeugung geſchieden, daß ein Mann, der als Schriftſteller zu den zarteſten und reichſten Geiſtern unſerer Nation gehört, deshalb noch nicht ein zarter und weicher Menſch ſein muß. Außer Jean Paul hat mich am meiſten ein Regierungsrat Kraus angezogen. Ich wußte, daß er für den Nachdruck geſchrieben hatte und ein gelehrter, ſcharfer, geiſtreicher Mann, aber ein großer Sonderling ſei. Um zu ihm zu gelangen, wendete ich mich an Jean Paul, den man mir als ſeinen vieljährigen Freund genannt hatte. ‚Wir ſind alte Freunde‘, ſagte Jean Paul, ‚aber nun ſehen wir uns nicht mehr; gehen Sie nur hin und ſagen Sie ihm, ich wollte niemals wieder etwas mit ihm zu thun haben; Sie ſchickte ich aber zu ihm.‘ Ich ging; eine ſteile Treppe mußte ich hinauf, oben war ein feſtverſchloſſenes Gitter, an welchem außerhalb ein langer hölzerner Hammer hing, darüber die Inſchrift: ‚Wer hier herein will, muß derb anklopfen; hängt der Hammer innerhalb, ſo bin ich für niemand zu ſprechen.‘ Ich ſchlug alſo derb mit dem Hammer auf die Thür. Es ward aufgethan. Ich trat in ein großes Bibliothekszimmer, welches von Katzen jedes Alters und jeder Farbe wimmelte; ein freundlicher alter Mann kam auf mich zu, ein Junggeſelle mit ſilbernen Haaren

im langen Schlafrock; nachdem ich Jean Pauls Anmeldung ſcherzend vorgebracht, kamen wir bald ins Geſpräch. ‚Jean Paul‘, ſagte er, ‚iſt ein durchaus redlicher, gemütlicher und guter Menſch, reich an Herz und Geiſt; aber die in ihm liegenden Blüten hat er nicht zur Frucht reifen können, weil es ihm an Kraft fehlte, in irgend einem Fache wiſſenſchaftlich gründlich ſich auszubilden; er weiß viel, aber alles liegt ungeordnet durcheinander; da er aus eigenem Geiſte nichts mehr ſchaffen kann, iſt er auf allerlei Thorheiten verfallen, will z. B. eine neue Rechtſchreibung einführen, Anleit ſtatt Anleitung ſetzen und dergleichen mehr.‘ Ich wendete das Geſpräch auf den Nachdruck. Um als Doktor zu promovieren, habe er, ſagte Kraus, in der vorgeſchriebenen Disputation den Nachdruck verteidigen wollen; aus der Promotion ſei nichts geworden und ſo ſei er nun verdammt, ſein Leben hindurch für den Nachdruck zu disputieren; ‚ich will den Nachdruck‘, rief er, ‚denn ich will Euch Buchhändler ruinieren, damit Ihr den Schriftſtellern kein Honorar mehr geben könnt; mit Eurem Geldgeben habt Ihr die großen und die kleinen Schriftſteller ſchlecht gemacht und ſie verführt als Tagelöhner zu arbeiten, um als vornehme Herren zu leben. Ihr habt mir auch meinen Jean Paul verdorben, Ihr müßt ruiniert werden.‘ Der Mann war dunkelrot vor Zorn geworden; ich fragte, um den Hitzkopf auf einen anderen Gegenſtand zu bringen, nach einem alten Bekannten, Otto, der unter dem Namen Georgius mancherlei über ſtaatswiſſenſchaftliche Gegenſtände geſchrieben hat. ‚Das iſt‘, ſagte Kraus, ‚ein gediegener tüchtiger Mann, aber er iſt an ſeiner Gewiſſenhaftigkeit geiſtig zugrunde gegangen; weil er nie zu viel und nie zu wenig und immer das Rechte ſagen wollte, hat er das Reden ganz verlernt; wer aber nicht redet, verlernt bald auch das deutliche, beſtimmte Denken und wird, wenn er dann ſchreiben will, abſtruſe Dinge an den Tag fördern.‘ Kraus und ich ſchieden als die beſten Freunde. ‚Leben Sie wohl, mein geliebter guter Feind‘, ſagte er, als ich die Treppe hinunter kletterte. Später hörte ich, daß Kraus mit Lang gemeinſchaftlich die bekannten Hammelburger Reiſen verfaßt habe.“

Von Bayreuth ging Perthes mit dem Sohne des Buchhändlers Grau, der früher bei ihm in Hamburg gearbeitet hatte, auf einige

Tage in das Fichtelgebirge, wanderte zu Fuß über Berneck und Bischofsgrün auf den Ochſenkopf, von dort nach Wunſiedel und über den Luchsberg, den Burgſtein, die Waldnab nach Kemnath. „Das iſt die rechte Heimat der Nachtungetüme, der deutſchen Kobolde, Zwerge und Bergmännlein, dieſes öde, düſtere Gebirge: finſtere langgeſtreckte hohe Berglämme, gewaltige freiſtehende Granitblöcke, ſchwarzbraune in langen Schwingungen fortlaufende Thäler, ſtundenweit mit zerbröckelten Felsſtücken bedeckt, machen einen großen, aber keinen ſchönen Eindruck; alles liegt in unheimlichem Graudunkel, kaum eine Hand hoch iſt das Geſtein mit Erde bedeckt; verkrüppelte Fichten mit mageren Nadeln, Geſtrüppe, Heidekraut und Heidelbeerſträuche ſind das einzige Farbige; dunkles Moos überzieht Bäume und Steine, Höhen und Thäler. Zu Hunderten ſind die gewaltigſten Felsblöcke an der Oſtſeite des Luchsberges über einander hergewälzt, teils abgerundet, teils tafelförmig, alle freiliegend, ohne Zuſammenhang miteinander; die meiſten in den gewagteſten Lagen, eine zuſammengebrochene einſtens feſte Welt, ein rechtes Bild der Trümmer vom alten deutſchen Reich. Ein ſchweres Gewitter zog über uns her — ‚das redet laut‘, ſagte unſer Führer, ‚aber als dieſe Steine über einander gerollt wurden, iſt noch lauter geredet‘. ‚Dieſer Fels da‘, ſagte er ein anderesmal, ‚heißt der Fürſtenkopf; wenn man ihn aber genau anſieht, iſt es ein verkehrtes Herz.‘ Es war ein roher Menſch, dieſer Führer, aber voll Geiſt und Witz, und ſeine Rede bewegte ſich ununterbrochen in kühnen lebendigen Bildern. Was er als Führer von anderen gehört, trug er in gutem Hochdeutſch vor; was aber aus ihm ſelbſt entſprang, war in die rauhe und doch vokalreiche Sprache des Gebirges gekleidet. Vom Kamme des Gebirges fließt die Nab nach Süden, der Main nach Weſten, die Saale nach Norden, die Eger nach Oſten. Wie verſchieden iſt das Land, ſind die Zuſtände, an denen das Waſſer, das man hier mit einem Blick überſchaut, vorübergeht — und doch überall dieſelben Leiden, dieſelben Freuden in den Menſchen, die daran wohnen, ſo verſchieden auch ihr Ausſehen iſt!“

Seinen weiteren Weg nahm Perthes durch die Oberpfalz und blieb zunächſt einige Tage in Amberg. „Auf dem hügeligen, nur mit

einer kargen Erdkruſte überzogenen und ſtark bevölkerten Boden der Oberpfalz wohnt", ſchrieb Perthes, „ein arbeitſames, ernſtes Geſchlecht in ärmlichen Wohnungen, Stille und Ruhe iſt der Charakter des Landes, mit ſehr geringen Kleidern ſind die mageren Geſtalten bedeckt, in den ſcharfgeſchnittenen, blaſſen Geſichtern mit nachdenkendem Ausdrucke hat ſich die mehrhundertjährige ſchwere Geſchichte dieſer Gegend ausgeprägt. Von der Reformationszeit an wechſelten hier die Fürſten in raſcher Folge ihr Bekenntnis und nötigten gewaltſam ihre Unterthanen bald katholiſch, bald lutheriſch, bald kalviniſch zu werden. Als endlich die Gewäſſer ſtille ſtanden, ſaßen alle Konfeſſionen im bunten Gemenge untereinander. Dann traten bis in neueſte Zeit die mehrfachen Wechſel der Landesherrſchaften ein, aber des Religionsſtreites muß man doch genug gehabt haben; denn obſchon die Streitſchriften der verſchiedenen Konfeſſionen gegeneinander auch hierher gelangen, ſo iſt Hader doch nur in der oberſten Schicht; im Volke und unter den Seelſorgern iſt voller Friede, der bei innerem religiöſen Leben bis zur Gleichgiltigkeit gegen die Verſchiedenheit der Bekenntniſſe geht, wofür ich eine Menge einzelner Beiſpiele anführen könnte. In Amberg ſuchte ich den Profeſſor Joſeph Moritz auf, der das Regiſter zu Stolbergs Religionsgeſchichte ausarbeiten wollte, mich aber ſchon ſeit Jahren ohne Antwort auf alle meine Briefe gelaſſen hatte. Daß er Profeſſor der Kirchengeſchichte am Lyceum und Ordensgeiſtlicher ſei und von der bayeriſchen Akademie, von Lang, Siebenkees und Weſtenrieder für einen der tüchtigſten Urkundenforſcher und Kenner der Kirchengeſchichte gehalten wurde, wußte ich. In ſeiner hohen geräumigen Zelle des früheren Jeſuitenkollegiums fand ich den alten Mönch; ſchwarz überall waren die Wände von Chroniken und alten Geſchichtsbüchern; in der Zelle war ein Tiſch, ein paar Stühle, ein ruſſiges Bett, ein Kruzifix und ein paar hölzerne Pantoffeln, von einer Größe, als wenn der heilige Chriſtoph hineinſtampfen ſollte. Ich brachte meine Bitte um Beſchleunigung vor. Hart und kurz wies er alles ab, was ich ſagte; jeder Verſuch, ihn zum Sprechen, zum Angeben von Gründen für ſeine Weigerung zu bringen, war vergebens; ich verzweifelte an jedem Erfolg, ward derb, ſagte kurz, daß der Prieſter ſein gegebenes Wort gebrochen habe, und wollte gehen. ‚Ja‘,

ſagte er nun, ‚es mag nicht überflüſſig ſein, daß Sie gekommen ſind; da iſt das Manuſkript; es iſt fertig bis zum Buchſtaben M. Ich zeigte es einem Freunde in Regensburg, der fand es zu ausführlich und wollte auch vieles geändert haben. Da wurde ich böſe; denn ein Regiſter kann jeder machen, ich aber wollte ein Repertorium zur Kirchengeſchichte liefern, bei dem die Verweiſung auf Stolbergs Werk nur eine Nebenſache ſei. Ich ließ die Arbeit liegen, aber nicht lange, denn Stolbergs Buch iſt mir lieb; beſonders die fünf erſten Bände ſind wirkliche Geſchichte. Dann kam mein Biſchof und ſagte, es wird Zeit, daß Sie einmal eine geiſtliche Arbeit machen, und das Regiſter iſt eine ſolche. Da habe ich wieder fortgearbeitet. Sie könnten das Manuſkript haben, wenn die Artikel Papſt und Rom nicht wären; das ſind keine Heiligen und ſind ſchwer zu ſchreiben, man ſoll nicht keck ſein und iſt's doch, man ſoll nicht ſchüchtern ſein und iſt's doch; um den rechten Sinn bitte ich Gott, bis Januar ſollen Sie alles haben.‘ Nach dieſem Herzenserguß ward der alte Mann freundlich und ich fand hinter dem harten, rauhen Äußeren ein mildes Herz und einen heiteren witzigen Kopf; er führte mich durch die langen Galerieen des großen Gebäudes in die ſchöne Kirche, in die reiche Bibliothek und bät mich, zu Mittag zu bleiben, wenn ich die Quatemberfaſten nicht ſcheute. Mit ihm und drei anderen früheren Ordensgeiſtlichen brachte ich einen heiteren Mittag zu. Im Refektorium fand ich ein Kruzifix, gegenüber eine heilige Jungfrau und darüber ein Porträt, das ich augenblicklich als Okens Bild erkannte. ‚Was iſt das für ein Heiliger?‘ fragte ich. ‚Pater Rixner ſein Heiliger‘, lachten die anderen und der Scherz ging ſeinen weiteren Gang. Es waren vier würdige Männer, gebildet, umſichtig und billig im Urteil.“

Von Amberg aus beſuchte Perthes das zwei Stunden entfernte Sulzbach. „Hier iſt man plötzlich“, ſchrieb er, „wie in einer anderen Welt, der ärmlich-düſtere Charakter der Pfalz iſt verſchwunden, reiche Waldungen auf ſchönen Bergkuppen ſchließen den jetzt zur Hälfte durch Feuer in Schutt gelegten Ort ein. Das auf einem Felſen gelegene frühere Pfalz-Neuburgiſche Reſidenzſchloß befindet ſich jetzt im Beſitz des Buchhändlers Kommerzienrat v. Seidel. Dorthin ſteuerte ich; der Herr Kollege ſchickte meinen Wagen fort, ich mußte bleiben. Auf

das großartigste ist dort' oben das Bücherwesen eingerichtet; neunzehn Pressen sind im Gange; eine katholische, eine lutherische und eine hebräisch-jüdische Druckerei befinden sich abgesondert voneinander, jede in einem besonderen Gemache. Das hat seine guten Ursachen, denn für jede ist ein besonderes Privilegium erteilt. Herr v. Seidel verlegt viele protestantisch-theologische Schriften, aber noch mehr Werke katholischer Eiferer; da aber jedes auf einen besonderen Letterkasten angewiesen ist, verträgt sich alles auf das beste. Einen so kräftigen und gewandten Geschäftsmann wie Seidel habe ich kaum jemals gesehen. Bayern kennt er nach Personen und Verhältnissen durch und durch und wird seiner Industrie wegen in München sehr begünstigt. Mit großem Aufwand hat er sich als vornehmer Mann eingerichtet, rund um den Berg herum sind Anlagen aller Art zu schauen: Treibhäuser, Grotten, Springbrunnen, ein Pantheon für bayerische Gelehrte, eine mächtige Pallas und was sonst dazu gehört. Nur ungern scheint der alte Herr an die Möglichkeit zu denken, alle diese Herrlichkeiten einmal verlassen zu müssen."

Von Amberg wendete Perthes sich nach Regensburg. „So wie man etwas südwärts kommt", schrieb er, „verliert die Natur ihr düsteres, spärliches und mageres Gepräge; alles ist hell und üppig, Wiesen und Bäume im saftigsten Grün, die Rebe erscheint; große starke Männergestalten, die Weiber voll und frisch, die Häuser, wie in Tirol, gleichsam im Verstecke liegend unter tiefem, weit vorragendem Dache, sehen mit ihren rundum laufenden Galerieen so einladend aus, daß man keines unbeschaut lassen möchte. Eine höchst auffallende Figur begegnete mir in fast allen Gasthäusern dieser Gegend: die Wirte nämlich haben zugleich Schlachtergerechtsame und halten sich deshalb einen Gesellen, Fleischknecht genannt, der zugleich ein Kerl für alles ist. Frühmorgens schlachtet er und macht Würste, dann bringt er Kaffee und reinigt Stiefel und Kleider, mittags schneidet er vor und reicht die Speisen am Tische umher, abends leuchtet er den Gästen in ihr Zimmer, bringt die Pantoffeln und fragt, ob sie sonst noch etwas zu befehlen hätten. So ein Allerweltskerl ist weit vielseitiger gebildet als ein fürstlicher Kammerdiener, und verdiente mit seiner Fleischergestalt und seinem Fleischerwitz wohl von einem

Holberg als Charaktermaske behandelt zu werden. Schade, daß wir einander nicht sprechen können; so manche Natürlichkeiten, durch welche menschliche Verhältnisse erst recht wahr und lebendig werden, hätte ich Dir in raschem Scherze anzudeuten, aber schreiben läßt sich dergleichen nicht."

In Regensburg verweilte Perthes mehrere Tage; die Aussichten auf die Donau mit ihren Inseln und Klöstern und auf das Gebirge, die Mannigfaltigkeit des Lebens, welches durch die protestantischen und katholischen kirchlichen Behörden und Bildungsanstalten, durch die höheren Regierungsbeamten und den Thurn- und Taxisschen Hofhalt, durch große Kaufleute und die sitzen gebliebenen Reichstagsgespenster, die hier ihre Pension verzehrten, hervorgerufen ward, machten die Stadt Perthes sehr lieb, mehr aber noch die Kirchen und Stifte, die Türme und Mauern, die Bildwerke und Denkmale, die Bibliotheken und Sammlungen, in denen die Geschichte von den Römerzeiten an sich abspiegelte. „An dem alten Dome haben", schrieb er, „auf Römer-Grundlage die Karolinger Steine gesetzt und ihre Nachkommen weiter gebaut, in dem großen Dom erscheint das Mittelalter in seiner vollen kirchlichen Herrlichkeit und in dem älteren Teile der Stadt tritt uns das weltliche Leben vergangener großer Tage entgegen. Etwa vierzehn innerhalb der Ringmauern errichtete Kastelle bewohnten die Geschlechter der Stadt; zwischen denselben waren die Häuser der übrigen Bürger gebaut. Hier wurde mir die Möglichkeit der mittelalterlichen Kämpfe im Innern der lombardischen Städte und die Verteidigung Saragossas in neuester Zeit verständlich. Jetzt ist jedes dieser uralten Kastelle in zehn bis zwanzig Wohnungen abgeteilt, und der meistens neben ihnen stehende mächtige Turm wird schichtenweise von oben bis unten bewohnt. Wie in diesen Bauwerken das Mittelalter, tritt in Keplers Denkmal und dem jetzt als Kornboden benutzten Reichstagssaal die jüngere Vergangenheit dem Beschauer vor die Seele. Es ist sonderbar, daß über diese Stadt, über ihre herrliche Lage und ihre Schätze so wenig gesprochen und geschrieben ist, da doch so mancher wissenschaftliche Mann in ihr sich zu den Reichstagszeiten länger aufhalten mußte." Einen solchen Eindruck nahm Perthes aus Regensburg mit, daß er oftmals sagte,

es vor allen andern Städten sich zum Aufenthalte zu wünschen. Einsam stand er am Abend vor seiner Abreise auf der Donaubrücke, beide Arme des Stromes glänzten in silbernem Schein, Stille ruhte auf der ganzen Landschaft, man hörte nur das Brausen des Wassers, links Feuer in allen Weinbergen, rechts der hohe, schwarze Dom vom Monde beleuchtet; „ich konnte nicht fort", schrieb er, „und fühlte schwer, daß ich mich trennen mußte von der lieben Stadt." Über Nürnberg, wo er seinen Sohn Matthias traf, der von Tübingen nach Berlin zur Fortsetzung seiner Studien ging, über Erlangen, Bamberg und Lichtenfels fuhr Perthes nach Coburg und schloß die Reise mit einer anstrengenden Fußwanderung über den Thüringer Wald nach Gotha.

Während seines vierwöchentlichen Aufenthaltes in Bayern hatte Perthes mannigfache Gelegenheit gefunden, die Ansichten und Urteile, welche er sich früher durch briefliche Mitteilungen bayerischer Freunde über die dortigen kirchlichen Zustände gebildet hatte, zu berichtigen und zu vervollständigen. Wenn er kurz nach seiner Rückkehr schrieb: „In den kirchlichen und religiösen Zuständen Bayerns ist alles ein großes Chaos", so war das ohne Zweifel wahr, aber der Grund für diese Thatsache lag weniger in der damals lebenden Generation als in der Vorgeschichte Bayerns. Für Altbayern wäre es selbst, wenn es politisch geblieben wäre, was es im vorigen Jahrhundert war, keine kleine Aufgabe gewesen, sich aus dem Zustande kirchlicher und religiöser Verdumpfung, in welche es während der Jahrzehnte vor Ausbruch der Revolution versunken war, herauszuarbeiten; nun aber waren überdies mit dem alten Bayern achtundzwanzig geistliche Territorien, darunter die Bistümer Würzburg, Bamberg, Regensburg, Augsburg, Passau und Stücke von Speyer, Worms, Mainz, Salzburg zu einem neuen Staate vereinigt. Jedes dieser Gebiete brachte freilich andere kirchliche Einrichtungen und andere kirchliche Anschauung und anderes kirchliches Leben mit, aber in allen waren die geistlichen Oberen zugleich weltliche Obrigkeit und die kirchlichen Einrichtungen zugleich politische Institutionen gewesen. Weder im Klerus noch im Volke ging nach Besitznahme durch Bayern die Meinung unter, daß von Rechts wegen der Priester auch die weltliche Gewalt in seinen

Händen haben müſſe. In dem neu zuſammengefügten Königreiche Bayern aber lebte nur der eine Trieb, durch rückſichtsloſe Uniformierung der wider Willen zuſammengebrachten dreiundachtzig neuen weltlichen und geiſtlichen Länder den Willen des Königs oder ſeines Miniſters nach Napoleoniſcher Art zu dem allein berechtigten zu machen. Jede Selbſtändigkeit mußte zu dieſem Ziele vernichtet werden und die kirchliche um ſo mehr, als ſich für einen ſehr großen Teil des neuen Königreiches kirchliche und politiſche Gewalt bisher vereinigt gefunden hatte. Wie wenn die katholiſche Kirche der gefährlichſte Feind der Größe Bayerns ſei, wurden ihre Einrichtungen und ihre Prieſter von Montgelas verfolgt und gedrückt. „Daß in Bayern, ſo lange Montgelas die Herrſchaft in der Hand hatte, an der Auflöſung der geſamten katholiſchen Kirchenordnung gearbeitet ward, daß die Klöſter aufgehoben, die Kirchen beraubt und die Prieſter arm gemacht wurden, wußten wir ja freilich immer", ſchrieb Perthes; „nach allem aber, was ich jetzt hier geſehen und von den verſchiedenſten Seiten gehört habe, kann ich nicht bezweifeln, daß Montgelas nicht allein beſeitigen wollte, ſondern in unerhörtem Vandalismus gegen Kirche, Kloſter und Geiſtlichkeit wütete; Gemälde, Bücher, Schätze und Habſeligkeiten aller Art wurden zerſtreut, verſchleudert, vernichtet, ohne daß die Staatskaſſe einen Vorteil davon gehabt hätte. Bis ins Märchenhafte haben ſich im Volke Erzählungen ausgebildet, wie hier dem Prieſter während der Meſſe der ſilberne Kelch aus der Hand geriſſen, dort alte Mönche bei Nacht aus ihren Zellen getrieben und unmittelbar darauf Kühe und Schweine hineingeſtellt ſeien. Vergebens habe ich nach den Gründen geforſcht, die Montgelas zu dieſer rohen Form der Ausführung deſſen, was er für nötig hielt, bewogen haben können. Die einen ſagen Rache, weil er als Illuminat von den Geiſtlichen verfolgt ſei, oder Habſucht, oder antichriſtlicher Fanatismus; andere meinen, er habe alles, woran des Kronprinzen Vorliebe für das Altertümliche ſich hätte hängen können, aus dem Wege räumen wollen; noch andere, er ſei ein Werkzeug Napoleons geweſen, welcher den Kronprinzen von der Nachfolge ausſchließen, an ſeine Stelle den Prinzen Eugen ſetzen und alles Gehäſſige noch zu Lebzeiten des jetzigen Königs haſtig habe geſchehen laſſen wollen. Alle dieſe Gründe ſind teils unwahr, teils

abenteuerlich; mir bleibt Montgelas und die Form seines Verfahrens ein Rätsel."

Nach den Freiheitskriegen und geschlossenem Frieden mußte die Stellung der Regierung zur katholischen Kirche eine andere werden, Montgelas mußte fallen und fiel 1817 vorzüglich wohl durch Österreichs Einfluß; in demselben Jahre ward das Konkordat mit Rom geschlossen, durch welches die Verhältnisse der katholischen Kirche eine feste Ordnung erhalten sollten. „Das Konkordat ist allerdings geschlossen", schrieb Perthes, „die Erzbistümer von München und Freisingen, die Bistümer von Augsburg, Passau, Regensburg, Würzburg, Eichstädt und Speyer stehen da, sind reichlich dotiert, Seminarien sind eingerichtet und von den Bischöfen besetzt, die Schulen aller Art werden von den Geistlichen überwacht, die Herstellung von Klöstern ist versprochen. Die katholische Kirche scheint demnach wieder fest in Bayern begründet, aber es scheint nur so; denn so fest die äußere Ordnung auch auf dem Papiere steht, so gärt in Wirklichkeit doch alles wüst durcheinander. Die Regierung selbst ist unmittelbar nach Abschließung des Konkordats scheu und mißtrauisch gegen dasselbe geworden, ist ihm nicht günstig, erschwert die Ausführung jedes einzelnen Artikels und giebt der Kirche und den Priestern nicht, was sie nach dem Konkordate fordern können. Montgelas hat eine Beamtenschule großgezogen, die noch lange in seinem Sinne fortwirken wird. Oftmals habe ich an der öffentlichen Wirtstafel von Katholiken gehört: ‚Seit dem unglücklichen Konkordate erheben die Pfaffen wieder keck ihr Haupt und wachsen, seitdem sie Montgelas gestürzt haben, der Regierung über den Kopf; aller geistige Verkehr, alle geistige Freiheit wird durch das Konkordat ruiniert — das macht und will der Kronprinz mit seinen papistischen Tendenzen.' Auf der anderen Seite ist der Klerus auf das äußerste gereizt. Ein milder und frommer Priester in Regensburg rief bitter aus: ‚So kann das nicht bleiben, die Kirche muß eine andere Stellung bekommen, um seine ganze Geltung wird das Konkordat gebracht; vor wenigen Wochen noch ist eine bischöfliche Fastenordnung konfisziert, weil sie ohne Zensur gedruckt war, und während der achttägigen Feier zum Andenken der heiligen Jungfrau haben die Landrichter ein Scheibenschießen neben der Kirche veran-

ſtaltet'; der Prieſter klagte bei der höheren Behörde, ward aber kurz und verletzend abgewieſen. ‚Die Mißverſtändniſſe nehmen zu', ſagte mir ein alter Dominikaner in Bamberg, ‚und der Zorn unter den Menſchen wird groß, ich mag wohl abtreten aus dem Leben.'" „Sehr beſtimmt habe ich bemerken können", heißt es in Perthes' Briefen weiter, „daß, obſchon der Illuminatenorden längſt auseinander gefallen iſt, der Geiſt, der in ihm lebte, noch unter vielen Katholiken fortdauert, namentlich unter älteren Männern, litterariſch Gebildeten und höheren Staatsbeamten; an den Wirtstafeln dominieren ſie; nennt man Voltaire oder Joſeph II., ſo lacht ihnen das Herz im Leibe und flugs kommen ſie mit der Sprache heraus. Einen neuen Götzen haben ſie an dem alten flachen Räſonneur v. Spaun erhalten. Mir gegenüber ſaß in Regensburg ein Regierungskommiſſar und erzählte, daß er den Auftrag erhalten habe, eine Spaunſche Schrift zu konfiszieren. ‚Sie wird wohl ſehr gefährlicher Art ſein?' fragte ich. ‚Wie man es nimmt', antwortete er, ‚ſie behauptet, daß jedes Eigentum, groß oder klein, eine Uſurpation ſei und jedes Rechtes ermangele.' Ein nahe ſitzender Rat bemerkte dazu: ‚Wunderbar, daß Spaun doch eigentlich immer Recht hat in dem, was er ſchreibt.' ‚Ja, ja, das iſt wahr!' rief ein halbes Dutzend anderer Herren. In dem Drucke der letztvergangenen und in dem Wirrwarr der gegenwärtigen Zeit haben, wie ich glaube, die Prieſter weſentlich gewonnen. Ich habe viele tüchtige Perſönlichkeiten unter ihnen geſehen, manche, die durch Geiſt und Gelehrſamkeit, Ernſt und innere Sammlung einen bedeutenden Eindruck machten. Bei geringem Einkommen müſſen ſie oft noch Schuldienſt verrichten oder auf entfernten und hohen Kapellen Meſſe leſen; an ihrer Wohnung bei kleinen Bürgersleuten, an ihrer mageren Koſt läßt ſich das alte Schlaraffenleben, das Paradies für Freſſer, wie ein Beamter die Wohnung der Geiſtlichen nannte, nicht mehr erkennen; im Volke habe ich vielfach ihre Wohlthätigkeit, ihren Eifer im Beſuche der Kranken und Armen rühmen und nie ein bitteres Wort über ſie gehört. Selbſt die höheren Geiſtlichen leben bei reichlichem Einkommen einfach und ſpenden viel, ſei es aus Gutmütigkeit oder Klugheit. Auch von Kloſtergeiſtlichen habe ich drei ſehr merkwürdige Männer kennen lernen, meinen alten Polterer Moritz im

Amberg, den ſanften Pater Emmeran Salomo in Regensburg mit ſeiner feinen Weltbildung, ſeiner großen Redegabe und ſeinem glühenden Eifer für Religion, und den Dominikaner Pius Brunnquell in Bamberg. Dieſen Greis, wohl an achtzig Jahre, fand ich abends in einem elenden Zimmer; hinter dem einen Talglicht auf dem Tiſch von Tannenholz ſahen mich ein Paar blitzende Augen aus dem großen Kopfe und dem gebräunten Geſichte an, ſeine Gebärden waren heftig, ſeine Rede langſam, ſeine Stimme felſenfeſt — ich erſchrak; ſolch einen Mönch hatte ich noch nicht geſehen, aber aus der harten Form ſprach ſich ein milder Sinn voll Liebe für Menſchen und menſchliche Verhältniſſe aus. Mit ſeinem Lichtſtümpfchen brachte mich der alte Mann die böſen Stiegen herab bis auf die Straße. Drei verſchiedene Gattungen der Kloſtergeiſtlichen ſind durch dieſe drei Männer repräſentiert, aber den Originalen mögen freilich viel ſchlechte Kopieen ſich zugeſellen. Meinen lieben Biſchof Sailer habe ich leider in Regensburg nicht geſehen, da er verreiſt war; ich glaube nicht, daß ſein Einfluß auf das innere Leben des Klerus ein großer iſt. Ein gewiſſes Mißtrauen gegen die Innerlichkeit des chriſtlichen Lebens iſt mir öfter begegnet; ‚frommes Gefühl und geiſtliche Gedanken helfen und zügeln den Menſchen nicht‘, ſagte mir ein Prieſter, ‚und bringen die Gefahr nahe, die Kirche und ihre Geſetze gering zu achten, wie man an dem Gange ſehen könne, den Goßner, Boos und manche andere genommen hätten.‘ Ich fragte mich dagegen, ob das keine Gefahr ſei, wenn in Bamberg die gefüllte Kirche in tiefe, ernſte Andacht verſunken vor einem Nagel war, der aus dem Kreuze Chriſti entnommen ſein ſollte; auch konnte ich einiges Bedenken bei Betrachtung des Bildes in Regensburg nicht unterdrücken, auf welchem den 7000 martervollen Jungfrauen aus dem Himmel die Kinder entgegengetragen werden, welche ſie hier auf Erden hätten haben können; ſieben auf jede gerechnet, macht zuſammen 49000. Fühlt ſich der Klerus erſt wieder ſicherer in Bayern, ſo wird manches, was jetzt an ihm gut und groß iſt, anders und ſchwerlich beſſer werden; noch aber iſt er ſehr vorſichtig und auf der Hut, wie ich namentlich an der Haltung gegenüber den Wunderheilungen Hohenlohes und den wütenden Ausfällen anderer beobachtet habe.“

„Will man", schrieb Perthes weiter, „sich Hilfe und Hoffnung für das christliche Leben gegen den Wirrwarr der katholischen Kirche in der protestantischen Kirche Bayerns suchen, so gerät man vom Regen in die Traufe; denn hier ist alles äußerlich noch verwirrter und innerlich, wie mir vorkommt, betrübter." Für die protestantischen Kirchenverhältnisse in der Rheinpfalz, in Ansbach, Bayreuth, der Oberpfalz, Nürnberg, Regensburg und so manchen anderen Gegenden hatte die Regierung eine äußere Ordnung hergestellt, indem sie im Jahre 1818 ein selbständiges Oberkonsistorium in München, unter diesem die Konsistorien in Ansbach, Bayreuth und Speyer, unter diesen Distriktsdekanate anordnete. Am Sitze des Dekans sollte jährlich eine Diözesansynode, am Sitze jedes Konsistoriums alle vier Jahre eine allgemeine Synode stattfinden. „Die Regierung mußte Ordnung schaffen", schrieb Perthes, „und hatte, wie ich glaube, den guten Willen, sie in gerechter Weise zu schaffen, aber was sie erreicht hat, ist schwerlich viel. Die ganze Stellung der protestantischen Kirche zu der katholischen Regierung ist nach allem, was ich höre, durchaus schwankend und unbestimmt; das Oberkonsistorium wird in dem Edikte zwar als eine selbständige, oberste Kirchenbehörde bezeichnet, zugleich aber dem katholischen Ministerium untergeordnet, so daß es Aufträge und Befehle von demselben empfängt, und gerade in den bedeutendsten kirchlichen Angelegenheiten nur gutachtliche Berichte zu erstatten hat, auf Grund derer der katholische Minister vom katholischen Könige die Entschließung einholt. Die Protestanten haben das Unsichere ihrer Stellung auch wohl gefühlt, sich nach einem tapferen Vorfechter umgesehen und deshalb, es ist unglaublich aber dennoch wahr, daran gearbeitet, Feuerbach zum Präsidenten des Oberkonsistoriums zu erhalten. Der König war aus der Zeit der Kämpfe innerhalb der Akademie mißtrauisch gegen Feuerbach und schob die Ernennung auf; dann kamen ihm die bekannten Gerüchte über das schwere Vergehen, welches Feuerbach sich hat zu Schulden kommen lassen sollen, zu Ohren. Der König geriet in den äußersten Zorn gegen Feuerbach und soll sich sehr hart über die Protestanten geäußert haben, welche diesen Mann zum Präsidenten ihrer höchsten kirchlichen Behörde verlangten. Das alles wissen die Protestanten und dennoch machen auch jetzt viele ihn wieder zu

ihrem Vorkämpfer. Fragt man, ob sie denn ganz von Sinnen seien, so ist die Antwort: ‚Er schreibt doch am besten.‘ Generalsynoden und Diözesansynoden sind angeordnet zur Beratung über innere Kirchenangelegenheiten; was aber können Synoden sein ohne lebendige christliche Gemeinden? Auch das fühlte man und wollte Gemeinden machen. Zuerst beschäftigte sich das Oberkonsistorium damit, brachte aber nichts zustande; nun sollten Generalsynoden helfen, sie brachten aber nichts als ein Gerede hin und her. Den Protestanten ward bange gegenüber dem Konkordate, alle Schuld bürdeten sie dem Oberkonsistorium auf, eine Beschwerde über dasselbe sollte von den protestantischen Abgeordneten in die Ständeversammlung gebracht werden; Feuerbach setzte sie auf, aber so heftig und giftig, daß die Abgeordneten sie nicht eingeben wollten. Nun wurde Verrat geschrieen und kurz darauf erschien eine auf anderem Wege zustande gekommene Verordnung, durch welche Presbyterien eingeführt werden sollten. Die erhitzten Gemüter wollten aber davon nichts wissen; die einen fürchteten die Kirchenzucht, welche durch die Presbyterien geübt werden sollte; die anderen sagten, Lutheraner dürften eine Kirchenordnung nicht annehmen, welche von einem calvinistischen Konsistorialrat verfaßt sei; noch andere erklärten von einer äußeren Ordnung in der Kirche nichts wissen zu wollen, so lange die Voraussetzung alles Gemeindelebens, der Glaube, den Gemeinden fehle. Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß die Einführung der Presbyterien unterbleiben wird, und die meisten gläubigen Protestanten, die ich sprach, freuen sich darüber. Der großen Mehrzahl nach gehören die einzelnen Geistlichen und Nichtgeistlichen, so weit ich mit ihnen in Berührung gekommen bin, dem gewöhnlichsten Rationalismus an. Über Erlangen kann ich allerdings nicht reden, weil ich mich dort, da weder Schelling noch meine anderen Freunde anwesend waren, nicht aufhielt, aber an den anderen Orten habe ich traurige Erfahrungen gemacht. Ein Geistlicher zeigte mir das Verzeichnis der Leihbibliothek, die er für seine Gemeinde hielt — wahrhaft entsetzlich! Ein anderer gab seine Tochter in ein mir wohlbekanntes unsittliches Haus zur weiteren Ausbildung und meinte, wenn man nur Geistesbildung finde, müsse man so ängstlich nicht sein. Ein dritter rief aus: ‚Wahrheit,

Wahrheit, darauf kommt alles an; sie kann uns durch einen Judas Ischarioth so gut werden wie durch einen Paulus.' Nach allem, was ich gesehen und gehört, muß ich die Lage der protestantischen Kirche in Bayern für gefährlicher als die der katholischen halten; wenn der Glaube, wenn das innere christliche Leben aufhört, der eigentlichste Kern des Protestantismus zu sein, so bleibt uns nichts. Jeder Versuch, uns als äußere Kirche den Katholiken gegenüber zu stellen, muß für uns zum Nachteil ausschlagen. Noch vieles einzelne über den kirchlichen Wirrwarr in Bayern könnte ich mitteilen, aber es ist schon mehr als genug; wohin das alles führen wird, weiß Gott."

Perthes' Thätigkeit außerhalb seines Berufes.

1822—1824.

Als Perthes in der ersten Woche des Oktobers 1822 aus Bayern wieder nach Gotha zurückgekehrt war, lag voraussichtlich eine ruhige Zeit vor ihm, welche zur stetigen und zusammenhängenden Arbeit einlud. Nachhaltige Anstrengungen waren für ihn erforderlich, um die Kenntnisse, die Einsicht und das Urteil über den Gang der Litteratur zu gewinnen, welche der Beruf des Verlegers, so wie er ihn auffaßte, voraussetzte. Da ihm die litterarischen Erscheinungen des Tages nicht unbekannt bleiben durften, so ward ihm zunächst die tägliche und genaue Durchsicht der kritischen Blätter aller Art eine Notwendigkeit. „Höchst lästig und widerlich sind mir die Litteraturzeitungen und Journale", schrieb er einmal; „dürftig, ja geradezu schlecht ist dieses Blätterwesen; es ist unglaublich, wie hier geklatscht und geschrieen wird, wie eine Hand die andere wäscht und persönliche Zuneigung oder Abneigung überall und oft genug roh und hämisch hervorbricht. Da dringt niemand durch, auch die tüchtigsten Männer haben dem gegenüber keine Autorität. Ein streng wissenschaftliches, scharf und ohne Rücksicht und ohne Schonung richtendes kritisches Institut thut uns sehr not; aber wo wird der Mann sich finden, der an die Spitze treten

kann und will? Die da können und wollen, sind ruchlose, eiserne Stirnen, und die ernst und tüchtig Gesinnten haben weder das Zeug, noch die Neigung, scharf und schonungslos gelehrte Kriminaljustiz zu üben."

Weit lieber als mit der Tageskritik beschäftigte sich Perthes mit dem geistigen Entwickelungsgange, welchen die deutsche Nation seit dem letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts genommen hatte. Nicht wenigen Männern, welche wie Klopstock und Claudius, wie Stolberg und Jacobi in den siebziger und achtziger Jahren unter den Führern der Bewegung gewesen waren, hatte Perthes in deren späterem Lebensalter persönlich nahe gestanden und manche lebendige Anschauung durch sie erhalten. Die Zeit seit dem Baseler Frieden, seit dem ersten Erscheinen Wilhelm Meisters, der Horen und der Xenien hatte er selbst in vollem Bewußtsein durchlebt und zwar in einer Stellung, welche ihn mit hervorragenden Persönlichkeiten höheren und niederen Standes und mit religiösen und politischen Richtungen aller Art in mannigfache Verbindung brachte und ihn in nicht gewöhnlichem Grade befähigte, die Zeit zu verstehen, welche er durchlebt. Mit dem, was er selbst gehört und erfahren, suchte Perthes nun die reiche Ausbeute in Zusammenhang zu bringen, welche ihm durch das Lesen der von Jahr zu Jahr sich mehrenden Biographieen und Briefwechsel gewährt ward. „Mir ist sehr merkwürdig", schrieb er an den Kriminaldirektor Hitzig in Berlin, „wie seit einiger Zeit biographische Mitteilungen und Selbstgeständnisse unter uns Deutschen zu erscheinen beginnen; sie gehen bei uns hervor aus der Tiefe des inneren Lebens und geben das Material, es zu verstehen, während die Memoiren anderer Nationen fast nur das äußere Sein, den Staat und die Handlungen der Staatsmänner zum Gegenstand haben." Vor allem fühlte Perthes sich durch Goethes neu herausgekommene Campagne in Frankreich angezogen. Im Frühjahr schon, unmittelbar nach seiner Ankunft in Gotha, hatte er sie rasch durchgelesen. „Da ist der alte Meister wieder", schrieb er, „und in welcher liebenswürdigen Lebendigkeit, in welcher Klarheit und Tiefe! Welche Schätze für die künftige Geschichte des geistigen, sittlichen und wissenschaftlichen Zustandes unserer Zeit sind auch in diesem Bande wieder niedergelegt!" „Mit mir",

ſchrieb er an Goethe ſelbſt, „ſollte die ganze Nation ſich zu dem lebhafteſten Danke für den neuen Teil von Wahrheit und Dichtung angeregt fühlen. Nur ſolche Überlieferungen machen es möglich, den eigentlichen Kern unſerer Geſchichte für unſere Nachkommen zu erhalten; ſchon jetzt iſt die Brücke zwiſchen der heute lebenden Generation und der nächſt vorangegangenen abgebrochen, und die Zuſtände damaliger Zeit ſtehen für das heranwachſende Geſchlecht da wie eine fremdartige Erſcheinung. Pempelfort und ſein Leben iſt mir in ergreifender Wahrheit entgegengetreten, aber über Jacobi ſelbſt vermiſſe ich ein innigeres Wort. Darin, daß Jacobi bei ſolcher Hingebung an die Richtung ſeiner Zeit Liebe und Treue ſo rein in ſeinem edlen Herzen bewahrte, liegt eine ſeltene Größe, und das hätte ich gerne ausgeſprochen geſehen. Beſonderen Dank ſage ich Ihnen für alles, was Sie über die Fürſtin Gallitzin ſchreiben. Sie und dieſe bedeutende Frau konnten ſich wohl verſtehen. Ihnen beiden war der Idealismus zuwider; Ihnen als eine Entfremdung vom Leben, als Unnatur, ihr als Entfremdung von Gott, als Böſes. Der Fürſtin Realismus ruhte auf der Offenbarung Gottes durch das Wort, der Ihrige auf der Offenbarung der Natur. Einen ſolchen Naturoffenbarungsgläubigen, wie Sie, fand die Fürſtin unter Millionen nicht.“ Von manchen Freunden, denen er ſeine Freude an Goethes neueſtem Werke ausſprach, mußte Perthes ſich Widerſpruch gefallen laſſen. „Ganz ſo wie Sie“, antwortete ihm Graf Cajus Reventlow auf Altenhof, „bewundere ich den letzten Band von Dichtung und Wahrheit nicht. Wir haben die Fürſtin Gallitzin und Jacobi gekannt, und wenn und was Goethe über ſie ſpricht, iſt uns intereſſant; hätten wir ſie aber nicht gekannt, ſo würden wir ſie aus ſeiner Darſtellung nimmer kennen lernen. Wie dürftig ferner iſt die Erzählung des Feldzuges, des unglücklichen, in der Champagne! Hatte ein Mann wie Goethe dort nichts anderes zu ſehen, zu erfahren, zu fühlen, als die in einer ſolchen Zeit höchſt gleichgiltigen Gegenſtände, die er dem Leſer mitteilt? An Größe hat Goethe, wie mir ſcheint, durch die Bekanntmachung dieſes Lebensabſchnittes nicht gewonnen.“ „Goethes Erzählung von Pempelfort hat mich etwas verdroſſen“, ſchrieb Nicolovius; „er iſt ungerecht, kühl und übergeht oder vergißt manches, was dort vorgefallen und tiefen Eindruck auf ihn gemacht hat. Jacobi ſcheint Recht gehabt

zu haben, wenn er sagt, daß Goethe in jenen Tagen die Spuren des wilden Kriegerlebens an sich getragen hat. Auch die Stelle über Schlosser legt davon ein Zeugnis ab." Der Zufall wollte, daß die beiden Schwestern Friedrich Heinrich Jacobis einige Tage in Perthes' Hause grade um die Zeit verweilten, in welcher dieser Goethes neues Werk zuerst las. „Die guten alten Tanten sind bei uns gewesen", schrieb Perthes, „und haben, obschon meinen Kindern anfangs bange war vor den gescheiten und gelehrten alten Personen, bald aller Herzen gewonnen. Die Treue der beiden Schwestern gegeneinander ist rührend; jede fürchtete, die andere zu überleben und dann allein in der Welt zu stehen; wahr und innig halten sie das Andenken des Bruders fest. Viele Sagen der Vorzeit kamen bei ihrer Anwesenheit unter uns zum Vorschein; auch las ich ihnen aus Goethe den Aufenthalt in Pempelfort vor; sie waren tief ergriffen und bemerkten über die Schönheit der Darstellung Goethes Ungerechtigkeit gegen Jacobi nicht."

So sehr war Perthes von der tiefen, noch immer fortwirkenden Bedeutung der letzten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts überzeugt, daß er, wo er nur konnte, zu Arbeiten über dieselbe anzuregen suchte. Dem Domvikar Körte in Halberstadt schrieb er: „Die Zeit von Rabener bis zu Schlegels Feuerbränden ist die Geburtsstätte aller heute sich durchdringenden und bekämpfenden Richtungen; ohne sie zu kennen, wird niemand die Gegenwart verstehen, und doch, wie wenig ist sie gekannt! Goethe hat herrliche Aufschlüsse über einzelnes gegeben, aber eben doch nur über einzelnes. Sie sind im Besitze der sämtlichen Papiere Gleims und vermögen vieles aus mündlichen Überlieferungen zu ergänzen. Sie könnten jenen merkwürdigen Zeitraum in seiner Stärke und seiner Schwäche, mit seinem Guten und seinem Bösen darstellen, wie es nur wenig andere imstande sein werden."

„Also auch Sie, mein verehrter Freund", schrieb Perthes an Poel in Altona, „wollen einen Abschluß in Ihrer Lebensordnung machen und Ihr Hauswesen auflösen. Damit verschwindet die letzte Spur eines Familienvereines, der einzig in Deutschland dastand durch seinen geistigen Verkehr, seine heitere Humanität und wahrhaft christliche Milde. Man wird von Wehmut ergriffen. Das alte Fabricius-Reimarussche Haus spann sich über auf Büsch, Ebeling und Klopstock

und ging durch Sieveking wieder zurück in einen zweiten Reimarusschen Kreis. Als letzter Silberblick bot sich Ihr Voght-Flottbecker Verein dar. Das alles hat der alte grüne Papagei in seinem gelben Bauer durchlebt und überlebt: er hat an den Wolfenbütteler Fragmenten arbeiten sehen, er sah Lessing, Mendelssohn und Jacobi, v. Heß und Reinhold, Claudius und Franz Baader, Graf Reinhard und Kerner, Gall und Konsorten, Schönborn und Steffens, sieht nun den planen Rationalismus und die Heidenmission, und wie viele Generationen wird er noch durchleben und was alles wird er noch sehen? Lebt doch auch der alte Gerstenberg noch, der schon 1759 die Hochzeit der Venus besang. An den Memoiren aus dieser Familienwelt ließe sich der ganze geistige Zustand der für alle Zeiten merkwürdigen letzten hundert Jahre entwickeln. Noch ist es Zeit; die vorhandenen Tagebücher können jetzt noch durch Ihre, durch des Baron Voght und der Mutter Sieveking Erinnerungen ergänzt werden. Gehen diese ungenutzt verloren, so fabelt das junge Volk wie von der Urwelt und liefert höchstens Petrefacten. Sie sollten sich entschließen, den Abend Ihres Lebens zur Aufzeichnung dessen zu verwenden, was ohne Sie nicht auf die folgenden Generationen kommen wird."

So sehr Perthes auch durch die Beschäftigung mit der Zeit, die er selbst durchlebt, angezogen ward, strebte er doch zugleich dem Mangel allgemeiner historischer Kenntnisse, den er immer schmerzlich gefühlt hatte, so viel wie möglich noch jetzt abzuhelfen. „Herangewachsen ohne Schule", schrieb er einmal an den Historiker Pfister, „früh genötigt, mir mein Brot selbst zu verdienen, dann im Geschäftstumult umgetrieben, von Sorge und Not gedrängt, bin ich auch in der Geschichte weniger unterrichtet als die meisten andern Menschen; durch das Leben aber ist mir viel Geschichtliches in Fleisch und Blut übergegangen, die Welt hat mich in unserer bedeutenden Zeit gestoßen und umgewandt, ich habe sie mit klarem Auge beobachtet, und der Umgang mit geistvollen und unterrichteten Männern hat mich gebildet. So besitze ich manches, was Unterricht nicht geben kann, möchte aber gerne auch das gewinnen, was nur Unterricht geben kann: Ordnung und Zusammenhang." Mit großer und beharrlicher Anstrengung arbeitete Perthes, sobald er sich in Gotha eingerichtet hatte, daran, zunächst einen Über-

blick über die Geſchichte der letzten drei Jahrhunderte zu gewinnen. Die Werke von Heeren und Spittler gaben ihm die Grundlage, Johannes v. Müllers allgemeine Geſchichten und Friedrich v. Schlegels Vorleſungen nahm er zuhilfe. „Bewundern muß ich“, ſchrieb er, „wie Johannes Müller ein ſolches hiſtoriſches Knochengerippe kunſtvoll aufzubauen vermochte; aber ſchmerzlich bewegt mich dieſer hochbegabte Geiſt jetzt in ſeinen Schriften, wie früher in ſeinem Leben. Weil er ſelbſt kein Mann iſt und des Charakters entbehrt, ſteht er in ſtarrer Bewunderung vor jedem ſtill, der einen Willen zu haben, einen politiſchen Gedanken, ſei es einen guten oder einen böſen, feſt und entſchloſſen durchzuführen vermag. Maßſtab für ſein hiſtoriſches Urteil iſt ihm nur die Energie des Handelns, nicht der Gegenſtand des Handelns. Schlegels Vorleſungen ſind mir aufs neue dadurch ſehr merkwürdig geworden, daß ſie alle die Ereigniſſe und alle die Charaktere im Lichte erſcheinen laſſen, welche in den übrigen, faſt ausſchließlich von Proteſtanten geſchriebenen Geſchichtswerken im Schatten ſtehen; was dort hell iſt, iſt hier dunkel, und umgekehrt. Schlegel ſchreibt auch Geſchichte, aber die Kehrſeite der bisher geſchriebenen; er iſt ohne Zweifel weit davon entfernt, die Dinge ſo zu ſehen, wie ſie ſind, aber vielleicht doch nicht weiter als alle die Schriftſteller, welche das Gegenteil von dem geſagt haben, was er behauptet. Sehe ich auf die Verſchiedenheit der Schilderungen in den Schilderungen unſerer Hiſtoriker, beachte ich, wie nicht allein das geſchichtliche Urteil, ſondern auch der geſchichtliche Stoff ſich nach der Eigentümlichkeit des Schriftſtellers verſchiebt, und erinnere ich mich dann aus meiner eigenen Erfahrung des Verlaufes, welchen die Dinge im Leben wirklich zu nehmen pflegen, ſo erſtaune ich freilich über das, was uns armen Menſchenkindern von unſern Gelehrten als Geſchichte vorgeſetzt und beigebracht wird.“

Einige Monate hindurch beſchäftigte ſich Perthes noch mit den Werken von Schröckh, Planck und Stolberg, um einen Überblick über die Kirchengeſchichte zu gewinnen. Dann hatte er, wie er ſich ausdrückte, des Allgemeinen genug und ſehnte ſich nach dem Beſonderen, in welchem das Lebendige des Lebens enthalten ſei. Er begann, die alte Geſchichte im einzelnen nach den ihm zugänglichen Hilfsmitteln durchzuarbeiten. Tabellen aller Art fertigte er an, um ſich Namen und

Zahlen und äußeren Zusammenhang einzuprägen; Herodot und Thucydides, vieles aus Livius und Tacitus, manches aus Xenophon, Plutarch und aus Ciceros Briefen las er in Übersetzungen, und die vielen mit Auszügen und Urteilen, Zweifeln und Bemerkungen aller Art angefüllten Blätter, welche sich erhalten haben, lassen es zweifelhaft, ob man mehr die Ausdauer des fünfzigjährigen Mannes, welcher sich Arbeiten, die sonst nur Schülern auferlegt werden, Jahre hindurch unterzog, oder mehr den durchdringenden Scharfblick, der in der Beurteilung politischer und historischer Verhältnisse hervortritt, bewundern soll. „Täglich wundere ich mich", schrieb er einmal an Niebuhr, „über die ungeheure Masse dessen, was ich nicht weiß. Andere machen erst Studien und dann Erfahrungen; ich versuche es einmal umgekehrt. Der alte Schulknabe hat freilich sehr mit dem schlechten Gedächtnis für Zahlen und Namen und mit dem Mangel wissenschaftlicher Vorkenntnisse zu kämpfen; da ich aber weder zum Sprechen noch zum Schreiben des Vielwissens bedarf, so finde ich, daß mir mein Lebensgang einen Schlüssel zum Verständnis giebt, der manchem wissenschaftlich schreibenden und lehrenden Manne fehlt. Die Geschichte gewinnt doch eine ganz andere Klarheit, gewährt ganz andere Früchte, wenn man eine fünfzigjährige Lebens- und Welterfahrung hinter sich hat. Auch auf Geschichte lassen Schlossers Worte sich anwenden: ‚Wir sollen die Bibel und die Alten im 14. Jahre fleißig lesen, damit wir im 40. sie verstehen lernen können.'"

Aus seiner Beschäftigung mit der alten Geschichte ward Perthes wieder mitten hinein in die neueste Zeit versetzt, als Rist ihn auf Las Cases aufmerksam machte. „Das Buch bezeichnet", hatte dieser ihm geschrieben, „die Zeit, in der wir leben, mit wunderbaren Zügen. Der Held und der Erzähler bieten jeder für sich Stoff zu ganzen Komödien und Tragödien, und am Ende steht ein großer Lügner da. Es bleibt nun auch an der Geschichte und an der Persönlichkeit dieses ungeheuren Mannes nichts Mystisches, nichts Romantisches mehr; die Geschichte hat gewonnen, aber die Poesie hat verloren. Für uns alle ist aus dem Buche viel zu lernen, und wer in öffentlichen Angelegenheiten wirken will, mag darauf achten." „Ich bin Ihnen vielen Dank dafür schuldig", antwortete Perthes, „daß Sie mich auf Las Cases hinge-

wiesen haben. Das ist ein überaus merkwürdiges Buch, merkwürdig, weil es Aufschlüsse über die Geschichte, aber noch merkwürdiger, weil es Aufschlüsse über Napoleon giebt und dadurch zugleich über das Getreibe in unserer eigenen Brust. Von Widersprüchen sind Napoleons Reden auf St. Helena wie sein ganzes früheres Leben erfüllt. Er hält die Legitimität für eine Notwendigkeit und nimmt die Krone mit Gewalt und leitet sie dann von der Volkssouveränität ab; er strebt alle Standesverschiedenheiten aufzuheben und beugt sich tief vor der Aristokratie; er hegt die gründlichste Verachtung vor den Franzosen und will, daß es die höchste Ehre auf Erden sein soll, als Franzose geboren zu sein; er haßt England auf das grimmigste und glaubt, daß Frankreich mit England die Welt regieren solle; er hat völlig mit dem Leben abgeschlossen, und seine Phantasie ist ohne Aufhören mit den Mitteln beschäftigt, die Freiheit wieder zu erlangen; er ist von großartigstem Stolze erfüllt und wird von der kleinlichsten Eitelkeit gepeinigt. Das alles aber ist nicht Lüge, sondern jedes war zu seiner Zeit Ernst und Wahrheit. Napoleon ist nicht wie Friedrich der Große derselbe zu allen Zeiten, nicht wie dieser eine geschlossene Persönlichkeit, die sich und ihr Eigentümliches unter allen Umständen und Verhältnissen geltend macht; Napoleon vielmehr ist, was der Augenblick, was die Stimmung im Innern, was ein Eindruck von außen in jedem Momente aus ihm macht. Wie Goethe eignet er sich wider Wissen und Willen wechselnd die verschiedenartigsten inneren Zustände an und faßt die äußeren wechselnd auf, je nachdem sein Einbildungsleben es begehrt. Wie Goethe wird er gedrängt, dem, was augenblicklich in ihm lebt, eine Form und eine Gestalt zu geben; seine wechselnde Stimmung spricht sich nicht in Liedern, aber in Bülletins und Noten, seine Leidenschaft nicht in Romanen und Dramen, aber in diplomatischen Verhandlungen und in Schlachten aus. Er ist jeder Zeit, was er darstellt, und konnte Gewalt üben, weil er selbst an die Wahrheit des Unwahren glaubte, was er sagte und that. Nicht eine Lüge ist sein Leben, sondern ein Gedicht; ‚welch ein Epos ist mein Leben!‘ ruft er selbst aus. Auch das Außerordentlichste aus Phantasieen zu Wirklichkeiten werden zu lassen, wurde ihm möglich durch den wunderbaren Verein von Eiseskälte und glühender Leidenschaft, von schneidender Schärfe des Verstandes und phan-

taſtiſcher Einbildungskraft, von energiſchem Ungeſtüm für den Augenblick der That und der zäheſten Beharrlichkeit. Das freilich ſieht man aus dem Tagebuch, daß auch in Napoleon alles menſchlich herging; aber darin liegt nicht ein Verluſt für die Poeſie; denn daß ein ſo ungeheueres Ich mit allen menſchlichen Zuthaten in die Geſchichte eintrat, hat unſere proſaiſche Zeit poetiſch gemacht. Tiefes Mitleiden habe ich mit Napoleon, dem unglücklichen Menſchen; hat je in der Geſchichte die Gerechtigkeit ſtrenger und härter getroffen? Haben Sie ſich wohl recht in Napoleons Lage auf St. Helena mit Kopf und Herz hineinverſetzt? Sie iſt gräßlich, und durch kein Gebet, durch kein Gefühl chriſtlicher Ergebung wird ſie ihm erleichtert. Schwere Zweifel an dem Berufe der katholiſchen Kirche, Trägerin des chriſtlichen Lebens zu ſein, erwachſen aus dem völligen Mangel alles chriſtlichen Glaubens und aller chriſtlichen Erkenntnis in Napoleon und ſeinen Werkzeugen! Keine Reformation und auch keine äußere Gewalt hat in Frankreich und Italien die Macht, den Einfluß, die Herrſchaft der katholiſchen Kirche geſchwächt, und dennoch iſt die ungeheure Bewegung, die von dieſen Ländern aus ſich erhob, dennoch ſind alle die Männer, die in ihr handelten, dem chriſtlichen Einfluß fremd. Recht anſchaulich wird das durch Las Caſes gemacht; im übrigen aber iſt eine Fülle beachtungswerter Äußerungen, Anſichten und Urteile Napoleons in ſeinem Tagebuch zu finden, von denen manche mir nicht allein in den Kopf, ſondern auch in das Herz gegangen ſind. Es iſt mir begreiflich geworden, wie Napoleon Volk, Staatsmänner und Könige, den Ideologen Alexander nicht ausgenommen, klapperſchlangenartig in ſeinen geiſtigen Schlund verlocken konnte; aber auch das iſt mir begreiflich, daß nach ſolchem geiſtigen Spuk Alexander ſpäter ‚die Beruhigung Europas‘ ſich als einziges Ziel hat ſetzen müſſen; ob er die richtigen Mittel und Maßregeln wählte, werden unſere Kinder beurteilen können. Der Kammerherr Las Caſes iſt die komiſche Perſon im Stücke, zuſammengeſetzt aus der Eitelkeit des Franzoſen, des Hofmannes und des Autors, übrigens wohl ein redlicher Mann von Verſtand und Kenntniſſen — und gewiß auch ein großer Schlaukopf.“

In ungeſtörter, gleichmäßiger Arbeit verfloß für Perthes das Jahr vom Herbſt 1822 bis zum Herbſt 1823. „Mir wird“, äußerte er, „der

Tag, welcher nach Rists Meinung in der ſtillen Landſtadt Gotha achtundvierzig Stunden haben ſoll, hier wie in Hamburg zu kurz, aber dennoch reicht die Zeit, wenn man ſie nur nicht nach Tagen, ſondern nach Stunden nutzt, für jedes Menſchen Arbeit aus.“ „Mein eigenes Haus“, ſchrieb er ein anderesmal, „und das meiner beiden Schwiegerſöhne, die mir recht eigentlich Freunde ſind, füllen meine Mußeſtunden aus. Wilhelm Perthes iſt der ſichere, feſte, entſchloſſene Mann, der er immer war: gerader, geſunder Verſtand, Fülle des Herzens und raſche Tüchtigkeit ſind bei ihm in nicht gewöhnlicher Weiſe vereinigt. Unter den jüngeren Männern ſehe ich am häufigſten Fritz Becker, Encke und Ewald, unter den älteren Jacobs und Ukert.“ Die Gleichmäßigkeit des Lebens ward durch manche anregende Fremde unterbrochen, welche, wie Heeren aus Göttingen, Rehberg aus Hannover, Harms aus Kiel, Savigny und Neander aus Berlin, und wie mancher Hamburger Freund vorübergehend Gotha beſuchten. Auch begann Perthes, dem angeſtrengtes Fußwandern bis zu ſeinem letzten Lebensjahre Freude und Erholung blieb, ſchon in jener Zeit den Thüringer Wald nach allen Richtungen hin zu durchſtreifen; zuweilen beſuchte er die bekannten Orte, wie Schwarzburg, Liebenſtein, Reinhardsbrunn, die Wartburg; öfter aber richtete er bald allein, bald von ſeinen Knaben oder ſeinem Schwiegerſohne Wilhelm Perthes begleitet, den Weg nach damals wenig betretenen Thälern und ſelten beſtiegenen Bergkuppen, und hatte ſeine große Luſt an der Entdeckung neuer Waldpfade, Schluchten und Ausſichten und an den kleinen Beſchwerlichkeiten und Unbequemlichkeiten, die mit ſolchen Wanderungen verbunden waren.

Anfangs September 1823 ging Perthes, begleitet von ſeinen beiden unverheirateten Töchtern, nach Hamburg, um ſeine Verhältniſſe zur dortigen Handlung zu ordnen. „Müßte ich dieſe Reiſe nicht machen“, ſchrieb er, „ſo würde ſie unterbleiben; denn der Aufenthalt in Hamburg wird mir ein Blick ins Grab ſein, und doch iſt es dem leichten Sinne des Menſchen heilſam, daß er einigemale endet, ehe er ſtirbt.“ Es waren ſechs unruhige Wochen, die Perthes in Hamburg verlebte; angeſtrengte Arbeiten, Erinnerungen der Wehmut an vergangene Tage, die Verwandten in Hamburg und in Wandsbeck, zahlloſe Freunde und Bekannte, ſtädtiſche Intereſſen und die faſt täglichen

großen Schmausereien warfen ihn in der alten Heimat, die er nun als Gast betrat, hin und her; ein Ausflug nach Lübeck und zum Grafen Moltke nach Rütschau traten hinzu. Frisch und lebendig gab sich Perthes den wechselnden Eindrücken hin. „Ich habe Sie", schrieb ihm später Haller, „jünger an Geist und älter an Milde gefunden." „Ihr Aufenthalt hier", schrieb ihm scherzhaft Rist, „ist ein wahrer Triumphzug gewesen und würde auch ohne Ehrenbogen und Pforten einen brillanten Zeitungsartikel haben abgeben können." Mitten hinein in diese unruhige Zeit war die Verlobung seiner dritten Tochter Mathilde mit Friedrich Becker in Gotha gefallen, welcher, sobald er das Jawort erhalten, nach Hamburg eilte und dort bis zu Perthes' Abreise blieb. Schon ein Jahr früher hatte Perthes an Besser geschrieben: „Unter den Freunden meiner Schwiegersöhne tritt mir Becker am nächsten, er ist ein edler und, was mehr sagen will, ein guter Mensch, verständig und gründlich gebildet, milde gegen andere und vielleicht zu pflichtmäßig streng gegen sich. Was gewissenhafte Ordnung ist und was sie vermag, kann man von ihm lernen." „Wie sehr ich Becker meine Liebe zugewendet", schrieb Perthes nun einem Freunde, „wissen Sie von mir und werden daher auch fühlen, daß ich mich freue, diesem Manne mein Kind anvertrauen zu können." Begleitet von Becker, kehrte Perthes gegen Ende Oktober über Bremen, wo er sich einige Tage aufhielt, nach Gotha zurück. „Mit Dank blicke ich", schrieb er an Rist, „auf meinen Aufenthalt in Hamburg zurück, wo so viel Liebe und Vertrauen auch diesesmal mir entgegengekommen ist. Einiges Selbstgefühl will sich wohl bei der Erinnerung darein mischen, wie nackt und bloß und nur auf mich angewiesen ich vor dreißig Jahren zuerst in diese Stadt eintrat. Unsere Reise hierher war glücklich und reich an kleinen Seltsamkeiten. Schon auf der Fahrt von Hamburg nach Harburg mußte das Dampfschiff mehreremal in dichtem Nebel stille liegen; der Herzog von Oldenburg war an Bord; sieben volle Stunden dauerte die Überfahrt und ebenso lange also die Ehre der hohen Gesellschaft. Alles und jedes wurde in der langen Zeit zur Sprache gebracht. Unter anderem ward gefragt, ob man sein Leben wohl noch einmal leben möchte und ob es zu wünschen wäre, daß die Dauer des kraftvollen Mannesalters sich statt auf zwanzig etwa auf

fünfzig oder mehr Jahre erſtrecke. Ich verneinte beides; das erſte, weil dem Menſchen bei aller Freude am irdiſchen Leben doch auch die Sehnſucht nach dem Abſchiede innewohne; das zweite, weil die verlängerten Jahre der Kraft den Menſchen im Inneren nicht weiter bringen und nach außen durch Verhärtung in Stolz und Eigenſinn leicht zum Schrecken anderer machen würden. Von jener Sehnſucht ſchien der alte Herr vorläufig noch nichts wiſſen zu wollen, und längere Dauer der Kraft ſchien ihm höchſt wünſchenswert, um ſo recht mit Nachdruck und Erfolg regieren zu können; auch käme man doch im Innern weiter, meinte er. Z. B. ſei niemand in der Jugend reizbarer und heftiger geweſen als er, ſo daß bei ſeinem Eintritt ins Militär der Oberſt zu ihm geſagt: ‚Prinz, Sie ſind in vier Wochen verloren, wenn Sie ſich nicht beherrſchen lernen.‘ ‚Ich habe mich aber bekämpft‘, fügte er dann hinzu, , und ich bin nicht mehr heftig, ich bin nicht ungeduldig, ich bin nicht hart, obwohl kein Metier mehr Anlaß dazu giebt als das, was mir beſchieden ward.‘ Der begleitende Adjutant ſtrich ſich bei dieſen Worten mit einem tiefen Atemzug den Nebel vom Schnurrbart, und der Kammerherr machte verzweifelte Anſtrengungen, eine zuſtimmende Miene zuwege zu bringen. Als der Kapitän des Dampfſchiffes fragte, ob er die zu Ehren des Herzogs auf das Schiff gebrachten Sechspfünder abfeuern dürfe, antwortete der Herzog: ‚Wenn die Damen es erlauben.‘ Die Damen erlaubten es, aber die Liqueurflaſchen des Reſtaurateurs ſtießen vor Schrecken aneinander und zerbrachen in großer Zahl zum komiſchen Jammer ihres Eigentümers; der Herzog ließ ihn entſchädigen, und nun trank die ganze Menge der Matroſen, Bedienten und Geeſtbauern, die auf dem Schiffe waren, ohne Aufhören aus den Scherben des Herzogs Geſundheit; man mußte beſter Laune werden, mochte man wollen oder nicht. ‚Die Providence hat mich‘, ſagte der Herzog zum Abſchied, ‚für die lange Überfahrt durch gute Geſellſchaft entſchädigen wollen.‘ Um die auf dem Waſſer verlorene Zeit wieder einzuholen, fuhren wir die Nacht durch nach Bremen, wo ich unſeren Smidt in alter Art voll Lebensmut und Thätigkeit traf und mich der vielen herzlichen und geſcheiten Leute freute, die Bremen aufzuweiſen hat. Unmittelbar nacheinander habe ich Hamburg, Lübeck und Bremen beſucht, und es

war merkwürdig genug, die Gegensätze dieser drei Mächte zu besehen und ihre Staaten, das heißt Straßen, zu durchwandern. Jetzt wird nach dem Reiseschwärmen Arbeit und Stille mir an Leib und Seele gut bekommen."

Perthes hatte während des Winters 1823 nicht allein eine Braut im Hause, sondern auch seinen ältesten Sohn Matthias, der seine theologischen Studien beendet und nun vor seinem Eintritte in praktische Wirksamkeit noch ein halbes Jahr im väterlichen Hause zubrachte. Als das Frühjahr 1824 nahte, entschloß sich Perthes auf einige Wochen nach Bonn und Frankfurt zu gehen; am 22. März reiste er ab und gab teils seinen Kindern, teils seinen Hamburger Freunden fortlaufende Nachricht über alles, was der Tag ihm brachte. „Als ich Euch am Montag Abend verlassen hatte, um in den Postwagen zu steigen, mußte ich über Mäntel, Beine und Reisesäcke hinweg und mir mühsam meinen Platz Numero 6 rückwärts in der Mitte erobern; fünf Personen waren bereits im Wagen, aber niemand war in der Finsternis zu erkennen. Eine am Wege stehende Laterne warf ein schnell wieder verschwindendes Licht auf eine sonderbare buntfarbige Gestalt, welche alsbald im gebrochenen Deutsch eine schon vor meinem Einsteigen begonnene Unterhaltung über Walter Scotts Erzählung von der Schlacht bei Waterloo weiterführte. Es war ein Schotte; er sei eine Woche, sagte er, auf dem Schlachtfelde gewesen, und da so viel Betrügereien mit Schlachtdenkmalen getrieben würden, habe er selbst an verschiedenen Punkten die Erde aufgraben lassen und endlich auch das Glück gehabt, einen Heldenschädel zu finden, den er mit sich führe; er würde genau erfahren, welcher Nation derselbe angehöre, da ein Freund von ihm früher die Vorlesungen des Herrn Blumenbach in Göttingen besucht habe. ‚Verdammter Kerl, laß die Schädel liegen und die Toten in ihrer Ruhe', brummte eine rauhe Baßstimme in der Ecke neben mir. ‚Was meint der Herr?' fragte kurz der Schotte. Der Streit war da, heftig gingen die Worte hin und her; der Schotte zog den kürzeren; allgemeine Unruhe im finsteren Kasten; niemand wußte, wohin es in der Dunkelheit kommen könne. ‚Soll ich, Herr Major', fragte begütigend eine jünger klingende Stimme, ‚dem Schotten für seine Sammlung den Brief des Chinesen, mit dem ich in Halle

zusammentraf, schenken?' Der Schotte horchte auf, vergaß die erhaltene Zurechtweisung und dachte nur an die echt chinesischen Schriftzüge. Die Ruhe war glücklich hergestellt. Von Eisenach aus fuhr die ganze Gesellschaft samt Heldenschädel und chinesischem Briefe nach Frankfurt, ich aber nach Kassel, wo ich abends 11 Uhr nach einer Fahrt von siebenundzwanzig Stunden anlangte. Am Thore fragte der wachthabende Offizier: ‚In wessen Diensten stehen Sie?' Antwort: ‚In niemandes.' Offizier: ‚Gut, so können Sie fahren.' So nahe als in Kassel liegt selten der Gegensatz zwischen gemessener Fürstenpracht, regelrechten Palästen, steifem Einhergehen dienstthuender Beamter und dem Gewühl freien, selbständigen Gewerbes und bürgerlichen Sinnes nebeneinander; mit wenigen Schritten gelangt man von den Hofplätzen in die Gassen des alten Kassel. Den Abend brachte ich bei den Brüdern Grimm zu; sie sind dieselben wie vor zehn Jahren, und doch wie verschieden! Damals fast mädchenhaft blühend, erfüllt von zarten Gefühlen der Jugend, von Hoffnungen der Phantasie; jetzt in ernstem Junggesellenleben fast ausschließlich den angestrengtesten Studien lebend."

Von Kassel fuhr Perthes nach Marburg, wo er einen Abend mit Suabedissen, Rehm und Gerling zubrachte, und ging dann mit zwei Heidelberger Studenten, die er zufällig traf, zu Fuß dem Rheine zu. „Überall in Hessen sieht man", schrieb er, „zwei ganz verschiedene Menschengattungen: Blonde mit ziegenartigen Gesichtern und Braune mit württembergischen Stumpfnasen; beide aber haben im Gegensatze zu den Sachsen etwas Ernst-starres, sind fest, aber trocken, unreinlich an Kleidern und Wohnung, ausdauernd und arbeitsam und ohne viele Bedürfnisse. In dem kleinen Orte Gladebach, einige Stunden von Marburg, kehrten wir ein; alsbald versammelten sich der seltenen fremden Gäste wegen die Ortshonoratioren zum Branntwein: der Gendarm, der Zollaufseher, der Advokat und der Notar, ein verwünschter kleiner, spindeliger, blasser Kerl, der vor uns Gebildeten mit pfeifender Stimme seine ganze Aufklärung und Verruchtheit auskramte, zum Ärger der wackeren Wirtsleute. Der Wirt, ein kolossaler Schlachter, hatte an der Decke der Stube, wohin niemand als er reichen konnte, ein Taschentüchlein aufgehängt, welches er herunter-

nahm, um sich den Mund zu wischen, so oft der Notar einen Kraftspruch von sich gab. Mein Widerspruch brachte den heillosen Kerl recht auf die Spitze der Niederträchtigkeit. Von hier aus nahm ein langbeiniger Schneider dem bisherigen Führer meinen Mantelsack ab und brachte uns, obschon er alle Stunden müde wurde, glücklich nach Dillenburg. Hier verließen mich meine Studenten. Ich nahm einen Wagen nach Siegen, wanderte dann, begleitet von einem zweirädrigen Karren, welcher mich oftmals über den brückenlosen Fluß bringen mußte, die Sieg hinab nach Bonn; ich habe viel Schönes in dem einsamen, oft wilden Thal gesehen und manche ganz unbekannte deutsche Völker entdeckt." In Bonn blieb Perthes acht Tage im Hause seines Schwagers Max Jacobi, der damals von Bonn aus die ersten Einrichtungen der Irrenheilanstalt Siegburg leitete. „Das Zusammensein mit meinem lieben alten Bruder Max", schrieb er, „und mit der Schwester meiner Karoline, die an Lebendigkeit und Geistesreichtum heute ist wie vor fünfundzwanzig Jahren, ließ das Leben einer Zeit, die nun lange hinter mir liegt, und das Gefühl, daß auch ich einst reich gewesen bin, in mir lebendig werden. Niemand weiß es, wie es einem armen Menschen zumute ist, wenn solche Anklänge einer ihm untergegangenen Welt in seine Seele dringen. Die Freude an dem Wiedersehen war mit Schmerz und Wehmut vermischt; die Freude teilte ich mit, der Schmerz war für mich allein." Mit den Theologen Sack, Nitzsch und Lücke, mit Welcker, Brandis, Arndt und Windischmann trat Perthes in näheren Verkehr und traf mit Naeke und Heinrich, Nasse und Ennemoser und manchen anderen wiederholt zusammen. In lebendigen und ausführlichen Mitteilungen gab er den Eindruck wieder, den die einzelnen Männer auf ihn gemacht hatten. Vor allem gespannt war Perthes auf das erste Zusammentreffen mit Niebuhr. Ein heftiger politischer Zwiespalt hatte im Jahre 1814 die beiden alten Freunde getrennt; längst zwar war er brieflich ausgeglichen, aber wiedergesehen hatten sie sich seitdem noch nicht. „Ich war auf ein peinliches Zusammensein gefaßt", schrieb Perthes aus Bonn an Besser, „und eine gemessene Haltung, eine entferntere Stellung Niebuhrs hätte mich nicht in Erstaunen gesetzt; aber gleich im ersten Augenblicke fand ich das alte Herz, den

alten Freund und lieben Menſchen in vollſter Unbefangenheit wieder. Seine Frau war einige Tage zuvor von einem Sohne, dem zweiten, entbunden; mit ihren ſämtlichen Spielſachen und allem Geräte lärmten die drei älteren Kinder auf des Vaters Stube; bald hatte er mit dieſem, bald mit jenem zú thun, während wir ſprachen. An fünf Tagen habe ich jedesmal mehrere Stunden allein mit ihm zugebracht. Unſere Geſpräche waren faſt ausſchließlich politiſchen Inhaltes; ich werde ſpäter ein Näheres mitteilen. Niebuhrs Stimmung iſt ſehr trübe: je reiner ſein Herz, je tiefer ſein Gemüt, um ſo mehr vermißt er, ſich ſelbſt unbewußt, den feſten Halt für das eigene Innere, kämpft in Unſicherheit und iſt mit dem Leben zerfallen; ‚ich bin müde zu leben‘, ſagte er, ‚nur die Kinder halten mich noch‘; wiederholt ſprach er kurz und ſchneidend die bitterſte Verachtung der Menſchen aus. Der Geiſtes- und Seelenzuſtand dieſes ſeltenen Mannes geht mir durch Mark und Bein; Erhebung, Schauer und Grauen wechſeln in mir, wenn er ſich entladet. Einen ſolchen Geiſt, ein ſolches Herz mitten in dem Taumel unſerer Zeit zu ſehen, gewährt einen tiefen Blick in das Getriebe des armen Menſchenlebens. Niebuhr bedürfte einen Freund, der ihm gewachſen wäre; er hat keinen auf der ganzen Welt. Der Reichtum ſeines Geiſtes, der Umfang ſeines Wiſſens iſt zum Erſchrecken, aber ihm iſt die Erkenntnis der Gegenwart nur das Reſultat hiſtoriſcher Forſchungen und geiſtreicher politiſcher Berechnungen; die Völker und die Menſchen kennt er nicht. ‚Ich kenne das Volk‘, antwortete er mir, als ich ihm das ſagte, ‚ich kenne es und ſtudiere es unabläßlich; ich leſe und frage und höre, und mein Aufenthalt im Auslande hat mir einen freien Standpunkt gegeben.‘ Und dennoch, er kennt die Menſchen und die Völker und das Volk nicht, kennt die Leitung Gottes nicht und nicht den roten Faden, der ſich durch die Herzen der Menſchen zieht, um deſſentwegen man ſie immer wieder lieben muß und nicht verachten kann. Das wird mir immer deutlicher und gewiſſer: Männer von großem Geiſte und großer Phantaſie ſind wenig geeignet, Länder und Menſchen zu regieren; der an der Praxis gebildete und geübte Verſtand iſt, wenn er ſich nicht gegen die Befruchtung durch das Geiſtesſalz anderer verſchließt, der beſte Miniſter.“ Wenige Tage nach

Perthes' Abreiſe aus Bonn ſchrieb Niebuhr an ihn: „Die ganz unverhoffte Freude, Sie wiederzuſehen, iſt in lebendiger Erinnerung übrig geblieben; Ihr Beſuch hat die Illuſion erweckt, daß die alten Zeiten nicht ganz abgeſchnitten, nicht ganz untergegangen ſeien; ſie ſind es doch, und wenn ich Skeptiker ſein könnte, ſo würde es zuerſt darin ſein, daß ich die Identität des Menſchen aus verſchiedenen Lebenszeiten leugnete.“ „Grade Sie würden mir die Identität beweiſen“, antwortete Perthes, „wenn es eines Beweiſes bedürfte. Sehen Sie nur in ſich ſelbſt hinein: wie hat die Liebe durchgehalten in Ihrer Bruſt, wie ſehr ſind Sie in ihr derſelbe geblieben. Vor dreißig Jahren habe ich dieſelbe Liebe aus Ihrem ganzen Weſen hervorleuchten ſehen, die jetzt noch bei Ihnen allen Froſt und Roſt der Welt auflöſt.“ Seit 1818 war E. M. Arndt an die Univerſität in Bonn als Lehrer der Geſchichte berufen; ſeit dem November 1820 war ihm das Lehren unterſagt; ſeit dem Februar 1821 war er in Unterſuchung wegen demagogiſcher Umtriebe gezogen, hatte aber ein Urteil trotz aller Mühe noch nicht erlangen können. Perthes hatte Arndt nie geſehen; aber in mannigfacher brieflicher Verbindung mit ihm geſtanden und manchen Freund gemeinſam mit ihm gehabt. „Arndt iſt ganz ſo“, ſchrieb er aus Bonn, „wie ich ihn mir vorgeſtellt hatte, kurz gedrungen, kerngeſund, handfeſt, äußerſt lebhaft, ein lieber, treuer Menſch, geiſtvoll und raſch in der Unterhaltung, nie ermüdend in ſprachlichen und geſchichtlichen Ableitungen, die oft ſeltſam genug klingen. Überall ſchaut der Poet, überall der Pommer heraus; überaus wohlthuend iſt ſein gerechtes und fein unterſcheidendes Urteil über Menſchen, auch über ſolche, die ihm wehe gethan haben; ungeachtet ſeines nicht leichten Geſchickes iſt keine Spur von Bitterkeit in ihm, und durch alle haſtigen Ausſprüche, wie der Augenblick ſie ihm entreißt, dringt die Milde eines guten Herzens immer klar hindurch. Wir wurden bei den vielen Berührungspunkten unſeres vergangenen Lebens bald vertraut und räſonnierten uns ſchnell miteinander ein. Schweres Unrecht iſt ihm geſchehen, das ſagt auch Niebuhr; er iſt ein Mann der Phantaſie, anregend und aufregend für junge Leute; das aber wußte man, bevor man ihn berief und anſtellte, denn ſein ganzes Weſen lag immer klar am Tage in ſeinen Schriften wie in ſeiner Perſon. Nun ſitzt

er da in seinem herrlich gelegenen Hause, eine Viertelstunde von der Stadt, aber ohne Gelegenheit, seine reichen Gaben zu gebrauchen." Mit August Wilhelm Schlegel brachte Perthes mehrere Vormittage zu. „Wir hatten uns", schrieb Perthes, „lange Jahre nicht gesehen, Schlegel trat mir vornehm entgegen, aber bald machten ihn die Erinnerungen an unser Zusammentreffen in vergangenen Zeiten weich, offen und natürlich-herzlich. Zuerst hatte ich Schlegel 1793 in Braunschweig als Bräutigam, dann 1803 und 1805 in Leipzig und Dresden gesehen, im Sommer 1813 Wochen mit ihm in Stralsund verlebt und zuletzt im Dezember desselben Jahres einen sehr belebten Mittag in Hannover mit Rehberg, Smidt, Sievcking, Benjamin Constant zugebracht. Die alten Bilder gingen an uns vorüber und religiöse und politische Stimmungen vergangener Tage tauchten auf und die Gegenwart schloß sich an; treffend und geistreich äußerte sich Schlegel über Männer und Verhältnisse unserer Zeit. Ich machte ihn auf die historische Wichtigkeit einer neuen Sammlung und Herausgabe seiner Schriften aufmerksam; er sei es der Geschichte unserer Litteratur schuldig, anzugeben, wie und unter welchen Umständen und zu welchen Zwecken seine einzelnen Aufsätze entstanden seien, um Mißverständnisse und Verwirrung des Urteils sich nicht fortschleppen zu lassen; denn möchten die verschiedenen Parteien auch noch so verschieden über ihn urteilen, so würden seine Ansichten, seine Kritiken, sein Lob und sein Tadel doch für alle Zeit sehr bestimmend in unserer Litteratur bleiben. Schlegel stimmte mir bei und bemerkte, er müsse viel mißverstanden werden, da seine Arbeiten in der früheren thätigsten Zeit seines Lebens fast nur in Reaktionen gegen Verkehrtheiten und Irrtümer bestanden hätten und von seinen Anhängern einseitig aufgefaßt und so sehr auf die Spitze getrieben seien, daß er oftmals um der Wahrheit willen sich genötigt gesehen habe, diesen wieder entgegenzutreten. Einer Sammlung und Herausgabe seiner Schriften stehe aber das Verhältnis zu seinem Bruder Friedrich entgegen. Mit ihm habe er früher das meiste gemeinsam betrieben, der jetzige Standpunkt desselben aber stehe ihm so fremd gegenüber, daß sie in den wichtigsten Angelegenheiten auseinandergingen. Der eigenen Überzeugung könne er nichts vergeben, und seinem Gefühle sei es zu-

wider, dem Bruder öffentlich entgegenzutreten. Ich forderte ihn dann auf, eine Ausgabe seiner Schriften vorzubereiten, um sie nach seinem Tode erscheinen zu lassen; nach Ablauf der irdischen Laufbahn verliere das natürlich brüderliche Verhältnis seine Bedeutung, und freies Bekenntnis dessen, was jeder als Wahrheit erkannt, werde beide ehren. Über sein Verhältnis zu Niebuhr sprach Schlegel sehr offen. Niebuhr nämlich ist über Schlegels Kritik der römischen Geschichte in den Heidelberger Jahrbüchern so erzürnt, daß er Schlegel nicht sehen will. ‚Dazu hat Niebuhr', sagte mir Schlegel, ‚weder Grund noch Recht; solche Anstrengungen wie ich hat niemand gemacht, um den Forschungen Niebuhrs nach allen Seiten hin zu folgen, und eine höhere Anerkennung und Würdigung, als in dieser Anstrengung liegt, giebt es nicht. Einige witzige Einfälle und leichte Scherze hätte Niebuhr doch wohl meiner Art und Natur zugute halten können; aber in Deutschland versteht man noch keine Kritik, und deshalb behalte ich auch meine Ansicht über Voß' Leistungen, die ich mit drei Worten ausdrücken könnte, für mich.' Als ich Schlegel bat, mir die drei Worte zu nennen, antwortete er: ‚Nun, Voß hat die deutsche Litteratur mit einem steinernen Homer, einem hölzernen Shakespeare und einem ledernen Aristophanes bereichert.' Schlegel führte mich in die indische Druckerei und ich mußte die einfache und sinnreiche Art bewundern, mit welcher er die Einrichtungen gemacht hat. Überhaupt sind mir auch diesesmal die guten Seiten an Schlegel wieder recht bemerkbar hervorgetreten. Seine Gebrechen sind bekannter als die der meisten Menschen, und von seiner unglaublichen Eitelkeit spricht jedermann; aber diese letztere liegt so sehr am Tage, daß man fast glauben könnte, sie ginge nicht tief. Durch Ordnungsliebe und strenge Gewissenhaftigkeit in Mein und Dein hat er immer sich ausgezeichnet; jetzt liegen seine wissenschaftlichen Aufgaben klar vor ihm, er hat sich fest an Bonn gebunden, und ein geregeltes thätiges Leben kann sein gewiß vielfach verwüstetes Gemüt noch wieder aufrichten; gutmütig ist er, wenn er nicht gerade gereizt wird oder ein witziger Einfall ihn peinigt." „Bonn ist mir sehr lieb geworden", schrieb Perthes etwas später, „obschon ich des Wetters wegen den Reichtum der Lage nicht genießen konnte und

eigentliche Bonner gar nicht gesehen habe. Denn alle durch die Universität versammelten Männer sind in den verschiedensten Gegenden Deutschlands geboren und groß geworden; nicht zwei von ihnen lebten früher miteinander an demselben Orte. Alle tragen das Gepräge echt deutscher Art und deutscher Gelehrsamkeit, und höchst eigentümlich wird ihr Zusammenleben dadurch, daß die meisten unter ihnen entweder entschieden katholisch oder entschieden protestantisch sind, und dennoch trotz des scharfen Gegensatzes in nahen freundschaftlichen Verhältnissen stehen, an welchen auch die Familien teilnehmen. Fast alle, die ich gesehen, halten, mögen sie nun katholisch oder protestantisch sein, fest zusammen gegen den Rationalismus und alle setzen dem Eingreifen des Staates in die kirchlichen Verhältnisse den heftigsten Widerstand entgegen."

Von Bonn fuhr Perthes am 5. April mit Windischmann und Welcker nach Koblenz, dort brachte er einen belebten Tag mit seinem Freunde Dr. Ulrich zu, dessen Großvater ihn einst als Rektor in das Rudolstädter Gymnasium eingeführt hatte; auch in Bingen und Mainz hielt Perthes sich einige Tage auf. „An der abends von oben bis unten besetzten Wirtstafel in Mainz wurden", schrieb er seinen Kindern, „die öffentlichen Angelegenheiten und die Darmstädtischen insbesondere so beißend, so bitter und hämisch besprochen, wie wenn die Zentraluntersuchungskommission nicht in Mainz, sondern am Ende der Welt nach Demagogen und Unzufriedenen spüre. Mir gegenüber saß ein alter Mann mit grauen Haaren und heftigen, markierten Zügen, der von den ersten Jahren der Revolution und von der jetzigen verderbten Zeit mit leidenschaftlicher Bewegung sprach, plötzlich aber aufstand und ging. ‚Sie kannten diesen alten Graukopf wohl nicht?' sagte mein Nachbar zu mir; ‚er war seinerzeit einer der wütendsten unter den Klubbisten, er schlich sich damals ungestraft durch und lebt jetzt stille hier; Sie haben ihn durch Erwähnung von Robespierre für heute Abend vertrieben.' Ich kam mit diesem meinem Nachbar weiter ins Gespräch über demagogische Umtriebe und über die Untersuchungskommission. Er sagte, es sei lächerlich, die akademischen Lehrer und Studenten so ins Auge zu fassen und die Schulen unbeachtet zu lassen, wo durch die fast ausschließliche Behandlung der griechischen

und römischen Geschichte jeder nicht geisteslahme Jüngling mit republikanischer Gesinnung erfüllt werden müsse. Ich entgegnete: ‚Wohl wahr, aber gebe Gott, daß dieser Gedanke nicht weiter angeregt wird; sonst fängt eine neue und wieder fruchtlose Untersuchung an.‘ Der Mann lächelte und stand auf. Es war spät geworden, wir waren von allen Gästen allein übrig geblieben, die Lichter brannten nieder und die Kellner warteten; wir schieden wie gute alte Freunde. ‚Wer war der Herr?‘ fragte ich den Kellner. ‚Herr N. N., Mitglied der Untersuchungskommission‘, lautete die Antwort.“

Am 9. April traf Perthes in Frankfurt ein. „Vieles habe ich hier in wenigen Tagen gesehen und gehört“, schrieb er an Besser. „Schon den ersten Mittag war ich bei Friedrich Schlosser und sah dort auch seinen Bruder Christian wieder, der aus Paris auf einige Zeit zum Besuche hierher gekommen war; er ist mit seiner gedämpften Hitze, seiner kalten Lebendigkeit und seinen schneidenden Endurteilen ein merkwürdiger Mann, der in einem seltsamen Gegensatze zu dem zarten und sanft liebenswürdigen Friedrich steht.“ „Gestern Mittag habe ich zweimal essen müssen“, schrieb Perthes einige Tage später, „um 2 Uhr bei Schlosser und um 4 Uhr bei Gries, der seine Kollegen am Bundestage, Graf Beust, Graf v. Eyben, Herrn v. Lepel und Danz, eingeladen hatte. Es bleibt doch immer eine Welt für sich, so ein Kreis von kleinen oder großen Diplomaten; die Scenerie ist eine Hauptsache bei dem Stücke, das sie spielen; lebhaft und treffend wurden bei Tische Personen und Sachen besprochen. Auch N. N. sah ich wieder; wo sitzt dem Manne die Haltung? Er hat sie und ist ehrlich obendrein, und doch vielleicht fehlt ihm zum Lügen nur der Mut und so muß er sich geben wie er ist; er trägt einen Bürgersinn zur Schau und kann doch nur leben in den sinnlichen und geistigen Leckereien der vornehmen Stände.“ Am meisten freute sich Perthes, Stein wiederzusehen. „Er nahm mich auf mit Freundlichkeit wie einen alten Freund, und darauf bin ich stolz. Es ist doch ein herrliches, selten schönes Profil, was der Mann hat, und nun breitet über seine Züge sich der Ausdruck der errungenen Ruhe aus; aber noch sieht man es ihnen an, welche Mühe es gekostet, so heftige Leidenschaften zu zügeln, so aufbrausende Kraft zu bändigen. Als

ich ihm von N. N. erzählte, fuhr er plötzlich auf und sagte: ‚Warum macht der Mann den dummen Streich und läßt seinen Sohn Forstmann werden? Jetzt sollen alle weichlichen Bengel Diplomaten und alle rohen Forstleute werden.‘ Seine seltsamen Gewohnheiten im Gespräch, wie namentlich sein schnelles Aufpoltern, hat er übrigens nicht verloren. Bis in die kleinsten Einzelheiten durchsprach er mit mir die Herausgabe der Monumente. Soviel ist mir gewiß geworden, daß das ganze Unternehmen in nichts zerronnen sein würde, wenn Pertz nicht wäre; nun ist der wissenschaftliche Plan festgestellt und der Vertrag mit der Hahnschen Buchhandlung abgeschlossen. Empört sprach Stein über die Art, wie die politischen Parteien das Unternehmen aufgefaßt und angegriffen hätten; die liberalen hätten es als einen listigen Versuch der Aristokratie verschrieen, das Feudalwesen durch Verherrlichung des Mittelalters wieder einzuschwärzen, und die absolut Monarchischen beklagten, daß auch der hohe Adel sich zu deutschtümelnden Projekten habe verleiten lassen. Herr v. Gentz habe gesagt: Geschichte sei wohl gut, aber nicht für jeden und nicht für jede Zeit. In Österreich dürfe ohne besondere Erlaubnis niemand Mitglied der Gesellschaft werden und diese zu erbitten habe niemand den Mut.“

Am 14. April morgens fuhr Perthes mit dem Postwagen von Frankfurt ab. „In Schlüchtern wurde es Nacht“, schrieb er, „hier setzte sich ein Mann mit in den Wagen, den der Kondukteur ‚Herr Postsekretär‘ nannte, ein dummdreister Mensch, der einen alten verdrießlichen Engländer schlechterdings zum Sprechen bringen wollte; dieser aber zog die Mütze über die Ohren. Nun fragte mich der Kerl: ‚Ist der schlafende Herr wohl ein reisender Kaufmann?‘ ‚Ich weiß nicht.‘ ‚Sie aber sind‘, fragte er weiter, ‚wohl ein Geistlicher?‘ ‚Nein.‘ ‚Ein Professor?‘ ‚Nein.‘ ‚Militär sind Sie nicht, also wohl ein Beamter?‘ ‚Nein.‘ ‚Also Kaufmann?‘ ‚Nein.‘ ‚Nun so sind Sie ein Particulier, das sind die glücklichsten Leute, die leben von ihren Zinsen.‘ ‚Ja‘, sagte ich, ‚wenn sie Kapitalien haben.‘ Etwas später fragte der Mensch plötzlich, wie es mit der Moralität außerhalb Hessen stände. Ich fragte dagegen, was Moralität sei. Nun hatte er weg, ich sei ein Vieh, und schwieg. Auf der letzten hessischen Station stieg dieser

Paſſagier wieder ab, und nun erſt fiel mir ein, daß ich ohne Zweifel mit einem von der Kaſſeler Polizei angeſtellten ſogenannten Erfurter Spion gefahren ſei. Übermäßig pfiffiger Leute aber ſcheint die geehrte Behörde ſich nicht zu bedienen. Der Kondukteur wollte nicht mit der Sprache heraus, ſondern ſagte nur: Es ſei einer von denen geweſen, die gerne erfahren wollten, warum Fröſchen keine Schwänze gewachſen wären."

Nach einer ununterbrochenen Fahrt von achtunddreißig Stunden langte Perthes am 15. April abends wieder in Gotha an. Vierzehn Tage ſpäter mußte er nach Leipzig. „Ungern gehe ich dieſesmal", ſchrieb er. „Vieles trifft zuſammen, was mein Herz weich und wehe macht und mich Ruhe ſuchen läßt. Wenn man an dem Hin und Her ſtarker Gefühle ſterben könnte, ſo wäre ich lange nicht mehr; aber der innere Menſch iſt eine harte Nuß, und das Schickſal, obwohl es ein ſcharfes Gebiß hat, knackt ſich matt daran."

Perthes' inneres Leben während der erſten Jahre ſeines Aufenthaltes in Gotha.

1822—1825.

Die fremdartigen Lebensverhältniſſe des neuen Aufenthaltes und die mannigfachen Anſtrengungen und Arbeiten des neuen Berufes übten, wie die vielen kleinen Reiſen mit ihrem Wechſel an Menſchen und Gegenſtänden, einen erregenden Einfluß auf Perthes' raſche, lebhafte Natur aus, welche nun die Schranken, die ihr faſt ein Vierteljahrhundert lang durch Karolinens Liebe gezogen waren, entbehrte. Für Stunden und Tage konnte er ſich heftig und unruhig, laut und leidenſchaftlich und eben deshalb im Kampfe mit ſich ſelbſt fühlen. „Es iſt", ſchrieb er einmal, „keine leichte Aufgabe für mich, mit mir ſelber fertig zu werden; fünfzig Jahre Unruhe wollen gedämpft ſein bei einem ſchon von Natur unruhigen Menſchen. Im Tumulte der Arbeiten und Sorgen iſt mir mein bisheriges Leben dahingegangen; nun habe ich die Möglichkeit ſtiller Beſchäftigung und ungeſtörter Arbeit, und die äußere Ruhe würde vielleicht mir den Frieden Gottes bringen,

wenn nur die Unruhe im Innern nicht wäre.“ „Der Kampf der Jugend liegt hinter mir“, schrieb er um dieselbe Zeit an Friedrich Jacobs, „der Abend ist da. Vieles auf dem langen Wege hätte anders und besser sein sollen, und Zucht ist noch immer notwendig. Auf dem Übergange von der vollen Manneskraft zum Greise ist das Maßhalten schwer, und das Thor zur Versammlung alter Gecken und Frevler ist weit; die Kraft lodert noch auf, Jugendluft lauert noch im Hinterhalt; mich will zuweilen bedünken, als ob es nicht bloß Schlingeljahre der Jugend gebe.“ „Zuweilen wohl kann mir das Herz aufgehen“, heißt es in einem anderen Briefe, „und mir warm und ruhig zumute werden, wenn ich auf den einsamen Fußpfaden des eine halbe Stunde entfernten Laubholzes allein mich finde und rund um mich her das Leben der Liebe blicken sehe, und doch, nach großen ernsten Erfahrungen ist das Herz nicht ohne weiteres wach für die Natur; es muß dazu erst wieder aufgezogen werden, und vielleicht wirkt sie in späteren Jahren überhaupt weniger auf uns durch das, was sie ist, als durch das, was wir hineintragen. Gott wird ja helfen und ich bete und bitte ihn darum, daß er mir helfe, die Unruhe des Fleisches, die in mir ist, zu bezwingen.“

Das Bewußtsein der Abhängigkeit seines inneren Lebens von den Eindrücken der Außenwelt ergriff Perthes mit besonderer Gewalt, wenn er bedachte, wie verschieden sein ganzes Sein und Wesen sich nach Verschiedenheit der jedesmaligen Altersstufe gestaltet hatte. „Ich habe“, schrieb er einmal, „nun ein halbes Jahrhundert hinter mir und bin dem Greisenalter nicht mehr ferne. So vieles finde ich anders in mir geworden, daß ich, wenn ich mich nur mit natürlich-menschlichem Auge betrachte, zweifeln möchte, ob das Ich von heute wirklich ein und dasselbe Ich mit dem vor fünfundzwanzig Jahren sei. Grauenhaft wäre diese Knechtschaft von der Außenwelt, wenn die Lebhaftigkeit des Empfindens, das rasche Spiel der Gedanken und die Kräftigkeit des Thuns unser eigentliches Wesen ausmachten; aber das alles ist, Gott sei Dank, doch nur für unser wahres Ich, was die Welle ist für das Meer, die ihren Grund nicht im Meere, sondern im Winde hat. Das Meer bleibt Meer, auch wenn der Wind es nicht bewegt, und das Ich bleibt Ich, auch wenn kein Reizmittel,

heiße es nun Jugend oder Leidenschaft oder Wein, es erregt. Nicht ich, sondern die Reizmittel meines Ich werden alt. Die Zeit, wenn sie auch die Nerven stumpf und die Knochen morsch macht, hat über die Liebe, die das Leben des Menschen, das Wesen seines eigentlichen Ich ist, keine Gewalt. Ein Abnehmen der Liebe fühle ich trotz meines halben Jahrhunderts nicht, ja, ich bin sicher, daß sie als Zustand meiner Seele, abgesehen von jedem bestimmten Gegenstande, wächst, und daß sie mit der Tiefe auch an Umfang gewinnt. Liebe ist die Summe des Lebens, und auch der Wahrheit sind wir nur nach dem Maße der Liebe, die in uns ist, zugänglich, und umgekehrt. Das aber fühle ich immer lebendiger, daß die Liebe, obschon sie der Ewigkeit angehört, hier auf Erden ebenso geheimnisvoll wie wir selbst an Natur und Welt gebunden ist. Dreifach gestaltet finde ich sie im eigenen Innern wie im anderen: geistig-göttlich, herzlich-menschlich, sinnlich-tierisch. Auf dem Grenzgebiete dieser verschiedenen Gestaltungen liegt das große Spielfeld der Phantasie, welche das Menschliche mit dem Göttlichen, das Animalische mit dem Menschlichen mischt und oft genug uns täuschend das eine für das andere ausgiebt; man ahnet und fühlt die göttliche Liebe und ist in der irdischen befangen. Die sinnliche Liebe vergeht und nur, weil auch die herzlich-menschliche von dieser Erde ist, kann die Zeit selbst über den schmerzhaftesten Verlust des Gegenstandes der Liebe beruhigen. Teil an der Ewigkeit hat der Mensch nur, soweit er geistig-göttliche Liebe in sich birgt; die Geschichte des Menschen ist die Geschichte seiner Liebe, und am Schlusse seiner Tage hat er nur die eine Frage zu thun: ‚Wie innig und wie stark hast du Gott, deinen Nächsten und dich selbst mit geistig-göttlicher Liebe geliebt?‘“

Um die Geschichte seiner eigenen Liebe wieder lebendig in sich werden zu lassen, hatte Perthes von Freunden in der Nähe und in der Ferne die Briefe zurück erbeten, welche sie einst von Karoline empfangen. Die, welche an ihn selbst und an die älteren Kinder geschrieben waren, fügte er hinzu, und in fast ununterbrochener Reihenfolge tauchten die mit Karoline durchlebten Jahre wieder aus der Vergangenheit auf. „Ein untergegangenes Leben liegt vor mir“, schrieb Perthes an seine Schwägerin Anna Jacobi in Siegburg; „nur die

Spanne eines Vierteljahrhunderts umfaßt es, aber das Häuflein Papier trägt doch eine Fülle der Liebe und des Geistes, des Kampfes und der Wahrheit in sich und weckt mir äußere und innere Zustände, die ich längst vergessen, wieder aus dem Grabe auf. Ja, das Leben ist ein Traum, aber ein sehr ernsthafter, und was wir träumen, ist tiefe große Wahrheit, eingehüllt in leichtes Spiel."

Ein tiefes Verlangen nach Stille und Frieden erfüllte Perthes inmitten aller Störungen und Aufregungen, welche ihm von außen und von innen kamen, aber recht einsam fühlte er sich in Gotha mit diesem Verlangen. „Zu Mitteilungen aus dem inneren Leben will hier sich niemand finden", heißt es in einem seiner Briefe; „toter noch ist es in dieser Beziehung hier als in Hamburg. Man begnügt sich mit dem Sichtbaren und hat für das Unsichtbare nur einige flache Gemeinsprüche. Wenn ich über das, was mich am meisten bewegt, reden möchte, fühle ich, daß niemand mich von Seele zu Seele versteht. Je ruhiger und eingewohnter ich in meiner neuen Lebenslage werde, um so peinlicher ist mir bei allen noch so belebenden und belehrenden Gesprächen der Mangel an eigentlicher Mitteilung." „Nicht gerne möchte ich Unrecht thun", schrieb Perthes ein anderesmal, „aber die Augen zumachen kann ich doch auch nicht. Wie vieles in mir selbst anders sein sollte, weiß ich und darf vor Gott und meinem Freunde wohl sagen, daß ich von Herzen demütig bin, aber hier muß ich entweder schweigen oder mich, ich weiß es nicht anders auszudrücken, herunterlassen, während ich mich doch anlehnen und berichtigen möchte an Männern, die über mir stehen. Die älteren, auch die geistreichsten und gelehrtesten hiesigen Männer haben sich in einen abgeschlossenen litterarischen und wissenschaftlichen Kreis hineingelebt, welcher der Vergangenheit angehört. Die Erfahrung der jüngeren ist zu kurz und reicht nicht über die Freiheitskriege hinaus, welche unserem ganzen Leben eine neue Richtung gaben. Eine Menge von Dingen, Erkenntnissen und Verhältnissen, die uns von Wert sind, wissen sie nicht und wollen sie nicht wissen, weil sie in jugendlicher Thatkraft vermeinen, allein dazustehen, und ohne Zusammenhang mit dem Geistesleben unserer Vergangenheit sich schaffen wollen, was sie bedürfen. Wie die älteren nur in der Vergangenheit, leben sie nur in der

Gegenwart, und die Masse der sogenannten Gebildeten läßt sich in träger Flachheit und behaglicher Genußsucht gehen. Die Langeweile an den kleinen politischen Zuständen ist eine Haupturſache des stumpfen toten Zustandes.“ „Sich in den späteren Jahren, so wie ich, in die Fremde zu werfen“, heißt es in einem anderen Briefe, „bringt das Vergängliche dieser Welt recht zu vollem Bewußtsein. Unerwartetes ist mir in diesem Jahre nicht begegnet; ich wußte im voraus, wie es sein würde: aber dennoch hat noch manches aus der Jugendzeit und aus dem früheren Mannesalter in mir brechen müssen, was sich an der Seele festklammerte und nicht gewichen sein würde, wäre ich in Hamburg und in den alten Verhältnissen geblieben. Hier weiß und versteht niemand die Ereignisse, mit denen mein früheres Leben erfüllt war; niemand kann daher meine Lebenserfahrungen und folglich auch niemand den Standpunkt verstehen, der aus diesen Erfahrungen hervorgegangen ist. Um das tragen zu lernen, sind neue schwere Lehrjahre notwendig.“

Perthes' feste christliche Überzeugung war durch seinen öffentlichen Streit mit Voß zu einer bekannten Sache geworden, und er war auch nicht der Mann, mit dem, was er als Wahrheit erkannt hatte, hinter dem Berge zu halten. Wie eine wunderliche Erscheinung ward er und seine religiöse Stellung neugierig betrachtet, und sein rasches, kräftiges Wesen, seine frische Lebenstüchtigkeit und allseitiges Interesse wußte man mit dem sachten Pietismus, den man an jedem Christen voraussetzte, nicht zu reimen, fühlte sich aber gereizt, in das Geheimnis dieses scheinbaren Widerspruches näher einzudringen. Gespräche, Kämpfe, Versuche, die Wahrheit der eigenen Überzeugung und die Unwahrheit der des anderen nachzuweisen, konnten unter solchen Umständen nicht fehlen. Perthes hatte sich nicht in das Verständnis göttlicher Lehren, sondern in die Gewißheit göttlicher Thaten hineingelebt und diese Gewißheit hatte er gewonnen an der eigenen Bedürftigkeit, an den Erfahrungen des inneren und äußeren Lebens, an den Geistesblitzen bedeutender Männer und vor allem an den großen Aussprüchen der heiligen Schrift. Einen zusammenhängenden Unterricht in der christlichen Lehre hatte er in der Jugend nicht gehabt und war durch die Arbeit und Unruhe seines späteren Lebens verhindert

worden, ſich zu gewinnen, was ihm fehlte. In Gotha aber traten ihm Männer aller Art entgegen, die ihn durch geſchichtliche und ſprachliche Kenntniſſe, durch philoſophiſche Sätze, durch einen wiſſenſchaftlich geſchulten Geiſt und logiſche Beweisführungen gar oft ins Gedränge brachten. Auf die Bedürfniſſe und Erfahrungen konnte er ſich nicht berufen, denn jene hatten ſie nicht gemacht. Führte er Claudius und Hamann, Spener und Francke, Tauler und Thomas a Kempis an, ſo wußte man nichts von ihnen oder nannte ſie Schwärmer und ſtellte ihnen Worte von Kant und Fichte oder auch von Krug und Fries entgegen. Verweiſungen auf die heilige Schrift konnten ihm nicht helfen; denn jene erkannten ſie entweder gar nicht an oder erklärten ſie in des Heidelberger Paulus' und in Bretſchneiders Sinn. Perthes, der Wahrheit ſeiner Sache gewiß, aber nicht immer imſtande, die Einzelangriffe auf ſie zurückzuweiſen, wurde oft genug gereizt und ergrimmt, ließ ſich durch die Lebhaftigkeit ſeiner Natur zur Heftigkeit und gewagten Ausſprüchen und bitteren Angriffen auf den Gegner verleiten, und manche leidenſchaftliche unerquickliche Auftritte blieben nicht aus. Perthes ſelbſt fühlte ſehr wohl, daß anderen dadurch nicht geholfen werde, und daß er ſelbſt an Milde und an Gerechtigkeit Schaden nehme. „Der Kampfeswaffen nicht ſo mächtig wie die anderen", ſchrieb er einmal, „kann ich das Zuviel und Zuwenig nicht immer abwägen, und die Gegner verſtehen es meiſterlich, die Hauptſachen zu umgehen und ihre Angriffe auf die Schwächen in den Nebenſachen zu richten. Auf beiden Seiten entſteht nur zu leicht eine Härte, die in heiligen Dingen am wenigſten ſich finden ſollte. Durch das theologiſche Gezänke kommt, wenn nicht Galle, ſo doch Wermut in das religiöſe Leben." „Mir geht es wie Ihnen", erwiderte ihm ein Freund; „je mehr Erfahrungen ich mache, je älter ich werde, je tiefer ich durch Gottes Gnade ins Chriſtentum eindringe, um ſo mehr überzeuge ich mich, daß alles Demonſtrieren und Disputieren nichts hilft. Solange jemand es nicht an ſich kommen läßt, daß er ein armer Sünder iſt und des Ruhmes ermangelt, der vor Gott gilt, läßt ſich gar nicht mit ihm anknüpfen, und um ihm beizukommen, gilt es nicht in ihm, ſondern in uns, in unſerm Wandel und in unſerer Haltung gegen ihn dem Herrn eine Wohnung zu

bauen, damit der Gegner ſehe, was er nicht glauben will.“ Oftmals nahm Perthes ſich vor, religiöſe Geſpräche überhaupt zu vermeiden. „Mein Wiſſen iſt“, ſchrieb er, „mehr Stückwerk, als es bei dem ſein ſollte, der über ſolche Gegenſtände reden will, mein Sprechen iſt ein Stammeln. Das mag nun gerne jeder wiſſen und ſehen, aber ich will nicht Urſache ſein, daß dadurch der Sache geſchadet werde. Es giebt gute, brave, achtungswerte Männer, denen nun einmal durch den Gang ihres Lebens, durch Eltern, Erziehung, Zeit, Studien das Chriſtentum ein verſchloſſenes Buch geworden iſt. Hören dieſe mich, ſo ſehen ſie nichts als meine Schwächen, als meine Heftigkeit und übertragen auf die heilige Sache, was doch nur dem unheiligen Menſchen gehört. An ſolchem Übel will ich nicht ſchuldig ſein und lieber ſchweigen als reden.“ Der Vorſatz ward wohl gefaßt, aber die Ausführung war für Perthes' lebhafte Natur ſehr ſchwer; erſt in den letzten Jahren ſeines Lebens hatte er die Ruhe errungen, ſtille zu ſein, wo reden nicht half, und wenn er redete, auch übermütigen und leichtfertigen Angriffen gegenüber Milde und Stille zu bewahren.

Durch die vielen kleineren und größeren Kämpfe über theologiſche Gegenſtände war Perthes auf den Mangel einer zuſammenhängenden Kenntnis der chriſtlichen Lehre aufmerkſam geworden und ſuchte durch ernſte Beſchäftigung mit den kirchengeſchichtlichen und dogmatiſchen Werken proteſtantiſcher und katholiſcher Theologen dem Mangel abzuhelfen. Durch das Niederſchreiben ausführlicher Aufſätze ſtrebte er größere Klarheit und Beſtimmtheit in den Glaubenslehren und durch einen lebhaft geführten Briefwechſel mit ſeinen alten norddeutſchen Freunden: Poel, Benecke, Hudtwalker und Riſt, mit Neander, Schleiermacher, Twesten, mit Polsdorf in Celle, Schmieder in Schulpforte und Nicolovius, aber auch mit den Katholiken Friedrich Schlegel, Gräfin Sophie Stolberg, Droſte, Adam Müller, Kiſtemaker und Windiſchmann ſuchte er tieferes Verſtändnis einzelner Fragen zu gewinnen. Mit der heiligen Schrift war Perthes freilich ſchon ſeit vielen Jahren bekannt, aber vorzüglich doch nur mit einzelnen Abſchnitten, Ausſprüchen, Kapiteln; zu einem anhaltenden, zuſammenhängenden und ins einzelne gehenden Forſchen in derſelben hatte er

in Hamburg die Zeit nicht finden können. Nun aber wendete er sich demselben zu und setzte es fort bis zum Tage seines Todes. Auch er hatte hierbei mit Hemmungen und Hindernissen der verschiedensten Art zu kämpfen, wie wohl jeder vor ihm und jeder nach ihm, obschon vielleicht jeder in anderer Weise. „Wieviel die heilige Schrift mir in dieser oder jener Stunde geben kann", schrieb er einmal, „hängt doch zum großen Teil von mir ab. Wie oft trete ich an sie hinan, nur um mir einen geschichtlichen Zusammenhang oder eine dunkle Lehre deutlich zu machen, oder um Stoff für meine Phantasie oder einen Wegweiser für mein Ahnen zu suchen, und vermag dann statt des Kerns nur die Schale zu erfassen. Ist uns in erhobenen Stunden ein heller Blick zuteil geworden, so will man nur zu leicht das Geschaute auf eigene Hand und mit eigener Kraft weiter und deutlicher ausbilden und bringt statt der göttlichen Wahrheit menschliche Romane und Phantasieen zutage. Nur in den Stunden offenbart sich uns die heilige Schrift, in denen wir nichts suchen, als den Weg zur Versöhnung mit Gott und als Hilfe in dem Kampfe gegen unsere Selbstsucht und unsere Sinne."

Ausführlich hatte Perthes sich einem Freunde über die Pauliniſchen Briefe mitgeteilt. „Sie wissen", antwortete dieser, „daß mir Judaismus und Christentum, altes und neues Testament nicht wie Ihnen als ein einziges Ganzes erscheinen. Gerade in den Pauliniſchen Briefen am meisten bewundere ich den Sieg des Christen über das Judentum und erkenne darin mehr den Ausdruck göttlicher Begeisterung als das Resultat menschlicher Erkenntnis. Und dennoch bleibt noch ein hebräisches Element darin, über welches ich nicht Herr werden kann: dem, der nie als Jude gefühlt, muß manches dunkel, vielleicht verworren erscheinen. Der Apostel hatte, wie er selbst bekennt, sein ganzes Leben hindurch zu ringen und wir empfangen die Offenbarung Gottes nur aus diesem ringenden menschlichen Gefäße." „Ihre Auffassung hängt", entgegnete Perthes, „sehr nahe mit der jetzt überhaupt herrschend werdenden Stellung zur Schrift zusammen. Die frühere Theologie hat vielleicht zu wenig berücksichtigt, daß Gott in der heiligen Schrift nicht unmittelbar, sondern durch Johannes und Petrus und Paulus gesprochen hat; aber jetzt ist man gewiß auf dem Wege, die Einheit der heiligen Schrift in Einzelheiten, die Johannes und Petrus und Paulus nieder-

schrieben, zu zersetzen; man sieht den Wald vor Bäumen nicht und vergißt, daß es sich nicht um gesammelte Schriften, sondern um die Bibel handelt, als das Wort, welches Gott in die Weltgeschichte hineinschrieb zur Erlösung des Menschen und welches nicht mehr aber auch nicht weniger enthält, als nötig ist, um das große Geheimnis Gottes zu offenbaren. Nicht zuerst und nicht vornehmlich sind die einzelnen Briefe und Evangelien aus der Individualität ihrer Verfasser, sondern aus dem Ganzen zu erklären."

Nicht allein mit inneren, sondern auch mit sehr äußerlichen Schwierigkeiten hatte Perthes namentlich in den ersten Jahren zu kämpfen. Mangel an Sprach- und Sachkenntnis war ihm hinderlich; der ganzen Generation, welcher er angehörte, hatte der Religionsunterricht und die frühe Vertrautheit mit der heiligen Schrift gefehlt. Die biblische Geschichte, die kirchlichen Altertümer, die Ausdrucksweise der lutherischen Bibelsprache waren ihm daher oftmals fremd und machten Hilfsmittel nötig. „Die heilige Schrift ist freilich", schrieb er einmal, „für jeden dieselbe, aber der Weg, um sich in sie zu vertiefen, ist für den einzelnen ein sehr verschiedener und nur wenige werden ihn ohne Führer finden. Der Bauer und der Handwerker entbehrt nichts, wenn er so manche historische und sachliche Einzelheiten nicht versteht; ohne Anstoß zu nehmen, liest er über solche Dinge hinweg: aber hinter dem Pfluge oder bei seiner mechanischen Arbeit hat er viel ungestörte Zeit zur stillen Betrachtung und inneren Beschauung, und diesen Gesichtspunkt müßte jeder festhalten, der Bauern und Handwerker in die heilige Schrift einführen will. Der Geschäftsmann hat andere Bedürfnisse, aber seine Stunden sind in drängendem Vielerlei zerstückelt; ihm muß es möglich gemacht werden, seine freien Augenblicke ungeirrt durch Dinge, die verhältnismäßig Nebendinge sind, unmittelbar den großen Hauptsachen, welche die Schrift uns offenbart, zuzuwenden. Auch manchen Gebildeten hat Deutschland, dem es an Muße nicht fehlt und der, ohne gelehrter Theologe zu sein, doch den Trieb zum Forschen in sich trägt; ihn dürften die vielen äußeren Schwierigkeiten nicht stören, welche nur die gelehrte Theologie zu beseitigen vermag; in einer Anleitung für ihn müßten die Resultate der Wissenschaft und der Gelehrsamkeit kurz und bündig dargelegt sein, damit er sich ihrer

bemeistern und gestützt auf sie in das innere und eigentliche Verständnis eindringen könnte. Wenn die vielen Geistlichen, welche ihre besten Kräfte in Hervorbringung wohlgegliederter und wohldurchdachter Predigten verwenden und oft genug verschwenden, statt dessen strebten, den Suchenden je nach deren verschiedener Lebensstellung und Bedürfnis Anleitung zu geben, die heilige Schrift sich anzueignen, so würde manches besser bei uns stehen." Selbst die Sprache, die Ausdrucksweise der lutherischen Bibelübersetzung legte Perthes nicht selten Schwierigkeiten in den Weg. „Glauben Sie mir", schrieb er einmal an Ullmann, „die Bibel, wie Luther sie uns übersetzt hat, ist ein verschlossenes Buch für die Masse der durch das Lesen moderner Schriften Gebildeten, die wir doch nicht alle verbildet nennen können." „Sie können das nicht so wissen", schrieb er an Olshausen, „aber wahrlich die Bibel, so wie sie uns vorliegt, ist ein schweres Buch für den Laien. Die Evangelien, das geht gottlob noch, aber die Episteln, die doch allem erst Gestalt geben, werden heute nur wenig gelesen, weil sie auch denen, die einer Übersetzung des Homer oder des Shakespeare zu folgen vermögen, in der lutherischen Sprache sehr schwer zu verstehen sind. Die Schuld liegt nicht an Luthers Übersetzung, deren Kraft und Herrlichkeit nicht übertroffen werden kann, sondern an dem Mangel der kirchlichen Erziehung. Weil wir nicht von Jugend an in die Schrift hineingeführt worden sind, ist uns Luthers Sprache fremd geworden; manche Worte sind uns unverständlich, manche Wendungen erscheinen uns fremdartig und störend, viele Dunkelheiten und Irrtümer hemmen uns, weil sie uns nicht schon als Kind aufgehellt worden sind. Dem älteren Manne ist es nicht leicht, über alles das hinweg zu kommen; es ist so, ich berufe mich auf alle, die in meinen Jahren sind, und ohne Theologen zu sein, sich der heiligen Schrift zuwenden. Eine andere Übersetzung als die Luthers in das Leben einzuführen ist aus inneren und äußeren Gründen unmöglich, aber wir älteren Männer bedürfen einer neuen Übersetzung, welche uns den fehlenden Jugendunterricht ersetzt und in die lutherische Sprache einführt. Ich habe vieles aus Kistemakers neuem Testament gewonnen, ungeachtet es katholisch gefärbt ist und weit zurückbleibt hinter der Kraft und Herrlichkeit der lutherischen Sprache."

Bei seinem Suchen und Ringen nach Ruhe und Stille wendete

Perthes in dieſer Zeit ſich Taulers Predigten und Schriften zu. „Was Luther auch äußerlich auszuprägen hoffte“, ſchrieb er einmal an Nicolovius, „hat Tauler Jahrhunderte vor ihm ſchon verkündet. Demut, Inbrunſt und Tiefe war in dem hohen Manne eins geworden mit ſtrenger Prüfung der Wahrheit und freiem Gebrauche menſchlicher Wiſſenſchaft. Erhoben war er über Menſchenſatzung und doch gehorſam den geſetzlich-kirchlichen Anordnungen und Einrichtungen. Luther nannte ihn einen Mann Gottes, einen Lehrer, dergleichen ſeit der Apoſtel Zeit kaum einer geboren ſei. Heute noch findet in ihm jeder, ſei er katholiſch oder evangeliſch, was er braucht: Chriſtus. Nehmen Sie die Bücher zur Hand, in ihnen weht der Geiſt Gottes.“

„So nahe wir uns auch ſchon ſeit Jahren ſtehen“, ſchrieb Perthes um dieſelbe Zeit an Riſt, „giebt es doch Dinge, über welche wir uns bisher nicht ausgelernt und nicht ausgeſprochen haben. Früher gab ich Ihnen einmal Tauler und glaubte, daß deſſen Schriften uns zuſammenführen würden, aber Sie ſchwiegen und auch mir war das Reden unheimlich; jetzt in der Trauer über den Tod Ihres Bruders machen Sie Andeutungen, die uns wohl zu weiteren Mitteilungen führen können.“ „Ich weiß es Ihnen großen Dank, lieber Perthes“, antwortete Riſt, „daß Sie leiſe und ſchüchtern den großen Mittelpunkt berührt haben, in welchem alle Geiſter ſich begegnen: das Verhältnis des Sterblichen zum ewigen und unendlichen Quell und Inbegriff alles Seins. Ich fühle wie Sie, aber mir genügt es, wenn ich von dem Freunde weiß, daß ihm ein höheres Unſichtbares das äußere Leben durchdringt, lenkt und bildet, und er dasſelbe als den Kern, den Anfangspunkt und Endpunkt, als den Maßſtab alles Wahren und als das Ziel alles Strebens erkennt. Es iſt nicht ſchwer, an dem Thun und Laſſen eines anderen zu fühlen, wie es in dieſem Punkte bei ihm beſtellt ſei. Ein inneres Ebenmaß, eine unwandelbare Richtſchnur läßt ſich ſo wenig erheucheln, als ein unſtät gehaltenes und mittelpunktloſes Daſein verleugnen. Jene Richtung nach innen und nach oben nun, ich nenne es mit Bedacht Richtung, denn einheimiſch wird da kein Sterblicher, habe ich immer an Ihnen erkannt, und da dieſelbe auch mir eingeboren iſt, ſo habe ich mich dadurch zu Ihnen hingezogen gefühlt, unbekümmert darum, daß in Worte gebracht unſer Glaubens-

bekenntnis nicht gleich lauten würde. Ihnen ist die Gnade eine fest in der Zeit nachzuweisende Thatsache; mir, der ich mich keiner besonderen Erleuchtung rühmen kann, ist sie ein mit dem Beginne des Daseins Angefangenes und im Leben nur klarer und deutlicher Hervorgetretenes. Wir sind beide nicht fertig, ringen mit der Außenwelt und mit uns selbst. Der Gedanke ist es, der sich das Wort bildet, und der Gedanke ist endlich; darum ist das Wort ein Kerker, an dessen Wänden der Gefangene sich den Kopf zerstößt, wenn er darüber hinaus will. Nur die Ahnung, die Phantasie überfliegt die Schranke ungestraft, aber sie ist so wenig gewiß, der Ahnung des anderen, und sei dieser andere auch der nächste Freund, in dem grenzenlosen Raume zu begegnen, daß aus dem Austausch des Unaussprechlichen kaum anderes als Mißverständnis entstehen kann. Darum habe ich geschwiegen. Nur allzu oft erzeugt die Mitteilung der sogenannten Frommen eine weichliche, schielende, ja falsche Art zu sein, Hoffart und Heuchelei. Unter Männern namentlich sind mir solche Mitteilungen fast immer zum Ekel geworden. Auch habe ich niemals Sie solche Verbindungen suchen und unterhalten, sondern die Frommen von Profession, die gerne erbauen und sich erbauen lassen, fliehen und vermeiden sehen, während wir beide gerne mit Menschen umgingen, deren Leben, Lassen und Thun ein höheres wie ein allgemeines Element durchdringt. Sie schenkten mir Taulers herrliches Buch, und ein besseres Geschenk habe ich schwerlich je erhalten, ein Geschenk, welches ich mit einigen eingehefteten Zeilen meinen Kindern hinterlassen will. Es hat mir immer zur Hand gestanden und ich habe mich oft davon tief ergriffen, oft zur Bewunderung des edelen freien Geistes, der darin weht, so unähnlich der Armseligkeit und Engheit unserer heutigen Glaubenseiferer, hingerissen gefühlt. Aber ich schwieg Ihnen darüber, weil ich mit Wahrheit nicht sagen konnte, daß ich den Inhalt, die leibliche oder vielmehr sinnliche Vernichtung und geistige Auferstehung und Wiedergeburt mir anzueignen vermöge. Ich mag weder mich noch andere täuschen, und möchte ich es, so könnte ich es nicht. Von jeher ist für mich selbst und für andere mein Auge klar gewesen, und weil ich viel mit mir gelebt, ist mir auch in anderen manches hell geworden. Diese Selbstvernichtung des sinnlichen Menschen, dieses Einziehen Gottes in ein sterbliches

Gefäß, dieſe gänzliche Umkehr und Läuterung des natürlichen Menſchen iſt ein großer Gedanke; aber er iſt meiner feſten Überzeugung nach eine Täuſchung, iſt eine Abſtraktion von der Erhebung einzelner Momente auf ein Leben, welches Gott nicht nur mit ehernen, ſondern auch mit goldenen Banden an einen ſchweren Boden geknüpft hat. Forderungen, wie Tauler ſie völlig konſequent an den Wiedergeborenen macht, konnten in dem begeiſterten Gemüte eines einzeln in der Welt ſtehenden Geiſtlichen entſpringen; wir können von ferne ſelig preiſen den, der ſich ſolchergeſtalt dem Höchſten zum Opfer bringen darf: aber das Opfer ſchließt jede Beziehung zur menſchlichen Gemeinſchaft aus und iſt nicht für uns geſtattet, die ein dringenderes und näheres Gebot Gottes auf einen Kampfplatz ruft, auf welchem alle Kraft der Sinnlichkeit nur zu oft erfordert wird, um der nächſten Pflicht, der heiligen, der durch Geſetz und Gefühl gebotenen, zu genügen. Die tauſend ſinnlichen Kräfte und Freuden, die mir gegeben ſind, darf ich nicht fortwerfen wollen wie ein ſchnödes Geſchenk, ſondern muß ſie in Zuſammenhang bringen mit jenen höheren Gaben, welche, obſchon Bürger einer höheren Heimat, dennoch dieſe Erde als Fremdlinge bewohnen. Doch wozu ſollte ich Ihnen, lieber Perthes, dieſe Überzeugung weiter ausführen, da Sie ſelbſt der kräftigſte und regſamſte Sinnenmenſch ſind, der mir jemals vorgekommen iſt. Ohne Weltklugheit, Leidenſchaft und Selbſtvertrauen würden Sie nicht auf der Stelle ſtehen, wo jetzt eine reiche Ernte des Lebens vor Ihnen liegt, ſondern würden ein mit ſich ſelbſt beſchäftigter ängſtlicher Strumpfwirker geworden ſein. Dem Sinne Taulers ſtehen Sie ſchwerlich näher als ich, der ich ihm ſehr ferne ſtehe und, ſolange ich hier auf Erden wandele, ſtehen werde. Glauben Sie wohl, daß Tauler den Mann, welcher mit ganzer ſinnlicher Kraft nach außen ſtrebt, welcher ſeine weltlichen Verhältniſſe ordnet und verbeſſert und ſeinen Feinden trotzt, zu den Seinen rechnen würde? Nein, der Mann, der Voß verklagt, Abbitte verlangt und den an dem Gerichte verlorenen Prozeß bei der öffentlichen Meinung geltend macht, übt nicht die Selbſtverleugnung, welche Tauler fordert, und nennen Sie mir überhaupt unter allen den Männern, die wir lieben und ehren, den Entſagenden, welcher wie der kaſteiende Mönch ſeinen Körper vernichtet und ſeinen Geiſt unempfindlich gemacht hat gegen irdiſche

Freuden und irdiſche Leiden. Sie finden ihn nicht und ſollen ihn nicht finden, weil Taulers Gedanke zwar groß aber nicht durchführbar iſt; in ſeiner Konſequenz würde er nicht bauen, ſondern zerſtören und muß deshalb irgend einen weſentlichen Fehler haben: denn wäre er notwendig, ſo müßte er auch möglich ſein.“

„Wir ſind“, erwiderte Perthes, „nicht ſo weit auseinander, wie Ihr Brief vermuten laſſen könnte. Allerdings macht ſich die Wahrheit des Spruches: ‚Alles iſt eitel‘ beſonders dem älteren Manne fühlbar, der ſich beſinnt, was alles im Wechſel des Lebens ſeinen Geiſt und ſeine Sinne gereizt und gefeſſelt hat; wer aber, weil doch alles eitel ſei, in ſpäteren Jahren an nichts mehr teilnehmen, auf nichts mehr einwirken wollte, würde, ſtatt zu leben, nur vegetieren. Auch ein nur kontemplatives Leben iſt dem Menſchen ein Ding der Unmöglichkeit; der Trieb zur Thätigkeit iſt uns angeboren, und mir wenigſtens iſt angeſtrengte Arbeit zu einer Gewohnheit geworden, die ich nicht miſſen kann. Wer auf dieſer Erde nichts thun wollte, als Gott denken und fühlen, würde ganz gewiß Gott weder denken noch fühlen. Mitten hinein in die Welt iſt der Chriſt geſetzt, und mag er ſtehen wo er will, immer hat er den Beruf, eine Mannigfaltigkeit von Stellungen des äußeren Lebens auszufüllen; er ſoll an ihnen wirken und ſchaffen ſo tüchtig, raſch und lebendig, wie das Maß der ihm verliehenen Kräfte geſtattet. Töten alſo darf er ſeine irdiſche Natur, ſeine ſinnlichen Gaben nicht wollen; denn er bedarf ihrer, um ein getreuer Knecht und Haushalter Gottes zu ſein. Mit meiner chriſtlichen Überzeugung ſteht es daher in keinem Widerſpruche, daß ich die Kräfte meines ſinnlichen Weſens nicht vernichtet habe, ſondern raſch und gerne gebrauche; wohl aber, daß ich ſie nicht geheiligt habe und nicht vor Gottes Auge, an Gottes Hand und auf Gottes Anregung verwende. Niemand weiß genauer als ich, wie wenig man vorwärts kommt. Wenn ich meinen vor ſechsundzwanzig Jahren gegen Karoline aus wahrem Herzensgrunde ausgeſprochenen guten Willen, mich Gott zu nahen und mich zu reinigen, bedenke und betrachte und dann mich anſehe, wie ich heute bin, ach, wie wenig beſſer iſt es heute als damals! Der Kampf iſt anders, auch wohl mäßiger, aber leichter iſt er nicht und oftmals iſt mir, wie wenn ſich meine ganze Vergangenheit von den früheſten Kinderjahren an in der

jedesmaligen Gegenwart zuſammendrängte. Erzogen von redlichen, das Gute wollenden Verwandten, vernahm ich doch vom Chriſtentum faſt nichts. Luthers Katechismus lernte ich auswendig, aber in ſeinen Inhalt ward ich nicht eingeführt; die Konfirmation war derart, daß man ſie gottesläſterlich nennen konnte. Hübners bibliſchen Hiſtorien habe ich einige Kenntniſſe und einen guten Eindruck zu verdanken; Lavaters Tagebuch fiel mir in die Hände und hinterließ einige religiöſe Spuren. So kam ich fünfzehn Jahre alt nach Leipzig in eine ſehr harte Lehre, zart an Körper und zart geſtimmt. Während liederliche Bücher, die mir vor Augen kamen, meine Phantaſie entzündeten, nahm ich zugleich einen ſtarken Anlauf, nach Garve, Reinhard und Kieſewetter vollkommen zu werden, und wurde doch nur durch die ernſte, treue Liebe zu einem geſcheiten Mädchen vor dem Verſinken bewahrt. Erfüllt von den heftigſten inneren Kämpfen, kam ich einundzwanzig Jahre alt nach Hamburg; eine neue Welt umgab mich mit Intereſſen aller Art; Schillers und Jacobis Schriften zogen mich an; ich lernte Beſſer, Runge, Hülſenbeck und Speckter kennen und meine eigentliche Bildung begann. Ich lernte Karoline kennen, und mit ihr das Glück und den Segen meines Lebens; ſchwere innere und äußere Kämpfe erfüllten die erſten ſechs Jahre der Ehe, dann traten die großen Weltbegebenheiten auch in den Familienkreis hinein. Der Kampf im inneren Menſchen zur Reinigung dauerte fort. Stolz und Hochmut lag in meinem Weſen nie, zur kleinlichen Eitelkeit war ich zu klug, aber Ehrgeiz habe ich immer gekannt. Raſchheit, Leidenſchaftlichkeit, Heftigkeit haben mich manchesmal gefördert, das Übermaß wird durch das Leben geſtraft und beſchränkt. Mein eigentlicher Feind blieb nach wie vor die Sinnlichkeit. Schwer habe ich gekämpft und den Sieg oder doch den Weg zum Siege habe ich erſt dann gewonnen, als ich das Chriſtentum gewann. Nicht Karoline, nicht Claudius, und auch kein anderer aus dem Kreiſe, in den ich eintrat, haben mich zum Chriſten gemacht, ſondern die tiefe Sehnſucht nach Hilfe, deren ich im Kampfe mit mir und meiner ſinnlichen Natur mich bedürftig fühlte. Bis in das Mannesalter hinein hatte das Sittengeſetz mir die Stelle des alten Teſtaments vertreten, indem es mich die Sünde und die Unfähigkeit, Herr über ſie zu werden, erkennen ließ, und dadurch den vermeſſenen Sinn zerbrach.

Als ich umgekehrt war von dem Vertrauen auf die eigene Kraft, hat alsobald das neue Testament sich des gebrochenen Menschen angenommen, hat ihn getröstet über die Sünde der Vergangenheit und ihm Hilfe zugesagt und gewährt für den ferneren Kampf. Einen bestimmten Begnadigungsakt erfahren zu haben, bin ich mir nicht bewußt, so manches Jahr ich mich auch schon danach sehne, und ich weiß sehr wohl, wo und wie in mir das Hindernis liegt, was sich zwischen die Sehnsucht und die Befriedigung stellt. Daß manche andere haben, was ich nur wünsche, glaube ich, obschon sie vielleicht viele Stunden später als ich zur Arbeit in den Weinberg gegangen sind; daß aber Gott auf mich eingewirkt hat und heute noch einwirkt in mancherlei Weise, das fühle ich. Den sicheren Weg zur Ruhe der Seele, den einzigen, den es giebt, habe ich gefunden, aber das Ziel des Weges erreicht man auf dieser Erde nicht; ich bin weder der Welt abgestorben, noch bin ich sündlos geworden und ich glaube auch, daß der Mensch auf dieser Erde durch die Wiedergeburt nicht göttlich verklärt, sondern kindlich demütig werden soll. Was Tauler anbetrifft, so ist es wahr, er verlangt in seinen Schriften eine Innerlichkeit des Lebens, eine Abgezogenheit von der Welt, welche nur möglich und nur zulässig ist für den, der keinen irdischen Beruf und keine irdischen Pflichten zu erfüllen hat; aber vergessen Sie nicht, daß Tauler diese Schriften für ehelose Geistliche schrieb — denn wer anders hätte diese Schriften damals lesen und verstehen können? Den Verderb und die Werkgerechtigkeit griff er mit Kraft und Tiefe an und hielt ihnen das Bild eines inneren christlichen Lebens vor. Seine Predigten dagegen, in denen er sich an das Volk wendet, sind voll praktischer Lebensweisheit und warnen oftmals vor der Gefahr, dem inneren christlichen Leben zuliebe Beruf und Arbeit hintenan zu setzen. Hell und bestimmt tritt übrigens auch in diesen Beziehungen der unendliche Abstand aller menschlichen Schriften, auch wenn sie so tief und groß wie Taulers medulla animae sind, von der göttlichen Erhabenheit, Einfachheit und Mäßigung der heiligen Schrift hervor."

Nicht minder bestimmt als gegen Rist sprach Perthes sich um dieselbe Zeit gegen seinen ältesten Sohn Matthias aus. „Weder Tauler noch Thomas a Kempis wollen", schrieb er, „ein Abschließen von der Welt, durch welches auch nur eine einzige Pflicht gegen den Nächsten

verletzt würde. Was Terſtegen will, weiß ich nicht, da ich nur weniges von ihm kenne. Sich ganz von den Berührungen mit der Welt zurückzuziehen, iſt dem in Raum und Zeit geſetzten Menſchen unmöglich, und bleibt er auch nur in einem einzigen Verhältniſſe mit ihr in Berührung, ſo giebt dieſes eine Verhältnis dem Teufel dieſelbe Gewalt über den Menſchen, die er aus deſſen Gebundenſein an die Natur überhaupt zu gewinnen vermag. Wenn aber die Aufgabe, ein nur inneres Leben zu führen, unmöglich gelöſt werden kann, ſo iſt ſie auch keine von Gott geſtellte, ſondern von den Menſchen willkürlich und in Selbſttäuſchung erfundene. Wir können ſie im edelſten Gefühl und in den erhabenſten Gedanken uns ſtellen, ſind aber doch vom Teufel betrogen. Hinter dem edelſten Gefühl ſteckt Trägheit des Fleiſches, welches nicht kämpfen, ſondern als Sieger gekrönt ausruhen möchte; hinter dem erhabenen Gedanken ſteckt Stolz, der in der Unabhängigkeit von der Welt ſich als gottgleich ſpiegeln möchte. Wir ſollen leiden und handeln, aber leiden und handeln in Liebe; wenn ſie uns verlaſſen hat gegen den Nächſten in Härte, oder gegen uns in Sinnlichkeit oder gegen Gott in Hochmut, ſo ſollen wir fühlen, daß wir der Verſöhnung bedürfen durch Jeſus Chriſtus. Wir können nicht anders als kämpfen bis ans Ende; ſind wir aus dem Groben und Rohen, ſo haben wir ſtündlich mit dem feiner und leiſer Auftretenden zu thun. Zum Ausruhen nach dem Siege iſt dieſe Welt nicht gemacht; kämpfe, liebe und vertraue der Gnade Gottes!“

Beſtimmt und deutlich war Perthes, ſoweit die Kraft ſeines Denkens reichte, ſich bewußt, daß ein von irdiſchen Dingen unberührter Zuſtand des Seins dem Menſchen auf Erden nicht beſchieden ſei. Raſch und lebhaft bewegte er ſich handelnd und eingreifend im äußeren Leben, offen und empfänglich war er den Eindrücken, die der Tag ihm brachte, aber tief im Innern blieb ihm dennoch immer die Sehnſucht nach einem Zuſtande, der nichts wäre als Zuſammenſein mit Gott, nicht vermiſcht mit Eindrücken der Welt, nicht unterbrochen durch eignes Wollen und eignes Fühlen, nicht geſtört einmal durch das freudige Bewußtſein, eines ſolchen ſeligen Zuſtandes teilhaft zu ſein. Ein ähnliches Streben nach einem ſolchen Ziele glaubte Perthes in manchen Ausſprüchen Hamanns zu finden, mit deſſen Schriften er ſich vielfach beſchäftigte. Schon in früheren Jahren war er durch Hamanns Freunde Claudius

und Fr. Heinrich Jacobi auf denſelben hingewieſen und während der erſten Zeit ſeines Aufenthaltes in Gotha fühlte er ſich durch deſſen Briefe an Jacobi uud durch die ſeit 1821 erſcheinenden Werke lebhaft angezogen. Manches harte Urteil mußte er freilich hören, wenn er auf Hamann aufmerkſam machte. „Hüten Sie ſich", heißt es in einem Briefe, den Perthes 1823 erhielt, „Hamann als Zeugen in göttlichen Dingen aufzurufen, oder glauben Sie wirklich, daß dieſer unſtäte, mißtrauiſche, neidiſche, verkümmerte Mann, der keinem Verhältniſſe des Lebens genügen konnte, die rechte Einſicht in himmliſche Dinge gehabt haben und von Gottes Geiſt durchdrungen geweſen ſein ſollte? Es ſind große einfache Worte, die Sie von ihm anführen; kühn und ungelenk ſtrebt ſeine Bilderſprache, das Höchſte auszudrücken, aber dieſe Worte ſtehen einzeln und abgeriſſen da wie Erleuchtungen eines Kranken oder Wahnſinnigen. Unendliches laſſen ſie ahnen; wollen wir ſie aber faſſen, ſo tappen wir im Unſicheren." „Hamann", heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, „war an Geiſt zu ſtark, um nicht die Unwahrheit in der Grundrichtung ſeiner Zeit zu erkennen, aber er war an Willen zu ſchwach, um nicht die Wahrheit, die in ſeinem eigenen Geiſte ſich Bahn brach, der Verunglimpfung preiszugeben. Das Mißverhältnis zwiſchen Erkenntnis und Willen, welches bei ihm ſich bis zum Ungeheuren geſteigert hatte, macht ihn zu der geheimnisvollen, ja unheimlichen Erſcheinung, als welche er in unſerer Litteratur daſteht. Ihn ſelbſt habe ich nicht mehr geſehen, aber die Macht einer ſolchen Perſönlichkeit erliſcht nicht mit dem Tode. Hippel, Scheffner und Krauſe ſind von ihm vielleicht noch mehr als von Kant ergriffen geweſen, und dieſe drei Männer kannte ich genau; es iſt in tieferer Beziehung ein ſehr merkwürdiges Leben, welches ſich in ihnen geſtaltet hat. Wunderbar traten in ihnen oft die Reminiszenzen an die Eindrücke ihrer Kindheit hervor, aber weltlicher Sinn hatte den Entwickelungskeim einer höheren Berufung mit dem Gerölle der Aufklärung ihrer Jünglingszeit überſchüttet."

Manches in dieſen und ähnlichen Worten mußte Perthes wohl zugeſtehen, aber die ſtaunende Bewunderung vor der Gedankengröße und Tiefe Hamanns ließ er ſich dadurch nicht verkümmern. In ſeiner damaligen Stimmung fühlte er ſich in beſonders hohem Grade durch einen Ausſpruch getroffen, den Hamann 1784 an Jacobi geſchrieben

hatte (Jacobis Werke Band I, Seite 392): „to be, or not to be, that is the question", lauten dieselben; „Sein ist freilich das Ein und Alles jedes Dinges. Ursprüngliches Sein ist Wahrheit, mitgeteiltes ist Gnade. Nichtsein ein Mangel, auch wohl ein Schein von beiden." Auf Jacobis Antwort hatte Hamann 1785 (Jacobis Werke Band IV, Abteilung 3, Seite 29) erwidert; „Am Sein ohne Bewußtsein ist Ihnen nichts gelegen, am Baume der Erkenntnis mehr als am Baume des Lebens! und doch ist nicht das Sein, sondern das Bewußtsein die Quelle alles Elends."

Perthes wußte wohl und wurde auch von Freunden darauf aufmerksam gemacht, daß diese Worte zunächst die Stellung angeben sollten, welche Hamann dem philosophischen Systeme Jacobis gegenüber einnahm; aber er war doch auch überzeugt, daß Hamann mit denselben zugleich einen Zustand des eigenen Innern hatte ausdrücken wollen, den Perthes selbst wohl ahnte und wünschte, aber in Worte zu fassen nicht vermochte. „Hamanns Satz", schrieb Perthes an Friedrich Schlegel, „spricht in seiner dunklen Kürze aus, was ich meine; in mir bin ich klar und gewiß; aber ich habe nicht Herrschaft genug über die Sprache, um auszudrücken, was in mir ist. Das Sein, das einzige wirkliche Sein, kann doch nur in dem Zustande des Hingebens an Gott, in dem inneren Leben bestehen, welches allein in Gott gelebt wird, und dieses Seins ist der Mensch um so weniger sich bewußt, je wahrer und inniger es ist. Wer Momente des Versenkens in Liebe und Sehnsucht nach Gott gehabt hat, der wird auch Momente des Seins ohne Bewußtsein kennen, und an diesem Sein ist unendlich mehr gelegen als am Bewußtsein." „Leben mit Gott könne doch nichts anderes heißen, als Umgang haben mit Gott, sagen Sie", schrieb Perthes ein anderesmal, „und wer Umgang habe mit Gott, müsse doch auch dieses Umganges sich bewußt sein. Das letztere ist ohne Zweifel richtig, das erstere aber gewiß nicht; denn Umgang setzt Fremde voraus, die sich einander nähern wollen; Umgang ist nur der immer auf das neue angestellte Versuch, eine vorhandene Trennung zu überwinden, aber nicht eine Gemeinschaft derer, die sich als eins fühlen. Bekannte, Freunde gehen miteinander um, aber niemand wird das Verhältnis zwischen Mutter und Kind als Umgang bezeichnen. Wer nun nicht allein Um-

gang hat mit Gott, sondern, wie Tauler sagt, das Ich in sich verstummen läßt; wer nach Thomas a Kempis' Ausdruck sich selbst verläßt und gesättigt ist von der Gegenwart Gottes; wer mit Tauler ausruft: ‚In mir Gott, außer mir Gott, um und um Gott', den quält weder die Vergangenheit mit aller ihrer Sünde, noch die Zukunft mit aller ihrer Strafe, für den ist alles Gegenwart, oder vielmehr, er lebt außer der Zeit: denn er lebt schon hier das ewige Leben, und das Bewußtsein im ewigen Leben ist etwas ganz anderes als das, was wir hier auf Erden Bewußtsein nennen."

„Bei Ihrem Sein ohne Bewußtsein möchte ich", hatte ein Freund an Perthes geschrieben, „vor allen Dingen fragen, wovon doch eigentlich die Rede ist; vorläufig kann ich mit diesen Worten gar keinen Sinn verbinden." „Das, was ich eigentlich meine", antwortete Perthes, „kann ich Ihnen freilich nicht deutlich machen, aber den Vorwurf des Widersinnigen kann ich beseitigen. Ich erinnere mich, vor mehr als dreißig Jahren Runge'n mit Thränen im Auge geklagt zu haben, daß ich mich des Bewußtseins meines edlen Gemüts nicht erwehren könne; — sollte es anderen nicht ähnlich gehen? Wenn ein tüchtiger Mensch ein gutes, edles Werk mit eigener Aufopferung kräftig durchführt, so ist diese Durchführung ein Sein desselben; wenn er sich aber des Guten und Edlen in seiner Handlung bewußt wird und seiner selbst sich freut, so ist das Gute des Seins durch das Bewußtsein davon aufgehoben, und ‚wahrlich, sie haben ihren Lohn dahin'. Im Sein lag das Edle, im Bewußtsein das Unedle. Die heilige Schrift sagt: ‚Wenn du Almosen giebst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut.' Nimmt nicht auch die Schrift in diesen Worten ein Sein an ohne Bewußtsein?" „Meine Jugend mit ihren Leidenschaften", schrieb Perthes, um Rist sich deutlich zu machen, „mein Streben in der Welt, meine Arbeit und meine Sorge; das Vierteljahrhundert des Lebens mit meiner seligen Karoline besteht aus Monaten, Tagen, Stunden; jede erfüllt von besonderem Leben und besonderer Liebe. Nun ist all diese unendliche Mannigfaltigkeit nur noch in dem Resultate vorhanden, zu dem sie geführt hat, und liegt zu einem Momente der Gegenwart zusammengedrängt vor mir; als einen Niederschlag des Erlebten halte ich das Bewußtsein desselben fest. Ich selbst bin noch imstande, alle

jene Momente gleichsam aus ihrem Depot hervorzuziehen und alles rückwärts wie ein Schattenspiel an einem langen Faden wieder abzuspinnen. Thue ich es aber nicht, so wird der ganze Schatz als verstorben mit mir begraben; das Bewußtsein desselben erlischt mit mir, aber das Erlebte selbst ist darum um nichts weniger gewesen und bleibt als Sein bestehen, obschon es in keines Menschen Bewußtsein eine Stätte hat."

So sehr Perthes auch nach Ruhe und Stille im Innern verlangte, so wußte er doch, daß gerade ihm sehr vieles im Wege stand, um zu erringen, was er begehrte. Als er sich einstens darüber gegen Rist ausgesprochen hatte, antwortete ihm dieser: „Hatte ich Sie in irgendeinem Punkte unrichtig beurteilt, so würde mir das Verständnis durch die Lebensskizze, welche Sie mir geben, völlig eröffnet sein. Es ist, wie ich ahnete. Von Jugend auf war eine äußerst heftige Sinnlichkeit Ihr vorzüglichster Feind; Ihre bessere Natur sträubte sich dawider; Sie fühlten eine höhere Bestimmung, fühlten aber, daß Sie mit eigenen Kräften nichts ausrichten könnten, und suchten deshalb überall nach positiven Stützen, und kaum eine schien Ihnen fest genug. Wie der Feind heftiger eindrang und eindringt, möchten Sie das Gebäude Ihres Kirchenglaubens noch verstärken, und Sie würden ohne Zweifel in das Innere jener Kirche sich eingedrängt haben, welche sich mit der Sinnenwelt ordentlich und periodisch abfindet, wenn nicht ein zu freier Geist in Ihnen wohnte und Sie zu viel und zu innig mit Gott verkehrten, um Ihren Verkehr durch Menschenhände gehen lassen zu können." „Sie nennen mich einen kräftig begabten und gewandten Sinnenmenschen", entgegnete Perthes. „Sie haben recht. Ich war es und ich bin heute noch, der ich war; meine Natur ist keine andere geworden; mein Selbstvertrauen, meine Weltklugheit und Leidenschaft werden mir auch künftig noch manchen Streich spielen; die Mannigfaltigkeit dessen, was mir im Kopfe umgeht, führt mich immer wieder auf Abwege; die Schwäche des eigenen Ich, die Luft der Welt und der zur Erfüllung des irdischen Berufes uns nötige Leichtsinn läßt mich immer wieder vergessen, daß ich nicht mein eigener Herr bin. Aber kommt Not und innerer oder äußerer Kampf, so werde ich doch inne, daß der gute Wille, sich Gott zu ergeben, seine

Früchte trägt und daß die Liebe den Haß und die Kälte immer weiter aus dem Herzen drängt." „Lachen Sie nicht", schrieb er ein anderesmal, „wenn ich Ihnen sage, daß mir die Beobachtung meines Hundes manchen Aufschluß giebt über die menschliche Natur. Ich hatte früher nie so ein Tier um mich gehabt und frage mich nun täglich: ‚Ist nicht der Pudel auch Mensch oder vielmehr der Mensch auch Pudel?' Ich denke dabei gar nicht an die ordinären tierischen Verrichtungen wie Essen und Trinken u. s. w., sondern an die des feineren Temperamentes: lustig und niedergeschlagen, munter und abgespannt, launig und mürrisch, sanft und auffahrend, anschmiegend und knurrig, duldend und widersetzlich — alles wie im Menschen — und nun gar sein Träumen! Diese Ähnlichkeit aber ist mir nicht niederschlagend, sondern eine tröstende Hoffnung, daß dieses Fleisch und Blut, was den Menschen quält und peinigt, dem eigentlichen Menschen nicht eigen, sondern nur eine Erdenzuthat ist, die er spurlos abstreifen wird, wenn er dieser Erde nicht mehr angehört und sich nicht freventlich selbst eins gemacht hat mit der Materie. Nicht in der Materie schlägt der Teufel seinen Sitz auf, sondern im Geist, indem er Selbstsucht und Hochmut, Stolz und Haß pflegt und groß zieht und dadurch nicht das Vergängliche, sondern das Ewige im Menschen zugrunde richtet." „Wenn es wäre, wie Sie schreiben", heißt es in einem anderen Briefe, „daß Summa Summarum wir allzumal Sünder sind und Gott am besten wissen müsse, warum er uns diesen sinnlichen Leib gegeben, welcher nicht ohne Sünde bleibt und bleiben könne', so bedürfen wir freilich keine Gnade, weil Gott allein die Schuld trägt, und allen Forschern ist die Thür vor der Nase zugeschlagen. Wunderbar würde dann nur sein, daß die Angst über das Böse in uns immer wieder wach wird und uns abhält, all das Unglück Gott in die Schuhe zu schieben. Den Willen zum Bösen habe ich freilich nie an irgendeinem Menschen gesehen, die Richtung zum Bösen aber immer. Wohl kann mich einmal, wenn ich auf das sehe, was ich geworden bin, was ich niedergekämpft und was ich errungen habe, Vertrauen zu meiner eigenen Kraft erfüllen, aber besinne ich mich, so weiß ich so gewiß, wie man etwas wissen kann, daß, wenn stärkere Reize der Sinne

größere Ziele des Ehrgeizes, schwerere Bedrängnisse und stärkere Versuchungen mir begegnet wären, ich nicht geworden wäre, was ich bin. Und auch jetzt — wer muß nicht die Augen niederschlagen bei der Frage: ‚Gehört dein Leben Gott an oder der Welt?‘ wem wird nicht wehe bei dem Gedanken, daß in jenem Leben zugleich mit uns auch unsere Thaten wieder erwachen werden? wer möchte Unreines mit sich nehmen ins Paradies? wer möchte nicht rückwärts sein Sein oder doch das Bewußtsein desselben auslöschen können schon hier auf dieser Welt und wie viel mehr in jener? wer möchte nicht heidnisch trinken können aus der Lethe Strom? Aber das Evangelium sagt davon nichts, sondern vielmehr, daß wir alle offenbar werden vor dem Richterstuhle Christi. Immer und immer drängt sich uns daher die große und entscheidende Frage wieder auf, ob Gott die Sünde vergeben will und kann. Wer diese Frage noch nicht versteht, der versteht sich selbst noch nicht, und wohl dem, dem nicht nur die Frage, sondern auch die Antwort als eigenstes Eigentum in seinem Innern lebt. Bis zur Frage kann die Philosophie den Menschen führen, bis zur Antwort nicht. ‚Die Philosophen verkennen die Vernunft, wie die Juden das Gesetz‘ — las ich vor kurzem in Hamanns Briefen — ‚denn sie wissen nicht, daß die Vernunft nur zur Erkenntnis unserer Unwissenheit, wie das Gesetz nur zur Erkenntnis unserer Sünde gegeben ist; Wahrheit und Gnade läßt sich nicht ergrübeln, nicht ererben, sondern muß geschichtlich offenbart werden.‘ Man kann nicht anders als das verstehen, und versteht man es, so weiß ich nicht, wie man widerstehen kann.“

Eingehung der zweiten Ehe.

1825.

Mit der ganzen Kraft der Vaterliebe hatte Perthes sich des Glückes seiner Tochter Mathilde gefreut, als diese dem ihm lange schon nahestehenden Manne verlobt ward; aber dennoch kostete es ihm einen schweren inneren Kampf, auch diese Tochter sich vom elterlichen Hause ablösen zu sehen. „Von heute an ist mein Kind“, schrieb er, „nicht mehr mein; ich werde zusehen müssen, wie es sich von Tage zu Tage

mehr von mir entfernt und seine Liebe zwar nicht von mir abwendet, aber doch einem anderen zuwendet. So soll es sein: das Kind soll Vater und Mutter verlassen, aber der Schmerz ist groß und das Herz des Menschen blutet über dieses Soll, und tiefe Blicke in das eigene Innere eröffnen sich, und die Reinheit der Vaterliebe wird geprüft und durchschaut."

Am Tage nach der am 1. Juni 1824 gefeierten Hochzeit seiner Tochter hatten sich noch einmal alle Kinder im elterlichen Hause zusammengefunden; als es mit ihrem Gehen einsamer und einsamer um Perthes ward und er sich endlich allein mit den drei jüngeren Kindern fand, unterlag er fast dem Schmerze. „Es waren", schrieb er, „schwere Stunden, als alle mich verließen. Zuerst ging Matthias, um ein neues, selbständiges Leben zu beginnen; dann gingen meine beiden verheirateten Töchter in ihr von mir schon lange gelöstes Haus; noch blieb Mathilde mit ihrem Manne, dann ging auch sie. Das Lebewohl dieser Tochter, die mit grenzenloser Zärtlichkeit an mir hing, durchschnitt mein Herz; ich blieb allein, allein, wie ich seit dreißig Jahren nicht gewesen war. Nun habe ich fortan keinen geschlossenen Kinderkreis; kein Familienhaus gehört mir ferner an; das Haus, das ich mit Karoline gegründet, geht auseinander; wie ein Gespenst steht mir das Bild des allein Übrigbleibenden vor der Seele. Eines der Kinder löst sich nach dem anderen ab; in drei bis vier Jahren werden auch die drei kleineren, die noch bei mir sind, mich verlassen; dann bin ich so frei wie der Vogel in der Luft, bin vogelfrei, und eine lange Reihe von Jahren verstoßenen Alleinseins kann mir noch bevorstehen. Das Grausen der Öde, des Verlassenseins kommt über mich und manche Thräne dringt aus meinem Auge."

Sehnlich wünschte Perthes, daß seine drei jüngeren Kinder auch nach der Verheiratung der älteren Tochter des Familienlebens nicht entbehren möchten. „So leid es mir thut", schrieb er, „den jungen Eheleuten mich und die Kinder als Zuthat ins Haus zu bringen, so wird mir dennoch keine Wahl bleiben. Meine älteren Töchter erinnern freilich daran, daß die Beschränktheit des Raumes und die Notwendigkeit, mich nach fremder Sitte zu richten, mir ungewohnt und schmerzlich sein werde. Ist aber so viel innerer Schmerz überwunden,

so wird auch das Ungewohnte des äußeren Lebens zu überwinden sein.“ Einige Tage nach der Hochzeit seiner Tochter löste Perthes die eigene Hauswirtschaft auf und ordnete sein Leben dem neuen Hausstande seines Schwiegersohnes Becker ein. „Nun sitze ich“, schrieb er, „auf dem Altenteil im Hause meiner Tochter, finde mich zurecht in der nicht großen Behausung und freue mich der Aussicht ins Freie, die ich nach allen Seiten habe. Das Verhältnis zu meinem Schwiegersohne, der mir mit vollstem Vertrauen entgegenkommt, gestaltet sich sehr glücklich, und die Sorge meiner Tochter, mich zu pflegen, kennt keine Grenze; die drei jüngeren Kinder fühlen sich heimisch; ich selbst habe wenig Bedürfnisse, habe mir das Leben nie durch Begehren nach Bequemlichkeiten unbequem gemacht und kann mich leicht in die Lebensweise anderer finden, und doch, ich will es gestehen, ist es dem altgewohnten Hausvater und Hausherrn schmerzhaft, nicht mehr Herr und König in einem eigenen Haushalte zu sein. Von frühester Kindheit an habe ich eine fast krankhafte Furcht gehabt, anderen zur Last zu fallen und in die Lebensweise anderer störend einzugreifen. Nun sitze ich mit drei Kindern in dem jungen Haushalte; niemand wird sich die Last gestehen; aber ist deshalb die Last weniger eine Last? Dieser Gedanke reizt und peinigt mich, so sehr ich ihn zu bekämpfen suche, und wie wird es künftig sein? Ich schrecke zusammen bei dem Gedanken an ein hohes Alter, in welchem Geist und Körper immer abgespannter und der Teilnahme, Hilfe und Pflege bei Tage und bei Nacht immer bedürftiger wird. Nicht einen einzigen alten schwachen Mann habe ich gefunden, der sich, wenn er vereinsamt war, nicht in einem peinlichen und verlegenen Zustande befunden hätte, und gar manchen sah ich dann in schwere Thorheiten verfallen; wer darf sich sicher glauben, wer sich überheben? Das glücklichste Auskunftsmittel für eine solche Zeit ist noch ein französischer Kammerdiener früheren Zuschnittes; wir haben es ja in der Emigrantenzeit gesehen, wie so ein Mensch für seinen alten Herrn kocht, ihn füttert, wäscht und kämmt.“

Perthes hatte indessen, obschon er mit vollem Rechte sagen konnte, wenig Bedürfnisse zu haben, dennoch Bedürfnisse, deren Abhilfe auch der anstelligste französische Kammerdiener nicht gewähren konnte. Viele

Jahre hindurch war er gewohnt gewesen, nichts allein, sondern alles in Gemeinschaft mit Karoline zu erleben; bei ihr hatte er stets das vollste Verständnis seiner äußeren Verhältnisse und seiner inneren Zustände voraussetzen und deshalb mit einem Worte, einem Blicke sich verständlich machen können; in Freud und Leid, im Großen uud im Kleinen hatte er das lebendigste Eingehen auf alles, was ihn bewegte, gefunden. Diese Gemeinschaft des ganzen Seins war nun für ihn verloren, und das Gefühl tiefer Einsamkeit verließ ihn seit Karolinens Tode in keinem ernsteren Augenblicke. „Ich bin allein" schrieb er einmal an Nicolovius, „und meine Sehnsucht ist groß; ich suche Mitteilung aus der Tiefe der Seele, um die Öde zu beleben, die in mir ist; aber so wie ich früher verstanden ward, versteht mich niemand; rede ich aus dem Innern, so lehrt mich die Antwort, die ich erhalte, daß der andere nicht ahnet, was ich meinte." „Es ist wohl schwer", heißt es in einem anderen Briefe, „ehelos zu bleiben, aber viel schwerer ist es, innige Mitteilung der ganzen Seele gekannt zu haben und wieder zu verlieren. Die Liebe meiner Kinder besitze ich in nicht gewöhnlichem Grade; aber die Liebe, die ich verlor, kann sie mir nicht ersetzen. Die Liebe der Jugend hat andere Ziele als die des Alters; entweder liegt, was die Kinder lieben, als sicherer Besitz vor ihnen in der Gegenwart, oder ihr Auge und ihr Herz ist auf die schimmernden Gebilde der Zukunft gerichtet. Eltern gehören der Vergangenheit an und die Vergangenheit hat für die Jugend nur eine bleiche Farbe. Vorwärts ist helles Sonnenlicht, rückwärts matter Mondenschein. So war es immer und so wird es immer sein; auch wir sahen einst vorwärts, jetzt müssen wir rückwärts sehen." „Für das, was ich entbehre", schrieb er ein anderesmal, „für das, was ich suche und nicht finde, giebt es keinen Trost. Dunkle Nacht ist in meiner Seele. Der äußere Mensch macht Gebärden, ergötzt sich, ist heiter, aber im Innern ist Öde und kalter, bitterer Frost; doch wo gerate ich hin! Aber wenn man in einer neuen Ehe eine neue Menschenliebe entstehen sieht, die nichts von Zeit und zeitlichem Untergehen ahnet, und dann im eigenen Herzen das Schatten- und Moderwesen fühlt, so schütteln sich die Knochen und das Mark erbebt."

Mit diesem Gefühle der Einsamkeit und des Verlassenseins war

Perthes als einundfünfzigjähriger Mann in die neue Lebensordnung eingetreten, welche ihn zu einem Gliede in dem jungen Haushalte seiner Tochter machte. Haus an Haus mit ihm wohnte die Schwester seines Schwiegersohnes, Charlotte Becker. Sie war an Heinrich Hornboſtel, einen angesehenen Kaufmann in Wien, verheiratet gewesen und 1820 nach dem Tode ihres Mannes mit vier Kindern in das Haus ihrer Mutter zurückgekehrt. Die beiden ältesten der Kinder, ein Mädchen und ein Knabe, waren rettungslos erkrankt, und so oft ihr Leben auch dem Erlöschen nahe war, vermochte dennoch niemand vorauszusehen, ob der Tod sie schon nach einigen Wochen oder nach vielen Jahren von ihren Leiden erlösen werde. Perthes hatte bald, nachdem er sich in Gotha niedergelassen, die hartgeprüfte Frau, welche eine nahe Freundin seiner beiden verheirateten Töchter war, kennen gelernt, hatte mit inniger Teilnahme die schweren Prüfungen, von denen sie getroffen war, gehört und sich der Kraft und Heiterkeit gefreut, mit welcher sie dieselben trug. „Ich traf", schrieb Perthes später, „freilich nur gesellschaftlich mit Charlotte zusammen, aber ich bemerkte bald ihren hellen Geist und ihren treffenden Witz; die rasche Lebhaftigkeit ihres Wesens, die Bestimmtheit und Gewandtheit in allem, was sie that, zog mich an, und ihre scharfe Beobachtung der Menschen, ihr kluges Durchschauen der Verhältnisse setzte mich in Erstaunen. Näher kamen wir uns indessen nicht und die tieferen Seiten des Lebens wurden nicht berührt." Dreißig Jahre war Charlotte alt, als Perthes in das Haus seiner Tochter zog und nun im täglichen Zusammentreffen mit ihr und ihren Kindern sie näher kennen lernte. „Mir konnte", heißt es in einem späteren Briefe, „der innere Wert der Frau nicht verborgen bleiben; ich sah ihre Wahrheit und Natürlichkeit in jeder Lebenslage; ich sah die besonnene Treue, die ausdauernde Liebe bei der schweren und mühevollen Pflege der kranken, ihre Einsicht bei Erziehung der gesunden Kinder; ich sah, wie sie bei ihrer Lebhaftigkeit und ihren Lebensgaben jeder Lebensfreude, wie sich von selbst verstehend, entsagte, sobald die Kinder ihrer bedurften. Sorge, Angst und die am Krankenbette durchwachten Nächte hatten ihren Zügen den Ausdruck stillen Schmerzes gegeben, aber der geistvoll heitere Blick war ungetrübt. Wohl konnte ich ein-

zelne heftige Äußerungen ihres ſchweren Leidens bemerken, aber im ganzen fand ich ſie gefaßt, ergeben und getroſt. Ich hatte den ernſten Vorſatz, jetzt und künftig der Mutter und den Kindern in allen Verhältniſſen mit Liebe beizuſtehen. Freundlich nahm ſie meine Herzlichkeit auf und ihr Vertrauen beſaß ich, aber auch nicht ein einzigesmal tauchte der Gedanke an ein näheres Verhältnis mit dieſer Frau in mir auf."

Gegen Ende Juli 1824 kam Rebekka Claudius, Perthes' Schwiegermutter, mit ihrer Tochter Auguſte zu einem vierwöchentlichen Beſuche nach Gotha. Sie ward tief von Perthes' Lage ergriffen, und auf einem Spaziergange durch den Orangengarten — es war am 11. Auguſt — ſprach ſie ſich darüber gegen ihn aus. Perthes ſei, ſagte ſie, ſchon jetzt nicht mehr Herr in einem eigenen Hauſe; in kurzem werde er auch von den jüngeren Kindern verlaſſen ſein und könne bei ſeiner kräftigen Geſundheit dann noch eine lange Reihe von Jahren zu durchleben haben. Ihm ſei die Einſamkeit nicht gut und die Verlaſſenheit könne er nicht ertragen; er möge nicht anſtehen, ſich eine Gefährtin für ſein noch übriges Leben zu wählen. Bei dieſen Worten ſchoß wie ein Blitz der Gedanke an Charlotte durch Perthes' Seele; er antwortete nicht, und einen ſchweren Kampf hatte er von dieſem Tage an mit ſich zu kämpfen. Im September teilte er das Für und Wider, welches ihn bewegte, ſeiner Schwiegermutter in einem ausführlichen Briefe nach Wandsbeck mit, gab aber noch keine Andeutung darüber, daß es nicht mehr allein die Ehe, ſondern ſchon eine beſtimmte Ehe war, welche ihn in Unruhe und Ungewißheit ſetzte. Nachdem er die verſchiedenen in ſeinen äußeren unb inneren Verhältniſſen liegenden Gründe angeführt hatte, welche die Eingehung einer zweiten Ehe zuläſſig und ratſam für ihn machen konnten, heißt es weiter in dem Briefe: „Ich weiß gewiß, daß Karoline in Kenntnis meines Gemütes und Temperamentes meine Wiederverheiratung vorausſah, und ich bin ſicher, daß die Treue zu ihr im Innern meiner Seele durch keine neue Verbindung geſtört oder getrübt werden kann. In mir lebe ich im Andenken an meine ſelige Karoline, und ich werde in dieſem Andenken fortleben bis zu meinem letzten Tage; aber ich muß mir ſagen, daß das doch nur möglich iſt, indem ich mir ihren nun ſeligen Geiſt

wiederum verkörpere und ihn mir als menſchliche Perſönlichkeit vorſtelle, welche teilnimmt an meinem irdiſchen Sein, an meinem ganzen Thun und Laſſen, und ich darf mir nicht verbergen, daß es ſo menſchlich vorgeſtellt meiner lieben Karoline doch wohlthuender ſein würde, wenn ich ſtille und allein ihrem Andenken fortlebte. Auch iſt es doch wahr, daß die heilige Schrift, obſchon ſie nicht wider eine zweite Ehe iſt, dieſelbe doch wohl nur um unſeres Herzens Härtigkeit wegen zuläßt. Die bürgerlichen Geſetze enthalten kein Verbot, aber die Stimme und die Sitte des Volkes haben zu allen Zeiten Abneigung wider ſie gehabt, und die Jugend, bei der das Ideale friſch und lebendig iſt, und die Frauen, die mit ihrem Geiſte ewig zur Jugend gehören, ſehen mit innerem Widerwillen auf die zweite Ehe hin. Auch ich weiß es, daß mein Alleinbleiben nicht nur um anderer wegen, ſondern auch an ſich würdiger wäre; aber ich weiß auch, daß das doch nur dann der Fall iſt, wenn nicht der eigene Hochmut ſolche Würdigkeit erlügt, um vor ſich ſelbſt, vor anderen Menſchen und vielleicht auch vor Gott in einem falſchen Lichte zu glänzen oder um unter dem Schein der Treue die Selbſtſucht, welche nur ſich allein leben will, zu verbergen. Uns iſt die Liebe zur Kreatur mitgegeben in unſer Erdenleben, um uns zur Liebe, das heißt zur Liebe zu Gott zu erziehen. Kann ich nun dieſer irdiſchen Erziehungsmittel entbehren und dennoch die Liebe in mir lebendig erhalten? Kann ich, wenn keine Familienpflicht mich nötigt, auch für andere zu ſorgen, der Gefahr entgehen, kalt mich abzuſchließen und nur mir in gröberer oder feinerer Selbſtſucht zu leben? Manches ſchreckliche Beiſpiel anderer ſteht mir vor der Seele! Iſt es Schwäche, wenn ich mir ſage: ‚Du kannſt, wie du biſt, der irdiſchen Erziehungsmittel zur Liebe nicht entbehren‘, oder wäre es nicht vielmehr Hochmut, wenn ich glauben wollte, ich ſei ihrer nicht mehr bedürftig? Ich weiß keine Antwort auf dieſe Fragen.“

Das Ende ſeines inneren Kampfes ward weder durch die Antwort auf dieſe Frage, noch durch allgemeine Betrachtungen über die Zuläſſigkeit einer zweiten Ehe herbeigeführt, ſondern durch die wachſende Liebe zu der Frau, mit welcher er die zweite Ehe eingehen wollte. „Sonderbare Erfahrungen mache ich an mir“, ſchrieb er einige Wochen

ſpäter an Riſt. „Jene Stimmung, die ich kannte, bevor Inneres und Äußeres mich ſtörte damals, als die erſten Unſchuldsneigungen in das Herz des Knaben einzogen; jene träumeriſche Zartheit des Gefühls, welches ſich in ſtillfreudige Sanftmut, in Wohlwollen gegen Menſchen, Natur und alle Geſchöpfe auflöſte, lag viele, viele Jahre hinter mir wie ein lieber, ſchöner Traum; kein Wunſch konnte ſie wieder hervorrufen. Heute wird mir wieder, wie mir damals war. Wie iſt das möglich in dem alten Manne? Wie kann mir das kommen, deſſen Herz ſo vielfach von der Welt und Zeit durchſtürmt iſt? Wie kann mir, der ich ſo viel erfahren, ſo viel gefehlt,' die Unſchuldsſtimmung des eben erwachenden Knaben, ich weiß keinen anderen Ausdruck, wiederkehren? Ich fühle mich wie ein Kind; ich rufe mir zu: ‚Wache und bete'; aber kein Mißton iſt in mir, keine abmahnende Stimme wird in meinem Innern laut, ich kann beten und in innigſter Gemeinſchaft mit meiner ſeligen Karoline ſein."

Perthes war ſich der Macht, die in ihm drängte, völlig bewußt. „Ich weiß", ſchrieb er einige Tage ſpäter wiederum an Riſt, „daß, wenn im menſchlichen Herzen eine Neigung zur Blüte gekommen iſt, das innere Maß nicht richtig und Selbſttäuſchung faſt unvermeidlich iſt. Es giebt dann noch, um ſich zurechtzufinden, einen proſaiſchen aber ſicheren Weg: die Prüfung nämlich deſſen, was das Herz begehrt, an den äußeren Verhältniſſen. Hier iſt Täuſchung, hier Mißverſtändnis am ſchwerſten möglich. Greife ich, wenn ich meinem Herzen folge, ein in irgendeines Menſchen Recht, ſtöre ich irgendeines Menſchen Frieden, werde ich in der Thätigkeit, die mein Beruf mir auferlegt, gehemmt, kann ich ihren Kindern die übernommenen Pflichten erfüllen, ohne meinen Kindern etwas zu entziehen? Wohl fühle ich, daß täglich neu werdender Schmerz durch das Leiden der beiden kranken Kinder meiner wartet und daß ich dieſen gegenüber eine ſchwere Aufgabe zu löſen habe, aber ohne das Hineintreten in dieſes Leiden würde ich mich nie für berechtigt gehalten haben, das Schickſal dieſer Frau an das meinige zu binden."

Seit Mitte des Septembers ſtand Perthes' Entſchluß feſt, aber Wochen hindurch ſchwieg er, um ruhiger in ſich ſelbſt zu werden. Als er endlich Mitte Oktober ſich erklärte, erhielt er eine Antwort,

aus welcher er sehen zu können glaubte, daß Neigung sie eingegeben habe, aber eine Entscheidung brachte sie nicht; diese könnte erst dann erfolgen, wenn der Zustand der beiden kranken Kinder ruhige Überlegung und einen sichern Blick in die Zukunft möglich mache. Perthes glaubte, daß auch ihm das Hinausschieben das Liebste sei, aber in diesem Glauben hatte er sich geirrt; denn nun erwachte in ihm die Leidenschaft mit jugendlicher Macht. Auch in diesen Tagen ließ er den Freund ohne Scheu tief hinein in sein Inneres schauen. „Ich bedarf jetzt", schrieb er an Rist, „eines Freundes Herz und will, daß Sie alles wissen sollen." In wunderbarer Wahrheit spiegelt sich in den Briefen, die Perthes damals schrieb, die Unmittelbarkeit seines ganzen inneren Seins ab. „Ich erschrecke vor mir selbst", heißt es einmal; „bin ich ein Thor und täusche mich, oder habe ich wirklich bis an das Ende meiner Tage die Freuden und die Qualen der Jugend zu tragen und den Kampf mit diesem unsäglich bewegten Herzen zu kämpfen? Ich habe geschrieben, sie solle ‚nein' sagen, wenn sie nicht ‚ja' mit freudigem Herzen sagen könne; auch ihr Nein würde mich ruhig finden und ruhig lassen. Das habe ich geschrieben und das konnte ich schreiben mit voller Wahrheit damals — und jetzt würde ein Nein mich zerbrechen, das Ja wird mir neues Leben geben." Dieselben Briefe aber, die überströmen von der Glut des Gefühls, enthalten zugleich die schärfste Beobachtung des eigenen inneren Zustandes und betrachten und beurteilen, was in ihm vorging, besonnen und kalt. „Mir ist es", schrieb er, „wie wenn jeder, der mich sieht, denken müßte: ‚Sollte wirklich in dem alten Manne die Leidenschaft so noch walten.'" „Ich habe", heißt es ein anderesmal, „neue Erfahrungen gemacht und neue Blicke in die Tiefe des Menschenherzens gethan; nicht allein auf mein Erdenleben, auch auf mein ewiges Heil werden diese Tage des Kampfes einen bleibenden Einfluß haben." Der leidenschaftliche Jüngling und der reife Mann, der den Jüngling beobachtet, beurteilt und auch wohl belächelt, waren damals in Perthes vereint. „Ich schreibe an Lottchen und erhalte Antwort von ihr", äußerte er gegen Rist; „aber unser Briefwechsel geht sehr geheim in Büchern, die ich sende und zurückerhalte. Schade, daß der selige Kotzebue nicht mehr lebt, er würde seine Freude daran haben; in einer deutschen Tragödie darf

doch der Hanswurst niemals fehlen.“ „Alle menschlichen Dinge“, heißt es ein anderesmal, „so vornehm sie auch aussehen, haben ihren komischen Anhang: wird Charlotte meine Frau, so werde ich, da sie die Schwester meines Schwiegersohnes ist, der Schwager meiner Tochter und mein Schwiegersohn der Sohn seiner Schwester.“ Der Ernst indessen und die Sicherheit des reifen Mannes erhielt doch immer wieder die Herrschaft. „Es müßte doch“, schloß Perthes einen Brief an Rist, „Gott selbst jammern, wenn so viel Arbeit, wie in dem lieben langen Leben an mir vorgegangen ist, vergebens gewesen sein sollte; ich habe guten Willen, ich habe Glauben und Gebet und ich will schon fertig mit mir werden.“

Ein solcher Zustand heftiger innerer Bewegung konnte nicht lange anhalten, ohne eine Entscheidung herbeizuführen. Der 25. Oktober 1824 war der Tag der Verlobung. „Achtung, vertrauende Zuneigung fühlte Charlotte immer zu mir“, schrieb Perthes an Rist, „nun hat die Innigkeit meiner Liebe sie ergriffen und sie ist mein. Die Stürme haben sich gelegt und in mir ist wieder Ruhe; auch glaube ich, daß im tieferen Grunde meiner Seele der Friede nie zerstört war.“ „Wochen ruhiger Mitteilung haben wir gehabt“, schrieb er etwas später; „im Innern und über Inneres verstehen wir uns leicht, obschon das Verständnis ganz anderer Art ist, als es mit meiner seligen Karoline war. So verschieden sind die Persönlichkeiten beider, daß es unmöglich ist, sie in ein Bild zu fassen, und keine Gefahr ist, beide nicht völlig gesondert in mir zu erhalten. Nicht einmal vergleichen könnte ich beide; jede ist ein ganz Anderes und steht als ein ganz Verschiedenes in meiner Seele. Sonderbar wird unsere Stellung zum äußeren Leben dadurch, daß Charlotte mich zuerst in Gotha kennen gelernt. Hier, wo ich als Fremder unter Fremden lebe, sind alle Beziehungen zu meinem früheren Leben, alle Zusammenhänge mit meinen früheren Verhältnissen abgeschnitten; alle meine Freundesverbindungen, alle Briefe, die an mich kommen, müssen ihr erscheinen wie Stücke einer fremden, veralteten Welt. Von mir, das heißt von meinem früheren, äußeren Thun und Wirken im Zusammenhange zu erzählen, ist mir unmöglich; ich muß es darauf ankommen lassen, wie Charlotte sich den Zusammenhang nach und nach herausfühlt.“ „Hinter mir

liegt", ſchrieb Perthes in den letzten Tagen des Dezembers, „ein Jahr, erfüllt mit Sorgen, Arbeiten, Kämpfen und Erfahrungen; vor mir eine Zeit, die nicht minder reich ſein und Arbeit mir bringen wird, wie kaum eine andere. Frei wie ich war, konnte ich raſch in die großen Unternehmungen meines neuen Geſchäfts hineingehen und hatte nicht nötig, ängſtlich den Umfang meiner Vermögenskräfte zu berechnen; jetzt wird mir größere Vorſicht und erhöhte Anſtrengung zur Pflicht; ſchwere ununterbrochene Arbeit iſt der Weg, den meine Natur mir zum Gehen anweiſt. So habe ich nicht zu fürchten, daß Charlotte der Pflege und Sorge für ihre Kinder Zeit wird abbrechen müſſen, um mein Leben auszufüllen. Daß auch ſie große und ſchwere Aufgaben zu löſen hat, iſt mir ein Segen; eine Frau, die an mich den Anſpruch machte, für die Ausfüllung ihrer Zeit zu ſorgen, würde mich mit Angſt erfüllen. Arbeiten, beten, wachen, das iſt unſere gemeinſame Aufgabe, dazu wolle Gott ſeinen Beiſtand und ſeinen Segen geben!"

Mitte Februar 1825 ging Perthes nach Berlin, wo er bis Mitte März verweilte. „Ich danke Gott, ich danke ihm von Herzen", heißt es in dem erſten Briefe an ſeine Braut, „daß er Dich mir zugeführt hat, Du liebe, reine, ehrliche Seele. Dein Brief liegt vor mir; unter uns geſagt, ich habe ihn geküßt, wie der Jüngling des Mädchens Liebeszeichen an ſeinen Mund drückt, und warum ſollte auch unſer Herz nicht jung fühlen? Iſt das Gefühl treu, ſo iſt es auch jung, mag auch Zeit und Welt die Glieder gealtert haben. Dein Brief liegt vor mir und macht mich ſehr glücklich. Meine Charlotte, alles, was Du ſagſt, kommt aus einem ſo einfachen, richtigen Sinn, daß es mir ein feſtes Einverſtändnis unſerer Seelen zuſagt. Du willſt von mir in Deinem inneren Weſen geſtärkt, gehoben werden, wie mich meine Karoline ſtärkte und hob. Liebe Charlotte, wohl weiß ich, daß ich Dich zu einer Erkenntnis führen kann, die Dir Sicherheit giebt für Dein ganzes Sein, aber nur Sicherheit für das, was Du ſchon haſt; denn Gott iſt mit Dir geweſen in Deinem Kummer, in Deinen Leiden und er iſt noch mit Dir. Auch mit mir war Gott und iſt Gott und ich habe Erkenntnis der ewigen Wahrheit, aber Du biſt reiner, beſſer und feſter als ich. Ich habe dies rege, innige, volle

Herz der Liebe, aber sonst! meine geliebte Charlotte — Karoline hielt mich oben, für Dich ist auch noch Arbeit, halte mich fest an Deinem Herzen; ich bedarf, daß mein unruhiger Geist festgehalten werde im Arm der Liebe, durch das Auge der Liebe, was zum Himmel schaut." „Wenn ich mir Dein ganzes Wesen vorstelle", schrieb er einige Tage später, „wenn ich den Ausdruck Deines Geistes, Deines Herzens vor mir sehe, wird mir wohl und warm. Wer recht das Innere der Liebe hegt, giebt sich hin und muß sich hingeben, aber auch nur allein aus ihr kommt Kraft zur That, kommt Mut zum Wirken und zum Schaffen, kommt das Dransetzen seiner selbst zu Zielen, die uns Gott gesetzt hat. In mir ist wohl Wahrheit und Liebe, aber des Unstäten, Wilden, Fliegenden, des Drängenden und Ungebändigten viel lebt und arbeitet in mir und die Ruhe des Alters will nicht kommen. Nimm mich hin, wie ich bin, habe Geduld, habe Liebe, Du mußt mich halten, und doch werde auch ich Dich halten, das weiß ich."

Mitte März kehrte Perthes aus Berlin nach Gotha zurück, mußte aber gegen Ende April wiederum auf einige Wocheu nach Leipzig und feierte dann am 13. Mai seine Hochzeit. „Tief bewegt schied ich in Leipzig von Euch", schrieb Perthes am 14. Mai an Besser. „An der Pforte eines neuen Lebens stehend, war es mir, als sagte ich Euch, den Zeugen meines früheren Lebens, ein ewiges Lebewohl. Der Wagen ward mir zum Schiff, das den abfahrenden Schiffer fortführt von dem gewohnten, langbekannten Lande in eine ferne, unbekannte Weite. Meine Vergangenheit lag hinter mir wie das sichere Ufer, und verbarg sich, je weiter ich mich von Euch entfernte, von Minute zu Minute in weiterer Ferne. Meine Zukunft lag vor mir wie das weite unbekannte Meer; kein Anker, den ich auswarf, wollte fassen. Zerrissen an Geist und Herz traf ich vorgestern Abend in Gotha ein und Charlotte ward mir allein dadurch, daß ich sie fand, zum inneren Frieden und zur Sicherheit. Gestern Morgen sieben Uhr wurden wir verbunden und verlebten den Tag in Stille und Ruhe, wie es unserem Verhältnisse angemessen war. Heute hat die neu zusammengesetzte Familie sich zum ersten Mittagstisch zusammengefunden und mir ist erstaunlich friedlich und stille zumute." „Noch niemals in meinem Leben habe ich", schrieb Perthes acht Tage später, „eine solche

Sicherheit in meiner Seele empfunden über das, was ich gethan, was ich gewagt, als jetzt; mir ist, wie wenn der Friede Gottes sich auf mich niedergelassen hätte und so sage ich: Preis und Dank sei Gott dem Herrn!“

Der Friede und die Stille, die Perthes suchte, so lange er lebte, wurde ihm zwar auch durch das neue Lebensverhältnis nicht ohne weiteres zuteil; er hatte vielmehr nach außen und nach innen darum zu kämpfen bis in die Stunden seines Todes hinein: aber ein Glück und ein Segen ward ihm die zweite Ehe in einem Maße, wie er selbst bei deren Eingehung nicht geahnet. Schwere Forderungen stellte sie allerdings an ihn. Neben der Erziehung der drei eigenen noch unerwachsenen Kinder war er nun auch für die der vier Stiefkinder verantwortlich. In ein neues Familienleben zusammengesetzter Art sollte der dreiundfünfzigjährige Mann sich hineinleben und Aufgaben, wie sie nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur nur dem frischen Lebensmut des jungen Mannes gestellt sind, hatte er zu lösen, indem ihm die Freuden und Sorgen einer jungen Ehe in reichem Maße zuteil wurden. Vier Kinder wurden ihm geboren: Rudolf am 13. April 1827, Karoline am 1. Oktober 1828, Auguste am 23. September 1830, Elise am 3. Juli 1832. Krankheiten und Leiden der Kinder, die Sorgen der Erziehung, die Unruhen eines großen Haushalts berührten seinen lebhaften, leicht erregbaren Sinn stärker, als es bei den meisten anderen Menschen der Fall ist; aber er hat sie ganz gewiß nicht in einem einzigen Augenblicke als eine Last empfunden. Das Gefühl des Dankes vielmehr für das ihm zuteil gewordene Glück hat ihn bis zu seinem Tode nicht verlassen. Nach außen wie nach innen hatte er in mancher Beziehung einen Halt gefunden, dessen er sich bedürftig wußte, und konnte wiederum einen Halt gewähren in dem höchsten und tiefsten Verhältnisse, welches die Menschenbrust erfüllt. „Ich habe einen großen Schatz gehoben“, schrieb er an Niebuhr, „ich werde mit der zartesten weiblichen Liebe geliebt und meiner Charlotte edler Sinn sieht nichts in mir nach, was ihrer Achtung vor mir Eintrag thun könnte. Meine Schuld wird es sein, wenn unser Verhältnis nicht die Reinheit gewinnt, die den Frieden Gottes in sich trägt.“ Vielleicht die zweite Ehe überhaupt, gewiß

aber die zweite Ehe mit dieſer Frau war ein ſolcher Segen für Perthes, daß ſich die, welche ihn näher kannten, nicht ausdenken könnten, was und wie er geworden, wenn Gott ſie ihm nicht zugeführt hätte. „Ich fühle in tiefer Demut“, ſchrieb er ſelbſt einmal, „welche Anſprüche Gott an mich machen müßte, wenn er nichts wäre als gerecht; unendlich Großes hat er er auch in meinem ſpäteren Leben an mir gethan, um in mir die Liebe lebendig zu erhalten, und wenn ich mit Menſchen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.“

Die erſten Jahre der neuen Ehe

1825—1830.

Wenige Wochen nach der Hochzeit forderte der Arzt für die kranken Kinder den Gebrauch des Emſer Bades. Perthes entſchloß ſich, mitzureiſen und brachte die Wochen vom Ende Juni bis Ende Juli mit ſeiner Frau, ſeiner jüngſten Tochter und den beiden Kranken in Ems zu. „Hier habe ich meine Schwarzburger Waldgegend, enge Thäler und Schluchten, dichte Waldungen und grüne Wieſen, Bäche und Quellen wieder gefunden“, ſchrieb er einige Tage nach ſeiner Ankunft, und bin daher ſehr zufrieden und lache das Menſchenvolk aus, das über das traurige langweilige Ems klagt und ſich auf dem engſten Raume umhertreibt, während die Natur in weiter herrlicher Fülle ſich von allen Seiten öffnet. Die hohen Herrſchaften trifft man nur morgens von 6 bis 8 und abends 7 Uhr am Brunnen, ſonſt leben ſie auf ihren Zimmern unter, mit und über einander. Ob dieſer Abgeſchloſſenheit ärgert ſich nun die darauf folgende Klaſſe: der kleine Adel, die Gelehrten, die Frankfurter Banquiers, die Hamburger und Bremer Kaufleute; ſie ſchließen ſich aber ebenfalls wieder ab und hüten ſich wohl, gemein zu thun mit den Ökonomen, den reichen und fein angethanen Bierbrauern, Eiſen- oder Tuchhändlern. So ziehen die Abſtufungen ſich herauf und herunter und unter den allen hantieren die Badeärzte herum, ſtaffieren ihr einfaches Wiſſen mit hohen Redensarten aus und leben nun, nachdem ſie neun Monate Krähwinkler an

irgend einem kleinen naſſauiſchen Orte geweſen ſind, in höchſter Anſtrengung, um den vornehmen Leibarzt zu ſpielen.“

Nach allen Seiten hin durchwanderte Perthes die Berge und Thäler, er ſah in Koblenz wiederholt den ihm lange befreundeten Medizinalrat Ulrich und in Sayn ſeine Schwägerin Anna Jacobi, die von Siegburg dorthin gekommen war, um dem alten todkranken Pfarrer Boos, dem Genoſſen von Goßner, Lebewohl zu ſagen. „Geſtern beſuchte ich in Koblenz“, ſchrieb Perthes an Riſt, „den General Pfuel, dem ich ſeit 1813 nicht wieder begegnet war. Meine Augengläſer ſind freilich ganz anders gefärbt als damals; doch erkannte ich auch jetzt die raſchen Blitze und huſarenartigen Kräfte von ehedem, die aber wohl geneigt ſind, ein hohes und leichtes Spiel zu ſpielen.“ In Ems ſelbſt war an anregendem Umgang kein Mangel. „Viel und gerne verkehren wir“, ſchrieb Perthes, „mit Profeſſor Sack aus Bonn, der die zweite Tochter meines alten Max Jacobi geheiratet hat, und haben eine ſehr liebe Bekanntſchaft an dem Orientaliſten Umbreit aus Heidelberg gemacht. Vom Grafen Bernſtorff, dem preußiſchen Miniſter des Auswärtigen, werde ich oft zu dem morgendlichen Brunnenſpaziergang und unbefangenem Geſpräch aufgefordert und betrachte mir daneben mit Teilnahme Maria von Weber und mit Neugierde Börne, der hier umherſtreicht. Am letzten Donnerſtag, den 14. Juli, ging ich den herrlichen Weg nach Naſſau, um dort mich bei Stein melden zu laſſen. Er nahm mich an, war aber nicht allein, ſondern hatte außer einigen anderen beſternten Herren den ruſſiſchen Miniſter des Inneren Kotſchubey bei ſich. Den Ruſſen zu hören, war ſehr intereſſant; er hat eine kranke Tochter, die nicht gehen kann, vor zwei Jahren nach Marſeille, von da nach Iſchia, von da an die Wolga, von da in die Bäder am Kaukaſus und von da hierher nach Ems gebracht. Dieſe Badereiſen eines kranken Mädchens ſind ein rechtes Symbol für die Dimenſionen aller ruſſiſchen Verhältniſſe. Die Vornehmen der Nation bilden die fliegende Brücke zwiſchen der ziviliſierten und der aſiatiſchen Welt; wenn man ſie hört, verſchwinden dem Umfange nach alle Verhältniſſe anderer, ſo groß ſie auch an ſich ſein mögen. Als Orlows Werk über Neapel erwähnt ward, rühmte Kotſchubey den guten Einfluß, den die franzöſiſche Herrſchaft auf

Neapel gehabt habe; es wären unter ihr Männer für den Staat ausgebildet worden, die vortreffliche Werkzeuge für eine kräftige Regierung werden könnten, um Land und Volk aus dem Schlamme zu ziehen, in welchen es seit lange versunken sei. Den russischen Finanzminister Cancrin nannten Kotschubey und Stein einen tüchtigen Geschäftsmann, voll Geist und Kenntnisse und von großem Verdienste, als Intendant der Armee, aber, setzte Kotschubey hinzu, seine deutsche Ideologie sei unerträglich und werde den Mann annullieren. Diese Mißachtung des deutschen und jene Bewunderung des französischen Wesens ist charakteristisch für den Russen. Als die Rede auf die griechischen Angelegenheiten kam, sagte Kotschubey: ‚In die auswärtige Politik meliere ich mich nie, meine Privatmeinung aber ist, daß diese Griechen und deren Unabhängigkeit auf ihren Schiffen fortleben werden, selbst wenn sie auf dem Lande unterliegen.' Da Stein mich gebeten hatte, ihn noch einmal zu besuchen, ging ich vorgestern, Sonntag (den 17. Juli), Vormittag wieder nach Nassau und war nun mit Stein allein. Er sprach viel und lebendig über das, was er erlebt. Als Napoleons Aufenthalt in Wien während des Jahres 1809 und der Mordversuch auf ihn in Schönbrunn berührt ward, hob er mit großer Heftigkeit das Verrückte des Wahns, durch solche That ein Volk retten zu wollen, hervor. Das Seinige thun, auf Gott vertrauen und abwarten, das sei die Sache. Gott leite die Welt und ohne ihn seien die Menschen nichts. Als er 1777 von der Universität gekommen und ins Leben eingetreten sei, hätten viel tüchtige aber ungeduldige Leute geglaubt, daß die europäische Welt an den großen Armeeen und an der schlechten Verwaltung zugrunde gehen würde; später habe man von der französischen Revolution und von der Napoleonischen Herrschaft das Ende der Dinge erwartet; jetzt glaubten die einen, daß sie an dem monarchischen Prinzip und an der heiligen Allianz, an Metternich und Gentz, die anderen, daß sie an dem Liberalismus zugrunde gehen würde, aber die Welt werde bestehen trotz Metternich und Gentz und trotz aller Liberalen. Mit rücksichtsloser Offenheit äußerte Stein sich dann über den König von Preußen und den Kronprinzen, über den Katholizismus und die Furcht vor ihm, über Voß und Paulus, über de Wettes Absetzung und über

das Gelehrtenvolk. Graf Bernſtorff nannte er einen ſehr edlen Mann, verdeckte aber deſſen ſchwache Seiten nicht. An demſelben Sonntag ward es gegen Abend ſehr lebhaft in Ems, weil der Kronprinz und die Kronprinzeſſin von Preußen erwartet wurden; die Feuer auf den Bergen ringsumher, die erleuchteten Nachen auf der Lahn gaben der Gegend mit ihren gezackten Bergen einen höchſt wunderbaren Glanz. Niebuhr war vom Kronprinzen nach Ems beordert und bewegte ſich höchſt munter und kräftig in der hohen Geſellſchaft und war herzlich und innig mit uns. Durch ihn ward ich mit dem Grafen Gröben, Dörnbergs Schwiegerſohn, bekannt, der den Kronprinzen als Adjutant begleitet; Bernſtorff, Niebuhr und Gröben ſich zu Reiſebegleitern zu wählen, ſetzt einen nicht gewöhnlichen Sinn voraus. Es ſtieg bei der Abreiſe allein Niebuhr zum Prinzen in den Wagen. Die beiden Männer nebeneinander gewährten einen wunderbaren Anblick. Gar komiſch iſt es anzuſehen, wie die Emſer vornehmen Geſtirne verſchieden kreiſen, je nach dem Wechſel der Sonnen, die hier erſcheinen; ſobald eine glänzendere kommt, wechſeln alsbald die Bahnen und Wirbel. Nur die Ruſſen gehen ſtolz auf eigenen Füßen und neben ihnen zwei engliſche Generale, die ſtumm, verdrießlich und widerlich, wie alte große Hunde unter Gekläff von kleinen, die langen Maultaſchen hängen laſſen. Uns gegenüber wohnt der Fürſt Nariſchkin aus Odeſſa mit einer jungen hübſchen Frau; natürlicher und einfacher als dieſes Ehepaar kann man nicht leben; mit ihren vielen Domeſtiken, Stockruſſen, gehen ſie auf das freundlichſte um. Es iſt doch aufrichtend zu ſehen, wie die beſſere Natur im Menſchen den einzelnen oftmals zum Beſſeren zurückkehren läßt, wenn auch die Üppigkeit des Geſchlechts durch Stand, Rang und Reichtum bis an die äußerſte Grenze gekommen iſt."

Als Perthes am 30. Juli 1825 nach Gotha zurückgekehrt war, nahm nach ſo mannigfachen Unterbrechungen der Beruf ſeine volle Thätigkeit in Anſpruch; in angeſtrengter Geſchäftsarbeit verfloß das ganze nächſte Jahr. Während er das ſeit ſeiner Überſiedelung nach Gotha in Beruf und Familie neu begonnene Leben mit Kraft und nicht ohne Erfolg zu geſtalten und weiter auszubilden ſuchte, drohte ein liebes Band, durch welches ihm der Zuſammenhang mit ſeiner

Hamburger Vergangenheit noch immer lebendig vermittelt ward, zu zerreißen. So innig und so nahe wie kein anderer hatte Johann Heinrich Beſſer mit ihm das vergangene Leben durchlebt. „Du biſt nun eigentlich der einzige Menſch“, ſchrieb Perthes nach Karolinens Tode einmal an Beſſer, „der alles von mir weiß, ſoviel überhaupt ein Menſch von dem anderen wiſſen kann, und Du biſt überdies rückwärts die Brücke zu meinem früheren Leben, über welches ſonſt der Sargdeckel gelegt iſt.“ Eine liebe, bedeutende und höchſt eigentümliche Natur war Beſſer immer geweſen und iſt es geblieben bis an ſeinen Tod. „Er war“, ſchrieb ſpäter Frommann, „einer der wohlwollendſten und liebenswürdigſten Menſchen, die mir jemals vorgekommen ſind, dabei ein gewaltiger Arbeiter und im Beſitze ſehr umfaſſender und gründlicher Litteratur- und Sprachkenntniſſe.“ In vielen Briefen ſprach Perthes ſelbſt ſich wiederholt über dieſen ſeinen lieben Freund und Bruder aus. „Was Beſſer geiſtig hatte“, ſchrieb er einmal, „wurde ihm nicht durch Entwickelung des Gedankens, ſondern durch unmittelbare Anſchauung zuteil, die ihn viel weiter brachte, als der ſogenannte verſtändige Mann jemals kommt. Seine Anſichten über Welt, Menſchen und Verhältniſſe waren unwandelbar auf unſere heilige Wahrheit und auf feines Gefühl für Sittlichkeit und Recht gegründet; dem Eindruck, den Perſonen auf ihn machten, konnte man faſt immer vertrauen. Jedem Vorliegenden gab er ſich ganz hin; galt es etwas Wichtigem oder der Hilfe eines anderen, ſo war er der größten Kraft und Aufopferung immer fähig, aber im kleinen, täglichen Leben fing er leicht zu viel und zu groß an und ließ es dann bei Anfängen bewenden. Tauſende von Plänen für das Geſchäft, für litterariſche Zwecke ſchrieb er auf einzelne Zettel; ſeine Anſtalten zu Familienfeſten, zu Weihnachten u. ſ. w. gingen immer ins Unausführbare, ſeine Luſt zu ſchenken hatte keine Grenzen. Für die Natur hatte er einen wahren zarten Sinn und die Schönheit einer Gegend konnte ihn bis zu Thränen ergreifen; in der Muſik lebte und webte er; wochenlang konnte ihm eine Melodie nachklingen. Dann ſuchte er allein zu ſein, um zu ſingen, und man hörte wohl vom geheimen Orte Arien ertönen. Der Freude gab er ſich bis zur Erſchöpfung hin und frohe Tiſchgeſellſchaft machte ihn überglücklich. Er ſtand ſehr früh auf,

oft um 3 oder 4 Uhr, aber der Schlaf hatte große Gewalt über ihn; gegen Abend pflegte er mit der Feder in der Hand, eine graue Wollmütze auf den Kopf gesetzt, einige Minuten zu schlummern und schrieb dann, munter erwachend, weiter fort. Im großen war er einfach und ohne Ansprüche, hing aber an tausend Kleinigkeiten; auf Reisen trug er eine Menge Kleidungsstücke der Taschen wegen, die er darin machen ließ; einundzwanzig hat Karoline einmal lachend gezählt, alle waren gefüllt mit Etuis, Scheren, Messern, Kämmen, Feuerzeugen, vielen Brieftaschen und dergleichen; der Rauchtabaksapparat war unermeßlich; in die Wagentaschen wurden von allem noch Doubletten gesteckt und dennoch machte seine Reiselust und Freudigkeit, sein Mut und Entschlossenheit bei Unfällen ihn zu dem besten Reisegenossen, den man sich nur wünschen kann. Durch und durch Humorist, war er ein liebes Kind Gottes, ein selten reiner Mensch, ein kräftiger, tüchtiger Mann." „Von Jugend an hatte Besser zuweilen Zeiten gehabt", schrieb Perthes ein anderesmal, „in denen den fröhlichen, an jovialer Laune und guten Einfällen überreichen Mann eine gedrückte, düstere Stimmung überfiel; dann konnte ihn, der leicht und sicher arbeitete, Verzagen darüber ergreifen, ob er imstande sein werde, die grade vorliegenden Geschäfte zu bewältigen, und dem Manne, der wie wenige ein Herz voll Liebe, Wohlwollen und Vertrauen hatte, stellten dann Menschen und Verhältnisse schwarz sich dar. Von mir hat ihn seine graue Zeit, wie er sie nannte, nie auch nur eine Stunde entfernt, ich kannte sie und wußte sie zu behandeln. In großen Verhältnissen war er immer tapfer und kräftig, wirkliches Leiden trug er ruhig, bedeutende Schwierigkeiten fanden ihn stets gerüstet, und wenn Gefahren droheten, war er heiterer und ruhiger als ich. Im Schmerze wußte er Maß zu halten, aber Freude und Teilnahme an anderen riß ihn leicht fort und überwältigte ihn. Menschen, welche sein Herz voll Liebe, die Bedeutung seiner Geistesblicke und seinen Takt in inneren und äußeren Verhältnissen zu erkennen vermochten, konnten leicht mit ihm leben; mir war er eine Stütze, eine Freude, eine Ergänzung meiner eigenen Natur, und der innigste, liebste Freund."

Schon in frühen Jünglingsjahren hatte Perthes in Besser den Freund und Lebensgenossen gefunden, den er lange gesucht. „Ich mag

an niemand ſchreiben, mit niemand reden," heißt es ſchon 1794 in einem Briefe des einundzwanzigjährigen Jünglings an Beſſer; „wenn Du aber kommſt, ſo wirſt Du mich finden und komme bald, mir liegt vieles auf dem Herzen, was ich nur Dir mitteilen kann." Als einige Jahre ſpäter beide Freunde ſich entſchloſſen hatten, gemeinſam die von Perthes gegründete Handlung zu führen, ſchrieb Perthes in der letzten Stunde des Jahres 1797 an Beſſer nach Göttingen: „Lieber guter Hans, noch einmal im alten Jahre gebe ich Dir die Hand, Du treuer, guter Menſch; möge Gott noch manches Jahr der Treue an uns vorübergehen laſſen, und laß uns ausharren miteinander bis an das Ende." „Komme bald," ſchrieb er ihm einige Monate ſpäter; wir haben viel miteinander zu thun, komme bald, ich brauche Deinen Rat und brauche einen Freund." Dreißig Jahre waren nun beinahe ſeit jenen Worten verfloſſen, und den Rat und den Freund, deſſen Perthes bedurfte, hatte er während dieſer langen Zeit Tag für Tag an Beſſer gefunden. Nicht oft werden zwei Männer ſo wie Perthes und Beſſer ohne irgend eine Störung im nächſten Zuſammenſein ein langes Leben miteinander durchlebt haben. Die kleinen und großen Sorgen ihres bedeutenden Geſchäfts trug niemals einer von ihnen allein, alles berieten ſie gemeinſam und führten alles gemeinſam aus; dieſelbe religiöſe, dieſelbe politiſche Überzeugung erfüllte beide; in völliger Übereinſtimmung hatten ſie die großen Jahre 1813 und 1814 durchlebt und ihre geſamte bürgerliche Stellung an die Geltendmachung ihrer Überzeugung geſetzt. „Wir haben," ſchrieb Perthes einmal an Beſſer, „in großen Verhältniſſen dasſelbe gewollt und erſtrebt. Das kommt in bedeutenden Zeiten wohl öfter unter Männern vor; aber wir haben ein Menſchenleben hindurch in dem engen Verhältniſſe des täglichen kleinen Verkehrs einander getragen und anerkannt und haben niemals nötig gehabt, das noch beſonders zu wollen. Es geſchah vielmehr von ſelbſt ohne Wiſſen und Wollen, und das iſt wohl ein Beiſpiel der Übereinſtimmung, welches nicht gar oft vorkommt."

Auch in Geldverhältniſſen hatten Perthes und Beſſer ſich ſtets als eins betrachtet; nie war ihr Geſchäftsverhältnis zu einander durch Vertrag oder ſonſtige ſchriftliche Aufzeichnung geordnet und feſtgeſtellt; jeder nahm aus dem Ertrag der Handlung, was er für ſeinen Haushalt

bedurfte. Als aber Perthes seit dem Jahre 1821 daran dachte, sich aus dem Hamburger Geschäft herauszuziehen, schien es ihm an der Zeit, eine Auseinandersetzung wenigstens vorzubereiten. „Wir haben," schrieb er deshalb im Juli 1821 an Besser, „ehrlich und redlich, in Liebe und als Brüder die Lasten des Lebens getragen, Freud und Leid zusammen genossen, als Freunde gearbeitet und in übereinstimmender Gesinnung unsere Aufgabe gelöst. Von Mein und Dein war unter uns nicht die Rede. Das danke ich Dir; das dankst Du mir und wir beide danken Gott dafür; aber ein solches Verhältnis auch künftig fortzusetzen, würde schon deshalb unrecht sein, weil wir an einen Todesfall doch denken müssen." Nachdem Perthes in diesem Briefe die Gründe, welche ihm eine Übersiedelung nach Gotha notwendig machten, auseinandergesetzt hatte, fügte er hinzu: „Die Wünsche, die ich für mich und für den Rest meines Lebens hege, entscheiden nicht; denn sie werden aufgewogen durch den Schmerz, der mich erfassen wird, wenn ich Dir, geliebter Bruder, die Abschiedshand reichen muß, um von unserem bisherigen gemeinsamen Thun und Wirken zu scheiden." Perthes suchte dann nachzuweisen, daß er jetzt ohne wesentlichen Nachteil aus der Hamburger Handlung scheiden könne. „Aus mancherlei Gründen bin ich der Handlung entbehrlicher geworden," schrieb er, „und eine neue Stütze derselben tritt in Mauke ein, den wir von früher Jugend auf erprobt und bewährt gefunden haben. Ein Mann von unverbrüchlicher Rechtlichkeit, treu und wahr an Sinn und Charakter, emsig und voller Ordnung und in mehreren Zweigen des Geschäfts viel geeigneter als ich, die Arbeit einfach und ordentlich zu betreiben. Auch Du selbst wirst, wenn Du allein auf Dich selbst gestellt bist, gestärkt und erhoben werden, da Du Deiner poetischen Natur nach jugendliche Unbefangenheit bewahrt hast. Du hast, seitdem Du in die Handlung eintratst, mir eine gewisse entscheidende Bestimmung überlassen und hattest, da unsere Ansichten im allgemeinen stets übereinstimmten, nichts dawider, daß meine Temperamentsschnelligkeit vorherrschte. Ich glaube nun zwar nicht, daß ich dieses Vorweg gemißbraucht habe; mit Willen war ich nie herrisch, dennoch mag ich Dir oft drückend geworden sein, wenn auch Deine Liebe und Dein Herz sich das nie gestanden hat. Wenn Du nun jetzt die Leitung der Handlung allein übernimmst, so wird die Freiheit des Han-

delns Dir neuen Schwung geben und Du wirſt das leiſten können, von dem Du bisher glaubteſt, nur ich könne es. Was die äußeren Verhältniſſe betrifft, ſo ſtelle ich unſere Verdienſte um die Handlung, unſere Arbeit und unſern Fleiß, unſere Talente und Kenntniſſe gleich, jeder von uns hatte ſeine eigentümlichen Vorzüge; all unſer Hab und Gut gehört uns beiden gemeinſchaftlich, die Hälfte Dein, die Hälfte mein. Unter uns kommt es auf ein ernſtliches Abwägen im einzelnen nicht an; Du giebſt mir gern und mehr als mir zukommt; ich laſſe Dir gerne und mehr als Du verlangſt; unter uns iſt nichts nötig als die Ausmittelung: Wie bleibt Deine Handlung für Dich in voller Blüte, und wie beſtehe ich für mich und die Meinigen ohne Sorgen." Auf dieſen Brief antwortete Beſſer nur: „Ich muß proteſtieren gegen Deine Meinung, als hätteſt Du bei der von Dir angenommenen communio bonorum nicht auch pekuniär ein Voraus, und als wäre ich eine unbefangene poetiſche Natur, und als wäre ich nicht eben ſo alt wie Du" —zu weiteren Schritten war Beſſer nicht zu bringen.

Karolinens Tod beſchleunigte Perthes' Ausſcheiden aus der Hamburger Handlung, und als er nach Gotha übergeſiedelt war, trat der lebhafteſte briefliche Verkehr an die Stelle des früheren mündlichen. Dritthalbhundert Briefe, welche Perthes von Oſtern 1822 bis Weihnachten 1826 an Beſſer ſchrieb, und etwa ebenſoviele von Beſſer an Perthes liegen vor. Ihr Hauptinhalt wird durch Beſprechungen über den Gang des Buchhandels gebildet, aber auch die großen und kleinen Ereigniſſe des Familienlebens, äußere und innere Erfahrnngen, die ſie gemacht, Fröhliches und Trauriges, politiſche und religiöſe Anſichten teilten ſich beide Freunde mit, meiſtens nur in kurzen Andeutungen, da ſie ſo ineinander eingelebt waren, daß ſie durch ein Wort ſich verſtändlich machen konnten. Immer auf das neue ſprach ſich die Liebe aus, mit welcher Perthes an Beſſer hing. „Mein lieber Beſſer," ſchrieb er im Herbſte 1823, als er von einem Beſuche in Hamburg nach Gotha zurückgekehrt war, „wir haben uns wiedergeſehen und werden uns wiederſehen. Würde es aber auch nicht ſein, ſo fühle ich doch im Herzen, daß, wenn überhaupt Liebe und Treue eine Fortdauer jenſeits dieſer vergänglichen und gefeſſelten Zeit haben, ſie unter uns zu den unvergänglichen gehören." „Heute vor acht Tagen ſtandeſt Du, gelieb-

ter Bruder, auf der Stelle, auf welcher ich jetzt stehe", schrieb Perthes 1824 nach einem Besuche Bessers in Gotha; „Deine Gegenwart ist noch heute in mir und um mich. Daß unser Beisammensein, wie verschiedenartig auch dessen äußere Gestaltung sein mag, jedesmal sicheres Zeugnis davon giebt, daß wir eins seien, erfüllt mein Herz und meine Seele mit Ruhe. Unsere Treue gegeneinander — doch Treue, das Edelste im Menschen, ist nicht bezeichnend genug, weil wir eigentlich nicht den Willen, haben, uns treu zu sein — sondern die Einheit des Seins ist unser Schatz; obschon die Natur uns mit möglichster Verschiedenheit umkleidet hat. Wohl hast Du recht in Deinen letzten Worten: Wir haben Gott zu danken." „Mein lieber Bruder", schrieb er im Herbst 1825, „recht lange drückt es mich, daß Du nicht schreibst; nicht nach Geschäftlichem, sondern nach etwas von Deiner Hand und aus Dir verlanget mich."

Seit dem Herbste 1825 ward Besser häufiger als früher durch seinen Körper und infolge davon auch durch schwere, trübe Stimmung gedrückt; oftmals machte er seinem Herzen Luft in Briefen an den alten Freund, welcher bald auf diesem bald auf jenem Wege ihn aufzurichten suchte. „Dir giebt Dein Körper wieder einmal die uns langbekannte ‚graue Zeit'", schrieb Perthes, „und über die Körperdisposition wird man niemals völlig Herr, aber zuweilen drückt Dich auch ohne allen Grund die Unruhe, mit vorliegenden Arbeiten oder in vorliegenden Verhältnissen nicht fertig werden zu können. Gar oft könntest Du die ‚graue Zeit' verscheuchen, wenn Du Dich ins Klare über die Geringfügigkeit des Gegenstandes, der Dir gerade Sorge macht, und über die Leichtigkeit, mit welcher Du sie besiegen kannst, brächtest; aber ich weiß es ja nur zu gut, wie es im Menschen ist. Wohl kann der Kopf abgespannt sein, während Liebe und Andacht die Brust erfüllt, und der Kopf hell bei Öde und Kälte in der Brust; aber die Trauer drückt den Kopf nicht weniger als die Brust, wie anderseits die Freude Kopf und Brust zugleich hell macht." „Daß Du Dich körperlich oft gedrückt fühlst, Du nennst es krank", schrieb Perthes ein anderesmal, „das weiß ich, aber so lange ich Dich kenne, war das Dein Schicksal. Gerade aber, weil Dein Körper Dich so viel fesselt, muß man dich auch kennen, wie ich Dich kenne, um die Klarheit und den Reichtum Deines Geistes zu erkennen. Du schreibst mir also nichts Neues und ich antworte nur: Habe frischen

Mut, bis das Schattenspiel dieses Lebens vorüber ist. Ich war dieser Tage auch unwohl und da wollte es mich anwandeln, als hätte Übermut der Phantasie mich verführt, aufs neue das Leben zu beginnnen und ein fremdes Leben an das meinige zu binden. Da ließ ich mir aber von meiner Charlotte helfen, und das hat geholfen." „Dir wird das Leben schwer", heißt es in einem anderen Briefe. „So geht es jedem, der älter wird, aber man muß sich an neue Art der Menschen gewöhnen. Es sind doch eigentlich nur neue Kappen, die die Menschen aufhaben und Gott der Vater sieht vom Himmel drein mit Lächeln, wie auf dem Bilde in Berlin. So lange wir leben, dürfen wir uns durch Neues nicht verzagt machen lassen, aber sterben werde ich gerne, man bekommt es satt, die unendlichen Zwiebelschalen von der Wahrheit abzuknaupeln."

„Du hast es gemerkt", antwortete der liebe leidende Mann im Sommer 1826 an Perthes, „ich habe Dich aber nicht damit betrügen wollen, daß seit einigen Monaten mein Gemüt so abgespannt ist. Ich wartete immer auf bessere Tage und sie werden ja wohl auch kommen, allein die physische und geistige Ermattung meiner Kräfte macht mir trübe Stunden. Unmut und Kleinmut machen nicht gesund, und so wirkt der Geist auf den Körper und der Körper auf den Geist erschlaffend ein. Ich verdiene Vorwürfe, daß ich in meinen glücklichen Verhältnissen nicht glücklich bin, das weiß ich und erwarte sie auch von Dir, aber auch Teilnahme. Erbitte für mich Mut und Kraft von dem, der sie allein geben kann." „So dunkel wie alles vor mir liegt, was Deinen Zustand betrifft", entgegnete Perthes, „ist es schwer Dir zu schreiben, mein lieber und geliebter Bruder. Dein Gemüt, Deine Seele ist gedrückt, das sehe ich, das wußte ich, ehe Du mir es ausdrücklich sagtest, aber woher der Druck kommt, das weiß ich nicht. Tief bin ich bekümmert, aber wie soll ich Dir helfend oder auch nur tröstend die Hand reichen? Du schreibst: Ich lebe in glücklichen Verhältnissen, und das ist wahr. Die Gefährtin Deines Lebens, die Mutter Deiner Kinder, steht Dir in voller Kraft zur Seite, Deine Kinder wachsen in Gesundheit heran, auf alle kannst Du mit froher Hoffnung schauen und Deine Tochter hast Du dem wackeren, wahrheitsvollen Mauke übergeben, der zugleich Dir eine Stütze ist. Du hast Freunde, die Dich herz-

lich lieben, Du genießeſt die vollſte bürgerliche Achtung. Du biſt in geſicherten Vermögensumſtänden ein freier, ſelbſtändiger Mann. Sollte Gott Dich den Deinigen nehmen, ſo kannſt Du ſo ruhig wie unter Tauſenden kaum einer auf das zeitliche Wohl Deiner Hinterbleibenden blicken. Gott hat Dich viel geſegnet, das iſt mehr, uud Du ſelbſt erkennſt es an und ſchreibſt: ‚Ich verdiene Vorwürfe, daß ich nicht glücklich in ſo glücklichen Verhältniſſen bin.‘ Glücklich fühlen, wie man in gewöhnlichem Sinne es ausſpricht, kann ſich nur das unſchuldige Kind oder der in der Phantaſie aufſtrebende Jüngling. Der ernſte beſonnene Mann kann ſich nicht glücklich fühlen; nur der flache, ſchale, ſelbſtgenügſame Menſch taumelt glücklich im eitelen Tande durch die Welt. Nichts hienieden beſteht, das Liebſte wird uns entriſſen, alles iſt gebrechlich und zerbrechlich, wir ſelbſt in uns ſind ein ſchwankend Rohr. Die Bruſt voll Liebe zu dem Geliebten und doch — wie mangelhaft die Einigung, wie ſchwach die Mitteilung! Und wer zur Erkenntnis gekommen iſt, daß nur die Liebe zu Gott ſtandhält, nur in ihr der Anker iſt, der uns halten kann, der fühlt es tief und ſchwer, wie ſelten die Stunden ſind, in denen er mit voller Hingebung und Reinheit ihm naht. Wer könnte glücklich ſein in ſolchem Zuſtande? Wir ſollen nicht glücklich ſein, ſondern fühlen, daß wir in Feſſeln liegen und nicht in dem Elemente leben, welches unſerem Weſen beſtimmt iſt; wir ſollen kämpfend in männlicher Ergebenheit und Demut dem Lichte zugehen, das uns aus der Finſternis befreit. Das alles, mein lieber Bruder, weißt Du nicht nur, ſondern es lebt auch lebendig in Deiner Bruſt. Du biſt, ſo lange ich Dich kenne, liebevoll und liebereich gegen alles geweſen, was Dich umgiebt; Du haſt Dich nie vermeſſen in Hochmut und Eitelkeit, Du haſt Hartes und Mühſeliges ſtandhaft in feſtem Vertrauen auf Gott überſtanden und der Weg zu ihm durch ſeinen Sohn war Dir lange ſchon geöffnet. Der Kern Deiner Seele kann nicht verwundet ſein; es ſind nur materielle Gewichte, die auf Dir laſten; es iſt Dein körperlicher Zuſtand, der Dich niederdrückt und das Phyſiſche greift tief in das Pſychiſche ein; es ſind nicht allein die rohen Krankheitsſtoffe, die ihr einwirkendes Spiel mit dem Menſchen treiben; tief hinein in die Seele wirken materielle Kräfte, die uns kaum bemerkbar werden. Dein ſchwerer Körper paßt nicht zu Deinem liebeatmenden

Geiſte, zu Deiner regen Phantaſie und lebendigen, claſtiſchen Thatkraft; immer haſt Du Dich belaſtet gefunden und biſt ein Humoriſt geworden, der gute und böſe Stunden, Tage, Wochen und Regen und Sonnenſchein in ſchnellem Wechſel zu erleben hat. Schon in Deinen Jünglingsjahren hatteſt Du Zeiten, in denen Du verzagt warſt und Dich in Dich ſelbſt zurückzogſt, um anderen nicht wehe zu thun. Heute iſt Dein Blut nicht mehr ſo jugendlich wie früher, und es darf Dich nicht befremden, wenn das alte Übel hartnäckiger dauert und Dir alle Gegenſtände ſchwarz färbt. Jetzt haſt Du Dich einmal wieder im Sinnen, Denken und Fühlen immer tiefer in düſteres Gewebe hineingearbeitet, was Dich feſthält, als wäre es Eiſendraht, obwohl es in Wirklichkeit nicht ſtärker iſt als Spinnengewebe. Reiß Dich einmal auf drei, vier Wochen los von allem, ich bitte Dich darum, ich fordere es von Dir als Freund und Bruder, ich fordere es im Namen der Deinigen und zum Vorteil des Geſchäfts; reiß Dich los und komm zn uns; Du kannſt abkommen von den Geſchäften und mußt abkommen wollen, das biſt Du Dir, den Deinigen und mir ſchuldig; alſo raſch beſchloſſen und raſch ausgeführt."

Beſſer kam nicht, aber er fühlte ſich noch einmal wieder geſtärkter und mutiger. „Wo viel Liebe und Seelengüte waltet", ſchrieb Perthes, „iſt Gott gnädig und läßt Sonnenblicke in die Erdennacht hineinfallen." Dauernd indeſſen war die Beſſerung nicht, am 6. Dezember traf die Nachricht in Gotha ein, daß Beſſer am Nervenfieber auf den Tod erkrankt ſei. Einige Stunden ſpäter ſaß Perthes im Wagen; begleitet von ſeinem Sohne Clemens, fuhr er Tag und Nacht und langte am 8. abends in Harburg an, konnte aber nicht mehr über die Elbe kommen. Ein in der Wirtsſtube liegendes Zeitungsblatt gab ihm die Nachricht, daß Beſſer bereits am 3. Dezember geſtorben ſei. „Ich kam zu ſpät", ſchrieb Perthes, „ſie hatten meinen lieben Beſſer ſchon begraben; den Freund meiner Jugend habe ich verloren, der allein es wußte, was ich bin und wie ich es ward. Die Fülle ſeiner Liebe, das Wohlwollen ſeines Herzens haben viele empfunden, aber den Reichtum ſeines Geiſtes habe wohl nur ich ganz erkannt. Länger als dreißig Jahre hatten wir Freud und Leid in innigſter Gemeinſchaft durchlebt."

Durch Beſſers Tod ſchien Perthes' äußere Lebensſtellung wieder

eine andere werden zu müſſen. „Sie ſehen, mein teurer Freund“, ſchrieb Perthes von Hamburg aus an Niebuhr, „ich bin auf meinem Platze; nun muß ich wieder hinaus auf den Jahrmarkt des Lebens, den ich nicht bis an das Ende durchkramen wollte. Faſt unmöglich iſt es, daß Rauke, ſo brav und tüchtig er iſt, dieſes Geſchäft allein durchführen kann, ohne zu erliegen!“ In Hamburg wiederum ſeinen Wohnſitz zu nehmen, wie Perthes gefürchtet hatte, war nicht nötig; aber Arbeiten, Mühen und Anſtrengungen aller Art drängten doch in den nächſtfolgenden Jahren auf Perthes ein, dem auch außerdem in dieſer Zeit viel Unruhe durch Freud und Leid zu teil ward. Kinder und Enkel wurden ihm geboren, Krankheit und Tod, Sorgen und Freuden bewegten vielfach die große Familie. Schon 1827 verlor Perthes ſeinen älteſten Stiefſohn. „Wir mußten ja wünſchen“, ſchrieb er, „ihn von ſeinen Leiden erlöſt zu ſehen, aber nun fehlt doch auch mir der liebe trauervolle Blick des Knaben und ſeine Zartheit und Innigkeit mehr als ich geglaubt. Für die Mutter iſt unſer kleiner Rudolf eine wahre Gottesgabe, auch in ihrem Schmerze kann ſie ſeiner Lebendigkeit nud Lieblichkeit nicht widerſtehen. Alle Welt nimmt Wunder an der übergroßen Ähnlichkeit des Kindes mit mir.“ Seinen zweiten Sohn Clemens hatte Perthes im Herbſte 1827 nach Hamburg gebracht, wo er vor dem Abgange zur Univerſität noch ein Jahr das akademiſche Gymnaſium beſuchen ſollte. Die Sorgen und Mühen des Vaters aber wurden dadurch nicht geringer, daß er den Sohn aus ſeiner unmittelbaren Obhut entlaſſen hatte. Eine große Zahl bedeutender Männer fanden auch in dieſen Jahren ſich zu kürzerem oder längerem Beſuche ein: Eichhorn aus Göttingen, Ranke, Oken, Lichtenſtein, Brandis, Herbart, Falk aus Kiel, Bunſen, Bluhme, die Theologen Tholuck, Ullmann, Umbreit, Lücke, Ebel, Tweſten, Sartorius; liebe Freunde, wie Lorenz Meyer, Jakob Oppenheimer, Haller, Pariſh, Graf Joſeph Weſtphalen, brachten Stunden oder Tage in Gotha zu. Gerne ſprach ſich Perthes in einigen Worten über das Zuſammenſein mit dieſen Männern gegen ſeine Freunde aus. „Dieſe Tage war Sartorius aus Königsberg hier“, ſchrieb er einmal, „eine wahre Huſarennatur an Körper und Art, den ſtreiten ſelbſt die Theologen nicht unter.“ „Das iſt ein Allerweltsweib, dieſe Frau v. N.“, ſchrieb er ein anderesmal, „aber bewundern

muß man doch, wie ſie in alle Verhältniſſe Form zu bringen weiß, wie ſie mit Liebreiz weint, mit Anſtand lacht, alles in kurzen Terminen, wie der Lauf der Dinge eben iſt." „Vor einigen Wochen beſuchte mich Haller aus Hamburg", heißt es in einem etwas ſpäteren Briefe. „Sein Verſtand wie ſein Scharfſinn ſetzten mich wieder in Erſtaunen, und mit wahrer Achtung erfüllt es mich, daß er daneben ein ſo wohlwollendes Herz, eine ſolche offene Gradheit und eine ſolche kindliche Unbefangenheit ſich zu bewahren vermag." „Ihr alter Jugendfreund Herbart aus Königsberg war im Mai bei mir", ſchrieb Perthes an Rift; „ich brachte einen ſehr intereſſanten Tag mit ihm zu. Er hatte ſich im Kopfe eine Art Gedankenzettel gemacht, um von mir über vieles, was er in Deutſchland gefunden, Auskunft zu erhalten. Befremdet und erſtaunt war er, ſo wenig Intereſſe für Philoſophie auf ſeiner Reiſe gefunden zu haben. Nicht allein die nur allgemein gebildeten Männer, ſondern auch Gelehrte, ja Philoſophen von Fach hätten Gleichgiltigkeit und Abneigung, über Philoſophie zu reden, gezeigt. Er hätte ſehr oft das Gefühl gehabt, läſtig zu werden, wenn er in das Weſen philoſophiſcher Fragen tiefer hätte eindringen wollen; wunderbar ſei ihm dagegen das Intereſſe aufgefallen, was überall für Religion, Kirche und religiöſe Parteiungen hervortrete. Als ich ihm dagegen mein Erſtaunen darüber ausſprach, daß Königsberg dem deutſchen Leben ſo ferne ſtehe, daß es ſeinen Gelehrten die jetzt in Deutſchland herrſchenden Bewegungen verborgen halten könne, ward er ſehr lebhaft und ſetzte ſich auf das philoſophiſche Pferd. Ich erklärte ihm alsbald, daß ich als Buchhändler keine Verpflichtung habe, ſeine philoſophiſche Sprache zu verſtehen, und bat ihn mir dieſelbe in gut Deutſch zu überſetzen. Da kamen denn ganz wunderſame Ausſprüche zu Tage und der Mann ſtand eine wahre Pein aus, in einer fremden Sprache reden zu müſſen. Herbart hat mich mit Achtung und Vertrauen erfüllt; er iſt gewiß ein weicher Menſch, ſo eiſern auch der Harniſch iſt, den er umgethan hat. Verſteift, wie man mir geſagt hatte, iſt er in keiner Weiſe, aber er ſcheint mir einer vergangenen Zeit anzugehören und iſt, da er auf dem entfernten Flügel des Vaterlandes nicht wie die anderen von der Zeit gedrängt, gerieben, verarbeitet wird, in Befangenheit der Anſchauung über Welt, Leben und Wiſſenſchaft ge-

rathen. Mit seinen Zeitgenossen wird er sich schwerlich in Einklang setzen können, besonders weil er verlangt, daß sie sich mit ihm in Einklang setzen sollen. An Scharfsinn und formeller Durchbildung fehlt es ihm gewiß nicht; ob er aber Tiefsinn genug besitzt, um in das Wesen der Dinge einzudringen, lasse ich dahingestellt. Mangel an Phantasie oder wenigstens an Ausbildung derselben zum Gebrauch glaubte ich zu bemerken. Wir schieden sehr befriedigt von einander. Gewiß, wenn Sie mit dem alten Universitätsbruder philosophierten und ich als Naturalist zuweilen einen S—hieb anbrächte, so würde das für uns alle ein belebter Abend werden."

In Gotha selbst gewann Perthes an Wilhelm Hey, welcher im Anfange des Jahres 1828 als Hofprediger an die Schloßkirche berufen war, einen neuen anregenden und fördernden Umgang. Hey, welcher einige Jahre später als Verfasser der fünfzig Fabeln für Kinder überall in den Kinderstuben deutscher Familien eine freundliche Aufnahme fand, war schon in seiner früheren Stellung als Pfarrer eines einige Stunden von Gotha entfernten Dorfes näher mit Perthes bekannt gewesen. Es war ein Mann von außerordentlicher Lebendigkeit und Beweglichkeit des Geistes; auf alles ging er ein, was überhaupt nur den Menschen bewegen kann; der Umfang seiner Kenntnisse, sein Witz, seine Lebhaftigkeit im Gespräche, seine Gewandtheit im Streite erweckte schnell das Interesse aller, mit denen er zusammentraf; seine durch und durch poetische Natur, seine kindliche Fröhlichkeit, sein reiner, frommer Sinn, die Güte seines Herzens und und die Milde seines Urteils gewann ihm die Herzen und hielt sie ihm fest. Perthes hatte ihm schon 1825 seinen jüngsten Sohn Andreas auf einige Jahre übergeben, und als Hey nun nach Gotha kam, traten beide Männer in nahe, tägliche Verbindung miteinander. „Täglich wird Hey meinem Herzen teurer", schrieb Perthes 1829, „und ich weiß, daß auch ich ihm lieb bin; er ist mir eigentlich Freund und ich kann Gott nicht genug danken, daß mir noch in den späteren Jahren des Lebens ein solcher Mann zur Seite gestellt ist." „Mit dieses Mannes Verpflanzung nach Gotha ist mir eine wahre Gottesgabe geworden," schrieb er ein anderesmal. „Anfangs traten wir uns mit unsern religiösen Ansichten wohl einigemal recht schroff gegenüber.

aber immer erkannte ich den tiefen christlichen Grund in seinem Herzen und er lernte bald verstehen, daß meine feste Überzeugung keine Engherzigkeit sei. Seit vielen Jahren hat er harte innere Kämpfe zu bestehen gehabt, und er faßt sich selbst scharf an. Die lange Einsamkeit in dem abgelegenen Dorfe, das schwere Leiden und der Tod seiner Frau waren Gottes Erziehungsmittel für ihn und er hat gelernt, sich zu verleugnen, ohne sein Ich verschwimmen zu lassen, und hat gelernt, die Welt zu verleugnen, ohne mönchisch nicht mehr in der Welt leben zu wollen."

Zu zusammenhängenden Studien, wie Perthes sie während der ersten Jahre seines Aufenthaltes in Gotha begonnen hatte, fand er freilich keine Zeit. „Ich hoffte," schrieb er einmal, „noch lernen und mir Wissen erwerben zu können; das muß ich, nachdem ich mich wieder in die Arbeiten des Lebens eingearbeitet habe, aufgeben; viel ist daran nicht gelegen. Zur Erkenntnis der Wahrheit, die nicht von dieser Welt ist, habe ich den Weg gefunden, für das, was ich in meinem Berufe thun und wirken soll, weiß ich zur Notdurft genug, und das übrige, wenn auch an sich von hohem Wert, mag für mich, wie ich nun einmal bin, wohl entbehrlich sein." Das tägliche Lesen historischer, theologischer und vor allem biographischer Schriften gab Perthes indessen trotz der vielen Berufsarbeiten auch jetzt so wenig auf, wie seine häufigen Fußwanderungen durch das nahe Gebirge.

Etwas längere Zeit war Perthes im Herbste 1829 von Gotha abwesend, um seinen seit dem Herbste 1828 in Bonn studierenden Sohn Clemens aufzusuchen. „Zum Reisegefährten im Eilwagen hatte ich bis Frankfurt einen jungen Mann," schrieb er von Bonn aus, „dessen geistreiche edle Züge, richtige Urteile, Bescheidenheit und leichte Auffassung mich sehr anzogen. Abends in Frankfurt saß ich neben ihm bei Tisch; er wollte nach Paris, ich hielt ihn für einen Künstler oder Militär und äußerte, er wolle wohl nach Paris, um in Wissenschaft und Kunst sich weiter auszubilden. Antwort: ‚Ja, ich will dort die Kochkunst erlernen; der Landgraf von Hessen-Rothenburg hat mir eine Stelle in der königlichen Küche ausgewirkt.' Er wurde nicht rot, aber ich. In Mainz ging das Dampfschiff schon morgens

6 Uhr ab. Bei hellem Mondschein durchwanderten wir von der Reichskrone aus die Straßen von Mainz, zwölf Passagiere, voraus ein Menscheneinspänner mit unserm Gepäck. Meist waren sie noch schlaftrunken; nur einer war geisteswach und wehmütig: ein Missionar, der sich in Antwerpen nach Ostindien einschiffen wollte. Es war ein wunderlicher gespenstischer Zug. Das Dampfschiff fuhr mich einem der herrlichsten Morgen meines Lebens entgegen. Glühend rot lag das Rheingau vor der aufgehenden Sonne da; unmittelbar vor Bingen überfiel uns ein schwarzer Nebel, der auch das Nächste verbarg; blitzschnell aber ward er von der Sonne durchbrochen und glanzvoll lag das enge Felsenthal vor uns. So eine Dampfschiffahrt giebt einen Eindruck der Vergänglichkeit, wie kaum etwas anderes: in dem einen Augenblicke deutlichste Gegenwart und sinnliche Anschauung, in dem zweiten Augenblicke schon fernes Hinwegsein. In Koblenz ging ich zu meiner geliebten Stelle am Einfluß der Mosel in den Rhein, dem Ehrenbreitenstein gegenüber; 1816, 1823, 1825 besuchte ich sie, jedesmal ward ich im Innern ergriffen und schied mit Wehmut, so auch heute; warum? das weiß ich nicht."

In Bonn war Perthes auch diesesmal am meisten mit Niebuhr zusammen. „Wenn ich nach längerer Zeit Niebuhr zuerst wiedersehe", schrieb er, „überfällt mich jedesmal eine bängliche Scheu, weil ich seiner geistigen Größe, seinem universellen Wissen, seinem scharfen Urteil gegenüber dennoch das Bewußtsein habe, manche Verhältnisse des Lebens wahrer anzusehen als er, und deshalb mich für verpflichtet halte, dem Freunde ungeachtet aller seiner Überlegenheit oftmals entgegenzutreten. Dazu kommen seine sonderbaren, fast unheimlichen Arten und Gewohnheiten, z. B. das unruhige Umherstreifen im Zimmer während des Gesprächs. Doch bald giebt sich diese Scheu; seine natürliche Offenheit und Wahrhaftigkeit, seine Herzensgüte, sein allgemeines Wohlwollen dringen durch. Mehr noch als früher traten bei meiner jetzigen Anwesenheit diese seltenen Eigenschaften seines Charakters hervor; noch niemals fand ich ihn so innig und so milde. Seine Rührung bei unserer Trennung erschütterte mich; zweimal kam er, nachdem wir Abschied genommen, noch zu mir. Kaum noch habe ich, sagte er mit Thränen im Auge, einen einzigen älteren Freund

wie Sie. Niebuhr fühlt ſich glücklich in ſeiner jetzigen Stellung und Wirkſamkeit, und doch würde er ſchwerlich widerſtehen, wenn ihm ein politiſcher Beruf angetragen würde; abgeſchloſſen hat er ſein politiſches Urteil nicht. Vieles berichtige er in ſich durch die Zeit und mit der Zeit, äußerte er einmal; manches billige er jetzt, was er früher verworfen; manches verwerfe er jetzt, was er früher gebilligt, und werde daher auch immer vorſichtiger in ſeinem Urteil. Mitteilungen über Religion vermied er auch dieſesmal ſichtlich. Als er mir Schillers wohlthätigen Einfluß auf die Jugend beſtritt, fragte ich ihn, ob er ſich erinnere, ſelbſt eine Zwiſchenzeit zwiſchen dem Knaben und dem Gelehrten durchlebt zu haben? Er ward wehmütig und ſchwieg. Es iſt wohl gewiß, eine Jugend hat Niebuhr nicht gehabt und doch zieht er noch heute die Jugend, die mit außerordentlicher Liebe an ihm hängt, nicht allein an, ſondern freut ſich auch ihrer. Der junge Dr. Claſſen aus Hamburg ſei ihm, ſagte er, durch ſein ernſtes Streben und ſeine tüchtige Gelehrſamkeit, ſeine innige Anhänglichkeit, Liebe und Dankbarkeit täglich eine Freude. Eine ſeltſame Eigentümlichkeit Niebuhrs iſt das Stottern, nicht bei der Wortbildung aber bei der Satzbildung; in den verſchiedenſten Wendungen fängt er denſelben Satz ſechs-, ſiebenmale von vorne an; der Grund liegt wohl darin, daß er bei dem Umfang der Ideeen und der Maſſe des Wiſſens ſeinen Gedanken nicht abzuſchließen vermag, ſondern innerlich ſo weit geführt wird, daß er mit der Sprache nicht nachkann. Bonn hat auch dieſesmal wieder einen ſehr guten Eindruck auf mich gemacht; es hat eine große Zahl tüchtiger Gelehrter und im geſelligen Verkehr tritt bei vorherrſchend wiſſenſchaftlicher Richtung feine Sitte, Weltgewandtheit und offene, lebhafte Mitteilung wohlthuend hervor. Die Stadt ſelbſt iſt äußerſt belebt und die Studierenden haben ein friſches, freies, jugendliches Anſehen ohne Phantaſterei und Renommiſterei in Betragen und Kleidung.“ Von Bonn aus ging Perthes, begleitet von ſeinem Sohn, auf einen Tag zu den ihm von alten Zeiten befreundeten Familien der Fabrikherrn Haſenclever nach Ehringhauſen, einem Mittelpunkte für Eiſenhämmer und Eiſenverarbeitung aller Art. „Hier trat mir“, ſchrieb er, „auf jedem Tritt und Schritt entgegen, daß alles, was ich ſah, ſchon Jahr-

hunderte bestand und noch Jahrhunderte bestehen soll; nichts ist veraltet und nichts ist neumodisch, nichts auf den Augenblick berechnet. Die drei Brüder, die das kräftige, von einem Urvater des 17. Jahrhunderts begründete Geschäft auf späte Enkel überleiten, sind patriarchalisch und weltgewandt, treuherzig und gescheit, gutmütig und entschlossen. Dieses hügelige Land mit seinen zahllosen Thälern und Bächen, seinen Hammerwerken und derben Eisenarbeitern bildet eine geschlossene Welt für sich, in der man sich sehr wohl fühlt." In Elberfeld brachte Perthes einige Tage teils in alten Erinnerungen mit Keetmann, teils in belebten Gesprächen mit Dr. Rauschenbusch, Becher und einigen anderen Männern zu, aber die Stadt selbst und deren Bevölkerung wollten ihm nicht gefallen. „Elberfeld hat mir", schrieb er, „einen unheimlichen Eindruck hinterlassen; die Gegensätze auf diesem Menschenmarkte sind gar zu groß: kaufmännische Großhänse mit Schmerbäuchen und ausgearbeiteten Freßwerkzeugen, ausgehungertes Lumpengesindel, abgemagerte Gestalten mit Gesichtern, bleich von innerer sektiererischer Arbeit, und dabei nachts auf den Straßen ein so roher Lärm liederlicher und betrunkener Menschen, wie mir selten vorgekommen ist. An jedem Orte freilich fallen dem Fremden die äußersten Spitzen und Ausläufer am meisten ins Auge; auch in Elberfeld wird es an Zwischengliedern nicht fehlen, die sich an den geistvollen Rauschenbusch, an den kenntnisreichen Becher und an den frommen Kreis anreihen, in welchem ich einen sehr heiteren Abend zubrachte." Anfangs November kehrte Perthes wieder nach Gotha zurück und brachte den Winter in angestrengter Arbeit zu.

Perthes' theologischer Verlag 1822—1830.

Als Perthes seine neue Handlung gründete, dachte er zunächst an den Verlag historischer Schriften; einzelne theologische Werke hatte er indessen schon in Hamburg übernommen gehabt und die lebendige Teilnahme an den kirchlichen und religiösen Bewegungen der Zeit und die persönliche Bekanntschaft mit vielen bedeutenden Theologen führten ihn, der von frühe an gewohnt war, sein geistiges Leben in unmittelbare

Beziehung zu seinem Berufe zu bringen, bald auch dem theologischen Verlage zu.

Mit Neander war Perthes von dessen frühen Jünglingsjahren an in persönlicher Verbindung gewesen und der Verleger für dessen Julian geworden. „Ihr Julian ist doch nur ein Fragment", schrieb er ihm am 30. Dezember 1822, „sollte das Fragment nicht zu einem Ganzen sich erweitern lassen? Recht sehr wünschte ich, daß Sie das Christentum unter Constantin und Julian in seinem vollen Zusammenhange darstellen möchten. Mir wird diese Zeit für mein eigenes inneres Bedürfnis immer wichtiger, je mehr ich darüber lese." Diese Worte gaben, wie Neander oftmals äußerte, die erste Veranlassung zu der allgemeinen Geschichte der christlichen Religion und Kirche, deren Bearbeitung Neander unternahm. Schon am 6. Januar 1823 antwortete derselbe an Perthes: „Ihre Aufforderung, den in meiner Schrift über Julian nur fragmentarisch und unreif behandelten wichtigen Gegenstand umfassend zu bearbeiten, soll nicht vergeblich gewesen sein. Die Zeit von Constantin bis Julian hängt fest zusammen und giebt zu manchen praktisch wichtigen Betrachtungen Anlaß. Überhaupt müßte das Buch über den Julian, welches ich seit Jahren nicht angesehen habe und von dem ich kein Exemplar besitze, ein ganz neues werden, wozu ich mir Kraft, Zeit und Freudigkeit wünsche." Im Herbste 1824 war Neander in Gotha und teilte mit, daß er eine neue Bearbeitung des Julian versucht, aber wieder aufgegeben habe, weil er zu dem Entschlusse gekommen sei, eine ausführliche Kirchengeschichte zu schreiben. „Gott gebe Neander Gesundheit und Kraft, das Werk zu vollenden", äußerte Perthes gegen einen Freund; „vielleicht möchte nicht einer sein, der in dem gegenwärtigen Augenblick so wie er für das Christentum wirken kann, wenn auch in anderen Zeiten andere Männer nötig sein werden. Neander wird als wahrhafter Historiker höchst wahrscheinlich besser als ein anderer es vermocht hätte, sich selbst durch seine Geschichte widerlegen und die Notwendigkeit einer äußeren Kirche erweisen."

„Ich habe das Manuskript des ersten Teiles in Händen", schrieb Perthes im Sommer 1825 an Rist. „Die einleitende Schilderung der griechischen, römischen und jüdischen Welt bei dem Auftreten des

Christentums giebt in großen Umrissen bedeutende Blicke; doch habe ich schon Ähnliches von Neander gelesen. Überrascht aber hat mich die dann folgende eigentliche Geschichte durch die gediegene Einfachheit der Erzählung, durch die Klarheit der kritischen Erwägung und durch das Innige und Zarte in der Darlegung einzelner Charaktere und einzelner Charakterzüge. Sehr begierig bin ich zu sehen, wie die theotheologische Welt das Buch aufnehmen wird." Auch an Neander hatte Perthes unmittelbar nach dem Lesen des Manuskriptes geschrieben. „Ich danke Ihnen herzlich", antwortete dieser, „für alles, was Sie mir über mein Buch gesagt haben; das Zeugnis eines Mannes, dessen Urteil mir so wichtig ist, erfreut und ermuntert mich, da ich mit Furcht und Zittern an das Werk gehe und der Abstand der Ausführung von dem Ideal, das ich in der Seele trage, mich niederschlägt. Mich drückt die Verantwortlichkeit, die ein solches Werk in dieser kritischen gärungsvollen Zeit mir auferlegt. Es sollte mich freuen, wenn mir Gott gegeben hätte, den Nichtgelehrten faßlich zu sein und doch nicht hinter den Forderungen der Wissenschaft zurückzubleiben, wobei ich jedoch nicht an die Forderungen der vornehmthuenden, alles bekrittelnden und alles mit philosophischen Formeln in ihrem Sinne zurechtstellenden Schule denke, die jetzt sich hier groß macht."

Im Herbste 1825 erschien der erste Teil des berühmten Werkes. „Der Form nach hätte ich vieles einzuwenden", schrieb Rist an Perthes. „Gemacht, um mich so auszudrücken, ist das Buch in keinem Falle gut. Wer die Geschichte jener Zeiten schreiben will, sollte unabläßig Gibbon studieren, nicht des Geistes, aber der herrlichen, wahrhaft grandiosen Methode wegen. Dem Inhalte nach hat Neander schon durch diesen ersten Band seinen Beruf zum Geschichtschreiber der Kirche in hohem Maße bewährt. Umfassende Gelehrsamkeit, gesunde Kritik und was mehr als alles ist, den wahrhaft freien und heiligen Sinn besitzt er wie wenige. Das ist es, was auf jeder Seite über alle Mängel fortsehen läßt, uns besonders in der Einleitung beruhigend umweht und dem Gemüte im Gegensatze zu dem engen Formelwesen der kleinen Kirchenhelden unserer Tage wohl thut. Es ist ein treffliches, echt christliches Buch, welches die Form gering achtet gegen den Geist, und

ſich aller Angriffe der Antichriſten, die ſtets nur auf die Form gerichtet ſind, ſchon erwehren wird.“ „Neanders Werk iſt“, ſchrieb ein befreundeter Theologe an Perthes, „ein weſentlicher und charakteriſtiſcher Ausdruck unſerer Zeit und wird auch wieder eine kräftige Rückwirkung auf dieſelbe üben. Es trägt den Einfluß aller Gegenſätze in ſich, die heute ſcharf einander gegenüberſtehen, und iſt dennoch eine eigentümliche und große Erſcheinung, weil in dem Geiſte Neanders ſich die Gegenſätze wie in einem lauteren Spiegel darſtellen, ſich durch das lebendig und klar aufgefaßte Bewußtſein tiefer innerlicher Chriſtlichkeit begrenzen und deshalb die Möglichkeit der Verſöhnung in Ausſicht ſtellen. Neander fühlt ſich am meiſten heimiſch und verweilt am liebſten bei Menſchen und in Verhältniſſen, in denen die innerlichen ſtillen Regungen des göttlichen Geiſtes und die Entfaltung der zarten und tiefen Lebenskeime desſelben bemerkbar hervortreten. Er hat eine wunderbare Gabe, ſchon in ſeiner Quelle den heiligen und gewaltigen Strom zu entdecken, der nach der himmliſchen Heimat wieder emporſtrebt und alles vereinigt und befruchtet, was empfänglich iſt im weiten Gebiete des geiſtigen Lebens.“

Perthes ſelbſt hatte manche Bedenken über Einzelheiten an Neander mitgeteilt. „Ihre Bemerkungen“, antwortete dieſer, „welche Sie mir aus Ihrer großen Lebenserfahrung heraus machen, benutzen zu können, wird mir ſtets lieb ſein; Bibel, Geſchichte und Selbſterkenntnis führen den Menſchen doch immer weiter als alle menſchliche Dogmatik, die nur zu oft von Knechtſchaft des Geiſtes begleitet iſt und mit ihren Surrogaten und Nachbildungen des Göttlichen wenig am Menſchen ausrichtet und wirkt.“ „Ihre Einwendungen ſind mir einleuchtend“, ſchrieb Neander etwas ſpäter an Perthes. „Sie ſind der Meinung, daß ich manches, was den Bedürfniſſen und Intereſſen der Laien weniger zuſagt, wie z. B. manches Spekulative und Dogmatiſche, kürzer faſſen möchte. Auch mein Wunſch iſt es, die Nutzbarkeit des Werkes unter Gottes Gnade auf ſo viele wie möglich auszudehnen; indeſſen iſt es doch auch ein Ziel, das Chriſtentum in ſeinem ganzen Zuſammenhang als den Sauerteig für die menſchliche Natur in der Geſchichte darzuſtellen und den Entwickelungsgang der menſchlichen Natur im Chriſtentum nachzuweiſen. Dazu gehört denn frei-

lich vieles, was nicht jeden in gleicher Weise interessieren kann. Ich möchte dem Interesse jedes Christen, aber auch dem des christlichen Theologen, Philosophen und praktischen Geistlichen entsprechen, mir scheint gerade für unsere Zeit eine solche Verbindung heilsam, und obschon ich erkenne, daß ich weit hinter meinem Ideale zurückbleiben werde, würde ich doch dem Plane selbst nicht gern entsagen." Bis zu seinem Tode stand Perthes in nahen persönlichen Verhältnissen zu Neander und war ihm ein Helfer und Rater in manchem äußeren Verhältnisse. „Sehe ich," schrieb Nicolovius einmal an Perthes, „die seltsamen Persönlichkeiten an, die hier einwirken, sehe ich diesen wunderbaren Mann Gottes an in seiner verborgenen Herrlichkeit und äußeren Unbeholfenheit, so scheint es mir oft, als ob Sie und ich wie durch höhere Leitung vereint recht eigentlich ihm zur Stütze bestimmt wären."

In derselben Zeit, in welcher die ersten Teile der Neander'schen Kirchengeschichte erschienen, ward Perthes sehr lebhaft durch die Vorbereitungen zur Herausgabe einer Auswahl aus Luthers Schriften in Anspruch genommen. Lange schon hatte er dieselbe gewünscht. „Kirchenväter haben wir Protestanten nicht", hatte er einmal geschrieben; „die Theologen nach Luther sind entweder Männer, die — ihre fromme Gesinnung in Ehren — sich in dürren Buchstabenverstand der Dogmen verliefen, oder ihr inneres Christentum ohne äußere Form unmittelbar von Herz zu Herz ausströmten. Väter einer Kirche waren sie nicht, daher auch ihr Streit untereinander, ihre Verfolgungssucht oder ihre Trennung von den bestehenden protestantischen Gemeinden. Gerade diejenigen unter ihnen, die am meisten gewirkt, standen einsam und ergriffen die Gemüter durch die Mystik, in welcher sie selbst die Wurzel ihres Lebens fanden. Noch heute sind sie eines segensreichen Einflusses auf alle gewiß, welche ein ihnen oft selbst verborgenes Bedürfnis nach Gotteswcisheit haben. Aber dennoch würde ich großes Bedenken tragen, heute die Schriften jener mystisch frommen Männer zu verbreiten. Einzelne würden sie wohl anziehen, aber die meisten abstoßen, weil auch die nach Gott suchenden Menschen unseres Jahrhunderts in der Religion ihrer Väter und Lehrer befangen sind und zurückschrecken vor Ausdrücken und Gedanken,

welche zwar für bestimmte Zeiten und Menschen ein Leiter zu Gott sein können, aber doch nicht der einzige Leiter zu Gott und nicht allen Zeiten und Menschen entsprechend sind. Anders ist es mit Luther und seinen Schriften. Auch in ihm ist gar manches, welches nur einer bestimmten Zeit angehört, aber der Mann als Ganzes gehört allen Zeiten an; so groß, so rein und stark sind in ihm die ewigen Wahrheiten Gottes lebendig geworden, daß alle Menschen in allen Jahrhunderten in ihm einen Führer zu Gott finden können, wenn sie nur wollen. Wer aber kennt ihn heute? Mit abgerissenen Brocken aus seinen Schriften kämpfen Lutheraner, Supernaturalisten und Rationalisten gegen ihre Feinde; alle Welt beruft sich auf ihn, um ganz Entgegengesetztes zu beweisen. Was aber wissen, abgesehen von den gelehrten Theologen, selbst die Lutheraner von Luther? Der kleine Katechismus ist in den meisten Ländern rationalistisch präpariert, die Kraft seiner Lieder ist in den Gesangbüchern verwässert. Was er wollte und wirkte, was die eigentliche That seines Lebens war, ahnen nur wenige. Würde er bekannt, seine gewaltigen, Herz und Geist durchdringenden Worte von der Sünde und Buße, von der Versöhnung und dem Glauben, würden wie ein feuriges Schwert hineinfahren in den glaubenslosen dürren Leib des Rationalismus, und staunend würden andere hören, wie Luther auf Denken und auf Wissen drang und wie die Kraft und Gesundheit seiner Natur dem matten, kränklichen Pietismus entgegenstand. Ein großes, segenvolles Unternehmen wäre der Versuch, den ganzen Luther heute seiner Nation wieder vor die Seele zu bringen."

Bei diesen Ansichten mußte Perthes wohl freudig überrascht sein, als im September 1824 der Pastor Vent in Hademarschen, Probstei Rendsburg, ihm mitteilte, daß er seit Jahren eine Auswahl aus Luthers Schriften vorbereitet habe und zur Herausgabe entschlossen sei. „Dem Volke wieder lebendig zu machen, wie Luther zum Christentume stand, das ist die Aufgabe", entgegnete Perthes. „Soll das Ziel erreicht werden, so darf das Mitgeteilte nicht durch Massenhaftigkeit abschrecken und muß dennoch Luthers ganze Stellung zum Christentum bezeichnen, aber auch nur diese, nicht die nur dem Augenblicke angehörende, oft leidenschaftliche Stellung zu vorübergehenden

Erſcheinungen ſeiner Zeit. Von Luthers eigentlichen Glaubensſchriften wird man die polemiſchen, politiſchen und wiſſenſchaftlichen unterſcheiden müſſen. Die vor allem gegen das Papſttum gerichteten polemiſchen heute wieder allgemein bekannt zu machen, wäre nicht nur überflüſſig, ſondern bei dem Stande der Parteien auch gefährlich. Für nicht minder bedenklich halte ich die Neuverbreitung der politiſchen. Wer nicht die Zeit, in welcher Luther ſich bewegte, wer nicht den Ton der Rede, die Derbheit der Sprache ſeines Jahrhunderts kennt, muß Luther mißverſtehen, und gewiß iſt es doch auch, daß Luther ſo wenig über den Staat wie über die äußere Kirche, da beide in jener Zeit nichts waren als Übergänge, eine irgend ſichere Einſicht hatte erlangen können. Wie viele von ſeinen wiſſenſchaftlichen Schriften heute noch dem großen Publikum eine Bedeutung haben, kann ich nicht entſcheiden, aber die Predigten und Schriftauslegungen, die Briefe und Geſpräche, die Lieder und Gebete ſind aus der Tiefe großer eigener Erfahrungen und aus dem erleuchteten Verſtändniſſe der heiligen Schrift erzeugt, rufen zur Erkenntnis der Sünde und zum Glauben an den Erlöſer und werden unſerer wie jeder anderen Zeit Heil und Segen bringen."

„Wie Sie, bin ich der Meinung," antwortete Vent an Perthes, „daß es bei unſerer Auswahl aus Luthers Schriften nur darauf ankommen ſoll, die Stimme des alten großen Glaubenshelden auf das neue ertönen zu laſſen, um den Glauben an die Offenbarung in den Herzen unſerer Zeitgenoſſen zu wecken und zu ſtärken. Unſere Auswahl wird alſo im weſentlichen nur darzulegen haben, wie der fromme, demütige Sinn des großen Mannes allein im Lichte der Offenbarung das Licht ſuchte und wie er das ſo gefundene Licht freudig und unerſchrocken ſeiner verfinſterten Zeit leuchten ließ. Die göttliche Wahrheit iſt heute dieſelbe wie zu Luthers Zeit, und es giebt Wege, die zu allen Zeiten in alle Wahrheit leiten, und ſolche Wege, die lange Jahre hindurch nur einzelnen bekannt geblieben waren, hat Luther wieder aller Welt gewieſen; denn er hörte und verſtand den heiligen Geiſt, weil ſeine Demut ihn für das Verſtändnis empfänglich machte. In allen Schriften, in denen Luther den heiligen Geiſt reden läßt, redet er zu den Chriſten jeder Zeit und verſteht die Seelen heranzuziehen

zu dem Punkte, von welchem aus das Licht scheinet in die Finsternis. Ueberall dagegen, wo er nicht festen Fuß auf der Offenbarung fassen konnte, bleibt er ein Kind seiner Zeit und ist häufig genug einseitig, befangen und leidenschaftlich. Das gilt insbesondere von seiner Polemik. Auch hatte er oftmals gegen Feinde der göttlichen Wahrheit zu streiten, die einen Namen führten und eine Rüstung trugen, in welcher sie heute nicht mehr erscheinen. Aus beiden Gründen gehören viele der polemischen Schriften nicht in unsere Auswahl, aber einige doch. Denn in ihrem eigentlichen Kern bleibt die Feindschaft gegen die göttliche Wahrheit trotz aller Verschiedenheit des Namens und der Rüstung doch immer dieselbe, und so oft Luther zur Bekämpfung dieses eigentlichen Kerns die Waffen nicht aus seiner, sondern aus Gottes Rüstkammer nahm, sind sie auch heute noch nicht verrostet, sondern können heute wie damals die Wahrheit siegen lassen und deren Widersacher niederwerfen helfen. Die Polemik überhaupt kann auch unsere Zeit nicht entbehren; daß sie in diesem Jahrhundert als verjährte und unnütze Wissenschaft bei Seite geworfen ward, hat seinen Grund wahrlich nicht in christlicher Duldung und Versöhnlichkeit gehabt, sondern in der Gleichgiltigkeit, die jede Form der Religion, ja jede Religion selbst für etwas höchst Unwesentliches hielt. Jetzt, wo die Offenbarung für viele wieder dasteht als göttliches Heiligtum, muß der Kampf zwischen Licht und Finsternis wiederum die Welt erfüllen und wir wollen Luther als Mitstreiter nicht entbehren. Auch seine politischen Ansichten möchte ich nicht so unbedingt, wie Sie, ausgeschlossen wissen. Zwar die eigentlich politischen Schriften eignen sich nicht für unsere Auswahl, aber hier und da zerstreut in seinen Werken finden sich gelegentliche Äußerungen, die köstliche Perlen sind, und die ich ungern vermissen würde, weil sie Worte enthalten für alle Zeiten. Da wir aber unser Unternehmen von demselben Gesichtspunkte aus ansehen, es nach gleichen Grundsätzen beurteilen und nach demselben Ziele streben, so werden wir uns gewiß miteinander verständigen und ich werde mich im einzelnen mit Freuden Ihrer gereiften Lebenserfahrung, Ihrer Kenntnis der Litteratur und der Richtungen unserer Zeit unterordnen."

Einzelne Meinungsverschiedenheiten zwischen Herausgeber und

Verleger traten im Fortgange der Arbeit wohl noch hervor. Perthes z. B. wünschte einmal, daß nicht so viel, wie Vent beabsichtigte, aus Luthers Predigten und Auslegungen des Alten Testamentes mitgeteilt werde. „Das Christentum ist", entgegnete Vent, „die mit der Schöpfung beginnende Erziehungsgeschichte des Menschengeschlechts. Der Fall desselben, seine Scheidung von Gott, die Erbarmung des Vaters, der dasselbe weder von sich stieß, noch unbekehrt zu sich ziehen konnte, aber immer hellere Hoffnungsstrahlen in den Jammer der Sünde hineinleuchten ließ, bilden den ersten Teil der Erziehung, die Erlösung durch Jesum Christum den zweiten. Wer Christum kennen und lieben lernen will, muß Moses lesen. Daher halte ich das aus Moses Ausgewählte nicht für zu viel." „Ihre Auffassung vom Christentume ist auch die meinige", antwortete Perthes, „und unsere Auswahl, von diesem Gesichtspunkt behandelt, wird reichen Segen bringen." Ein anderesmal hatte Perthes mehr über die Wittenberger Theses gewünscht. „Die Theses", antwortete Vent, „hätte ich beinahe gar nicht gegeben; Luthers Stellung spricht sich weit deutlicher in seinen Schriften der späteren Zeit aus, in welcher seine Erkenntnis heller geworden war und nach allen Richtungen ein sicheres Licht ausstrahlen lassen konnte. Die Thesen sind noch ganz unbestimmt und gleichen der Taube, welche zwar aus der Arche Noah ausflog, aber nirgends festen Grund zu finden vermochte."

Im Frühjahr 1825 waren die Arbeiten bereits so weit vorgerückt, daß die Ankündigung der beabsichtigten Auswahl von Luthers Schriften in zehn Bändchen bekannt gemacht werden konnte. Sie erregte ein großes und allgemeines Aufsehen. Nicht wenige nahmen an einer Ausgabe Luthers, in kleinem Format und für die Menge berechnet, Anstoß. „Mein erstes Gefühl", schrieb ein Freund an Perthes, „war Abneigung gegen ein Unziemliches. Luther in Sedez! — sollte man so der Zeit fröhnen? Wird der ernste Eindruck, das Gefühl der Ehrfurcht vor dem großen Kirchenvater nicht durch die niedliche, glatte Außenseite des Modeformats beeinträchtigt? Wird Luther im Strickbeutel den Protestanten noch vorleuchten wie ein Leuchtturm? Sollen denn alle Dinge allgemein gemacht werden, das heißt gemein? Ich weiß wohl, man antwortet: ‚Auf diesem Wege lesen's die Leute

doch; etwas bleibt doch hängen.' Auch die Verschleuderung der Bibel rechtfertigt man so, aber ich kann mich nicht überzeugen, daß es ratsam sei, das Edelste und Beste den Leuten sogar wider Willen in die Thür zu schieben und zugänglich zu machen. Meine Worte sind umsonst, ich weiß es, die Zeit will es und die Zeit hat immer recht; Buchhändler und Publikum, die sich einander umklammern, bilden auch so eine Art Mühlrad, in das man nicht eingreifen kann." Eine Partei unter den Katholiken betrachtete die Herausgabe Luthers als einen feindlichen Akt gegen ihre Kirche und bereitete eine Nachlese aus dessen Werken vor, die auf Herabwürdigung des Reformators berechnet war. Als sie 1827 wirklich in Mainz erschien, schrieb Vent: „Die Nachlese, die sich als elftes Bändchen unserer Ausgabe zugesellt, zeigt, wie gefährlich eine Auswahl unserer Art den Katholiken erscheint. Die Überschriften der einzelnen Abschnitte in der Nachlese sind hämisch und boshaft, die Stellen selbst aus dem Zusammenhang gerissen. Bereitwillig werden wir aber einräumen können, daß Luther in seiner früheren Zeit noch manche papistische Grundsätze festhielt, die er später bei höherer Erleuchtung fallen ließ und widerrief. Sind aber nicht in den Kanones der Päpste und in den Schlüssen der Konzilien noch viel größere Widersprüche zu finden, und haben die Protestanten jemals behauptet, daß Luther frei von Irrtum und Sünde gewesen sei? Niemand hat Luther jemals als Papst der Protestanten hingestellt."

Viele Protestanten dagegen betrachteten es als einen Fehler der Auswahl, daß Luthers heftige Angriffe auf den Papst und auf die katholische Kirche nicht mit aufgenommen waren. „Über Ihren Luther bin ich doch nicht eins mit Ihnen", schrieb ein Freund an Perthes; „lassen Sie doch wenigstens seine herrlichen Streitschriften gegen ‚den Papst und die Münch' nicht fort; sie sind doch das Beste, was er gemacht. In seinen dogmatischen Schriften, besonders über Gnade und Glaube, verbiestert er sich offenbar mitunter durch das Streben, die katholische Lehre zu bekämpfen und doch zugleich von der calvinischen in der gehörigen Entfernung zu bleiben." „Laßt Luthern sein Recht", schrieb ein anderer, „verweichlicht ihn nicht; macht nicht aus einem urkräftigen Holzschnitt einen nebulistisch punktierten Kupferstich. Wie

Gott ihn brauchte, wie es hinter dem Manne in der Welt brannte und rauchte, so müßt Ihr ihn auch darstellen.“ Manche ähnliche Stimmen mußte Perthes hören, als er im Frühjahr 1825 einige Wochen in Berlin zubrachte. „Vielfach fürchtet man“, schrieb er von dort aus, „wir wollen, weil wir das persönlich Polemische ausschließen, mit dem Katholicismus liebäugeln, und tritt deshalb heftig gegen unser Unternehmen auf. Gar manche dieser eifernden Männer würden mich höchlichst belobt haben, wenn ich Luthers mächtige Worte von der Sünde und Versöhnung fortgelassen oder verflacht, dagegen aber jedes leidenschaftliche Wort gegen die katholische Kirche aufgenommen hätte.“ Am gehässigsten trat Paulus in Heidelberg auf, sich an den Namen des Verlegers und an dessen Streit mit Voß haltend. Er warnte im „Sophronizon“ und in der „Darmstädter Kirchenzeitung“ vor dem jesuitischen Unternehmen, welches Luthers Kampf gegen die Finsternis und den Aberglauben ohne Zweifel zu verstecken streben werde. „Für einen gar feinen Kopf muß Paulus mich halten“, meinte Perthes; „denn in der That, es wäre ein echt jesuitisches Kunststück, die Leute durch Verbreitung von Luthers Schriften katholisch zu machen. Schaden wird indessen Paulus' Warnung in jedem Falle bringen, denn fünfzehn Sechzehntel unserer Pastoren erkennen noch heute in ihm ihren Herrn und Meister.“ „Paulus ist“, schrieb ein Freund an Perthes, „ein ehrlicher Fanatiker für leeres Stroh. Aber seien Sie ihm nicht zu böse, weil sein Fanatismus jetzt gerade Sie getroffen hat; wir können doch nun einmal solche hölzerne und dreiste Gesellen nicht entbehren, wenn nicht theologischer Schutt sich unter den Protestanten aufhäufen soll, wie einst in der katholischen Kirche.“ „Daß Paulus über Ihre Ausgabe von Luthers Schriften herfällt“, schrieb dagegen ein anderer, „darf Sie nicht wundern, denn er kämpft für seinen mit Mühe und Not kritisierten Ruhm. Wenn unsere Zeit die Bibel statt mit Paulus' Auge wieder mit Luthers Auge liest, so werden alle die Wahrheiten, welche lange schon unter dem Messer der Kritik sich verblutet zu haben schienen, wieder lebendig und gesund werden, und der Chirurg, der nur ein Messer führt wie Paulus, wird seine Kundschaft verlieren.“

Die Angriffe, welche das Unternehmen schon auf die erste An-

kündigung erfuhr, machten die kräftige Durchführung desselben recht eigentlich zu einer Ehrensache für Perthes. Mit unglaublicher Thätigkeit benutzte er seine weit ausgebreiteten Verbindungen in Deutschland wie in Schweden, Finnland und Dänemark, in Ungarn und Böhmen, um dem Werke Eingang zu verschaffen. Nicht allein seinen persönlichen Einfluß auf die Buchhändler verwendete er, um dieselben zu besonderer Mühewaltung anzuregen; er wußte auch aus allen Gegenden die Namen der einflußreichsten Geistlichen sich zu verschaffen, und durch sie, wie durch die Bibelgesellschaften und Behörden, die Teilnahme für die Auswahl aus Luthers Schriften zu erwecken. Nähere Freunde und fernere Bekannte, wie G. Schwab in Stuttgart, Schwarz in Heidelberg, Hebel in Karlsruhe, Passavant in Basel, Heubner in Wittenberg, Harms in Kiel, Krummacher in Bremen, Stein in Frankfurt, Rambach in Hamburg, Eylert in Potsdam und viele andere sagten die Förderung des Werkes zu. Die Antworten, die er hierher und dorther erhielt, ließen manchen Blick in die Zustände des kirchlichen Lebens thun. „Wenn Ihre Ausgabe", hieß es in einem Briefe aus Böhmen, „in der Wiener Zensur mit dem decisum: admittatur erledigt werden sollte, so wird sie von vielen Nichtprotestanten gekauft werden. Die Protestanten dagegen zeigen sich, soweit ihnen ihr Glaube Geld kosten soll, sehr flau. Bis zu dieser Stunde haben sie in Prag nicht einmal eine evangelische Schule errichtet; der Grund liegt nicht etwa an der Armut der Leute, sondern an der mangelnden Liebe und Aufopferungsfähigkeit für die protestantische Sache." „Bei uns werden Sie", heißt es in einem Briefe aus Württemberg, „nicht gar viele Unterstützung finden; der christliche Bauer und Handwerker ist an eine andere Sprache gewöhnt als die, welche Luther redet; die christlich gebildeten Familien besitzen sehr häufig ältere Ausgaben; bei den Weltchristen wimmelt es von den ‚Stunden der Andacht', welche deren religiöses Bedürfnis so vollständig befriedigen, daß an die Anschaffung keiner anderen religiösen Werke gedacht und bei manchen eleganten Familien eher die ‚Stunden der Andacht' als die heilige Schrift angetroffen wird." „Wir armen geistlichen Ärzte und Apotheker!" schrieb ein Geistlicher aus dem Weimarischen; „die Leute sind jetzt alle so rasend gescheit, daß sie uns für

ganz überflüssig halten. Da ist es denn nun ganz recht, daß man ihnen das, was sie heilen könnte, in kleinem Drucke in die Tasche praktizieret, ob sie es vielleicht aus langer Weile einmal versuchen möchten. Das Christentum seiner selbst wegen mag niemand, und so ein armer Pfarrer wird selbst mit kalt in dem allgemeinen Frost. Guter, lieber Perthes, mir ist jammervoll zumute. Acht Jahre säe ich nun schon auf dem unfruchtbaren Boden und stehe im neunten auf demselben Punkte, auf welchem ich anfing. Ein aberwitziger Schwärmer erscheine ich den Leuten; sie lachen oder sie bedauern mich, das ist alles, was ich empfange; die Kirche ist leer, die Schule beherrscht vom Lehrer, der von den kirchlichen und weltlichen Behörden wegen seines aufgeklärten Unterrichts Belobung erhält; kein Haus, auch nicht ein einziges in der ganzen Stadt ist bereit, das Wort Gottes aufzunehmen; ich stehe allein, ganz allein. Etwas aber habe ich noch; das ist mein mutiges Vertrauen auf unsern Gott und seinen Sohn. Also wende ich mein Auge nach oben und fange getrost von neuem an."

Im Dezember 1825 konnten die ersten fünf Bändchen der Sammlung ausgegeben werden. Binnen Jahresfrist war die starke Auflage bereits vergriffen, und neben der Freude, Luthers Schriften in so manche Hände gebracht zu haben, fühlte Perthes auch wohl einige Genugthuung über den Sieg, der so verschiedenartigen Gegnern gegenüber erfochten war.

Einige Jahre nachdem Neanders Geschichte der christlichen Religion und Kirche und Luthers Werke veröffentlicht waren, versuchte sich Perthes an einem neuen großen Unternehmen. Der Plan zu einer theologischen Zeitschrift, welche christliche Gesinnung und christliche Lehre kräftig in der deutschen Litteratur vertreten könnte, hatte Perthes schon seit Jahren beschäftigt. „Bretschneiders Oppositionsjournal ist durchaus rationalistisch", schrieb er einmal; „die Darmstädter allgemeine Kirchenzeitung (seit 1824) hat der äußeren Gestaltung nach allerdings den rechten Weg eingeschlagen, aber die innere Richtung und Leitung! — es ist eine gar wunderliche Synagoge, diese Kirchenzeitung; des sehr achtungswerten Heidelberger Schwarz Jahrbücher der Theologie sind doch in den Punkten, auf die es wesentlich an-

kommt, nicht scharf genug, und alle anderen sogenannten theologischen Journale verfolgen andere Ziele, sind unzweckmäßig eingerichtet und nicht allgemein genug. Eine neue allgemeine theologische Zeitschrift ist nicht allein wünschenswert, sondern ist notwendig, und sie ins Leben rufen zu helfen, scheint mir eine Pflicht für alle, die christliche Würde und Gelehrsamkeit genug besitzen, um es zu können. Leicht ist das Unternehmen nicht. An Mitarbeitern zwar wird es nicht fehlen; durch ganz Deutschland sind Männer zerstreut, die eine solche Zeitschrift wünschen: aber nur tüchtige Redaktoren können den Erfolg sichern, und wo sind diese zu finden! Auch der Geldpunkt ist nicht ohne Bedenken, denn oft genug sind Nachrichten aus dem Reiche Gottes Makulatur für die Welt."

Während des Sommers 1825 hatte Perthes in Ems den Professor Umbreit aus Heidelberg kennen gelernt und lieb gewonnen. Als er im Herbste von demselben in Gotha besucht ward, forderte er ihn zur Herausgabe einer theologischen Zeitschrift dieser Art auf. Umbreit, welcher schon früher ähnliche Pläne mit Ullmann vielfach besprochen, nahm den Vorschlag zur weiteren Überlegung mit nach Heidelberg zurück. Dorthin schrieb Perthes ihm am 7. Dezember 1825: „Oft habe ich mich in dieser Zeit Ihrer erinnert, da mir aus mehreren Gegenden des Vaterlandes Kunde kam über die immer sich verstärkenden religiösen Regungen und Strebungen. Mehr als je wird ein Mittelpunkt Bedürfnis, in welchem sich durch Mitteilungen frommer Männer die Zeichen des Waltens göttlichen Geistes in und durch den Zeitgeist sammeln und durch öffentliche Mitteilung sich weiter verbreiten können. Religion und Theologie dürfen nicht getrennt sein, das religiöse Gefühl nicht von der Erkenntnis, der Glaube nicht von der Wissenschaft. Wer den Willen zur Heiligung und das Licht des Glaubens hat, der erkennt Gott freilich im Stillehalten. Will ein solcher sein Licht aber nicht unter den Scheffel halten, so muß er es in Klarheit der Gedanken und in echtem und vollem Wissen leuchten lassen, und in einer Zeitschrift, in welcher sich das, was in unserer Zeit zur Ausbreitung des Reiches Gottes geschieht, sammeln soll, muß echte theologische Wissenschaft ihren Sitz haben. Die Einteilung einer solchen Zeitschrift in Abhandlungen,

Kritiken und Nachrichten scheint sich von selbst zu ergeben. Anonymität wäre weder bei den Abhandlungen und Kritiken, noch bei den Nachrichten zu gestatten. Wer in dieser Zeit nicht den Mut hat, zur Ehre des Herrn seinen Namen preiszugeben, wer nicht vermag, seinen Eifer von Liebe durchdringen zu lassen, der bleibe von diesem Platze ferne. Die Worte: ‚Wer nicht für mich ist, der ist wider mich' und ‚Habt Salz bei euch' und ‚Habt Frieden untereinander', scheinen mir alles auszusagen, was nötig ist, um den Charakter der Zeitschrift zu bezeichnen. Freilich bedarf ein Unternehmen, wie ich es meine, sehr umsichtige Vorbereitung und nichts darf übereilt werden, aber gewiß ist es an der Zeit. Es würde zur Redaktion mehr als eines Mannes bedürfen, in mancher Hinsicht würde ich nützlich sein können, da meine Stellung mir das Vertrauen vieler wohlgesinnten Männer erworben hat." „Wir beginnen ein gemeinsames Unternehmen", schrieb Perthes etwas später, „durch welches wir die Wahrheit und die Ehre Gottes fördern wollen. Ich sage: gemeinschaftlich; denn ich will meine Zeit, meine Kräfte und meine Habe daran setzen, um würdigen Männern Einfluß und Einwirkung auf die Zeit verschaffen zu helfen. Einen Geldgewinn erwarte ich in diesem Falle nicht; die Schwierigkeiten, welche die Zeitschrift zu überwinden hat, sind zu groß. Genau müssen wir erwägen, wie das Äußere durchgeführt werde, damit wir nicht mitten in der Sache stecken bleiben."

Seine Ansichten über Aufgabe und Begrenzung der Zeitschrift sprach Perthes vielfach an befreundete Theologen aus. „Den Laien soll das Wort vom Kreuze", schrieb er an Lücke, „nicht durch Zeitschriften, sondern durch das Pfarramt gepredigt werden; unsere Zeitschrift wenigstens ist nicht dazu bestimmt, unmittelbar auf die Laien zu wirken, sondern soll auf gründlich wissenschaftlichem Wege in den Pfarrern und Seelsorgern, welche durch die Anstrengungen einer falschen Wissenschaft irre geführt oder unsicher gemacht sind, eine tiefere christliche Überzeugung erwecken, stärken und sie vor Schwankungen bewahren helfen." „Es gilt den Versuch", schrieb er an Ebel in Königsberg, „auch das dürrste Holz, ich meine jene Klasse trockner, gelehrter Theologen, denen die Religion in der Gelehrsamkeit, das religiöse Gefühl in dem Verstande erstickt ist, mit ihren eigenen Waffen zu

ſchlagen und ſie zu beſiegen, um ſie von der Knechtſchaft ihres Verſtandes zu befreien.“ „Wem ſoll“, ſchrieb er ein anderesmal, „die Zeitſchrift offen ſtehen, wenn er durch ſie ſeine theologiſche Überzeugung mitteilen will? Grenzen müſſen gezogen ſein, aber keine engen. Alle, die den Stolz, die Luſt und den Leichtſinn des eignen Ich zu überwinden und über ihr Sein und Daſein ins Klare zu kommen ſtreben, ſuchen nach einem Halt zur Kräftigung ihres Willens und nach einer Richtſchnur für ihr Streben wie für ihren Wandel; aber obſchon ſie alle ſuchen, ſuchen ſie doch auf verſchiedenen Wegen. Die einen glauben ausreichenden Halt in dem eigenen Geiſte, in den Kräften zu finden, welche Gott von Anbeginn an ein- für allemal dem Menſchen gegeben habe. Gott hat, ſo meinen ſie, bei Erſchaffung der Welt den großen Wurf gethan, und jeder einzelne hat nun das einmal Gegebene ohne weiteres Zuthun Gottes zu verwenden und bedarf, wenn er das thut, ein weiteres nicht, um die Wahrheit zu erkennen. Den Suchenden dieſer Art, den Rationaliſten, gehören wir nicht an. Die andern ſind ſich bewußt, trotz des erſten großen göttlichen Wurfes im Dunkeln zu tappen und verlorene Menſchen zu ſein, ſolange ſie allein auf ſich angewieſen ſind; daß Gott ſich ihrer tagtäglich von neuem annehme, iſt ihr erſtes und größtes Bedürfnis; ohne die in Schrift und Kirche fortwirkende Thatſache der Erlöſung und Offenbarung ſehen ſie keine Rettung aus der Sünde und kein Licht in der dunkeln Nacht. Daß ſich dieſe zweiten mit jenen erſten vermengen könnten, iſt unmöglich; aber beiden iſt doch das Suchen, das Streben und Forſchen nach Wahrheit gemeinſam und eine Anſtalt, welche wie die ‚Studien und Kritiken‘ ſtreng wiſſenſchaftlichen Charakter trägt, ſoll auch den erſten ſich nicht verſchließen und bei den zweiten keine Rückſicht darauf nehmen, ob ſie die Erlöſung unmittelbar durch den heiligen Geiſt, oder mehr durch die Kirche oder mehr durch die heilige Schrift, oder zugleich und beſonders durch ſymboliſche Bücher ſich aneignen wollen. Allen dieſen wird, wie mir ſcheint, ſofern ſie ſich wiſſenſchaftlich tüchtig geltend machen wollen, die neue Zeitſchrift offen ſtehen müſſen, während fromme Wohlgeſinntheit ohne wiſſenſchaftliche Tüchtigkeit ſo wenig Zutritt finden könnte wie eine wiſſenſchaftliche Tüchtigkeit, welche nicht

einmal das Bedürfnis zum Kampf gegen Stolz und Luſt anerkennen wollte."

Die Herausgeber der beabſichtigten Zeitſchrift fanden in dieſen Anſichten des Verlegers kein Hindernis, mit ihm gemeinſam das Werk zu unternehmen. Ullmann und Umbreit kamen im Frühjahr 1827 zu Rüdesheim mit Gieſeler, Lücke und Nitzſch zuſammen, ſtellten Plan und Namen der Zeitſchrift feſt und kündigten bald darauf das Erſcheinen derſelben öffentlich an. „Die Herausgeber tragen keine Scheu", ſchrieben ſie, „ſich zu dem einfachen bibliſchen Chriſtentume zu bekennen, welches ſie für das wahrhafte Wort und Heil Gottes halten. Weil ſie aber in dem Evangelium das Wort der ewigen Wahrheit ſelbſt anerkennen, ſind ſie feſt überzeugt, daß dasſelbe als Licht und Leben nicht weniger unſere Erkenntnis und Wiſſenſchaft als unſeren Glauben in Anſpruch nimmt. So gewiß es keine wahrhaft chriſtliche Theologie ohne chriſtlichen Glauben geben kann, ebenſo gewiß iſt eine die edle Gottesgabe der Vernunft und Wiſſenſchaft verachtende Theologie ein Unding. Zumal in der evangeliſchen Kirche, welche nicht weniger durch freie Wiſſenſchaft als lebendigen Glauben geboren iſt und beſteht, hängt alles wahre Gedeihen der Theologie davon ab, daß ſich Glauben und Wiſſen in ihr befreunden und einander durchdringen."

Nach manchen mühſeligen und ſchwierigen Vorbereitungen ward am 1. Januar 1828 das erſte Heft der theologiſchen Studien und Kritiken ausgegeben. Die bedeutendſten Theologen Deutſchlands wurden faſt ohne Ausnahme Mitarbeiter der neuen Zeitſchrift, welche bald eine hervorragende Stellung und nachhaltigen Einfluß innerhalb der wiſſenſchaftlichen Theologie gewann und ſich, wie Umbreit ſpäter ſchrieb, einen jugendlichen Charakter bewahrte, indem ſie ſtets in der Entwickelung begriffen das Endziel der neuen Theologie, die noch keine fertige ſei, redlich und aufrichtig ſuchen helfe. Einen Einfluß auf den Inhalt im einzelnen üben zu wollen, konnte Perthes nicht in den Sinn kommen, aber die Haltung der Zeitſchrift im ganzen verfolgte er mit immer gleicher Teilnahme und ſprach den Herausgebern ſeine Bedenken, wenn er ſolche hatte, offen aus. Zuweilen ſchien es ihm, als ob die wiſſenſchaftliche Richtung durch nur gelehrte Unter-

suchungen und Forschungen überwuchert und die Zeitschrift, nicht allein nur von Professoren, sondern auch nur für Professoren der Theologie geschrieben, ihren Einfluß auf die Pfarrer verlieren werde. „Ich hatte gehofft", schrieb er einmal, „daß wenigstens unter der Rubrik ‚Gedanken und Bemerkungen' freiere, frischer anregende, von der Schule sich ferner haltende, allgemeiner zugängliche Geistesfunken sich sammeln würden, aber auch die Gedanken und Bemerkungen werden meinen lieben Freunden wider Wissen und Willen sofort gelehrt." Zu anderen Zeiten fürchtete Perthes, daß die Studien und Kritiken, weil sie rein wissenschaftlich sein sollten, den christlichen Glauben und die positiven christlichen Lehren zu sehr in den Hintergrund treten lassen möchten. „Ist ein Aufsatz echt wissenschaftlich", schrieb er einmal, „sei es linguistisch oder exegetisch, oder dogmatisch oder kirchenhistorisch, so muß er aufgenommen werden. Es ist also ganz in der Ordnung, daß Paulus, Wegscheider und Bretschneider ihre wissenschaftlichen Untersuchungen in die Zeitschrift niederlegen können; aber es wäre doch sehr zu bedauern, wenn Hengstenberg und Rudelbach, wenn Tholuck und Schmieder Scheu tragen müßten, ein Gleiches zu thun." Ein bedeutender Theologe, dem Perthes Bedenken dieser Art mitgeteilt hatte, antwortete ihm: „Sie wissen es, und ich habe es nie verhehlt, daß mir der Geist vieler Abhandlungen fremd ist; allein bis jetzt ist es doch meine feste Überzeugung, daß nach dem jetzigen Standpunkte der Kirche und der Theologie eine solche weitere, nur die völligen Extreme ausschließende Vereinigung von Ansichten auf dem Gebiete der Kritik und Erudition moralisch möglich, nützlich und meine Teilnahme daran recht und zulässig sei. Ich differiere mit Hengstenberg ebenso wie mit Schleiermacher oder Ullmann; warum soll ich nun nicht lieber mit diesen, die gar keine solche beschränkte Identität in der Theologie fordern und wollen, als mit der eng begrenzten und monotonen Evangelischen Kirchenzeitung zusammenhalten, die mir ebenso wenig als Steudel meine Freiheit belassen würde?" „Es möchten doch wohl Beiträge not thun", schrieb Perthes ein anderesmal, „die den Offenbarungsglauben entschiedener als die letzten Hefte aussprechen. Wenn auch die Studien und Kritiken nicht zur Erbauung bestimmt sind, so dürfen doch besonders in den Observationen christ-

lich geistige, ich möchte sagen spirituelle Gedanken nicht fehlen, welche die Tiefen unserer heiligen Religion mit einfältig frommem Sinn enthielten. Auch müßte, dünkt mich, der feste gläubige Boden, auf welchem die Herausgeber stehen, häufiger und deutlicher erkennbar werden, und die gelehrten Theologen, deren Wissenschaft nur weltlich ist, müßten nie einen Zweifel darüber haben können, daß sie, obschon ihre gelehrten Untersuchungen bereitwillig aufgenommen werden, dennoch von den ‚Studien und Kritiken' nicht als Genossen, sondern als Gegner angesehen werden."

Bis zu seinem Tode arbeitete Perthes mit ganzer Kraft und ganzer Liebe an der Fortführung des begonnenen großartigen Unternehmens. Manche Arbeit, Mühe und Sorge hat es ihm gemacht, aber es brachte ihm auch die volle Freude eines gelungenen Werkes, und bis an den Tod betrachtete Perthes es als einen Gewinn seines Lebens, daß er durch die „Studien und Kritiken" in ein inniges Freundesverhältnis und in einen ununterbrochenen Verkehr mit Lücke, Ullmann und Umbreit geführt und Nitzsch sehr nahe getreten war. „Perthes war", schrieb bei dessen Tode die Redaktion der ‚Studien und Kritiken', „unserer Zeitschrift mehr als Verleger; er war Mitberater und Mitarbeiter der ihm treulichst befreundeten Herausgeber."

Lebendigen Anteil nahm Perthes an der erbaulichen, geschichtlichen und dogmatischen Entwickelung der deutschen Theologie, aber die mehr und mehr hervortretende philosophische Behandlung der theologischen Wissenschaft blieb ihm ein fast verschlossenes Gebiet. Ihm fehlte zum Verständnis die Vorbildung und auch wohl die Geistesorganisation. Noch weniger Anziehungskraft mußte daher die Philosophie selbst auf ihn üben, und nicht ohne Bedenken war er, als Ranke gegen Ende des Jahres 1825 ihm mitteilte, daß Heinrich Ritter eine Geschichte der Philosophie herausgeben wolle und ihn zum Verleger wünsche. „Die Deutschen haben sich", antwortete Perthes, „an philosophischer Speise übernommen und sind für jetzt übersättigt, obschon gewiß nur vorübergehend; denn dem Forschen nach den letzten Ursachen der Dinge wird der Deutsche dauernd nie entsagen. Kaufmännisch genommen hat für jetzt der philosophische Verlag mehr Abschreckendes als Anziehendes. Bei Ihrer Anfrage handelt es sich indessen um Geschichte der Philo-

ſophie, und auf Geſchichte überhaupt iſt der Sinn der Zeit gerichtet. Eine Geſchichte der Philoſophie beſitzen wir nicht, und jetzt, wo nach den Anſtrengungen unſerer großen Philoſophen ein Augenblick des Ausruhens eingetreten iſt, möchte es an der Zeit ſein, einen Überſchlag der Arbeiten des Menſchengeſchlechts zu machen. Unſere tiefſten Geiſter beginnen zu ahnen, was von menſchlicher Kraft zu erwarten iſt und welche Weisheit uns von oben kommen muß, wenn die Wahrheit ſich uns enthüllen ſoll." Die weiteren Verhandlungen führten ſchnell zum Abſchluſſe, und 1829 erſchien der erſte Teil der umfaſſenden Geſchichte der Philoſophie von Heinrich Ritter. Konnte Perthes auch an dem Inhalte dieſes Werkes nicht den perſönlichen Anteil nehmen, den er an vielen anderen Werken ſeines Verlages nahm, ſo erfüllte doch auch dieſes Unternehmen ihn wieder mit Dank dafür, daß es ihn in ein nahes und dauerndes Freundſchaftsverhältnis zu einem Manne gebracht hatte, der ihm bis zu ſeinem Tode beſonderes Zutrauen, Achtung und Liebe einflößte, und es war ihm bis zu ſeinem Tode eine Freude, ein Werk in ſeinem Verlage zu haben, von welchem Schleiermacher ihm 1829 geſchrieben hatte: „An Ritters Geſchichte der Philoſophie liefern Sie uns wieder ein Werk, auf welches Sie ſtolz ſein können; ich wünſche Rittern Kraft und Mut, es zu Ende zu führen."

Siebentes Buch.

Perthes' brieflicher Verkehr über Lebensverhältniſſe und über die religiöſen und politiſchen Fragen der Zeit.

1822 — 1830.

Lebensverhältniſſe und Zuſtände.

Unter den zahlloſen Briefen, die Perthes ſchrieb und die er empfing, bezogen ſich die meiſten auf das Geſchäft; viele hatten einen politiſchen, viele einen kirchlichen Inhalt, aber oft auch wendeten ſich die verſchiedenartigſten Menſchen in den verſchiedenartigſten Lebenslagen an ihn, bald um ſeinen Rat oder ſeine Hilfe in Anſpruch zu nehmen, bald um Freud' und Leid mit ihm zu teilen. Ein Mann, den Perthes nie geſehen, verlangte einſtmals Rat von ihm, wie er Mißgriffe bei der Wahl einer Frau vermeiden könne; ſeit ſechs Jahren habe er tagtäglich den Vorſatz gehabt, ſich zu verloben; aber die Angſt, ſein ganzes künftiges Leben durch einen Fehlgriff zu verderben, laſſe ihn zu keinem Entſchluſſe kommen; jetzt ſei er dreißig Jahre und er kenne ſich genug, um zu wiſſen, daß er, wenn er ſich allein beraten ſolle, unſchlüſſig bleiben werde bis an ſeines Lebens Ende. „Beſtimmen Sie mir ein Mädchen", heißt es dann weiter, „auf Ihr erſtes Wort werde ich zu Ihnen reiſen, das Mädchen nehmen und Sie als den Gründer meines Lebensglückes, ſo lange ich lebe, verehren." „Das iſt ein wunderlicher Kauz", ſchrieb Perthes an Beſſer, „aber ein ehrlicher Kerl. So alt man wird, erlebt man doch immer etwas Neues. Antworten muß ich ihm; aber wie ſoll ich es anfangen, daß mir der Schalk nicht zu jedem Buchſtaben herausguckt?" „Heiraten müſſen Sie", antwortete Perthes dem Manne ſelbſt; „Amt und Wiſſenſchaft allein würden gerade für Sie nicht ausreichen, um Sie vor wunderlicher Einſeitigkeit zu bewahren. Ich gehöre nicht zu denen, die meinen, daß, wer eine Frau wählt, als Blinder in einen Korb mit Schlangen greift, unter denen nur ein Aal ſich befindet; ich glaube vielmehr, daß die Ehen im Himmel geſchloſſen werden,

aber nicht ohne Zuthun und Entschluß des Menschen; zum Heiraten gehört freie Courage. Dem jugendlichen Sinn gelingt es oft am besten; er greift ohne weiteres zu und er trifft das Rechte, oder vielmehr, er wird getroffen. Wer aber grübelt wie Sie, der kann nicht anders als beobachten und prüfen und findet immer bedenkliche Klippen, aber vergessen Sie nicht, daß am Menschen überhaupt es schon viel ist, wenn Übeles fehlt; zu viel vorhandenes Gute dürfen Sie nicht verlangen. Der Mann, der Kraft und Ruhe hat, kann manches überwinden, und alles überwindet die Liebe; wer die Gewalt und die Treue eines liebenden weiblichen Herzens an sich erfährt, der trägt an nichts zu schwer. Beschauen Sie sich die Töchter des Landes! Hilft das nicht, so machen Sie eine Fahrt auf die Freie und greifen Sie zu. Ein Dreißigjähriger muß noch etwas ins Zeug gehen; thut er es mit gesunden Sinnen und ernstem Willen, so hilft Gott. Schlecht wären Sie beraten, wenn Sie mich zum Eheprokurator machen wollten, denn ich würde Ihnen täglich ein Dutzend Mädchen nennen, die ich alle selbst heiraten möchte, wenn ich fünfundzwanzig Jahre jünger wäre." „Hüten Sie sich", schrieb Perthes einem anderen jungen Mann, „der Frau, die Sie nennen, sich in Ihren religiösen Überzeugungen zu warm und offen mitzuteilen. Ein wirkliches Verständnis zwischen Mann und Frau ist außer der Ehe unmöglich. So wenig wir einen weiblichen Seelenzustand zu begreifen vermögen, so wenig begreift eine Frau uns; die Frauen stehen höher als wir, und wir stehen höher als sie. Die Geschlechter sind bis in die Wurzel verschieden; nur in der Ehe, nie außer ihr erhält diese Verschiedenheit ihre Lösung und Einigung. Das ist das große Geheimnis der Schöpfung und des Christentums." „Unterricht und Bildung wirkt auf das weibliche Geschlecht nur wenig", heißt es ein anderesmal. „Ein Mädchen, eine Frau von Geist und Sinn wird überall auch mit wenig Wissen und wenig Bildung hervorleuchten; ist sie aber wenig in sich, so erscheint sie trotz alles Unterrichtes und aller Tournüre gänsehaft und roh. Der dumme und rohe Mann dagegen zählt in der Welt, wenn er viel gelernt hat; übertüncht mit Weltbildung macht auch der flache Geselle sich geltend. Ich muß freilich sagen, daß kein Mensch mir so langweilig ist wie der, welcher nichts anderes spricht,

als was er gelernt hat.“ „In Ihren Jahren findet man“, ſchrieb er einem jungen Manne, „jedes Mädchen verrückt, es ſei denn, daß man ſich in ſie verliebe. In den früheren Jünglingsjahren findet man alle jungen Mädchen allerliebſt und möchte ſie haben; in den ſpäteren Mannesjahren ſieht man auch im Mädchen und in der Frau vor allem den Menſchen und freut ſich des Guten und trägt das Böſe. In Ihrem Alter iſt man nicht mehr blind, aber auch noch nicht ſehend und wird ungerecht; doch kommt Zeit, kommt Rat.“ „Meinen herzlichen Glückwunſch zu Ihrer Verheiratung“, ſchrieb Perthes an Heinrich Ritter. „Die Ehe iſt die größte Gabe Gottes; der Mann, der ſie nicht kennt, kann wohl im Äußeren Großes leiſten, aber in die Tiefe und das innere Weſen des Menſchen und der Dinge wird er nicht dringen. Das gemeinſame Haben und Tragen der Freuden und Leiden dieſer Erde ſchließt uns den Himmel unſeres Urſprungs und unſerer Zukunft auf. In einem langen Eheſtand habe ich des Schmerzes und des Kummers, der Angſt und der Sorgen viel gehabt, aber ohne ihn möchte ich kaum gelebt haben.“ „Die Stellung des Mannes“, heißt es in einem anderen Briefe, den Perthes ſchrieb, „iſt ſeit dem Eintritt des Chriſtentums in die Geſchichte auch dadurch eine andere geworden, daß die Frauen aus Mitteln zur Erhaltung des Geſchlechts und aus Laſttieren des Mannes zu einem ſelbſtändigen Daſein im Leben gelangt ſind, in welchem ſie ihrer ſelbſt wegen zählen. Seitdem haben die Männer angefangen zu idealiſieren, zunächſt die Frauen und das Verhältnis zu ihnen, ſodann aber hat ſich ganz allgemein eine idealiſierende Stimmung entwickelt, welche den Griechen und Römern und der alten Welt überhaupt fremd war und in der neueren Geſchichte einen unberechenbar großen Einfluß übt. Auch ſind die Beweggründe zum Handeln im öffentlichen Leben in der neueren Zeit gewiß in weit höherem Grade, als gewöhnlich angenommen wird, durch das Verhältnis des Handelnden zum weiblichen Geſchlecht beſtimmt. Das Chriſtentum ſtellt an dieſes Verhältnis unendlich große und ſchwere Anforderungen, Anforderungen, welche die vorchriſtliche Zeit nicht einmal ahnte. Dieſen Anforderungen gegenüber hat jeder Mann ohne Ausnahme eine geheime Geſchichte ſeines Gefühls, ſeines Wollens und ſeiner Thatkraft, die ſich

ganz verſchieden geſtaltet, je nachdem er ſein Verhältnis zu den Frauen durchkämpft und in dem Kampfe beſtand, ſiegte oder unterlag. Kein dritter erlangt Kunde und Verſtändnis von dieſem inneren Prozeſſe, und doch hängt von dem Ausgange desſelben die Stellung des Mannes zum Leben und zum Wirken in demſelben und für dasſelbe weſentlich ab.“ „Eine fromme, demütige, weibliche Seele verbreitet immer ſtille Freude rund um ſich her“, äußerte er gegen einen anderen Freund, „auch wenn es in ihrem eigenen Innern weint und blutet.“ „Ihres Familienglückes freue ich mich von Herzen“, ſchrieb er an Riſt. „Sagen Sie Ihrer Frau alles Gute und Liebe von mir. Genießt das Glück in Euren Kindern; noch ſind ſie jung, ganz abhängig von Vater und Mutter, noch iſt das Haus geſchloſſen, noch ruht alles heimlich beieinander. Es iſt auch dieſes vergänglich, und ſehr anders wird es, wenn die Kinder ihre eigenen Gedanken, ihre eigenen Wünſche, Hoffnungen und Ausſichten in Herz und Kopf hegen, wenn eines nach dem anderen die Kinderſtube und das Haus verläßt und ſeinen eigenen Weg geht. Da hilft kein Feſthalten, kein Anklammern, die zarteſten Herzensbande der Eltern werden zerriſſen. Ich habe es erfahren und darf ſo ſprechen, da meine Kinder nur Liebe und Anhänglichkeit mir bewieſen, nur Freude mir gemacht haben, und doch — ſie gehen ihren Weg und müſſen es.“ „Ich ſtehe“, ſchrieb ihm ein lieber Freund, der ſeinen Sohn verloren hatte, „mit meiner armen, unſäglich gebeugten Frau vor einem Abgrunde des Schmerzes, deſſen Tiefe wir nur in lichteren Augenblicken ermeſſen können. Ihnen, der auch mit dem Tode vertraut iſt, kann ich es ſagen und klagen. Laſſen Sie mich gute Worte hören.“ „Was es heißt“, antwortete Perthes, „zuerſt ein Kind zu verlieren, fühlt niemand, der es nicht erfahren hat. Jeder ſieht von Kindesbeinen an, daß das Zerreißen der Liebe keinem Menſchen erſpart wird, aber was hilft das dem betrübten Vater und der betrübten Mutter? Claudius ſagte einmal: ‚Ich dachte lange ſchon, mein Glaube ſei feſt und ſtark; in der Stunde aber, in der ich meinen Matthias in den Sarg legte, da wollte Ergebung und Demut faſt nicht halten, und der Glaube ward hart geprüft. Da erſt lernte ich verſtehen, was es mit dem Menſchenleben auf Erden auf ſich hat; was vorherging, war nur Kinderſpiel.‘ Haltet im Schmerze feſt an-

einander", fuhr Perthes fort, „verberge ihn keiner dem anderen, versucht nicht einander zu beruhigen, laßt zusammen ausschmerzen, das giebt stille Freudigkeit und vermählt Euch so enge, wie Glück allein Euch nicht vermählen könnte. Haltet fest aneinander, Ihr lieben armen Freunde; die Gemeinschaft der Liebe macht den tiefsten Schmerz zu einem Segen Gottes." „So wie Sie, mein lieber Perthes", lautete die Antwort, „hat keiner uns bei Herz und Hand zu fassen, keiner so viel uns zu geben vermocht; das kann man nur aus einem tiefen Schatze innerer und äußerer Erfahrung und aus einem durch Feuer geläuterten Gemüte geben; und daß Sie unser so oft gedachten und uns nicht allein lassen wollten, das werden wir Ihnen ewig gedenken." „Ihr Leiden an dem Sterbebette des Kindes", schrieb Perthes etwas später, „rief Erinnerungen in mir wach, die nun nicht wieder weichen wollen. Von nun an liege, sagen Sie, die Zeit eines ungestörten Familienglückes wie eine alte Welt hinter Ihnen. So ist es. Von dem Augenblicke des Verlustes eines Kindes an sieht das Auge der Eltern düster; alle Schönheit des Lebens ist verloren; jeder kleine Unfall, ein Husten, ein veränderter Ton der Stimme regt die schwersten Besorgnisse auf. Man hatte es ja immer gewußt, daß selten ein Häuflein Kinder beisammen bleibt, aber man nimmt das nicht für sich, bis es einschlägt, und schlägt es ein, so glaubt man und vertraut man wohl, aber tief unten in der Brust wühlt doch der Schmerz. Ergebung ist allenfalls da, aber die Erhebung fehlt; nicht mehr haben, nicht mehr haben, das ist's; nicht mehr menschlich dieses und eben dieses Kind lieben zu können, nicht mehr von diesem Kinde Liebe zu empfangen, das schmerzt immerfort; von einer Kindesleiche, die immer etwas Himmlisches ist, sich abwenden zu müssen wieder hinaus in die Welt, ist entsetzlich. Alles erscheint klein, alles wie Tand gegen die eben gemachte Erfahrung. Sie hatten recht, Ihre anderen Kinder nicht ferne vom Krankenbette, nicht ferne vom Sarge zu halten. Kinder durch Reden und Vorstellungen zur Wehmut des Gefühls zu reizen, thut nicht gut; aber der Wirklichkeit darf man sie nicht ängstlich entziehen; sie müssen frühe lernen, dem Menschenschicksal ins Auge zu sehen, und sie können es ertragen. Eine Mutter am Krankenbette lehrt uns die Fülle der Kraft erkennen,

die im Menſchen liegt. Der Mann erſchrickt über ſein Zurückſtehen; auch die Zeit beſitzt über den Schmerz der Frau weniger Gewalt als über den des Mannes; das Edelſte im Menſchen, die Treue, iſt vor allem Eigentum des Weibes; ſie iſt treu, treuer als der Mann." Als einem hochbejahrten Manne ein blühender Sohn im zweiundzwanzigſten Jahre geſtorben war, ſchrieb Perthes: „Wohl mildert ſich im Alter jeder geiſtige Schmerz, aber der Schmerz über den Verluſt eines Kindes fällt nicht ausſchließlich in das geiſtige Bereich, ſondern iſt zugleich im Herzblut geheimnisvoll auf Naturbande begründet. Je jünger das Kind, deſto enger das Band, da es den Eltern ſo zu ſagen noch mit Fleiſch und Blut angehörig und in ſeinem ganzen Daſein noch an uns gebunden iſt. Je älter es wird, deſto verſchiedener wird es äußerlich von uns durch die Erdſtoffe der Nahrung und deſto mehr wird es uns durch eigenes Sein im Willen und Gefühl entfremdet. Der Verluſt eines Sohnes im blühenden Jünglingsalter hat zwar wieder ſeinen beſonderen Schmerz, aber auch ſeinen beſonderen Troſt; des Jünglings Reinheit hält innig feſt am Idealen, glaubt Großes zu erringen und Großes zu vollbringen. In ſpäteren Jahren wird dieſe glückliche Täuſchung gebrochen und muß gebrochen werden, und es iſt ein Schönes, abgerufen zu werden, bevor die Blüte zerſtört iſt. Auch Sie ſchreiben: 22 Jahre ſind eine ſchöne Zeit zu ſterben, ſchöner als 42 oder 52 Jahre. Und doch wenigſtens mir war der Kampf des Lebens notwendig, und heute noch feſſelt mich die Hoffnung zum endlichen inneren Siege an das Leben; ohne dieſe Hoffnung lieber heute als morgen ſterben. Das Gebet unſeres Lebens ſei: ‚Schaff in mir, Gott, ein reines Herz und einen neuen gewiſſen Geiſt'. Nur einer hatte dieſe Reinheit und dieſe Gewißheit, wir aber ſollen kämpfen darum bis an das Ende."

„Periodiſche Stumpfheit iſt zwar die Qual aller ſuchenden Seelen", hatte ein Freund aus weiter Ferne an Perthes geſchrieben, „aber leidenſchaftliche Anfechtungen im reifen Alter, die ganz von Gott abwenden und denen man nicht widerſteht, weil der rechte Wille zum Widerſtehen mangelt, das erniedrigt tief und um ſo tiefer, je wahrer man ſich ſagen kann, daß es früher ſo niemals war. Um den inneren

Frieden ist es geschehen, und ich warte mit heißer Sehnsucht auf die Beschwichtigung des Sturms, aber wie, wenn der Baum während des Wartens gefällt würde!“ „Daß im Alter noch Anfechtungen der Leidenschaft Sie treffen können“, antwortete Perthes, „darüber klagen Sie? Mein lieber Freund, wen solche Anfechtungen der Leidenschaften noch treffen können, der ist nicht alt, so viel der Jahre er auch zählt. Es ist tief demütigend, den Naturkräften sich unterworfen zu fühlen; aber wo die Naturkräfte fehlen, hat nach dem bekannten Worte der Mensch nicht die Sünde, sondern die Sünde den Menschen verlassen, und es wird ihm nicht leichter, sondern schwerer, sich zu Gott zu erheben. Auf Erden ist Kampf Leben; Unangefochtensein ist Tod; kämpfen sollen wir bis ans Ende, um die Krone des Lebens zu erringen, und in welchem Harnisch Sie zu kämpfen haben, das ist Ihnen von altersher bekannt. Die Erfahrung, die Sie zu machen haben, haben vor Ihnen schon viele gemacht. Es ist nicht erniedrigend, einen Feind zu haben, aber wohl vor ihm das Gewehr zu strecken; und sollten Sie mitten im Kampfe aus diesem Leben dahin genommen werden, nun Gott kennt uns, wir kennen uns nicht.“ „Ihr Brief“, entgegnete der Freund, „kam zur guten Stunde. Als ich ihn empfing, war die Gewalt der Leidenschaft gebrochen; aber der trockenen Besonnenheit und der peinlichen Reue ekelte das gewöhnliche alltägliche Leben an, so daß ich mich fast in die Zeit der Leidenschaft zurück sehnte. Eine kalte Scham war mir geblieben, die mir gewiß machte, daß meine Ruhe keine christliche sei; ich sehnte mich nach dem erwärmenden Hauche der göttlichen Liebe — da kam Ihr Brief, er ist mir Arznei geworden.“

So oft Perthes auch den Blick auf die inneren und äußeren Zustände anderer richtete, blieb ihm sein eigenes Ich und der Entwickelungsgang, den es genommen, doch vor allem ein Gegenstand der Erforschung, des Erstaunens und auch der Sorge; oft absichtlich, oft aber auch ohne es zu wollen, legte er das eigene Innere den Freunden offen. „Sie irren sich“, schrieb er einmal an Rist, „wenn Sie glauben, daß ich nach der lebhaften Campagne vor meiner Verheiratung Waffenstillstand mit der Selbstbeschauung geschlossen hätte; im Gegenteil, das Rätsel meines Ich läßt mir nach wie vor keine Ruhe.“ „Selten nur wird es einem Menschen zuteil“, schrieb er ein anderesmal, „mit

Kindern in ununterbrochener Reihenfolge vom reifen Manne bis zum zarteſten Alter hin in ſo nahem innigem Verkehr zu ſtehen, wie ich es thue. Manches in meinem eigenen Entwickelungsgange wird erſt jetzt mir klar. Das Kind, ſobald es ſeine Sinne gebrauchen kann, fühlt ſich in der Natur nur als ein Stück von der Natur, es ſieht und hört Dinge, die ihm alle neu ſind; aber weil es Natur iſt in der Natur, wundert es ſich über nichts. Wird es älter, ſo lebt es doch nur in nächſter Nähe; das Bächlein mit dem hellen Waſſer iſt ihm lieber als das wogende Meer, die Blume anziehender als der Wald, der Hügel, auf dem es ſich tummelt, giebt ihm mehr als das Gebirge; über nichts erſtaunt es und findet alles in Übereinſtimmung mit ſich ſelbſt. Wenn aber die Gedanken erwachen, wenn es mit dem eigenen Willen in Widerſpruch kommt und in einem Streben und Regen aufkeimt, das noch kein Ziel und Ende hat, ſo beginnt der Knabe ſich mit ſeinem Inneren von der Natur getrennt zu fühlen, und des Jünglings tiefes Sehnen entſteht, für ſich, für ſein Herz und ſeinen Sinn, das Entſprechende in der Natur zu finden. Die Täuſchungen und Enttäuſchungen beginnen, und die Lehrjahre des Menſchen müſſen durchgearbeitet werden. Und doch auch jetzt noch, ſolange die Jugend dauert, kommt der Menſch durch die Natur und Kreatur in Kindlichkeit, in Phantaſie und Liebe zu Gott. Die Jugend iſt Poeſie. Das Kind liebt durch die Mutter, der Jüngling im Mädchen, das Mädchen im Jüngling Gott. Aber ſo bleibt es nicht. Im Alter den Menſchen zu lieben und in der Liebe feſt zu bleiben bis zum Tode, iſt unendlich ſchwer. Das Verhältnis kehrt ſich um; die Jugend kommt durch den Menſchen zu Gott, das Alter nur durch Gott zu den Menſchen. Nur durch Glauben und Demut iſt im Alter jugendliche Wärme des Herzens zu bewahren, und ein Alter ohne Wärme iſt ſo entſetzlich, daß es kaum etwas Entſetzlicheres giebt, während im Alter Liebe, ja ſchon Wohlwollen dem Gewiſſen auch bei dem vollen Bewußtſein der Sünde Ruhe und Sicherheit giebt."

Die Liebe und das Wohlwollen des Alters, von welchen Perthes hier redete, war ihm ſelbſt in reichem Maße geſchenkt. „Ich kann", ſchrieb er einmal an Rumohr, „die Art unſerer Zeit nicht leiden, welche die Männer das verdämmern oder vertumultuieren läßt, was ſie in vergangenen Jahren gemeinſchaftlich mit anderen thaten oder litten,

dachten oder fühlten. Deshalb poche ich gerne ab und an bei alten Bekannten wieder einmal an, um zu horchen, ob noch verwandte Saiten klingen." Ohne Ausnahme öffnete sich ihm auf ein solches Anpochen überall das Herz der alten Bekannten und Freunde. „Mit wahrer herzlicher Freude habe ich nach Verlauf mehrerer Jahre wieder einmal die Züge Ihrer Hand erblickt", antwortete Schelling, „mit größerer freilich hätte ich wieder einmal Ihre Gesichtszüge gesehen; zu den ersten und ältesten Freunden, die ich gehabt habe, gehören Sie." Bis zu flüchtigen Bekanntschaften dehnte Perthes dieses treue Festhalten aus. „Trifft man einen Fremden", schrieb er einmal, „auf der Reise und bringt auch nur kurze Zeit mit ihm vielleicht im Eilwagen zu, so bemerkt man bald die Eigentümlichkeit desselben, die guten und schwachen Seiten seines Humors, seinen Sinn für diese oder jene Schönheiten der Natur, für diese oder jene Verhältnisse der Menschen. Danach richtet man sich; thut's der andere auch, so entsteht aus beiderseitigen kleinen Aufopferungen und Gefälligkeiten ein angenehmer Zustand, welcher Früchte aller Art bringt. Oftmals in meinem Leben habe ich solche Reiseehen geschlossen, und hatte die gemeinsame Fahrt ein Ende, so erfüllten immer die letzten Stunden mich mit einem traurigen Gefühl, weil die Auflösung eines wohlwollenden Verhältnisses des Menschen zum Menschen erfolgte. Ich habe auch nie anders gekonnt, als solch einen alten Reisegefährten später immer wieder mit Freude und Herzlichkeit aufnehmen, selbst wenn sein Gesicht in der Stube ganz anders aussah als im Reisewagen. Der Verstand macht ungleich und trennt überall, aber die Liebe, wie sie arm und reich, hoch und niedrig gleich macht und einigt, führt selbst in ihren letzten Postwagenausläufern die Menschen zusammen." „Viel Liebes habe ich Menschen erwiesen", heißt es in einem anderen Briefe, „ohne Dank davon gehabt zu haben; das schmerzt. Aber noch viel mehr Liebes habe ich von anderen erwiesen erhalten, und oft genug suche ich vergebens nach dem lebendigen Dankgefühl in meinem Herzen, und das schmerzt zuweilen noch tiefer."

Das angeborene Wohlwollen und die Liebe zur Liebe, wie er sich einmal ausdrückte, hinderte indessen Perthes nicht, den Menschen unter Umständen sehr entschieden entgegen zu treten. Nicht leicht zwar und nie auf lange ward er durch Verschiedenheit der Ansichten, durch

Schwächen und Fehltritte, durch Verkehrtheit einer Überzeugung, wenn sie nur wirklich Überzeugung war, gereizt; aber dem Hochmute, der Unwahrheit, der trägen Schlaffheit und der niedrigen Gesinnung gegenüber loderte er auch jetzt noch leicht und heftig auf, selbst in Fällen, in denen er zum Reden nicht eigentlich verpflichtet war. „Schweigen hat sein Gutes", meinte er, „aber nicht immer; sich empört zu fühlen ist freilich nicht göttlich, sondern menschlich: aber wer gar nicht empört werden kann oder seine Empörung in sich verschließt, damit ihm der Pelz nicht gewaschen werde und der Wespenschwarm ihn nicht steche, mit dem mag wenigstens ich nichts zu thun haben. Der Guten sind mehr auf der Welt als der Bösen, aber die Bösen herrschen dennoch und nur deshalb, weil sie mehr Courage haben. Wer mit Kraft, Mut und Geschick angreift, gewinnt, auch wenn er böse ist, fast überall dieselbe Teilnahme für sich, die wir der kraftvollen Bewegung des reißenden Tieres nicht leicht versagen können, wenn es über schuldlose aber mutlose Geschöpfe herfällt. Der Mensch hat nun einmal seine Freude an jedem, der mutig und entschlossen seine Kräfte gebraucht, und fällt nur zu oft ihm zu, nur weil er sie gebraucht, ohne zu fragen, wofür er sie gebraucht. Es ist wohl wahr, mich hat oft gereut, daß ich geredet, aber auch oft, daß ich geschwiegen habe." Fast immer stand Perthes das rechte Wort zu Gebote, um die wunden Stellen eines mit seiner Gesundheit prahlenden Kranken zu treffen oder einen niedrigen Menschen vornehmen oder geringen Standes zurückzuweisen, wenn er sich ihm aufdrängen wollte. „Eure Hochwohlgeboren wollen alles, können weniges und thun nichts", schrieb er einmal einem hochfahrenden Herrn. „An Jacobs können Sie lernen", schrieb er einem anderen, „daß es nicht an der Philologie liegt, wenn so viele Philologen unleidlicher Natur und kleinlichen Charakters und erfüllt von selbstsüchtigen Rücksichten sind." „Sie verlangen Respekt vor dem Gelehrten", schrieb er ein anderesmal. „Gewiß allen Respekt vor dem Gelehrten, aber vergessen Sie nicht: Fülle des Geistes, Tiefe des Sinnes, Ahnung des Höheren, Erfahrung der Welt, Feinheit des Betragens, Gewandtheit und Kraft zum Handeln, Wahrheitsliebe, Redlichkeit und Liebhaben, das alles kann dem Menschen fehlen, und doch kann er ein großer Gelehrter sein." „Sie wissen nur zu gut, was Sie können", schrieb er

einem jüngeren Manne; „bevor Sie aber gelernt haben zu wissen, was Sie nicht können im Äußeren und im Inneren, werden Sie weder etwas von Bedeutung leisten, noch in sich zur Ruhe kommen.“ Einem Manne, der sich, um Verdrießlichkeiten des öffentlichen Lebens zu entgehen, zu Frau und Kindern abgesperrt hatte und noch dazu vornehm stolz auf seine Zurückgezogenheit war, schrieb Perthes: „Hüten Sie sich: nicht die Freude an dem Leben im Hause, sondern die Furcht vor den unangenehmen Berührungen außer dem Hause möchte der Grund für die Häuslichkeit sein, deren Sie sich rühmen. Das häusliche Leben besteht nicht in der Absperrung von anderen, sondern in der Ausbildung des Eigenen; es ist nicht negativ, sondern positiv. Den Sinn für das häusliche Leben kann nur der in sich entwickeln, der die Beschwerden des öffentlichen Lebens getragen hat und trägt; häusliches Leben ist ohne öffentliches Leben so wenig möglich wie auf einer einsamen Insel.“

Nicht allein in den Briefen, die einen anderen angreifen sollten, sondern auch in vielem anderen spricht sich oft noch dieselbe kecke Frische aus, die Perthes' Jugend eigen gewesen war. „Wer sicher wäre, achtzig Jahre alt zu werden“, hatte ihm ein Freund geschrieben, „würde zugleich sicher sein, sich als öffentlichen Charakter zu überleben; vom alten Blücher an bis zu Wieland und Goethe hin haben alle Schiffbruch gelitten oder sind doch wenigstens gestrandet. Eigentlich sollte man mit dem fünfzigsten, höchstens fünfundfünfzigsten Jahre die Bude zumachen und inwendig Licht anstecken und es fleißig putzen und nähren.“ „Wohl bringt das Alter über fünfzig Jahre“, meinte dagegen Perthes, „Fährlichkeiten mit sich, wozu ich jedoch nicht rechne, daß ich in den letzten Jahren einen Sohn und zwei Töchter habe taufen lassen; wohl habe ich viel Kummer, Sorge und Kampf hinter mir, aber ich bleibe dabei, daß der tüchtige Mensch erst im Alter ein vollständiger Mensch wird. Ich aber kann auch heute noch nicht über zu viel Alter, sondern muß über zu viel Jugend klagen, die immer noch mit Unruhe und mit allem Möglichen in mir spukt. Angesichts so mancher alten jungen Leute unserer Zeit fürchte ich manchesmal, daß ein Stück ewiger Jude in mir steckt.“ Die Frische und Jugendlichkeit, welche Perthes sich bewahrt hatte, setzte oft selbst seine Freunde in Erstaunen. „Wenn Leichensteine den Gesichts-

kreis des Menſchen ſo umſtellen", heißt es in einem Briefe an ihn, „daß er nicht mehr mit der Bewußtloſigkeit der Jugend die Gaben des Lebens zu genießen vermag, ſo kann nur der die Jugend ſich erhalten, dem die Pläne der Jugend treu blieben, und das iſt freilich bei Ihnen in ſeltenem Maße der Fall." „Wahrlich, lieber Perthes", ſchrieb ihm einmal Riſt, „Sie ſind ein glücklicher Mann, deſſen Frömmigkeit und beſonnener Verſtand ein Haus regieren, aus welchem auch in unſerer Zeit einfache und glückliche Menſchen hervorgehen und den Samen des Guten auf ſpätere Geſchlechter verbreiten werden. Kraft und Ergebung, jedes an ſeiner Stelle, das iſt das Geheimnis des Lebens. Sie ſind ein glücklicher Mann, nicht nur weil Sie die beſten und weſentlichſten Gaben in reichem Maße von Gott empfangen haben, ſondern auch weil Sie die empfangenen Gaben im rechten Augenblick gebrauchen wollen und können. Sie ſind ein glücklicher Mann, weil Ihnen auch das Zufällige gelingt. Ohne dieſen Treffer haben auch die beſten Gaben nur den halben Wert. Glücklich zu preiſen iſt der, den die Vorſehung in eine Lage ſetzte, in welcher er ſeines Schickſals eigener Werkmeiſter ſein konnte. Auch im glücklichſten Dienſtverhältnis iſt Ähnliches nicht zu leiſten; ein lähmendes Gewicht hängt jedem Amte an, dem das Gegengewicht ſchwer zu halten iſt. Wohl erkenne ich die mir zuteil gewordenen Vorzüge der Erziehung, große Reiſen und manche andere Gunſt des Schickſals an, die eigentlich noch etwas ganz anderes aus mir hätten machen müſſen, wenn noch eine letzte Wohlthat: die eines geſchloſſenen, auf beſtimmte Ziele hingewieſenen, durch inneren Gehalt wohlthuenden und befriedigenden Wirkungskreiſes hinzugekommen wäre. Der Standpunkt des gewerbetreibenden Bürgers, ſofern er zugleich auch zu öffentlicher Thätigkeit aufgefordert wird, iſt durchaus der reinſte, den es giebt; da entwickeln ſich alle guten Kräfte in freiem Raum, da iſt keine lähmende Abhängigkeit in der Ausbildung der eigenen äußeren Lage; was der Bürger erreichen kann, das gehört ihm; was er erworben hat, das bleibt ihm, und er erwartet und wünſcht nichts, was er nicht ſelbſt erwerben kann. Stellen Sie dem gegenüber ein Amtsverhältnis wie das meinige, an ſich gewiß ſehr leidlicher Art, aber ohne inneren Sporn, ohne ſichtbares Reſultat und mit Abhängigkeit aller Art verbunden, welche die Selbſtthätigkeit am Ende lähmt und den

Egoismus fördert, eine Vornehmheit, die keinen Einfluß giebt, keinen Zugang zu einer öffentlichen Wirksamkeit, die Spuren hinterläßt und den Mann hebt, keine sichere Zukunft in der bewegten Zeit für den, der seine Überzeugung nicht aufgeben kann, mit einem Worte, keinen festen Boden unter den Füßen. Solche Verhältnisse wirken doch auch auf die kräftige Entwickelung des Inneren zurück, und alles, was man thun kann, besteht darin, dem lähmenden Einfluß durch stetes Festhalten höherer Standpunkte zu widerstehen. Aber das Gefühl des Verfehlten bleibt doch nicht aus. Doch genug: Gottes Odem weht überall, und ich glaube, daß jedem das rechte Los fiel. Ihnen aber fiel das glücklichere, und ich danke Ihnen, daß Sie uns von dem Ihrigen freundlich mitzuteilen nicht ablassen. Lassen Sie nichts aus Ihrem Kreise für uns verloren gehen; Ihre Briefe sind Elektricitäts- und Lebensträger und vergegenwärtigen uns eine bedeutende Persönlichkeit in ihrer Eigentümlichkeit und Tiefe; Ihre Reiseschilderungen wirken wie die anscheinend ungeregelten Züge halb ausgeführter Radierungen Rembrandts, in denen sich die Köpfe, lauter Porträts, drängen und große Partieen von Licht und Schatten fast ohne Übergang gegenüberstehen, düstere Gestalten geheimnisvoll in der Ferne schweben, die Nähe in kräftiger Gegenwart hervortritt und der Beschauer sich oft kaum der zu lebhaft auf ihn eindringenden Masse der Bilder erwehren kann. Bei diesem Gleichnis kann ich mich übrigens nicht erwehren, an Ihren seligen Kollegen Nicolai zu denken, der mir wie ein mühseliger, höchst nüchterner aber ausführlicher Kupferstecher vorkommt und auch seine Reisen beschreibt. Kaum seid Ihr beide verschiedener, als es die Zeiten sind, in denen Ihr Euch bewegt; jeder das Produkt seiner Zeit; ein Perthes wäre damals ebenso sehr an der unrechten Stelle gewesen, als ein Nicolai es in der heutigen Zeit ist." „Ihnen würde ein leichtes Leben", heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, „ein langweiliges Leben sein; ist Ihr Leben nicht kraus, so machen Sie sich es kraus, wenden überall mehr Kraft auf, als nötig ist, behalten doch noch genug übrig für unvorhergesehene Notfälle und sehnen sich dabei immer nach Ruhe, Sie wunderlicher Mensch." Nicht ohne treffende Wahrheit waren diese Worte; denn so unternehmend Perthes auch handeln, so keck er schreiben konnte, trat doch der sein ganzes früheres Leben durchziehende Gegensatz zwischen der

Neigung zum raſchen, kräftigen Thun und der Sehnſucht nach ſtiller Ruhe auch in dieſen Jahren immer wieder hervor. „Ich bin jetzt ſehr ſtill und einſam“, ſchrieb er einmal, „und in mir ſehr ruhig; die Oberfläche der Seele wird wohl durch die Mühen und Nöte des Lebens getrübt, aber es drängt doch nicht in die Tiefe und wirft keinen Schaum auf. Meine Stube iſt jetzt meine Welt, von dort aus aber gehe ich in die Weite, wie mein Geſchäft es erheiſcht.“ „Mich beleben wohl noch tauſend Intereſſen“, ſchrieb er ein anderesmal, „aber doch eigentlich nur ſtoßweiſe; denn im Grunde bedarf ich, um heiter und zufrieden zu ſein, das Familienverhältnis vorausgeſetzt, nur ein ruhiges Zimmer mit einigen Büchern, etwas Berg und Wald, ein paar verſtändige Männer, Freiheit zur Einſamkeit und daß Menſchen mich nicht genieren. Das iſt wenig und doch auch viel.“ „Ruhig zu ſein lerne ich nicht“, heißt es dagegen in einem anderen Briefe, „und oft drängt ſich mir der Gedanke auf, daß mir als Läuterungsfeuer für das ſpätere Alter aufbewahrt ſein könne, blind oder lahm zu werden, wovor mich aber doch der liebe Gott in Gnaden bewahren möge.“ „Durch Beſſers Tod iſt die Zahl derer, die einen Zug nach drüben auf mich ausüben, noch vermehrt“, ſchrieb er etwas ſpäter. „Gar mannigfach iſt dieſer Zug: meine Karoline und Beſſer ſtehen einander nahe, dann der väterliche Führer meiner Jugend, der alte ſchwarzburgiſche Oberſtlieutenant und meine erſte Liebe Friederike, dann Claudius und Jacobi, dann meine früh verſtorbenen Kinder und wunderbarerweiſe der Zug zu meinem Vater, den ich niemals ſah. Wenig von dem vielen, was man hier zeitlich lieb hatte und hochhielt, bleibt wert, mitgenommen oder wiedergefunden zu werden. Ob der ſo tief in uns liegende Trieb zu Kraft und That, oder ob die ebenſo tief begründete Neigung zum Verſenken in Lieben und Schauen unſere Ewigkeit ausfüllen wird, oder ob beides, wer kann es ſagen?“ „Ungeheuer lang kommt mir mein Leben vor“, ſchrieb er um dieſelbe Zeit, „und doch wie entſetzlich viel Einerlei in dem bunten Wechſel: Sperlinge und Hunde, Schafe und Böcke ſehe ich heute wie vor fünfzig Jahren, immer ſind es andere, und doch iſt es mir, als wären es dieſelben. Von ferne angeſehen, ſcheint mir das Sterben nicht ſchwer, doch vom Sterben kann nur erzählen, wer es erfahren hat, und wer es erfahren hat, erzählt nicht davon.“

Katholicismus und kirchliche Gegenſätze innerhalb des Proteſtantismus 1822—1830.

Durch die Verbreitung der in ſeinem Verlage erſchienenen Geſchichte der Religion Jeſu vom Grafen Friedrich Leopold Stolberg wurde Perthes auf das neue in Verbindung mit vielen frommen und ernſten Katholiken gebracht. Perthes hielt, wie er einmal an die Gräfin Sophie Stolberg ſchrieb, das Stolbergiſche Werk wegen deſſen Wärme und Innerlichkeit für vorzüglich geeignet, die vielen dem Chriſtentume völlig entfremdeten Katholiken neu zu beleben und die vielen harten Urteile der Proteſtanten über die Äußerlichkeit des Katholicismus zu mildern und zu berichtigen. Stolbergs Werk hatte allerdings in weiten Kreiſen Verbreitung und damals ſelbſt bei ſtrengen Eiferern Anerkennung gefunden; über 8000 Exemplare wurden bis zum Jahre 1826 abgeſetzt; es fehlte aber doch auch nicht an Bedenken, die von Katholiken verſchiedener kirchlicher Parteiſtellung erhoben wurden. Windiſchmann, der Stolberg perſönlich mit Liebe und Verehrung zugethan war, äußerte 1824 in Bonn gegen Perthes, Stolberg habe manches in der Entwickelung der katholiſchen Kirche nie erkennen und begreifen können und nie habe er in ſich ſelbſt den Proteſtantismus überwunden. Vom entgegengeſetzten Standpunkte aus ſchrieb Hermes, der bekannte Führer der damals herrſchenden katholiſch-philoſophiſchen Schule, an Perthes: „So weit ich den religiöſen und wiſſenſchaftlichen Standpunkt der hieſigen Geiſtlichkeit kenne, muß ich urteilen, daß ein Erbauungsbuch, wie die Stolbergiſche Religionsgeſchichte, welche bei aller religiöſen Vortrefflichkeit doch in wiſſenſchaftlicher Hinſicht ſo viel zu wünſchen übrig läßt, nicht das erſte und vorzüglichſte Mittel ſei, der hieſigen Geiſtlichkeit den nötigen neuen Aufſchwung zu geben; denn in dem regen religiöſen Eifer, der doch durch das Stolbergiſche Werk einzig gefördert wird, ſteht es hier bei weitem am beſten und das Bedürfnis in wiſſenſchaftlicher Hinſicht iſt viel größer.“ Seine eigene Anſicht über das Werk ſprach Perthes in einem Briefe an Olshauſen aus: „Mag auch in Stolbergs Religionsgeſchichte durch Eifer für die katholiſche Kirche, durch Mangel an theologiſcher Gelehrſamkeit, durch Vorherrſchen der Phan-

taſie und durch Einfluß des Dichtergeiſtes viel geirrt und gefehlt ſein, ſo iſt es doch ein Werk in echt chriſtlichem Sinne. Die Offenbarung Gottes wird als Kern und Mittelpunkt der ganzen Weltgeſchichte lebendig hervorgehoben, und unſer Herr tritt von der erſten bis zur letzten Seite des Werkes als das, was er iſt, beſtimmt und erkennbar jedem, der ſehen will, entgegen. Das Alte Teſtament erſcheint im großartigen Zuſammenhange mit dem neuen, und es ſpricht ein Mann, der von dem Geiſte der Wahrheit und der Liebe erfüllt iſt, durch und durch. Die katholiſchen Eiferer freilich müſſen das Buch ein proteſtantiſches nennen, denn der Katholik, der durch dasſelbe ergriffen wird, läßt ſich nicht auf der Stufe feſſeln, auf welcher jene ihn gefeſſelt halten möchten. Eine krampfhafte Aufregung innerhalb der katholiſchen Kirche wird wohl überhaupt nicht lange mehr ausbleiben können. Das kunſtreiche Gerüſte ihres Baues ſoll unantaſtbar erhalten werden, und unter vielen ihrer Glieder arbeitet dennoch inneres Leben zu ſtark, um nicht ſprengend wirken zu müſſen."

Aus dem Kreiſe ſeiner älteren katholiſchen Freunde erhielt Perthes auch in dieſen Jahren manche anregende Mitteilung. Als er an Friedrich Schlegel über die Stellung F. H. Jacobis geſchrieben hatte, antwortete ihm Schlegel: „Ihr Brief hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht und mich oft in ſtillem Nachdenken beſchäftigt; Sie gehören zu den wenigen feſten Punkten in der ſchwankenden Zeit, auf denen mein inneres Auge oft hoffnungsvoll ausruht. Antwort auf Ihren Brief aber wäre nur in einem fortgeſetzten perſönlichen Umgang möglich. Da dieſer uns nicht vergönnt iſt, reichen wir einander als Chriſten und Freunde die Hand über den ſchmalen Bach, der uns trennt, und wer weiß, wie bald die Fülle der Blumen des neuen Weltfrühlings und die himmliſchen Palmen des ewigen Friedens auch dieſen überwachſen und unſichtbar machen werden; denn wahrhaft und eigentlich getrennt kann ich mich von einem Manne, wie Sie ſind, nicht fühlen — da ſei Gott vor. Ich befinde mich jetzt mitten in der Sammlung meiner Werke. Es iſt ein wichtiges Unternehmen, voll Bedeutung für Deutſchland, wenn es verſtanden wird, und für mich in jedem Falle; denn es iſt die vollendete Rechenſchaft von meinem ganzen vergangenen Leben und Wiſſen und eben damit zugleich der Eingang und die geöffnete Thür

und Pforte eines höheren Daseins und neuen Lehrens oder vielmehr neuen Verkündens alter ewiger Lehre. Wenn einmal diese achtzehn oder zwanzig Bände vollendet sind, dann will ich frei sein, dann will ich ein neues Leben beginnen und mich ganz dem Christentume oder der Theologie, wenn es so heißen soll, widmen ununterbrochen bis zum Schlusse des irdischen Lebens; wissenschaftlich zwar, aber klar und einleuchtend allen, die ein christliches Gemüt mitbringen."

Während in diesen und manchen anderen Worten Friedrich Schlegels ein vielfach bewegtes und hin und her gerissenes Leben aus der katholischen Welt ihm entgegentrat, ward Perthes durch die kindlich naiven Briefe des Augustiner Chorherrn und Bibliothekars Klein in dem Stifte St. Florian bei Linz mitten hinein in ein stilles Klosterleben versetzt. Ausführliche Nachrichten über die Einrichtungen seines Stiftes und über die Ausbildung der „Herren" in demselben teilte der alte Chorherr ihm mit und fuhr dann fort: „Ich selbst bin, wie viele unserer älteren Herren, ein sehr großer Freund der griechischen und römischen Schriftsteller, seit vielen Jahren besonders der ersteren; vielleicht schätze ich sie zu hoch, aber sie sind meine Wohlthäter, und ich habe ihnen vieles zu danken. Ich gestehe, daß ich nächst dem Neuen Testamente kein Buch kenne, das seinen Vertrauten mehr Stärke und Ermutigung zu geben imstande ist als einer der griechischen Autoren, und diese Ermutigung haben die Klostermänner wohl nötig, wenn bei der bekannten allgemeinen Klosterstürmerei Gäste aus benachbarten Ländern uns besuchen und bei aller äußerlichen Höflichkeit dennoch ihre Gesinnungen nicht zu bergen vermögen, daß sie uns für Gespenster einer veralteten Vorzeit betrachten, die der Veredlung der Menschheit in den Weg treten. Auch gestehe ich willig eine Schwachheit ein, die wohl allen Bibliothekaren eigen ist, nämlich daß ich gerne Büchergeschenke nehme, eine Schwachheit, die besonders mir zu verzeihen ist, der ich durch fünfundzwanzig Jahre schon Bibliothekar im Stifte bin, die Geschichte der Litteratur gut kenne, aber nicht das Geld habe, um das Erwünschte kaufen zu können; denn was immer von protestantischen Schriftstellern und von den eigenen Glaubensgenossen über den Reichtum der Klöster gefabelt wird, ist Tand und eitel Gewäsche von meistens jungen Leuten. Die Klöster in Öster-

reich sind im Verhältnisse ihrer genötigten großen Ausgaben arm, und bei Kaplänen und Pfarrern ist hierzulande Geld eine Rarität. Wohl mag es bei unseren Vorfahren anders gewesen sein, denn sie haben uns ein sehr schönes Haus, schöne Sammlungen von Büchern, Gemälden, römischen und griechischen Münzen hinterlassen. Wir jetzt Lebenden müssen zufrieden sein, wenn wir parta tueri können. Die Ursachen liegen am Tage. Die Erhaltung des Stiftes fordert eine äußerst genaue Ökonomie. Bei den vielen, großen und in meinen Bibliothekarsaugen ungeheuer großen Ausgaben, die das Stift jährlich macht, möchten freilich ab und an fünfzig Gulden mehr für Bücher eine Kleinigkeit sein; aber ich habe doch schon, obwohl ich bloß in der Bücherwelt lebe, mich zu bescheiden und einsehen gelernt, daß man ein großes Ganzes oft nicht herzuhalten vermag, ohne sich manchen Wunsch zu versagen, dessen Realisierung beglückten Erdensöhnen so leicht ist. Und nun nach diesem sehr langen Eingange eine Bitte. Wenn Sie den Herrn Direktor Gurlitt am Johanneum zu Hamburg persönlich kennen, so bitte ich ihm meine höflichste Empfehlung zu melden. Er war vor mehreren Jahren bei uns durch ein paar Tage. Damals versprach er mir für unsere Bücherssammlung seine Schriften; er hat aber bis jetzt nicht Wort gehalten. Aber ich muß Sie schön bitten, diese Sache nicht zu ernsthaft zu nehmen; Herr Gurlitt muß schon in seinen Lebensjahren vorgerückt sein; wohl möglich, daß er auch leicht reizbar nun ist, was man sagt, daß bejahrten Gelehrten oft begegnet. Auch weiß ich, daß seine Grundsätze in Hinsicht auf positive Religion und Kirchentum — dem Schwiegersohn des vortrefflichen seligen Claudius wage ich dieses zu schreiben — gar grell mit meinen Ansichten und Ueberzeugungen im Widerspruche stehen und daher seine späteren Schriften mir vielleicht wegen unserer Zensur Verdruß zuziehen könnten oder vielleicht auch gar nicht verabfolgt werden dürften, da die österreichische Bücherzensur hierin strenge ist und nach meiner Ansicht — gar nicht zum wirklichen Schaden der Bewohner unseres Staates, wohl auch nicht zum Schaden der gründlichen Gelehrsamkeit. Am liebsten wären mir freilich griechische Autoren. Wenn Herr Gurlitt z. B. in einer fröhlichen Laune hamburgische Ausgaben, wie z. B. den Reimarusschen Dio Cassius oder die Wolfischen

Dichterinnen als ein Monument seiner Anwesenheit in unserem Stifte sich setzen wollte, so wäre das sehr schön, aber das wird er wohl bleiben lassen."

Der Rationalismus jener Jahre stand in dem guten Glauben, eines und dasselbe mit dem Protestantismus zu sein, und betrachtete daher jeden Angriff, den er erfuhr, als einen Angriff auf das Prinzip der Reformation und als einen Vorschritt, den die katholische Kirche unter den Protestanten selbst gemacht hätte. Während daher die gläubigen Protestanten damals weniger in dem Katholicismus als in dem Unglauben ihren zur Zeit gefährlichsten Feind sahen, bewachte und bekämpfte der Rationalismus mit äußerster Bitterkeit die katholischen Lehren. „Nicht das, was sie fälschlich oder klüglich Katholicismus nennen", schrieb Perthes 1822, „fürchten die Protestanten, sondern alles, was einen christlich-kirchlichen Charakter trägt. Ein Mann wie Sie muß zugestehen, daß es nicht ehrlich ist, den Katholicismus anzugreifen, wie es jetzt geschieht, während man doch das Christentum meint. Wir haben es erlebt und erleben es noch heute, daß unter dem Vorwande, die Blößen des Papsttums aufzudecken, ein Buch der heiligen Schrift nach dem anderen verdächtigt, die Demut als ein niedriger Charakterzug feiger Menschen, die Sünde und Erlösung als die erdichteten Schreckmittel herrschsüchtiger Pfaffen in breiten Ausführungen bezeichnet worden sind." „Es giebt", schrieb Perthes in einem anderen Briefe, „zwei Gattungen von Menschen, denen gegenüber ich über das Verhältnis des Katholicismus zum Protestantismus nie ein Wort verlieren werde. Die einen, welche im Guten wie im Bösen in den Tag hineinleben, den lieben Gott einen guten Mann sein lassen und sich mit dem Sichtbaren begnügen, haben nicht danach zu fragen, was ein dritter, der sich nicht wie sie begnügen kann, bedarf; die anderen, welche so vornehmer Geistesnatur sind, daß sie im Bewußtsein ihrer Menschenwürde keine Vergebung ihrer Sünde bedürfen, haben sich auch nicht um einen armen Teufel zu bekümmern, der von der Sorge um seine Seligkeit gequält wird. Wollen Männer dieser Art mich katholisch schelten, so muß ich es mir gefallen lassen; denn in ihrem Sinn bin ich es, weil sie katholisch nennen, was christlich ist."

Mancherlei Anfechtungen hatte Perthes auch von seinen näheren

Freunden wegen seiner Stellung zum Katholicismus zu erfahren. „Nichts will ich", heißt es in einem Briefe, den er 1823 empfing, „von Rom wissen, bis es den frivolen Schmuck der Sünderin abgethan hat und als büßende Magdalena zu uns kommt, um von uns zu nehmen, was es nicht hat: ein wahres inneres Leben mit Gott. Gar leise und weise meint es der Katholicismus, der jetzt in den Wiener Jahrbüchern sich kundthut, anzufangen, wenn er die Deutschen mit großen Worten und destillierten Phrasen füttert, die zuerst niemand versteht, aus denen dann aber nach und nach allerliebste kleine Teufelchen zu jedermanns Erstaunen hervortauchen." „Mit dem Herrn v. N. N. in Wien hatte ich nur eine Unterredung", schrieb ihm Neander. „Er machte auf mich wie auf Sie den Eindruck, als ob ein achtungswerter innerer Ernst ihm innewohnte, und doch muß ich mir sagen, daß er in einer sophistisierenden Selbsttäuschung befangen ist. Dieser moderne, schwülstige, vornehm thuende und armselige, das Reich unseres Herrn Jesu Christi zu einem Reiche dieser Welt machende Katholicismus, der sich auch wohl mit dem hiesigen Hegelschen Christentume gut vertragen könnte, ist mir besonders zum Ekel. Das paßt besser zum Lamaismus, als zum Evangelium. Gott bewahre uns vor diesen Apostaten und ihren Genossen, die mit der Zeitphilosophie einen Bund schließen könnten!"

Der Kampf gegen die katholischen Unterscheidungslehren ward damals noch allein von Protestanten und am heftigsten von den Rationalisten geführt; der Argwohn aber, daß die katholischen Priester und ihr Anhang daran arbeiteten, Unterricht und Bildung der Nation in ihre Hand zu bekommen und politischen Einfluß zu gewinnen, war unter Katholiken kaum weniger als unter Protestanten verbreitet. Mancherlei in den deutschen Zuständen selbst liegende Gründe hatten solchen Argwohn schon wenige Jahre nach den Freiheitskriegen hervorgerufen, aber in diesem wie in so manchen anderen Verhältnissen hatte doch die in Frankreich herrschende Stimmung den Ausschlag gegeben. Als im Herbste 1824 dort mit der Thronbesteigung Karls X. die Herrschaft der Priesterpartei allen erkennbar hervorgetreten war, wendete sich die in Frankreich herrschende Stimmung sofort in tiefem Ingrimm gegen die Kongregation und gegen die Jesuiten, in denen man die

eigentlichen Leiter des Königs und des Miniſteriums Villèle zu erblicken glaubte. Nun trat ſofort auch in Deutſchland ein Jeſuitenhaß und eine Jeſuitenfurcht hervor, zu der vorläufig wenigſtens ein hinreichender Grund nicht war. „Mit unglaublicher Kraft ſcheinen überall die Jeſuiten ihr Haupt zu erheben und ſich überall zu vervielfältigen“, ſchrieb im November 1824 ein Freund an Perthes. „Der nächſte Sturm droht, wie man meint, den Bibelgeſellſchaften. Es wäre leicht möglich, daß ſich dieſe in wenigen Jahren als Verbannte vom Kontinente in England mit den Freimaurerlogen zuſammenfänden. Gar manches wird im Südweſten verſuchsweiſe bereitet, was uns auch in Deutſchland wohl bange machen ſollte. Glauben Sie noch nicht an die Jeſuiten? Das letzte Krächzen des alten Raben in Heidelberg iſt ominös genug und deutet auf ſchlimmes Wetter. Raum gewinnen die heiligen Väter, und zweifelhaft iſt nur, ob ſie ihre Bahn ſo langſam wie das erſte Mal hinanzuklimmen ſich begnügen werden, oder ob ſie nicht ihren halsbrechenden Sturz durch ein raketenartig ſchnelles Aufſteigen werden rächen wollen.“

„Sie müſſen“, antwortete Perthes, „mehr von dem Eindringen der Jeſuiten wiſſen als ich, und ich bitte Sie, mir doch Näheres über deren Getriebe mitzuteilen; denn ich kann mir weder die Wirkſamkeit dieſer Verbrüderung, noch die Furcht vor ihr deutlich machen, wenn ich unſere Zeit ins Auge faſſe, ſo wie ſie iſt. Will der Orden unter Katholiken ſtrengere Zucht, ſtrengeres Halten an den Formen der Kirche herſtellen, will er die Macht der Kirche über den Staat und eine Knechtung der Biſchöfe durch Rom, will er Kirche und Staat verbinden zur Unterdrückung politiſcher Freiheit? Wenn er das alles will, wie will er es unter den heutigen Verhältniſſen ausführen? Am wenigſten kann ich eine Gefahr für uns Proteſtanten in den Jeſuiten finden, oder denken Sie an das Proſelytenmachen? Nun, da gebiert der Berg eine Maus.“ „Was die Jeſuiten wollen?“ heißt es in der Antwort, die Perthes erhielt. „Zunächſt und vor allem für ſich ſelbſt Daſein und Macht in Gemütern und in Gütern. Das iſt wenig und doch alles; ihre große Stärke liegt aber darin, daß ſie nicht dieſes oder jenes Einzelne erſtreben, ſondern mit jedem Winde ſegeln können. Der freien Bewegung des Gedankens, des Wortes

und der That feind, wirken sie durch Kanäle der verschiedensten Art auf die Höfe ein, machen die Fürsten bange, treiben sie zur gewaltsamen Beschränkung oder salbungsvoller Beschwichtigung und greifen durch alles dieses recht zeitgemäß in die Niederträchtigkeit der Gegenwart ein. Die französischen Zustände und die französischen Zeitungen geben Aufschluß genug. Es ist nicht ihre geistliche, sondern ihre weltliche Richtung, die ich fürchte; um ihre geistlichen Tugenden beneide ich sie wahrlich nicht, wohl aber um ihren festen Zusammenhang und um ihr Geschick, als Ganzes zu arbeiten. Ja, lieber Perthes, ich rieche Jesuiten so gut wie Biester und Gedicke seligen Andenkens. Man sollte es den etwas langweiligen Männern abbitten, daß man ihnen in ihrer Zeit unrecht gethan hat, und um nicht selbst langweilig zu werden, will ich's damit gut sein lassen." „Sie sagen", schrieb Niebuhr im Januar 1826 an Perthes, „Sie stünden gegen den Katholiken wie Ost zu Nord. Ganz recht, daß Sie so stehen. Das ist aber gegen den Katholiken, wie er in der wohlthätigen Zeit der Demütigung war, wo von Verschiedenheit der Ansicht die Rede war und von nichts weiterem. Jetzt aber ist alles alte Böse in seinem ganzen Umfange erwacht; alles Pfaffenwesen, alle, auch die gigantischsten Eroberungs- und Unterjochungspläne, und es ist kein Zweifel, daß sie auf Religionskriege und alles, was dahin führt, hintrachten und hinarbeiten. Daher, lieber Freund, müssen wir jetzt sehr auf der Hut sein und uns gewaltig in acht nehmen, den Leuten nicht zu Werkzeugen zu dienen. Ich danke Gott, daß er den seligen Stolberg zeitig weggenommen hat, denn er hätte sich der Arglist nicht erwehrt. Wer in einem deutschen katholischen Lande lebt, wie ich, der muß bemerken, daß die Gelehrten (die * und die ** ausgenommen), daß die Bürger u. s. w. gerade sind wie die unsrigen, daß aber auf den Geistlichen ein Fluch liegt von Dummheit oder Gemeinheit oder beidem, und daß die Bekehrer und Krieger der heiligen Miliz ganz des Teufels sind."

Auch Perthes verhehlte sich nicht, daß um die Mitte der zwanziger Jahre in der Stellung der Protestanten und Katholiken zu einander eine Änderung sich vorbereitete, die auf beiden Seiten jedem einzelnen eine entschiedenere Haltung zur Pflicht machte. „Die vier Jahre,

welche verfloſſen ſind, ſeitdem wir uns ſahen", ſchrieb er 1829 an Windiſchmann in Bonn, den er liebte und ehrte, „bilden eine Periode der tief eingreifenden Änderungen in den Anſichten und in der Geſinnung der Menſchen. Obwohl dieſe Periode arm iſt an äußeren Ereigniſſen, bereitet ſie Umwandlungen vor, ſo bedeutend vielleicht wie die des 16. Jahrhunderts. Die katholiſche Kirche iſt römiſcher und iſt hierarchiſcher geworden, die proteſtantiſche Geiſtlichkeit ſteht im heftigen Proteſtantismus in Schlachtordnung da, bereit zum Angriff. Mir iſt die milde verſöhnliche Religionsgeſchichte Stolbergs dafür ein Beweis: früher von den frommen Proteſtanten freudig begrüßt, wird ſie jetzt von ihnen verdammt; von den Katholiken anfangs wenig beachtet, ward ſie ſeit 1814 auch von den ſtrengſten eifrig verbreitet, jetzt aber wird ſie mißtrauiſch betrachtet; das erzbiſchöfliche Generalvicariat in Wien trat ihrer Verbreitung entgegen; fromme Prieſter erklären mir, es nicht wagen zu dürfen, öffentlich ſie zu empfehlen. Die Zeit, in welcher gläubige Proteſtanten und gläubige Katholiken ſich ihres Glaubens wegen als eins fühlten, geht zu Ende. Stimmen der Verſöhnung werden verachtet, und Jahre des Kampfes ſtehen uns bevor, in denen jeder ſeine feſte Stellung einnehmen muß." „Sehr leid thut es mir", antwortete Windiſchmann, „daß Sie ſich ſo abgeſchloſſen haben und gleichſam eine feindſelige Stellung gegen das Katholiſche einnehmen. Ich glaube nicht, daß ein entſcheidender Kampf auf Leben und Tod ſo nahe iſt, vielmehr wünſche und hoffe ich, daß der barmherzige Gott noch Mittel und Wege der Vereinigung finden wird. Schwere Wolken hängen allerdings am Horizonte, aber über uns färben ſie ſich ſchon heller, und die Sonne wird ſie durchbrechen." Daß der Vorwurf der Feindſeligkeit gegen die Katholiken nicht begründet war, ſpricht ſich deutlich in Perthes' Briefen aus. „Wir waren noch ſehr jung", ſchrieb er 1829 an Klinkowſtröm in Wien, „als wir einige Zeit zuſammenlebten, und ſahen noch ſehr dunkel in das Menſchengeſchick, obſchon die Ereigniſſe der Zeit grade damals es ſehr hell beleuchteten. Dann trafen wir uns 1816 in Wien; ſehr wohl erinnere ich mich unſeres auflodernden Streites, als wir von der mit Weinen reichbeſetzten Mittagstafel des Herrn v. Gentz nachhauſe gingen. Sie waren brauſend, ich aber

auch. Laſſen wir das. Wir beide ſind nicht mehr weit entfernt von dem ewigen Reiche, in welchem uns Erkenntnis werden wird über das, was Kern und was Form iſt, und wohl nur über die Form ſind wir im Gegenſatze zueinander. Auch Adam Müller iſt nun hinweggenommen; nie habe ich ihn verkannt; kaum möchte einer ſeiner Freunde aus früherer Lebensperiode ihn treuer verteidigt haben als ich. Feſt war ich ſtets überzeugt, daß er die Wahrheit feſtzuhalten glaubte und aus Eifer für ſie kämpfte und ſtritt. Er war ein ſcharfer Denker, hatte lebhafte Phantaſie, war geiſtreich und im Beſitze umfaſſender Kenntniſſe. Seine Mißgriffe als Schriftſteller ſcheinen mir darin zu liegen, daß er das als Verſtandeswahrheit Erkannte zu Phantaſiegebilden mit dichteriſchem Sinne verflüchtigte und das, was die Phantaſie ihm geboren hatte, zur Schultheorie verſteinerte. Seine Werke werden fortleben in unſerer Litteratur." „Daß Jeſuiten und Jeſuitengenoſſen auftreten", ſchrieb Perthes ein anderesmal, „iſt ein wahres Glück; ſie halten den Proteſtantismus wach und nötigen ihn, ſeine Kräfte an den unchriſtlichen Thorheiten und Verkehrtheiten zu üben. Allen dieſen Kämpfen fremd, wächſt aber, wenn mich nicht alles trügt, innerhalb der katholiſchen Kirche Deutſchlands ein Keim tiefer chriſtlicher Erkenntnis auf, von dem wir vieles lernen können. Nur zuviel Schutt hat die katholiſche Kirche auf das Evangelium gelegt, aber dennoch iſt ſie, ſo wie ſie iſt, es geweſen, welche die göttlichen Überlieferungen dem Menſchengeſchlechte bewahrt hat, und Millionen frommer Chriſten leben heute noch in ihrer Mitte, welche den Kern des chriſtlichen Glaubens wahr und lebendig in ſich bergen, ungeachtet er mit mancherlei Menſchenſatzung vermengt iſt."

Seinen früheren gewaltigen Reſpekt vor dem Rieſenbau der römiſch-katholiſchen Kirche hatte Perthes bewahrt; aber ſeine früheren Bedenken gegen deſſen Wahrheit, Dauer und wirkliche innere Einheit freilich nicht verloren. „Viel religiöſe Gewohnheit und viel religiöſe Sitte lebt in der katholiſchen Kirche", ſchrieb er einmal, „und giebt ihr den Schein großer Einheit und feſter Geſchloſſenheit; aber wenn ſich eigenes, nicht gewohnheitsmäßiges Leben unter den Katholiken regt, gehen ſie nicht weniger auseinander als die Proteſtanten. Im nördlichen Europa befand ſich die katholiſche Kirche bisher im Drucke, und im ſüdlichen

Europa, wo sie die Herrschaft in Händen hatte, war sie geistig im Rückstand. Jetzt sind die Massen in den echt katholischen südlichen und westlichen Ländern auf gradem Wege zum Abfalle nicht nur von Rom, sondern auch vom Christentume. In Österreich und Bayern dagegen trat das neu erwachte geistige Leben in den merkwürdigsten Extravaganzen der Mystik auf; ich selbst habe gar manchen Beweis dafür in Händen, und interessante Einzelheiten giebt der Anhang zu Salats sonst wenig bedeutender Schrift über Rationalismus und Supernaturalismus. In ganz Europa wogt unter den Katholiken auf das neue der Kampf über das Kirchenoberhaupt nicht weniger heftig als unter den Protestanten der über die Kirche selbst; in ganz Deutschland mehrt sich die Zahl der Katholiken, welche die Reformation zwar als ein Übel, aber doch als ein notwendiges Übel ansehen, und viele gestehen, wenn sie unter sich sind, schüchtern zu, daß ohne die Reformation ganz Europa in die Nacht und in die Apathie versunken sein würde, in welcher Italien und Spanien sich befinden." „Ohne Selbsterkenntnis geht in maßloser Selbstüberschätzung die katholische Kirche dahin", schrieb er um dieselbe Zeit. „Wenn sie fortfährt zu leugnen, daß Luther zur Opposition berechtigt und verpflichtet war, wenn sie nicht abläßt zu bestreiten, daß wir Protestanten die Fundamente des inneren christlichen Lebens besitzen, wenn sie nicht aufhört sich anzuklammern an Satzungen, welche Päpste, Bischöfe und Konzilien, zuerst um die Kirche vor ihren Feinden äußerlich zu sichern, dann um ihr die Weltherrschaft zu gewinnen, aufstellten, so wird sie den Sinn des inneren Christentums mehr und mehr verlieren, ihre eigenen Fundamente untergraben und das äußere dann ausgehöhlte kirchliche Gerüste nicht vor dem Zusammenbrechen bewahren können. Giebt sie aber jene Satzungen preis, so wird sie etwas anderes sein und werden als die römisch-katholische Kirche, welche jetzt dasteht."

Da Perthes die römisch-katholische Kirche nicht als die von Gott verheißene allgemeine christliche Kirche anerkennen konnte, glaubte er auch nicht an ihre Dauer für alle Zeiten; aber er mußte nach seiner Überzeugung freilich eben so entschieden jetzt wie früher und wie später bestreiten, daß der Protestantismus auch nur den Anfang einer

allgemeinen christlichen Kirche geschaffen habe oder künftig schaffen werde. „Wir Protestanten haben nicht die Kirchenbildung", schrieb er einmal, „sondern die Erhaltung und Kräftigung des inneren christlichen Lebens zu unserer Aufgabe. Luther hat keine Kirche gegründet, das ist gewiß; ob er sie auch nicht hat gründen wollen, wage ich nicht zu entscheiden. Der Grund seines ersten Auftretens lag ohne Zweifel nur in dem festen Bewußtsein, daß er berufen sei, das innere Glaubensleben vor den toten Formen, den Mißbräuchen und den Greueln zu retten, unter denen es verschüttet lag. Als er Widerstand fand, griff er weiter und wollte den Ausgangspunkt jener Übel, den Papst, beseitigen; aber nie hat er angegeben, welche Formen und Gebräuche der alten Kirche erhalten werden könnten und müßten, nie hat er die kirchlichen Formen festzustellen versucht, welche der entsprechende Ausdruck für das innere Glaubensleben sein sollten. Den lutherischen Katechismus und die Augsburgische Konfession haben wir allerdings und danken Gott dafür, aber beide enthalten nur das Bekenntnis des christlichen Glaubens, nicht die Grundlage einer christlichen und am wenigsten einer allgemeinen christlichen Kirche. Alle unsere kirchlichen Einrichtungen sind zufällig, sind von der weltlichen Obrigkeit und oft durch politische Verhandlungen herbeigeführt. Selbst Harms wird nicht versuchen wollen, ein lutherisches Kirchengebäude historisch nachzuweisen und praktisch durchzuführen. Wenn aber Luther selbst nicht an die Gründung einer Kirche sich wagte, wie kann man heute von dem Festhalten an der lutherischen Kirche reden oder glauben, daß der heutige Protestantismus eine Aufgabe lösen könne, an welche die Reformationszeit sich nicht wagte?"

Das Bewußtsein der mangelnden kirchlichen Einheit erfüllte damals einen großen Teil des deutschen Protestantismus und führte zu mannigfachen Versuchen, das zu gewinnen, was fehlte. Die seit 1817 überall fortwirkenden Unionsbewegungen wollten die lange scharf voneinander getrennten Lutheraner und Reformierten zu einem einzigen Ganzen, zu der evangelischen Kirche zusammenschließen, aber die Union, welche früher Getrenntes einigen wollte, ward von manchen so betrachtet, wie wenn sie bestimmt wäre, früher Geeinigtes zu

trennen. Von dieſem oder jenem ward ſie ſogar freudig begrüßt, nicht weil ſie die beiden Zweige des Proteſtantismus auf Grund des Bekenntniſſes der Rechtfertigung durch den Glauben zuſammenführte, ſondern weil ſie die Meinung erweckte, daß durch ſie die Bedeutung der ſymboliſchen Bücher und der noch beſtehende Zuſammenhang innerhalb der lutheriſchen wie innerhalb der reformierten Kirche gelockert werden würde. „Mich erfüllt“, ſchrieb ein Freund an Perthes, „die immer weitere Ausbreitung der Union mit großer Hoffnung, denn ſie wird und muß die Herrſchaft der ſymboliſchen Bücher brechen. Was die heilige Schrift ſelbſt nicht vermag, darf der Menſch durch bindende Bekenntnisſchriften nicht vermögen wollen. Ich habe zwar manche geſehen, die an die wirkliche Eingebung der heiligen Schrift durch den heiligen Geiſt zu glauben behaupteten, aber niemals jemanden, der wirklich daran glaubte. Auch der ſtrengſte Buchſtabengläubige trägt kein Bedenken, wenigſtens einzelne ſeiner vorgefaßten Meinungen höher als die Schrift zu ſetzen, ſie in dieſelbe hineinzutragen und die Textworte ſo lange hin und her zu wenden, bis ſie den anerzogenen hergebrachten kirchlichen Anſichten entſprechen. Iſt dem aber ſo, ſo bleibt ungeachtet der heiligen Schrift ein jeder an ſeine anerzogene Überzeugung, an ſeine Vernunft, ſeinen Verſtand, oder, wenn er das alles nicht hat, an ſeinen Lehrer gewieſen. Die aber, welche durch die heilige Schrift ſich nicht gebunden fühlen, werden nimmermehr durch eine von Menſchen verabredete Bekenntnisſchrift gebunden werden können, ſondern nur zum Zwieſpalt mit ihrem Gewiſſen verführt werden.“ „Gott hat in ſeiner Offenbarung“, heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, „uns ein heiliges, teures Pfand vertraut; er hat es einem ſchwachen, in ſeiner Schwachheit rührigen, in ſeiner Vergänglichkeit ſich ſtets wieder erneuenden Geſchlechte vertraut. In die Hülle menſchlicher Worte wurden die erhabenen Geheimniſſe gekleidet. Heute, nach Jahrhunderten, hallen dieſe Worte wieder. Kein gottgeſandter Prophet deutet ſie; keine übereinſtimmende zuverläſſige Deutung iſt durch Überlieferung auf uns gekommen, ſondern Verſammlungen von katholiſchen Biſchöfen und Äbten haben willkürlich das entſchieden, worüber ſchon die älteſten Gemeinden uneinig waren. Solche Entſcheidungen achten wir Pro-

teſtanten nicht höher denn Menſchenſatzung; aber inkonſequent würden wir ſein, wenn wir der Augsburgiſchen Konfeſſion ein höheres Anſehen zuſchreiben wollten. Luther fühlte das wohl, und alle treuen Diener des Wortes fühlen dasſelbe, und weil ſie ſich keiner Gabe des heiligen Geiſtes als unmittelbarer Erleuchtung rühmen dürfen, ſo rufen ſie zwar in Betrübnis aber doch voll Zuverſicht den Gliedern ihrer Gemeinde zu: ‚Forſchet ſelbſt in der Schrift; auch wir können euch nur geben, was wir durch Forſchen erworben oder empfangen haben.‘ Das iſt der Standpunkt des Proteſtantismus, auf welchem allein die Prediger ehrliche Männer bleiben können.“ „Die Schrift und wieder die Schrift“, ſagt ein anderer Brief an Perthes; „größere Gewißheit, als Gott ſelbſt uns hat geben wollen, können wir nicht erlangen; ein Selbſtbetrug iſt es, wenn wir, um etwas noch Gewiſſeres zu haben, uns in Bekenntnisſchriften ein goldenes Kalb, wie die Juden in der Wüſte, aufrichten wollten. Nie und nimmer können wir uns feſſeln laſſen durch ſymboliſche Bücher, welche das Reſultat einer halbpolitiſchen Verhandlung über die feſte Form eines Glaubensbekenntniſſes waren, das ſich erſt abrunden wollte.“ „Es iſt“, heißt es ein anderesmal, „durch die ſymboliſchen Bücher ein Syſtem aufgebaut, das zwar ein Loch hat, aber durch Pumpen künſtlich über Waſſer gehalten werden ſoll, wie wenn es kein Loch hätte. Heute wird alle ſolche Kunſt nichts mehr helfen; weder die Kirchen- noch die Staatsgewalt wagt zu halten, was nicht zu halten iſt; allen Parteien wird Frieden empfohlen, keiner wird Unrecht gegeben; hier etwas Salbe und dort etwas Salbe, und alles eher als den Skandal einer Abſetzung; ſehr bedeutende Theologen ſind als Geiſtliche zugelaſſen, obſchon ſie die ſymboliſchen Bücher nur bedingt unterſchrieben, und Tauſende fechten den Inhalt derſelben an. Sobald aber viele ſagen, daß ſie nicht daran glauben, ſind ſie nicht mehr da; denn nicht durch Einſetzung von oben, ſondern durch den Glauben von unten haben ſie ihre Bedeutung erhalten. Neue Glaubensbekenntniſſe werden wahrlich keine Hilfe bringen, denn niemand iſt befugt, ſie abzufaſſen, und nicht zwei würden ſich über die Abfaſſung einigen. Nicht neue Bekenntniſſe bedürfen wir, ſondern neue Amtseide der Geiſtlichen und Lehrer, damit ihr Gewiſſen nicht ferner durch die Ver-

pflichtung auf Schriften beſchwert werde, deren Anerkennung bereits gefallen iſt."

Dem geringen Gewichte gegenüber, welches die Union nach Anſicht vieler auf die Bekenntnisſchriften zu legen ſchien, hatte ſich bei manchen ernſten Männern das Feſthalten an dieſelben in einem früher kaum dageweſenen Grade geſteigert. „Wenn es wirklich, wie die Union glaubt, im Weſen des Proteſtantismus läge", ſchrieb ein Theologe an Perthes, „gleichgültig gegen Bekenntnisſchriften zu ſein, ſo würde ich ſtehenden Fußes zur katholiſchen Kirche übertreten und mich ſo gut wie möglich mit dem Unwahren in derſelben abzufinden ſuchen." Angeregt durch den Gegenſatz ward jetzt an vielen Orten der Verpflichtung des Geiſtlichen auf die ſymboliſchen Bücher, welche Jahrzehnte hindurch als eine inhaltsleere Form gedankenlos gefordert und geleiſtet worden war, wiederum eine Bedeutung beigelegt, und Zweifel und Bedenken, ob und wie weit er ſich verpflichten dürfe, erwachten nun in manchem ernſten jungen Mann. „Wir beide als Laien haben gut diskurieren über die Symbole", ſchrieb ein Freund an Perthes, „und können die Antwort auch gemächlich hinausſchieben; aber ein armer Kandidat vor der Kirchthür ſoll zubeißen und ſich mit ſeinem Gewiſſen über feierliche Verpflichtungen abfinden, und das iſt nicht leicht." „Traurig und gräßlich iſt", ſchrieb Perthes einem in ſich ungewiſſen jungen Geiſtlichen, „der Zwieſpalt zwiſchen Lehrſtuhl und Kanzel. Hunderte von jungen Leuten kehren von der Univerſität zurück, ſo unſicher wie Sie; aber die meiſten bekennen ſich dennoch zu den ſymboliſchen Büchern, treten unbedenklich in das Kirchenamt und ſtehen dann als Pfarrer eidbrüchig und heuchleriſch vor Gott und Menſchen da. Wenn die Wiſſenſchaft das Recht in Anſpruch nimmt, den Jünglingen ein anderes zu lehren als das, was zu predigen die Kirche ſie ſpäter verpflichtet, ſo müſſen die Herren vom Katheder auch die Spaltung im Geiſte ihrer Schüler, die ins Amt treten wollen, zu heben wiſſen, wenn nicht die Seelen der Eidbrüchigen auf ihrem Gewiſſen laſten ſollen. Gehen Sie hin und fragen Sie die Meiſter und verſtehen deren Antwort, wenn Sie können." „Das Chriſtentum iſt zwar nicht gebunden", ſchrieb er ein anderesmal, „an irgendein in Worte gefaßtes Dogma über das Weſen Chriſti, jeder vielmehr wird ungeachtet des

Dogma in ſich zu dieſer wie zu anderen Fragen verſchieden ſtehen; aber chriſtliches Leben iſt ohne Gemeinſchaft und Gemeinſchaft ohne Glaubensbekenntnis nicht möglich. Daß das proteſtantiſche nicht ausreicht, iſt mir gewiß; aber ſo lange ein neues nicht geworden iſt, müſſen wir uns an dem vorhandenen halten und dankbar ſein für die ſymboliſchen Bücher, die wir haben, wenn wir nicht katholiſch oder deiſtiſch werden wollen."

Der durch die Unionsverſuche zum Ausbruch gekommene Kampf erhielt eine neue Färbung, als in Preußen der König ſeit 1824 den Verſuch machte, eine neue Agende in allen evangeliſchen Gemeinden des Staates zur Geltung zu bringen. Streitſchriften der bedeutendſten Theologen erſchienen, und überall erhoben ſich aus den urſprünglich lutheriſchen wie aus den urſprünglich reformiert geweſenen Gemeinden Stimmen, welche die Agende überhaupt, vor allem aber das Recht der weltlichen Obrigkeit beſtritten, ſie in die kirchlichen Gemeinden einzuführen. „Den Inhalt der Agende kann ich", ſchrieb Perthes, „nicht beurteilen. Iſt ſie unbibliſch oder unproteſtantiſch oder auch nur unangemeſſen, ſo wird, wie heute die Sachen liegen, keine äußere Gewalt imſtande ſein, ſie zu halten; ſie wird beiſeite geſchoben werden wie eine unzeitige Geburt. Wie mir aber ſcheint, hat ſie die Stimmung gegen ſich nicht ihres Gehaltes wegen, ſondern weil ſie von dem Könige ausgegangen iſt. Die Mittel, welche man, um die Einführung durchzuſetzen, angewendet hat, billige ich nicht, ſie ſind unrecht, unrichtig und zum Teil kleinlich; aber die Wege, die von den Gegnern eingeſchlagen ſind, um die Einführung zu hintertreiben, ſind wahrlich nicht beſſer. Unter Proteſtanten herrſcht jetzt nicht weniger als unter Katholiken, unter Supernaturaliſten nicht weniger als unter Rationaliſten die Richtung, der weltlichen Macht jeden Einfluß auf das kirchliche Leben möglichſt zu entziehen. Während meines Aufenthaltes in Bayern hörte ich bei Gelegenheit des Streites über Einführung der Presbyterien von den erklärteſten Rationaliſten Ausſprüche, wie ein Gregor oder Leo ſie nicht ſchärfer hätte thun können; in Bonn fand ich Windiſchmann und Nitzſch, Sack, Lücke und Gieſeler in dieſer Beziehung faſt einerlei Meinung, und viele Briefe meiner theologiſchen Freunde ſprechen ſich in gleicher

Weiſe aus. Auch ich bin der Überzeugung, daß Thron und Altar getrennt ſein müſſen, aber kann denn jemand leugnen, daß bei uns Proteſtanten die Kirchengewalt ſchon in der Reformation auf die weltliche Obrigkeit übergegangen iſt und übergehen mußte, weil eine geſchloſſene Kirche, eine organiſch verbundene Geſamtgeiſtlichkeit nicht mehr war? Daß eine ſolche geſchloſſene Kirche und eine ſolche organiſch verbundene Geiſtlichkeit unter uns ſein kann und ſein darf, ohne das Weſen des Proteſtantismus zu vernichten, bezweifle ich, und dennoch ſcheint mir die Geſchichte dreier Jahrhunderte zu beweiſen, daß eine äußere Gemeinſchaft der Chriſten ohne dieſelbe nicht beſtehen kann."

Die kirchliche Einheit des Proteſtantismus, welche von vielen Seiten erſtrebt ward, wirklich zu erreichen, war trotz Union, ſymboliſcher Bücher und Agende wenig Ausſicht vorhanden, und hervorragende Theologen ſtellten in Frage, ob ſie mit der Geſchloſſenheit und Autorität, wie ſie begehrt ward, überhaupt erreicht werden könne und ſolle. Wiederholt ſprach namentlich Neander ſeine Bedenken darüber gegen Perthes aus. „Überall iſt Kirche", ſchrieb er einmal, „wo chriſtliche Gemeinſchaft iſt; unbedingt verheißt der Erlöſer, daß er, wo zwei oder drei in ſeinem Namen, das heißt in dem Glauben an ihn verſammelt wären, er mitten unter ihnen ſein, alſo eine wahre chriſtliche Kirche aus ihnen bilden würde. Das iſt freilich keine Kirche mit äußerlicher Einheit und Einförmigkeit, wie ſie die hierarchiſche Tendenz ſpäterer Biſchöfe und die lamaiſche Vorſtellung von einem fortgehenden ſichtbaren Mittlertum verlangt; aber wohl eine Kirche, in welcher Himmel und Erde, Göttliches und Menſchliches, Unſichtbares und Sichtbares auf das innigſte verbunden und in dem ſich entwickelnden Leben der Gemeinſchaft und der einzelnen immer lebendiger offenbart wird. Wie jedes Gemeinweſen muß freilich auch die Gemeinſchaft derer, die in ſeinem Namen verſammelt ſind, eine äußere Ordnung und Verfaſſung haben. Den erſten Gemeinden ſetzten daher die Apoſtel zur äußeren Leitung bewährte Männer vor, dachten aber nicht daran, ewig gültige Einrichtungen machen zu wollen, ſondern folgten der Verfaſſung der ihnen zunächſt liegenden jüdiſchen Synagogen. Dieſes konſtitutive Prinzip aber, welches die erſten chriſtlichen Gemeinden bildete, ſoll heute noch und in aller Zukunft die

christliche Kirche bilden. Nie war es ein äußeres; der durch die Liebe thätige Glaube vielmehr ist es, welcher nicht nur bei den einzelnen, sondern auch bei ihrer Gemeinschaft notwendig eine neue Schöpfung in dem ganzen äußeren Leben hervorbringt, und diese Schöpfung ist die Kirche. Das Beseelende in ihr war immer der heilige Geist, für dessen Wirksamkeit es mit Ausnahme der beiden vom Heilande selbst eingesetzten Sakramente nie feststehende und allgemeine und für immer gültige Formen gab." „Das fälschlich als katholisch bezeichnete römisch-hierarchische, politisch-geistliche Gebäude des Papsttums ist", schrieb Neander in einem anderen Briefe, „aus einer Vermischung des Judentums und des Heidentums hervorgegangen; aber durch Christus war ein göttlicher Same Gemeingut der ganzen Menschheit geworden, und Gott ließ die Opposition nicht ausgehen gegen das Verderben in der Lehre und im Leben, welche durch allen magischen Pomp falscher Priester, durch alle sophistische Kunst der metaphysischen Theologen, durch alle Gewalt der Scheiterhaufen nicht nnterdrückt werden konnte, sondern sich durch das ganze Mittelalter fortpflanzte, bis Gott Luther sandte, um die Kirche von dem unchristlichen Wesen zu reinigen und zu der ursprünglichen Reise und Freiheit zurückzuführen. Zwischen der Kirche der Reformation und zwischen der apostolischen Kirche kann ich unmöglich einen wesentlichen Unterschied zugestehen und daher auch nicht nach einer Kraft suchen, die außerhalb des Protestantismus die Kirche bilden soll."

„Die Protestanten haben keine Kirche und können keine haben", schrieb ein anderer Freund von anderem Standpunkte aus an Perthes, „und das ist kein Unglück; denn lieber keine Kirche als den freien Geist des Christentums aufgeben. Eine Kirche — wie manche hat es schon gegeben! — ist das Zufällige; der christliche Sinn das Wesentliche. Freilich aber gehört dazu der rechte Mut, wenn man die äußere Stütze der Kirche entbehren will. Viele, die eine Kirche wollen, strecken in ihrer Herzensangst die Hände aus nach einer Staatskirche, welche die Geister in eine Zwangsanstalt sperrt und durch Polizeiverordnungen die Leute zwingt, nicht gottlos zu sein; ich fürchte, die Geistlichkeit und der Staat, die einander bedürfen, werden dafür sorgen, daß es an einer solchen Zwangsanstalt nie fehle. Das gestehe

ich übrigens bereitwillig ein, daß ich keinen Rat weiß, um zwischen dem dem Menschen eingeborenen Verlangen nach Gemeinschaft des Glaubens und dem ihm ebenso tief eingeborenen Bedürfnis nach Freiheit der Überzeugung eine Vermittelung zu finden; ich bin aber der Ansicht, daß andere ebenso wenig Rat wissen wie ich; denn wüßten sie Rat, so würden sie ihn wohl mitteilen. Es bleibt nichts übrig, als uns genügen zu lassen an dem, was wir haben oder vielmehr nicht haben."

Perthes hatte allerdings seiner ganzen inneren Stellung nach wenig Hoffnung, daß die kirchenbildenden Versuche des Protestantismus zum Ziele führen würden. „Ein dunkles Gefühl verlangt überall nach Kirche", schrieb er einmal, „aber in der Erkenntnis des Verlangten sind wir noch weit zurück. Glaubensfreiheit begehren alle, aber die meisten verstocken sich gegen die Wahrheit, daß Glaubensfreiheit nur innerhalb einer Kirche denkbar ist, welche die christlichen Heilswahrheiten in so unantastbarem Besitze hat, daß niemand sie beräsonnieren darf und niemand sie fortdisputieren kann." „Die weltliche Macht kann und soll die äußere Gemeinschaft der Christen nicht einsetzen", schrieb er ein anderesmal; „wer aber soll es thun? Soll die Kirche der Protestanten gebildet werden von oben herab durch Konsistorien mit einem unabhängigen Präsidenten an der Spitze? dann haben wir so viele Kardinalskollegien und Päpste wie Staaten; oder von unten herauf durch Presbyterien und immer umfassendere Synoden? dann wird die Kirchenbildung an die Massen fallen. Wer ist da, der andere Wege anzugeben wüßte?"

Obschon Perthes dem Protestantismus kirchenbildende Kraft nicht zuschreiben konnte, war er doch im Gegensatze zu Neander und manchen anderen Freunden von dem Bedürfnis der Christen nicht nur nach kirchlichen Gemeinschaften, sondern auch nach einer allgemeinen christlichen Kirche überzeugt. „Für die Gemeinschaft der Christen ist die Kirche, wie für die Nation der Staat, eine Notwendigkeit", schrieb er einmal, „das Unverwesliche muß in dem Verweslichen wohnen, damit es auf Erden leben kann." Über Neanders Mitteilungen äußerte er sich einem Freunde gegenüber in folgender Weise: „Wer giebt den zweien oder dreien, die sich in des Herrn Namen versammeln und

die Kirche bilden ſollen, die Sicherheit, ja auch nur die Möglichkeit, ſich in ſeinem Namen zu verſammeln? Doch wohl nur eine vorangegangene Lehre. Wie iſt das konſtitutive innere Prinzip, welches die Kirche bildet, zu erlangen? Doch nur durch Mitteilung und Heranbildung. Wer ſoll aber die Wahrheit lehren und zu ihr heranziehen? Das kann für die Geſamtheit der Menſchen nicht durch einzelne, ſondern nur durch eine Anſtalt geſchehen, die eben die Kirche iſt. Arme Menſchen, denen das Angeſicht Gottes verhüllt bleiben ſoll, weil einige beſonders Begabte es auch ohne Kirche vielleicht finden können! In Beziehung auf das innere chriſtliche Leben ſtehe ich dem frommen Neander ſo nahe, wie wenig anderen Menſchen, aber ſobald er von dem inneren auf das Äußere geht, läßt ſeine ganze Perſönlichkeit ihn fehlgreifen. Alles Äußere iſt ihm gänzlich unbekannt; er kennt nicht die Menſchen, nicht deren Verhältniſſe, nicht die Kämpfe, welche die Menſchenbruſt und das Menſchenweſen erfüllen. Ohne dieſe Unkenntnis würde der Mangel an Scharfſinn unbegreiflich ſein, der ihn verleiten kann zu meinen, daß mit ſolchen Anſichten in unſerer oder irgendeiner Zeit den Menſchen geholfen werden könne.“ „Können chriſtliche Gemeinden nur mit den ſymboliſchen Büchern beſtehen“, fragte Perthes ein anderesmal, „oder wenn man auch dieſe ferner nicht annehmen will, mit Luthers Katechismus und der Bibel allein? Oder noch reiner und immer reiner — iſt etwa die Bibel genug, um in jedermanns Händen jeden zum Chriſten zu bilden? Nun wohlan, ſo lehre man alle Kinder leſen, gebe jedem eine Bibel und halte darauf, daß es dieſelbe leſe und prüfe und ſich die Reſultate ziehe für das Leben. Mehr aber darf man nicht thun, denn jedes Mehr wäre unproteſtantiſch. Sollte man finden, daß die Kinder dazu nicht reif genug wären, ſo fragt ſich, wer an ihrer Statt die Reſultate ziehen ſoll? wer hat dazu ein Recht?“ „Eine Univerſalkirche iſt doch eigentlich auch Ihr Ziel“, hatte ein Freund an Perthes geſchrieben. „Äußerlich hat es allerdings einmal ſo etwas wie eine Univerſalkirche gegeben — damals als der Papſt ein gewaltiger Herr, als Prieſter, Mönche und Brüderſchaften wohl konditioniert waren. So gab es auch wohl einmal z. B. unter Ludwig XIV. eine abſolute Monarchie mit Anſpruch und Hoffnung, Univerſalmonarchie

zu werden. Das eine wie das andere war gegründet auf halbfreiwillige, halbunfreiwillige Unterordnung auch der Geister unter dem Eindrucke von höchster Macht, Vortrefflichkeit und göttlichem Rechte. Solche Kirche wie solchen Staat heute wiederherzustellen, möchte seine Schwierigkeit haben; jedes geistige Element wechselt nun einmal die Form seiner Erscheinung. Wer heute eine äußerlich fertige, durch und durch wohlbestellte, für Lehre, Glauben und Übung allen gemeinschaftliche Kirche fordert, der wird nicht nur nicht erreichen, was er erstrebt, sondern sich auch die Glaubensgemeinschaft unmöglich machen, die er erlangen könnte. Nein, lieber den Geist ohne Buchstaben, als den Buchstaben ohne Geist!" „Ihr Spruch", entgegnete Perthes, „ist ein Spruch ohne allen Inhalt; denn im Menschen und unter Menschen ist so wenig der Geist ohne Buchstaben wie der Buchstabe ohne Geist möglich."

Durchdrungen von der Notwendigkeit der Kirche und überzeugt, daß weder der Katholicismus noch der Protestantismus sie erzeugt habe, noch für sich allein zu erzeugen vermöge, hielt Perthes auch jetzt die Hoffnung fest, daß Gottes leitende Hand sich Roms wie Luthers bedient habe, um in allmählicher Entwickelung dem Menschengeschlechte eine allgemeine Kirche zu geben. „Die Wahrheit, welche in Jesus Christus offenbart ist", heißt es in seinen Briefen, „soll erhalten, zugänglich gemacht und verbreitet werden. Die Anstalt, ohne welche das eine wie das andere unmöglich ist, ohne welche das Christentum weder innerlich lebendig, noch äußerlich anschaulich und eindringlich wird, kann nicht von Menschen gemacht, sondern muß von Gott gegeben sein. Gott hat sie nicht als eine unbedingt wahre und abgeschlossene unmittelbar durch eine einzelne That eingesetzt, wie die Katholiken behaupten, sondern hat in Jesus Christus nur ihr Fundament gelegt und durch die Mitteilungen der vom heiligen Geist erleuchteten Apostel den Menschen den Bauriß gegeben, nach welchem sie durch die Geschichte und in der Geschichte aufgeführt werden soll. Weil aber die Bauarbeiter Menschen sind, ist der Bauplan im einzelnen oft nicht verstanden, oft mißverstanden, oft durch Lüge und Sünde entstellt. Da die Entstellung der einen durch andere verbessert, im einzelnen ein Umbau oder in der Verzweiflung auch wohl ein Neubau vorgenommen ward, ist eine Mehrzahl von Kirchen entstanden. Soweit sie auf dem von Gott gegebenen

Fundamente und im großen und ganzen nach seinem Bauplan errichtet sind, tragen sie den Charakter göttlicher Anstalten, und auf jede derselben läßt sich der Begriff, den der geistestiefe Nitzsch für die Kirche festgestellt, anwenden; da sie aber unter Einwirkung menschlichen Irrtums und menschlicher Sünde ausgebaut sind, sind sie sämtlich, die eine in dieser, die andere in jener Weise, entstellt und entartet. Keine darf sich überheben, keine die andere verachten. Wohin wäre der Katholicismus geraten, wenn die Reformation nicht eingetreten wäre? Was wäre heute der Protestantismus, wenn die katholische Kirche nicht bestände? Jede soll sich an dem, was die andere hat, ergänzen, prüfen, erneuern, so werden die verschiedenen Kirchen sich immer weniger voneinander unterscheiden, wieder einander näher kommen und unter Gottes Führung eine katholische, das heißt eine allgemeine christliche Kirche, herbeiführen."

„Ich glaube", schrieb ein im späteren Alter ihm befreundet gewordener Mann an Perthes, „daß ich in Ihnen einen derer finden werde, die sich gegenseitig suchen, weil sie mitten in den Nebeln des Zeitalters den kommenden Sonnentag ahnen. Wir werden im wesentlichen übereinstimmen. Daß man bei der Reformation den Begriff der Kirche so wenig ins Klare gesetzt, zwar den dritten Artikel des apostolischen Symbolums aufgenommen, die durch denselben gegebene Basis aber mit schwankenden Vorstellungen vertauscht hat, das ist die Hauptquelle der Verwirrungen und Widersprüche, in denen die evangelische Kirche schon längst ihre Auflösung gefunden haben würde, wenn nicht in den Gemütern des Volkes die Kraft des göttlichen Geistes jene Idee der Kirche praktisch reproduziert hätte, die durch die konfusen Vorstellungen und leidenschaftlichen Stimmungen der Theologen aufgehoben zu sein schien. Jetzt, da der Riß einmal geschehen und der Katholicismus, durch Obskurantismus, Jesuitismus und politischen Romanismus verdeckt, weit unvereinbarer mit dem Geiste des Christentums als der Protestantismus in seiner niedrigsten Form sein möchte, bleibt nichts übrig als das über beiden liegende Wesen der christlichen Kirche, das sich in beiden Formen wirksam erhalten hat und laut der göttlichen Verheißung wirksam erhalten mußte, hervorzuheben und geltend zu machen. Wie wenig unsere Theologen es zugeben wollen, so ist doch das Prinzip

beider Kirchen ganz und gar dasſelbe, und die evangeliſche hätte nie beſtehen können, wenn ſie wirklich, wie ihre Theologen lehren, den Glauben nicht ebenſo wie die ältere Kirche als ein Werk des Gehorſams und der Unterwerfung unter eine ſichtbare Kirche behandelt, ſondern ihn auf eigene Prüfung und willkürliche Annahme geſtellt hätte. Während die proteſtantiſche Kirche ebenſo wie die katholiſche jeden Säugling in ihrem Schoße empfängt, jedes Kind unterweiſet und bildet, und das ganze Leben des Volkes mit ihren Formen und Gebräuchen umgiebt und leitet, mit ihrem Geiſte erhebt und erfüllt, ſoll, ſo behauptet man heutzutage, der eigene und freie Entſchluß, das verſtändige Prüfen und Wählen Bedingung des reinen Chriſtentums ſein. Ebenſo gut könnte man auch ſagen, daß das phyſiſche Leben von der theoretiſchen Kenntnis des Atemholens und der anderen Lebensfunktionen abhängig ſei und es den Lebenden überlaſſen bleiben müſſe, nach einer abweichenden Theorie auch nicht Atem zu holen." „Die von den Reformatoren hinterlaſſenen Kirchenformen haben", heißt es in einem anderen Briefe desſelben Mannes, „etwas über zweihundert Jahre vorgehalten, ſind aber nun ſo unzulänglich und veraltet, daß ſchlechterdings andere und kräftigere an deren Stelle treten müſſen, wenn das Chriſtentum ſeinen Einfluß behaupten und nicht als eine philoſophiſche Anſicht allmählich in den Hintergrund der Zeitbildungen treten ſoll. Der Gegenſatz der kirchlichen Form des ſechzehnten Jahrhunderts gegen die der älteren Kirche liegt nicht in weſentlichen, ſondern in zufälligen Momenten, und die evangeliſche Kirche kann und muß ſich ihres mit dem echten und wahren Katholicismus identiſchen Prinzips wieder bewußt werden, um den Charakter der Chriſtlichkeit aufrecht zu erhalten und in friſches Leben zu bringen. Die dermaligen Vertreter des Katholicismus, d. h. des äußeren und kirchlichen, ſind aber weit entfernt, die Momente jener Trennung für unweſentlich zu halten; ſie beſtehen vielmehr auf das Gegenteil und mit ihnen iſt daher auch keine Verſtändigung und Vereinbarung zu hoffen. Wer wird ſich, alles wohl überlegt, entſchließen können, ſein inneres Chriſtentum in die Gewalt oder doch in die Abhängigkeit von ſolchen zu überliefern, welche durch die proteſtantiſche Oppoſition gegen das Formelle dahin gebracht worden ſind, eben alles im Formellen zu ſuchen und zu finden? Es

bleibt daher nichts übrig, als im Schoße derjenigen Kirche, in welcher Gott uns hat geboren und erzogen werden laſſen, für die Wiedererweckung ihres chriſtlichen Prinzips zu wirken und dadurch auch der rechten Form für die Zukunft den Weg zu bahnen. Iſt dieſes Ziel dereinſt erreicht, ſo wird die Überzeugung ſich Raum verſchaffen, daß Mannigfaltigkeit der Kirchenverfaſſung auf der gemeinſamen Grundlage des Glaubens ſehr wohl beſtehen kann. Dahin zu ſtreben, ſcheint mir die Aufgabe unſerer Zeit."

„Sie wiſſen nicht", ſchrieb Perthes einem geſchäftigen Freunde, „was zu machen iſt, damit unſere Zeit eine Kirche bekomme? Das freut mich; denn wenn einmal alle bis zu dieſem Nichtwiſſen gelangt ſein werden, ſo wird uns die Kirche — vielleicht ſo ferne nicht mehr ſein." „Die Kirche wird nicht gemacht, ſondern gegeben", ſchrieb er in einem anderen Briefe; „aber Gott wirft ſeine Gaben nicht in die Welt hinein, ſondern läßt den Sommer aus dem Frühling werden, und um den Menſchen geiſtige Güter zuzuwenden, läßt er ſie Anteil nehmen am Schaffen. Störungen und Abwege bringen die Menſchen freilich in ſein Werk hinein, und langſam nur wird es gefördert, aber liegen bleibt es nicht und zerſtört wird es auch nicht, denn die Führung ruht in ſeiner Hand. Mich macht es nicht irre, daß der Bau der allgemeinen Kirche nur langſam vorwärts rückt und daß Spaltungen und Entſtellungen oftmals alles, was im Laufe von Jahrhunderten errungen war, wieder zu vernichten drohen. Gott ſitzt am Regimente und wird auch mit den thörichten und halsſtarrigen Werkleuten den Bau der chriſtlichen Kirche zu Ende führen — das iſt meine feſte Zuverſicht. Wir ſelbſt und vielleicht auch unſere Kinder werden ſie nicht ſchauen, aber die Vorbereitungen enthüllen ſich vor unſeren Augen, und wer weiß, der Silberblick kann auch bald erſcheinen; denn der ſchwer geſchürzte Knoten in der Geſchichte der Menſchheit iſt im Auflöſen begriffen."

Der Rationalismus und die Bewegungen gegen denſelben in Lehre und Leben 1822 — 1830.

Während der Proteſtantismus nach feſteren kirchlichen Formen für ſein chriſtliches Gemeinleben zu ringen hatte, ſollte er ſich zugleich den Beſitz der in Lehre und Leben faſt abhanden gekommenen chriſtlichen Heilswahrheiten wieder erkämpfen; denn noch galt der Rationalismus des vorigen Jahrhunderts in weiten Kreiſen als die einzige, der aufgeklärten Zeit nicht unanſtändige Religion. „Wenn Sie mir ſpöttiſch Glück wünſchen“, ſchrieb Perthes 1822, bald nach ſeiner Ankunft in Gotha, einem Freunde, „weil grade ich mich in der Burg des Rationalismus niedergelaſſen und wohnlich eingerichtet hätte, ſo läßt ſich dem nicht vieles entgegenſetzen. Sachſen war die Wiege der Reformation und iſt der Großvaterſtuhl des Rationalismus, aber das übrige Deutſchland hat wenig Grund, deshalb ſich zu überheben; denn wenn es auch anders als Sachſen einzelne kleine Kreiſe aufzeigen kann, in welchen neues Leben ſich regt, ſo führt doch im Volke, dem vornehmen wie dem geringen, überall noch, ſo weit ich Deutſchland kenne, der Rationalismus ſeine wenig beſtrittene Herrſchaft. Zwar hat heute faſt niemand mehr die Courage, ſich als Atheiſt, oder als ſündlos, oder als erhaben über der Menge der bloßen Tiermenſchen thronenden Vernunftmenſchen hinzuſtellen; aber die Maſſe läßt noch heute nach Art der Gebildeten des vorigen Jahrhunderts den lieben Gott einen guten Mann ſein, macht alles Tiefe flach und alles Innere äußerlich. Gottlos ſind die wenigſten, aber gottvergeſſen die meiſten. In verdrießlich träger Selbſtüberhebung wollen die einen das geoffenbarte Chriſtentum allenfalls als hergebrachtes Zucht- und Beruhigungsmittel für den großen Haufen beſtehen laſſen, während die andern umgekehrt daran arbeiten, auch das Volk von dem anerzogenen Aberglauben zu der Aufklärung des gebildeten Mannes hinüberzuführen. Den einen wie den andern gilt der Chriſt als Pietiſt, der Pietiſt als Heuchler.“ „Was der Rationaliſt Pietismus nennt“, ſchrieb Neander an Perthes, „iſt allerdings nichts anderes als das weſentliche Chriſtentum ſelbſt; aber das Verderben unſerer Natur würde unerklärlich und unverſtänd-

lich sein, wenn uns nicht zugleich eine unvertilgbare Gotteserinnerung und eine ursprüngliche von der Gnade zu unterscheidende Berührung mit dem Gotte geblieben wäre, in dem wir leben, weben und sind. Die Gegner des Christentums, indem sie oftmals behaupten, daß der Christ das Bewußtsein des natürlichen Zusammenhanges mit Gott leugnete, machen den Christen zu etwas, was er nicht ist, und schroffe, christliche Eiferer haben vielfach dieses Mißverständnis verschuldet."

Der Rationalismus ging von der Voraussetzung aus, daß der einzelne Mensch und das ganze Menschengeschlecht aus eigenem Vermögen zur immer höheren Vollkommenheit fortschreite. Das Bedürfnis nach Versöhnung und Erlösung war mit dieser Voraussetzung unvereinbar, und Perthes hielt deshalb dieselbe für eine der verderblichsten Seiten der herrschenden Richtung. „Mir scheint", schrieb er an Twesten in Kiel, „daß jetzt die jüngere Generation den Gedanken der raschen und rascher fortschreitenden Vervollkommnung des Menschengeschlechts zum Mittelpunkte ihres religiösen und politischen Lebens macht. Natürlich, denn wäre das Perfektibilitätssystem eine Wahrheit, so würde die Sünde und das Bedürfnis nach Gnade eine Unwahrheit und damit der eigentliche Stein des Anstoßes für den Rationalismus aus dem Wege geräumt sein. Die Behauptung ist nicht neu, schon unsere Väter, obschon in den entartetsten und abgestorbensten Zuständen lebend, glaubten, daß Verstand, Moral und Wissenschaft die Vollkommenheit des Menschengeschlechts in nächster Zukunft herbeiführen würden. Seitdem ist vieles geschehen, um den Wahn zu verstärken. Außerordentliches ward geleistet in Benutzung und Handhabung der Naturkräfte; Außerordentliches ist erforscht, verglichen, entdeckt, erfunden; in immer größere Verhältnisse werden die Menschen geführt; noch nie standen die entferntesten Orte der Erde in so nahem geistigen und physischen Verkehr; Riesenschritte sind gethan, um die Trennung zu überwinden, die in Raum und Zeit liegt. Der alte Adam aber ist geblieben, und er vernichtet heute, wie vor tausend Jahren, nicht nur die Größe, sondern auch den Frieden des einzelnen und des Geschlechts und fordert von jedem, heute wie vor tausend Jahren, Demut in sich und Nachsicht gegen andere. Weil aber niemand daran denkt, daß alle Posten und Landstraßen, alle

Entdeckungen und Erfindungen auch nicht einen einzigen sündigen Gedanken des Menschen zu verhindern oder zu tilgen vermögen, so erwartet man von einem gescheit und verständig eingerichteten äußeren Leben den Himmel auf Erden, und das Wort von der Versöhnung bleibt den Juden ein Ärgernis und den Heiden eine Thorheit."

Wie der Rationalismus durch den Satz von der fortschreitenden Vervollkommnung des Menschengeschlechts das Bedürfnis nach Erlösung beseitigte, so schloß er durch den Satz von der bereits vorhandenen Vollkommenheit der Natur das Bedürfnis nach einer anderen Offenbarung der Barmherzigkeit und Weisheit Gottes aus und wähnte, deren innerstes Wesen allein durch Chemie, Physik und Botanik erkennen lernen zu können. Den Sinn für die Natur hatte Perthes in nicht gewöhnlichem Grade entwickelt und trug wohl grade deshalb einen besonderen Grimm in sich gegen alle, welche die Freude an der Natur entstellten und verdarben, indem sie die Offenbarung des Sohnes verdrängen wollten durch die Offenbarung in der Natur. „Tritt die Natur in ihrer Schönheit und Größe als Ganzes vor meine Seele", schrieb Perthes einem Freunde, „so regt sie mir die Ahnung Gottes in der Tiefe des Bewußtseins an; mache ich aber das einzelne, was Himmel und Erde erfüllt, zum Gegenstande der Betrachtung, sehe ich das Heer der Mücken und die Masse des Gewürms, sehe ich durch ein künstliches Auge die Unzahl des Lebenden auf Erden und Sterne auf Sterne auftauchen am Himmel, so tritt der Zweifel auf, und das Unendliche, das Unzählige, das Unmeßbare drängt in mir das Bewußtsein des persönlich Ewigen zurück, und Materialismus oder Pantheismus, das heißt tote oder lebende Weltseele, liegt mir so ferne nicht. Lalande sprach: ‚Ich sah in unendliche Ferne, aber ich sah keinen Gott.' Das ist gewiß ein wahreres und tieferes Wort als alle die erbaulichen Betrachtungen über die Güte und Weisheit Gottes in der Natur. Den persönlichen Gott wird niemals die Natur uns geben, nur der Sohn bringt dem Menschen den Vater; hätte er uns Gott nicht geoffenbaret, so müßten wir ihn leugnen." Ausführlicher noch teilte hierüber Perthes 1828 sich in einem Briefe an Steffens mit. „Vor länger als einem Jahre", heißt es in demselben, „fing ich an, Ihnen zu schreiben, kam aber nicht zu Ende; lassen Sie heute sich

erzählen, was ich damals erzählen wollte. Ich hatte in meinem Garten einen großen Regenwurm gefunden, der von dem kleinen behenden schwarzen Tausendfuß in grausamster Weise um das Leben gebracht ward: an demselben Morgen hatte ich einen Marder, der nachts vorher eine Menge Hühner ermordet, im Eisen zerschmettert sich jämmerlich winden sehen. So ist überall in der Natur das eine auf die Vernichtung des andern hingewiesen, sei es zur Erhaltung des eigenen Lebens oder zur Erhaltung des Ganzen. Sehe ich auf den Menschen und sein natürliches Schicksal, überall finde ich Elend und Jammer, Kinder sterben dahin, vergiftet von der Eltern Sünde. Das Jugendalter läßt den Jüngling im eitlen Streben von Tag zu Tag dahinleben, das Mannesalter läßt die Männer sich abquälen im unruhigen Einerlei, das Greisenalter die Greise klagen über den verfehlten Zweck ihres Lebens, und jeder klammert sich an an das Geliebte, ohne sich damit verständigen zu können, oder gelingt diesem oder jenem einmal die Verständigung, so greift die Hand des Todes in das Band der Liebe hinein. Der Mensch trägt in sich eine Fülle der Liebe, aber die Natur duldet nicht, daß er zur Reinheit gelangt. Er strebt nach Wahrheit, weil er nicht anders kann, aber die Klarheit wird ihm nie zuteil; je älter er wird, desto dunkler in ihm und um ihn. Sehe ich auf die Geschichte des Menschengeschlechts, so finde ich überall Thorheit, Lüge, Greuel, und die Erzählung von der Geschichte des Menschengeschlechts, was ist sie anders als eine große Unwahrheit, die mit der Schale sich begnügt, ohne den Kern zu kennen? So war es, und so ist es. Ich frage nicht wie Goethe: Müßte es denn so sein?, aber ich ärgere mich über die seichten Schwätzer, die auf Gottes Güte in der Natur heute noch den Deismus des vorigen Jahrhunderts erbauen wollen. Es ist seit Goethe vieles geschehen, um die Tiefen und Untiefen der Menschenbrust zu enthüllen, aber noch hat niemand versucht, die Schreckniſſe der Natur und die Grausamkeit ihrer Einrichtungen unserer Zeit lebendig zu machen und zu zeigen, daß, wer sich einen Gott auf die Güte und Weisheit der Natur aufrichten will, notwendig zum Teufel fährt, es sei denn, daß er sich mit Redensarten begnügt. Unseren Professoren, Autoren, Pastoren und Schulmeistern die Wahrheit wissenschaftlich zu predigen, wird

wenig helfen. Denen, die ihren Strohsamen ausstreuen wollen, muß der Acker verdorben, im Volke muß gewirkt werden, und dazu sind Sie, lieber Steffens, Ihrem ganzen Entwickelungsgange nach der rechte Mann. Den Wahn von der Güte der Natur müssen Sie zertrümmern, ein Buch müssen Sie schreiben, durch und durch gottlos für den Deisten und Rationalisten, ein Abscheu und Entsetzen für beide. Der Kreis von Menschen, die sich in dem Roman zu bewegen haben, steht mir klar vor Augen; sie müssen tüchtig und gut sein, voll hohen Strebens, verschieden der Anlage nach: feurige, kalte, klare, phantasiereiche, aber alle befangen in der Religion ihrer Väter, alle in der Richtung derer, die mit uns gleichzeitig geboren sind. Grade seit den siebenziger Jahren hat sich die Kenntnis der Natur erschlossen; viel Interessantes könnte mitgeteilt werden aus den neuen Entdeckungen; die Zeitbegebenheiten würden leicht die Verwickelungen darbieten für den Roman; Johann Georg Forster würde ein vortrefflicher Mittelpunkt sein. Das Glück müßte die Tugendhelden begünstigen, aber die Natur und deren Einrichtungen sie ins Elend und je nach ihrer festgehaltenen Richtung zum Fatalismus oder mystischen Aberglauben bringen, sofern sie sich nicht in Demut und Reue dem Evangelium zuwendeten und durch die Offenbarung des Sohnes den persönlichen Gott und mit ihm Sicherheit und Frieden gewännen. Großer Segen könnte auf einem solchen Werke ruhen und vielen den zur Erkenntnis der Natur allein schließenden Schlüssel geben, der in den Worten des Apostels Paulus liegt: Daß die Natur durch den Menschen und mit dem Menschen zerrüttet ist in Losgebundenheit von Gott und sich sehnet und ängstiget mit uns immerdar und ängstlich harrt auf die Offenbarung der Kinder Gottes. Vor einigen Tagen war Ihr Schwager Raumer bei mir und machte mich bei einem Gespräche über diesen Gegenstand auf einen Brief in Werthers Leiden (18. August) aufmerksam, der mit den Worten anfängt: ‚Müßte denn das so sein, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elends würde?‘ Ich hatte diesen Brief vergessen und sah nun nicht ohne Erstaunen, daß Goethe schon vor fünfundvierzig Jahren Ähnliches ausgesprochen hat wie das, was ich jetzt fühle; aber wer hat es beachtet, wer verstanden!“

Hin und wieder konnte Perthes wohl durch ein Reden, welches den Mangel tieferer Bedürfniſſe mit Sprüchen über die Weisheit der Natur oder die Vervollkommnung des Menſchengeſchlechtes bedeckte, mehr als recht war, zu heftigen Angriffen auch auf Perſonen gereizt werden, aber dauernd blieb eine ſolche Stimmung nicht. Seiner ganzen Richtung nach war er vielmehr imſtande, den ſittlichen Wert und die geiſtige Bedeutung auch ſolcher Männer zu würdigen, deren Rationalismus ihm auf das äußerſte widerſtand, und indem er den geiſtigen Geſamtzuſtand des vorigen Jahrhunderts ins Auge faßte, fand er allen Grund, billig über die zu urteilen, welche aus demſelben hervorgegangen waren. „Wenn ich“, ſchrieb er einmal, „die heutigen Helden des Rationalismus ohne Rückſicht auf ihre Geſchichte anſehen wollte, ſo müßte ich mich unwillig und mißachtend von ihnen abwenden, aber wie wenige Menſchen haben ſich zu dem, was ſie ſind, ſelbſt gemacht! Alle vielmehr, mit einzelnen Ausnahmen, wurden in die innere wie in die äußere Lebensſtellung, welche ſie einnehmen, von außen hineingedrängt. Die Zuſtände aber, unter deren Einflüſſen die, welche jetzt als Männer daſtehen, groß wurden, kennen wir, mein verehrter Freund, ja noch aus eigener Erinnerung. Als ich ein Kind war, ſtand die Aufklärung an der Stelle der Religion, die Freimaurerei an der Stelle der Kirche. Der gebildete Mann kannte die Bibel nur vom Hörenſagen und ſah mitleidig auf den Bauer und Handwerker hinab, der ſie noch las. Wie oft habe ich ſelbſt Geiſtliche wohlfeile Späße über Bileams Eſel, über die ſtillſtehende Sonne und über die Mauern von Jericho machen hören! Als ich mein Geſchäft in Hamburg eröffnet hatte, vergingen wohl zehn Jahre, ohne daß, wenn ich einige Buchbinder der benachbarten Landſtädte ausnehme, irgendjemand eine Bibel kaufte. Ich erinnere mich deutlich des Tages, an welchem ein braver, wohlgeſinnter Mann die heilige Schrift in meinem Buchladen verlangte, aber lebhaft verſicherte, ſie ſei für einen armen Konfirmanden beſtimmt, damit ich nur nicht glaubte, er ſelbſt gebe ſich mit ſolchen Dingen ab.“

„So allgemein war der Unglaube“, ſchrieb Perthes an Menzel in Breslau, „daß es für den einzelnen, der nicht in beſonderen Ausnahmsverhältniſſen aufwuchs, faſt unmöglich ward, ein gläubiger Chriſt zu ſein; Eltern und Lehrer, Unterricht und Gottesdienſt, Wiſſenſchaft und

Litteratur ſtellten ſich als ſchwer zu durchdringende Scheidewand zwiſchen ihn und die Wahrheit. Mehr als eine Generation iſt in dieſer Richtung dahingegangen — kann es dem einzelnen als Schuld angerechnet werden, daß er ſeine Erdenlaufbahn beginnen mußte, als es Nacht geworden war? Wie viele edle Menſchen jener Zeit habe ich gekannt, die, redlich und wahr, erfüllt von Demut und Liebe, dennoch der chriſtlichen Lehre völlig fremd und wohl auch feindlich blieben! Wer darf entſcheiden, wie ſie als einzelne in ihrem innerſten Leben zu Gott ſtanden und ob und wie Gottes Gnade ſie zu ſich zog? Faſt unmöglich wird es binnen kurzem ſein, die bedeutenden Männer des vorigen Jahrhunderts richtig zu würdigen, weil die Zuſtände, in denen ſie groß wurden, ſchon der nächſtkommenden Generation fremdartig und unzugänglich ſein müſſen.“ „Es liegt“, ſchrieb er um dieſelbe Zeit an Heinroth in Leipzig, „etwas tief Ergreifendes für mich in Schillers Göttern Griechenlands; ſie geben lebendig den Eindruck wieder, den die zu hölzernem Verſtandesmechanismus und langweiligem Unglauben herabgeſunkene Zeit auf ein tiefer angelegtes Gemüt macht. Es iſt der ſich ſehnende Menſch, „welcher in dieſem Gedichte ſeinen Ingrimm gegen die Zopf- und Kartoffelprediger ausgießt, und ſich abarbeitet nach einem lebendigen, in Liebe zu uns ſich herablaſſenden Gott. Nur der kann Schiller verkennen, der die zornige Wehmut eines Menſchen nicht ahnet, welchem Sehnſucht nach Hilfe die Bruſt erfüllt, die Kinderſtube aber den Glauben des Chriſten nicht mit ins Leben gab; nur der kann vornehm gegen Schiller ſich ereifern, der nicht weiß, wie dem zumute iſt, der ſich ausſtreckt nach dem Umgang mitdem lebendigen Gott, und nichts findet in ſeiner Zeit, als den kalten, in aſtronomiſcher Erhabenheit thronenden Götzen des Verſtandes. Nie wird die beſſere Jugend von Schiller laſſen, weil er nie ſich ſelbſt genügend fand und immer nach helfender Hilfe rang, und auch der reifere Mann wird ſagen, daß den großen Dichter das chriſtliche Bedürfnis trug und hob, obſchon ſeine Zeit ihm das chriſtliche Ziel verborgen hielt.“

Auch Riſt gegenüber hatte Perthes oftmals die herrſchende Richtung des vorigen Jahrhunderts angegriffen und ihn auch wohl halb im Ernſte und halb im Scherze der Vorliebe für dieſelbe beſchuldigt. „Sobald einmal der Blick des Menſchen nach oben gerichtet iſt“, ant-

wortete Riſt, „muß ihm freilich das Streben des vorigen Jahrhunderts, ſich den allgemeinen Bedingungen des Endlichen zu entziehen und mit Fleiſch und Blut das Weſen des Unendlichen erforſchen zu wollen, dürftig erſcheinen. Unſere Zeit hat uns ohne unſer Zuthun tieferes Bedürfnis geſchenkt, ein Bedürfnis, welches gerade die kräftigſten Geiſter zur Zeit unſerer Väter nicht einmal ahneten. Kant iſt getroſt in ſeinen Kategorieen geſtorben, wie vor ihm Spinoza und die großen Alten. Einer der tüchtigſten Männer, die ich je gekannt, der alte Gähler, baute nur von der Erde aus den Bau, auf dem er ſich dem Himmel näherte, und iſt in dieſem Glauben ſicher, getroſt und mit großer Heiterkeit geſtorben. Noch jetzt leben zwei meiner liebſten Freunde, welche unverdroſſen als Forſcher, rein als Menſchen, voll Treue und Liebe, dennoch das Bedürfnis nach dem durch Chriſtus geoffenbarten Gott nicht kennen; ſie finden auf der Erde, was ihr Geiſt ſucht, und heißen ihr Herz ſchweigen, wenn es Bürgſchaften fordert, die ihrem reinſten Streben und Wollen unzugänglich ſind. Sollte ich nun dieſe Männer geringer achten als die, welche in unſern Tagen reden und ſchreiben? Ich kann es nicht. Die Geiſtesſphäre der Zeit, in welcher ſie ſich bewegten, war weniger hoch und weniger tief als die der Gegenwart; aber in der flacheren Zeit dachten ſie tief und hoch, während in der tieferen Gegenwart das jüngere Geſchlecht flach und bequem dahinlebt. Halten Sie mir die Menſchen in Ehren, die ſich abmühten, als unſere Väter jung waren. Grade in den letzten Monaten habe ich mich viel mit Schriften, Biographieen und Briefen aus jenen Jahren beſchäftigt und mich ihrer ſehr gefreut. Das unverdroſſene, auf Wahrheit, auf erhöhte Menſchlichkeit und auf Annäherung zur Gottähnlichkeit gerichtete Streben dieſer Männer iſt und bleibt doch etwas Großes; ſie blicken nicht rechts noch links; ihr höchſtes, ihr einziges Gut iſt das Forſchen in den Tiefen der Seele, in den geheimnisvollen Gründen des Geiſterlebens; was ohne Körper der Menſch wäre und iſt, wollen ſie darlegen und ſich der Gottheit nahe drängen: aber immer weiter ſich vertiefend, entfernen ſich die kühnen Forſcher von einander, und je weiter ſie auseinander gehen, um ſo weniger verſtehen ſie ſich einander, bis endlich der eine kaum noch des anderen Stimme hört und nur noch das Seine zutage fördert. Aber der Überblick über die Schätze des Tiefſinnes und

des Scharfsinnes, über die Masse der ewigen negativen Wahrheiten, über die Kraft der Selbstentäußerung und Abstraktion muß mit Ehrfurcht und mit Stolz auf ein Geschlecht erfüllen, das sich nicht vor diesen Tiefen fürchtete, und die Wahrheit suchte unbekümmert um die Resultate."

Noch in einem anderen Briefe gedachte Rist mit Eifer und Wärme des jugendlichen Strebens, welches nach langem Schlafe die hervorragenden Geister im vorigen Jahrhundert erfüllte. „Schön freilich war die Zeit", meinte dagegen Perthes, „schön wie jede Jünglingszeit, weil in jeder ein Streben sich findet, das vom Himmel stammt und das des unbefangenen Glaubens lebt, ein geträumtes hohes Ziel zu erreichen. Schön war sie, aber nicht ihres Inhaltes, sondern ihrer Jugend wegen. Als nun die Jugend schwand und der alternde Mann dennoch die moralischen, ästhetischen, philosophischen und politischen Jugendträume festhalten und verwirklichen wollte ohne Jugendphantasie, war trockene Starrheit und grobe Täuschung die Folge; das moralische Streben ward zu anmaßender Pedanterie, das philosophische zu leerer Schulsystematik, das ästhetische zu einem eitelen phantastischen Spiel und das politische zu einem aristokratischen oder demokratischen Despotismus. Beispiele zu diesen Behauptungen werden Ihnen aus dem Geschlechte seit 1750 in Menge einfallen. Was wurden so viele, die in der Kantischen Periode hoch über allem zu stehen meinten? Formschneider, in Kleinlichkeit verkommen. Was wurden so viele, die in der Kraftgeniezeit oder in der Gleim-Georg-Jacobischen Arkadienperiode überzusprudeln schienen in Geist und Phantasie? Drehorgeln, sich und anderen eine Pein durch ihre Langeweile."

Wenn Perthes zurücksah auf die Zustände seiner Jugend und sie mit denen der Gegenwart verglich, so glaubte er einen bedeutenden Fortschritt zum Guten nicht verkennen zu können, und Hoffnung für die Zukunft erfüllte ihn. „Überall treten seit den Freiheitskriegen Anfänge eines neuen größeren Lebens hervor", schrieb er 1826; „in allen Fächern des Wissens und Könnens regt sich ein bedeutendes Streben. Die Wissenschaft hat einen ernsteren Standpunkt genommen und fordert von jedem, der zählen soll, nicht allein größeren Umfang des Wissens, sondern auch größere Tiefe der Erkenntnis; um im Staate und im bürgerlichen Leben eine wirksame Stellung einzunehmen, wird

die Erfüllung großer Anforderungen vorausgesetzt; die Tüchtigen und Fähigen erhalten in allen Kreisen des Lebens mächtige Antriebe, sich anzustrengen und nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben; der Unberufene kann sich nicht mehr so leicht wie früher durch seichtes Gerede oder einige Schäfergedichte in die Höhe schrauben, sondern wird gezwungen, sich zu begnügen und in seiner Sphäre ein brauchbarer Mensch zu sein." „Warum, meine teure Gräfin", schrieb Perthes in demselben Jahre an die Gräfin Sophie Stolberg, „sollten Sie die Trauer nicht aussprechen, welche Sie über unsere Gegenwart erfüllt? Bleibt auch das Vertrauen, daß Gott unser Zion ist, das einzige, was Stärkung giebt, so erleichtern doch Klagen, die einem Freunde mitgeteilt sind, das Herz. Ich gehöre derselben Altersstufe an wie Sie, und die Zeitgenossen Ihrer Jugend sind auch die der meinigen; ich erinnere mich der mittleren und niederen Stände wie Sie sich der höheren, und stimme Ihrem betrübenden Urteile über die damalige Zeit in allem bei. Es ist wahr: den Männern der Gegenwart ist es anzufühlen, daß sie in der Religion ihrer Väter aus dem vorigen Jahrhundert geboren und großgezogen sind; aber seit der französischen Revolution hat Gottes Zuchtrute gewaltig gewaltet und vieles zum Besseren in unserm von oben herunter und von unten hinauf äußerlich zerrissenen und zerstückelten Vaterlande gewendet; der sinnliche gottlose Leichtsinn des vorigen Jahrhunderts geht nur noch um wie ein abgelebtes schwarzes Gespenst; viel guter Same ist ausgestreut; hier und da schlägt er Wurzel, und gar mancher in unserer Zeit hat einen Tropfen Christentum abbekommen, der es nicht Wort haben will."

In manchen Kreisen des protestantischen Deutschlands war allerdings ein kräftiges Ringen hervorgetreten, um für die tiefsten inneren Bedürfnisse Befriedigung zu gewinnen; aber ein gesundes, kräftiges christliches Leben hat zu allen Zeiten nur dann sich gebildet, wenn das christliche Gefühl und der christliche Gedanke auch im christlichen Handeln sich aussprach. Im gemeinsamen christlichen Thun, in der gemeinsamen Durchführung christlicher Werke rettender Liebe blieb aber der Protestantismus Deutschlands weit hinter den thatkräftigen Lebensäußerungen des Protestantismus in England zurück. Vereinzelte Anfänge nur wurden in Deutschland gemacht; sie waren ausschließlich Werke ein-

zelner Männer und trugen daher auch den Stempel, den eine einzelne Persönlichkeit ihnen aufgedrückt hatte. Schon in Hamburg war Perthes mit christlichen Bestrebungen dieser Art, welche aus der geistigen Erhebung der Freiheitskriege hervorgegangen waren, in Berührung gekommen, aber auch außerhalb Hamburgs fehlte es schon damals an einzelnen Erscheinungen nicht. In Weimar hatte der Legationsrat Johannes Falk ein damals ganz neues, ja fast unerhörtes Unternehmen begonnen. Auf dem großen blutgedüngten Schlachtfelde von Jena, Lützen und Leipzig trieben sich, den Schlachten gleichsam entsprossen, verwilderte Knaben in großer Anzahl umher, teils der Gegend angehörend, teils aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands mit den schlagenden Heeren herbeigelaufen; sie selbst gingen einem sicheren Untergange entgegen, und der ganzen Umgegend waren sie gefährlich. Hilfe für diese Not zu schaffen hatte Falk versucht, indem er die Verwahrlosten sammeln, ziehen und zu ehrlichen Menschen heranbilden wollte. Vielfach ward sein Gedanke verlacht, und seine Persönlichkeit erweckte bei manchen Bedenken. Aus Westpreußen gebürtig, war er seit 1796 in Weimar, hatte in verschiedenen und wechselnden Richtungen als Lyriker und Satiriker sich versucht und war als ein Symbol der sinkenden Litteratur von bedeutenden Männern oftmals bezeichnet. Daß nun dieser Mann zu diesem Unternehmen aus dem Gefühl wahren inneren Berufes gekommen sei, schien vielen unglaublich. „Ich habe Falk", schrieb 1820 ein Freund an Perthes, „so manche Rolle spielen, so oft sie wechseln sehen, daß sich mir unwillkürlich die Ansicht aufdrängt, er spiele auch jetzt nur eine neue Rolle."

Weil so viele stumpf und gleichgültig an dem zerlumpten Knaben auf der Straße vorbeigingen, ihn wohl sahen, aber nicht bemerkten, waren sie der Meinung, daß überhaupt die leibliche und geistige Not der verkommenen Jugend so groß nicht sei; weil ungeachtet aller Mühe, Arbeit und Sorge dennoch manche aufgenommene Knaben Betrüger, Diebe und Mörder wurden, glaubten viele, daß keiner gerettet werde, und fanden den großen mit Wärme und Eifer verbündeten Aufwand von Kräften in einem fast lächerlichen Gegensatze zu der vermeinten gänzlichen Erfolglosigkeit. „Falks Phantasie ist so gereizt und so schnell beweglich", schrieb jener Freund an Perthes, „daß der entsetzliche Zustand

der Jungen, den er vorgefunden haben will, nicht weniger als deren Besserung und Frömmigkeit, die er erreicht zu haben glaubt, wohl nur seiner Phantasie angehören möchte. Falk ist überdies so zudringlich im Begehren von Geldhilfe und Unterstützung aller Art für seine Anstalt, daß er lästig wird. Zwar hat er einen kleinen Kreis begeisterter Anhänger, aber im allgemeinen ist er hierzulande wenig geliebt; man geht ihm möglichst aus dem Wege und lacht auch wohl über ihn." Und dennoch war es eben dieser verlachte Mann, der durch die Gründung seiner Anstalt den ersten Anstoß zu der großen und nachhaltigen Thätigkeit für die Rettung verwahrloster Kinder gab, die fortdauert bis zum heutigen Tag. Schon 1820 hatte er 300 Kinder in seinem Hause gesammelt, und Jena und Erfurt zu ähnlichen Versuchen angeregt. Perthes hatte, obschon er manche Bedenken gegen Falk teilte, von dem ersten Augenblicke an die Bedeutung seines Unternehmens erkannt und mit Wärme und Eifer in Hamburg und in Holstein Kenntnis desselben verbreitet, Teilnahme für dasselbe geweckt und bedeutende Geldunterstützung herbeigeschafft.

„Mich tröstet die Kinderwelt", hatte ihm 1821 Falk geschrieben, „und richtet mich auf, wenn ich verzagen will, denn es ist böse Zeit; hinter den Konstitutionen lauert der Aufruhr und hinter dem Evangelium Johannis war Sands Dolch versteckt. Hohl und aufgeblasen leben die Menschen dahin, essen und trinken, schlafen und handeln, wie wenn es keine unsterbliche Seele gäbe; theoretisch wagen sie nicht, Gott zu leugnen, aber ihr ganzes Leben ist praktischer Atheismus. Hilfe ist nicht möglich, so lange die Menschen wähnen, die Predigt, ja, das Predigthören sei eine christliche That, während doch nur die christliche That die rechte Predigt ist. Der Tod am Kreuze ist die Predigt aller Predigten und das Vorbild für jede andere; die Predigt der Thaten begehrt unsere Zeit. Auch mich hat Gott gewürdigt, sein Werkzeug zu sein; im Feuer der Trübsal hat er mich dazu geschmiedet, im Wege der Thränen dazu bereitet. Im Vertrauen auf meinen starken Gott bin ich zum Werke geschritten; und auch Sie, mein teurer Herzensfreund, hat Gott zum kräftigen Arbeiter auserkoren. Wirken Sie mit mir, solange es noch Tag ist, damit, was zu Gottes Ehren angefangen ist, auch in seinem Namen fröhlich vollendet werde. Durch ganz Deutschland, durch

das ganze christliche Europa wird sich die Idee verbreiten, die mich ergriffen hat. Schon jetzt steht sie mächtig auf, bekommt Hände und Füße und wandelt zugleich zu Dorpat und Paris; schon sehe ich die Gefängnisse der Kinder sich öffnen hier und da in Deutschland und in Frankreich, wie Gott den Samen ausstreut. Bis jetzt haben wir Protestanten es gemacht wie der Bernhardskrebs, der in fremde Schalen kriecht: um unseren Kindern eine Zuflucht zu verschaffen, haben wir den Katholiken ihre Klöster genommen. Das ist bequem, aber nicht tüchtig, und doch ist es erstaunlich, welche Kräfte im Volke liegen, wenn man nur versteht, sie in Bewegung zu setzen. Aber man muß diese Dinge Gott abbitten und ablieben, nicht wie bisher abfechten und ablisten wollen. Die Schwertritter haben ausgespielt in der christlichen Welt, nicht einmal den Türken gegenüber geht ihr Schwert aus der Scheide; die diplomatischen Künste sind verbraucht, nicht einmal den Bruderkrieg können die Kongresse verhindern. O ihr Könige und Väter des Volkes! Eins ist not, schaffet die Furcht des Herrn wieder in eure eigenen Herzen und in die eurer Unterthanen, sonst seid ihr und die Völker zugleich verloren." „Könnten Sie uns sehen", heißt es in einem anderen Briefe Falks an Perthes, „Sie würden sich freuen und Gott preisen: Kinder von Räubern und Mördern singen Psalmen und beten, Knaben verfertigen Schlösser aus dem schmählichen Eisen, das ihren Händen und Füßen bestimmt war, und bauen Häuser, die sie früher nur aufzubrechen verstanden; ja, es ist wahrlich wahr, wo Ketten und Fußblöcke, wo Peitsche und Gefängnis nichts vermögen, trägt die Liebe den Sieg davon." „Aus unserer alten Wohnung muß ich mit meinen 300 Kindern heraus", schrieb Falk etwas später, „der Eigentümer hat sie verkauft; niemand will uns wiedernehmen, weil niemand sein Haus 300 solchen Kindern preisgeben will, was auch wohl zu begreifen ist. Wir müssen und wollen also bauen, und zwar durch die Hände unserer Kinder bauen, so daß jeder Ziegel im Dache, jeder Nagel in der Wand, jedes Schloß an der Thür, jeder Stuhl und jeder Tisch in der Stube von ihrem Fleiße herrührt."

Natürlich schloß sich auch an diese Worte Falks eine neue dringliche Aufforderung an Perthes, Geld möglichst viel und möglichst schnell herbeischaffen zu helfen. Perthes that, was er konnte, und suchte im

Frühjahr 1822 Falk in Weimar selbst auf. „Viel Gutes und Tüchtiges habe ich gefunden", schrieb er damals an Benecke. „An dem neuen Wohn- und Bethause mauerten, zimmerten, tischlerten wohl an fünfzig Gesellen und Lehrlinge, sämtlich ehemalige Zöglinge des Vagabundeninstituts. Die Knaben, die ihm noch angehören, helfen als Handlanger — greuliche Kannibalengesichter, denen der Wolf in der Wildnis an der Stirne geschrieben steht; bei vielen aber sind doch im Ausdruck Spuren eines neuen Lebens. Falk sagte, es wäre eine Freude, zu sehen, wie die Zotteln und Klauen nach und nach abfielen. Übrigens möchte ich, obschon sämtliche Kinder sauber und rein genug aussehen, doch die ersten Monate nach Vollendung dieses Bauwerkes freier Künstler nicht darin wohnen. Falks eigenes Zimmer ist eine wahre Schmutzfabrik, vielleicht damit diese Kinder in ihm ihren wahren Vater erkennen, doch schien auch persönliche Liebhaberei im Spiele zu sein. Falks ganze Erscheinung ist mir überaus merkwürdig gewesen. Selten ist mir eine Redegabe von solchem Zudrange glücklicher, frischer Bilder vorgekommen; die Raschheit seiner Phantasie reißt zuerst ihn selbst und dann auch den Hörer mit fort, so daß Wirklichkeits- und Phantasiestücke durcheinander laufen; dabei ist er klug, ja schlau, und weiß die Töne anzuschlagen und nicht anzuschlagen, je nachdem Personen und Verhältnisse sind. Von dem Wahrhaften und Ernsten seines Strebens aber bin ich fest überzeugt, seitdem ich ihn und die Anstalt gesehen, und was kann der Mann dazu, daß er ein Poet ist? Er und mehr noch sein Streben verdient Hilfe und Unterstützung; sehr viele wissen Gutes von ihm, und auch seine entschiedensten Feinde nichts Böses. Laß uns sehen, was wir für ihn thun können." „Die Kraft, mit welcher Sie", schrieb Perthes an Falk, „die Seelen der verwahrlosten Kinder ergreifen und Ihrer Sache immer neue Anhänger gewinnen, hat seinen eigentlichen Grund darin, daß Ihr eigenes Inneres ganz ausgefüllt ist von einer einzigen Idee. Was keine Beziehung auf diese Idee hat, ist für Sie nicht da, Sie sehen und hören es nicht; was eine Beziehung zu ihr hat, sehen Sie nur so, wie es für deren Verwirklichung vorteilhaft ist: kleine Erfolge stellen sich Ihnen groß dar, Übelstände verbergen sich Ihnen. Wer so erfüllt, ich möchte sagen, befangen ist von einem Triebe, der sagt, wenn er sein Inneres hervortreten läßt,

volle und tiefe Wahrheit, nämlich für ſich; für andere kann es aber — Sie kennen ja Goethes glücklichen Ausdruck — Wahrheit und Dichtung ſein. Wer die innere Wahrheit, die in der Begeiſterung liegt, nicht erkennt, wird Sie nicht verſtehen und kann Sie mißverſtehen — und darin liegt eine Gefahr für Sie und Ihre Sache."

Ähnliche Ziele wie Falk hatte ſchon vor ihm in Berlin Baron Kottwitz verfolgt, welcher freilich ſeinem Lebensgange und ſeiner Perſönlichkeit nach in großem Gegenſatze zu jenem ſtand. Als Perthes ſich im Frühjahr 1825 einige Wochen in Berlin aufhielt, war er wiederholt längere Zeit in der Anſtalt des frommen Mannes geweſen und erſtattete ſeinen Freunden Bericht über die Eindrücke, die er dort empfangen. „Ich kenne", ſchrieb er, „Baron Kottwitz ſchon ſeit fünfundzwanzig Jahren und habe ihn von Zeit zu Zeit bald in Hamburg, bald in Berlin geſehen; Claudius liebte und achtete ihn, viele meiner Freunde waren ihm von Herzen zugethan. Ich ſelbſt hielt lange Zeit hindurch das Sachte ſeines Weſens, den matten Aufblick ſeines Auges für ein Zeichen eines kraftloſen, ſchwächlichen Weſens und fühlte mich, obſchon ich ſeine Frömmigkeit ehrte, wenig zu ihm hingezogen, wie mir denn überhaupt die blaſſen Aſketen mit ſcharfgeſchnittenen Zügen niemals zugeſagt haben. In Kottwitz aber habe ich mich getäuſcht. Unter den Geſtalten des Jammers und der Verkommenheit, die er um ſich geſammelt hat, muß man ihn ſehen, um ihn kennen zu lernen. Ich habe den ſeltenen nun ſechsundſiebzigjährigen Mann mit wahrer Ehrfurcht verlaſſen und kann ſeinen feſten Entſchluß, ſeine große Kraft, ſeine außerordentliche Beharrlichkeit und ſeine eindringende Menſchenkenntnis nicht genug bewundern, die ſich bis zu einer faſt ſchlauen Beobachtung der Sünden und Winkelzüge im Menſchenherzen ſteigert." „Nachdem Kottwitz", ſchrieb Perthes weiter, „im ſchleſiſchen Gebirge reiche Erfahrungen über die Not der Armen und die Mittel, ihnen zu helfen, geſammelt und einen bedeutenden Teil ſeines Vermögens geopfert hatte, wendete er ſich nach Berlin; dort ſei, ſagte er mir, vor allem durch die von Friedrich dem Großen geförderte Anlage der für eine Hauptſtadt doppelt nachteiligen Fabriken eine Bevölkerung verworfenſter Art, an zwanzigtauſend Köpfe ſtark, erzeugt worden, deren Verminderung er ſich zur Aufgabe ſeines Lebens geſetzt habe. In

einem ihm überlassenen alten königlichen Gebäude sammelte er das gräßliche Elend: gesunkene Weiber, verkrüppelte Kinder, ausgediente Soldaten altpreußischer Sorte, hungernde, vom Branntwein sich nährende Fabrikarbeiter nahm er auf. Zwanzig Jahre hindurch wohnte er inmitten dieses Jammers und ekelhaften Schmutzes. Keinen Menschen nötigte er zu kommen, keinen zwang er zur Arbeit, keinem drängte er gewaltsam christlichen Zuspruch und christliche Lehre auf; aber allen bot er mit Liebe und mildem Ernst den Trost und die Hilfe unsres Heilandes und die Gelegenheit zur Arbeit an; und daß er nicht ganz umsonst anbietet, habe ich selbst an dem Zutrauen und an der Offenheit sehen können, mit welcher die von aller Welt ausgestoßenen Menschen ihm entgegenkommen. Sein Ziel ist, wie er sagt, die Armen, nachdem sie sich an Arbeit und einige Ordnung gewöhnt haben, in die benachbarten kleinen Städte, wo es vielfach an Menschen fehlt, zu verteilen. Dort erhalten sie vom Magistrate durch seine Vermittelung wohlfeiles Obdach und ein Stückchen Kartoffelland und von Berliner Fabrikherren Arbeit ins Haus. Eine Anzahl Menschen, die durch seine Hände gegangen sind, leben jetzt, wie er sagt, auswärtig in Reinlichkeit, freier Luft und hinzutretender Feldarbeit ein gesundes und gesittetes Leben; in Berlin habe sich, meinte er, die Masse der gesunkenen Bevölkerung gemindert, vor allem freilich durch die unter ihnen aufräumende Zeit und weil der alte Soldatenpöbel allmählich ausſterbe."

Auch mit den Unternehmungen am Niederrhein trat Perthes in Berührung. Schon 1819 hatte Graf Adelbert von der Recke die Rettungsanstalt für verwaiſte und für verbrecherische Kinder in Overdyk und 1822 die größere zu Düſſelthal gegründet. „Die große Not in den Kriegsjahren und in der darauffolgenden Teuerung rührten des Grafen Herz", schrieb 1827 der Anstaltsgeistliche an Perthes, „so daß er sich der Armen erbarmen und seine Hände nach den verlorenen Kindern ausstrecken mußte. Der Herr im Himmel hat seine Arbeit gesegnet; zweihundertundvierzig Knaben und Mädchen haben wir heute zu Düſſelthal und Overdyk in Pflege und können außerdem den Juden, welche sich zum Christentum bekehren wollen, die Hand bieten, damit sie neben dem Unterrichte in den evangelischen Heilswahrheiten

zugleich ein Handwerk lernen und nicht mehr wie bisher auf ihr Bekenntnis betteln gehen müssen und dem Christennamen Schande machen. Dreißig Proselyten halten sich jetzt in unserer Anstalt auf und arbeiten in der Schlosserei, Weberei, Schreinerei, Bier- und Essigbrauerei oder in der Mühle. Die Bedürfnisse, um so viele Menschen zu kleiden, zu nähren und mit Arbeit zu versorgen, sind groß, aber bis heute hat der Herr noch allezeit Herzen erweckt, die eine Freude daran finden, der einbrechenden Not abzuhelfen."

Etwas später als die Düsselthaler Anstalt trat unter Reinthaler das Martinsstift in Erfurt, dann 1825 das Erziehungshaus vor dem Hallischen Thore in Berlin und 1826 die Anstalt für verwahrloste Knaben in Nürnberg ins Leben, ja auch aus dem fernen Memel erhielt Perthes um dieselbe Zeit Nachricht von dem Beginne gleichartiger Unternehmen. Von den Vorstehern der meisten dieser Anstalten ward er vielfach bald um Hilfe, bald um Rat und Vermittelung angegangen, manche hat er reich mit Schriften und Büchern, die ihren Zwecken dienten, beschenkt. Sein brieflicher Verkehr mit den Leitern solcher Versuche christlicher Thatkraft ließ ihn die Gefahren wohl erkennen, welche darin lagen, daß die Anstalten nicht aus dem Boden einer festen kirchlichen Ordnung erwuchsen, sondern als Schöpfungen einzelner frommen und kräftigen Männer ins Leben traten und daher auch in Einrichtungen und Haltung das individuelle Gepräge einzelner Persönlichkeiten trugen; aber er sah auch, daß diese Gefahr zunächst nicht umgangen werden könne, und hoffte, daß die neue geistige Bewegung innerhalb des Protestantismus Kraft genug besitzen werde, um jene vereinzelten Versuche nicht nur weiter zu verbreiten, sondern auch abzuklären und zu vertiefen, und dadurch eine Zukunft vorzubereiten, in welcher sie nicht als individuelle, sondern als kirchliche Schöpfungen erscheinen würden.

Die außerkirchlichen Bewegungen kleinerer Kreiſe.

1822—1830.

Die Verſuche, welche ſeit den Freiheitskriegen zur Wiedererweckung des erſtorbenen religiöſen Lebens gemacht waren, trugen einen ſo individuellen und unvorbereiteten Charakter, daß hier und da die Beſorgnis erwachte, ſie möchten die Anfänge neuer Abwege ſein und zu unwahrem Schein und leeren Worten oder auch zu Sektenbildung und Fanatismus führen. In herber Weiſe hatte ein Freund ſolche Furcht gegen Perthes ausgeſprochen. „Sehr leid thut es mir", antwortete ihm dieſer, „daß Sie durch die Angſt vor einer möglichen Gefahr ſich den klaren Blick und das Gefühl für Billigkeit und Gerechtigkeit verdunkeln laſſen. Sie ſchreiben: ‚Mich warnt der ſüßliche Geruch der Heuchelei, der mir von vielen Seiten in frommen Formen und Reden entgegenweht.' Auf dieſe Worte ſteht mir wohl eine Antwort zu; denn immer habe ich, weil ich mich nicht ſtark im chriſtlichen Glauben und nicht ſicher in chriſtlicher Tugend fühlte, jede Ausprägung des religiöſen Lebens in feſtſtehenden Worten, Formen und Sitten vermieden; ja ich bin hierin zu weit gegangen und hätte in meinem Hauſe mit meinen Kindern chriſtliche Form der Andacht mehr pflegen ſollen, als ich gethan. Gerade aber, weil ich fühlte, daß eine feſt ausgebildete chriſtliche Lebenshaltung dem Menſchen leicht zur Unwahrheit werden kann, habe ich die Leute, die ſich chriſtlich verdächtig gebärdeten, ſtets ſcharf ins Auge gefaßt und allerdings oftmals Menſchen gefunden, die, weil ſie anderen nachbeteten, im Glauben zu ſtehen meinten und eifrig eine falſch verſtandene Frömmigkeit zur Schau trugen; aber auch Sie werden nicht Heuchelei nennen, was nur Beſchränktheit iſt. Wirkliche Heuchler religiöſer Art habe ich in Deutſchland nirgends gefunden; und welche Gründe könnten auch wohl bei uns zur Heuchelei verführen? Sehen Sie ſich die öffentlichen Blätter, die politiſchen Zeitungen, die Litteratur- und Kirchenzeitungen an; in allen ohne Ausnahme wird, wer den Heiland bekennt, an den Pranger geſtellt; wie ein Mann ſteht die geſamte Öffentlichkeit gegen ihn; es hilft auch nichts, ſich gegen boshafte, unwahre Anſchuldigungen zu

verteidigen, denn in der Öffentlichkeit unserer Zeit siegt stets das Freche. Deutschland hat nur wenige Orte, wo man in einem gebildeten Kreise vom christlichen Glauben sprechen könnte, ohne mit Spott und Geringschätzung beladen zu werden.] Wahrlich, ein solcher Zustand ist wenig geeignet, religiöse Heuchler groß zu ziehen. In Frankreich, wo Frömmigkeit zum Hofton gehört, mag es anders sein."

Ungeachtet dieser vielfach ausgesprochenen Überzeugung fürchtete doch auch Perthes, daß in den neu hervorgetretenen religiösen Bewegungen ein Keim innerer Unwahrheit vorhanden sei. „Die springende Eile", schrieb er 1826, „welche unsere Zeit charakterisiert, hat auch die Entwickelung des religiösen Lebens ergriffen. Gefahren, an die zu denken noch vor einem Jahrzehnt lächerlich gewesen wäre, sind uns jetzt schon sehr nahe getreten. Ohne zum Bewußtsein der eigenen Sünde, ohne zur Sehnsucht nach Erlösung und zum demütigen Bekenntnis der Rechtfertigung durch den Glauben gekommen zu sein, spricht jetzt der geistig belebte Teil unserer jüngeren Generation von der Dürftigkeit und Geistlosigkeit des Rationalismus, schämt sich als rationalistisch zu gelten und hat christliche Redeformen und orthodoxe biblische Terminologie angeweht erhalten, nicht durch den Hauch des heiligen Geistes, sondern durch den Wind des Geistes der Zeit. Christliche Lehre kann allerdings durch Zeitrichtung und Familienrichtung anerzogen und angelernt werden; christlicher Glaube aber erzeugt sich nur, wenn das Bedürfnis nach Rettung von der Sünde die Arme ausstrecken und zur Demut gelangen läßt. Christliche Lehre aber ohne christlichen Glauben ist ein sehr gefährliches Ding für den einzelnen Menschen, wie für ein ganzes Volk. Gurlitt, Röhr, Paulus, Wegscheider, Bretschneider scheinen mir, da sie offen und ehrlich einhergehen, weniger verderblich, als so manche, welche von der veränderten religiösen Strömung unserer Zeit sich tragen lassen, ohne innerlich umgewandelt zu sein. Sollte die hier und da schon jetzt bemerkbare Unwahrheit, die um so störender wirkt, je seltener sie bewußte Heuchelei ist, weiter um sich greifen, so droht dem Christentume ein Feind, der mehr zerrütten wird als der offene Unglaube des vorigen Jahrhunderts." „Es ist grauenvoll, aus N.s Briefen zu sehen", schrieb Perthes

ein anderesmal, „wie der Menſch zu allem ſich abrichten kann. Alle dieſe chriſtlich-moraliſchen Redensarten, die N. ausgehen läßt, ſind und bleiben doch nur Selbſtdreſſur; er aber ahnet es nicht, ſondern ſteht in der Meinung, daß er alles ſei und habe, was nur von einem guten Chriſten begehrt werden könne.“

Nicht weniger als die chriſtlichen Formen ohne chriſtlichen Gehalt fürchtete Perthes die Zurückgezogenheit und Abſonderung, in welcher manche fromme Chriſten ſich gefielen, um ſich dem gottſeligen Verkehr mit einem kleinen auserwählten Kreiſe ungeſtört hingeben zu können. „Nicht die vielen ſeit zehn Jahren verteilten Bibeln“, hatte Riſt an Perthes geſchrieben, „ſondern die kleinen Kreiſe frommer Seelen ſind es, welche heute durch ihre abgeſchloſſene Frömmigkeit und ihre ſtrenge Zucht den chriſtlichen Sinn im Volke zu erwecken und zu erhalten vermögen; um ſo gefährlicher müſſen daher alle Entartungen und Verkehrtheiten werden, welche in jenen Kreiſen ſich zeigen. Die bausbäckigen Redensarten der fahrenden Turnfrömmigkeit ſind zwar verſchwunden, aber wie viele treffliche, gehaltreiche Menſchen treten auch jetzt wieder als Fromme von Profeſſion auf, die überall, wohin ſie kommen, das Handwerk begrüßen! Von jeher hat mir das häusliche Sich-bequem-machen mit der Religion, das Hantieren mit dem großen göttlichen Geheimnis, wie es die Auserwählten mit zudringlicher Behaglichkeit zu thun gewohnt ſind, eine Art von Grauen eingeflößt. Dieſe kordiale Vertraulichkeit mit einem recht, recht perſönlichen, das heißt eigentlich recht menſchlich nicht gewordenen, ſondern gemachten Gott vernichtet das Unendliche und Unermeßliche Gottes, welches doch allein dem Menſchengeiſte wahre Ehrfurcht einzuflößen vermag. Denn weil wir ſelbſt ſo Großes zu denken und zu wollen befähigt ſind, können wir uns vor keinem Gotte beugen, mit dem als Individuum wir Umgang pflegen, wie mit Menſchen auch.“ „Ich teile“, erwiderte Perthes, „manche Bedenken, welche Sie ausſprechen, und in mehreren Punkten bekämpfen Sie mich nur deshalb, weil Sie mich mißverſtanden haben. Das Reden über Religion, wenn es Polemik iſt ohne den gemeinſamen Mittelpunkt, der in Jeſus Chriſtus liegt, oder wenn es, wie Claudius oftmals ſagte, in erbaulichen Redensarten bei einer Pfeife Tabak beſteht, widerſteht

mir nicht weniger als Ihnen, und ein frommes Beisammensein zweier, bei welchem nach Neanders Ausdruck der heilige Geist als dritter ist, liegt nicht in einer Zeit wie der unsrigen, welcher die kirchliche Auferziehung fehlt. Fromme Gesellschaften führen jetzt fast immer zum Abschließen und damit zum sektiererischen Stolz, der das Gegenteil des christlichen Sinnes ist. Doch, lieber Rist, über einzelne wollen wir nicht urteilen; andere sind anders als wir." „Das Gefühl, Gott näher zu stehen als andere", schrieb Perthes in einem anderen Briefe, „ist die eigentliche Gefahr jeder Sekte; es ist die Schlinge, welche der Teufel sich aufgespart hat, um die Besten zu fangen, indem er sie auf scheinbar göttlichem Wege zum Egoismus führt und hart und lieblos macht gegen alle, die Gott in einem anderen Kleide nahen wollen."

Nicht ohne Zusammenhang mit dem Bemühen, innerhalb des allgemeinen Christentums noch ein besonderes Christentum zu errichten und inmitten der gläubigen Christen noch eine Art Aristokratie des Glaubens zu bilden, war wohl die hier und da erscheinende Neigung, die Gedanken und Schriften jener bedeutenden Männer früherer Zeit wieder zur Geltung zu bringen, deren tiefer und gesunder christlicher Ernst seltsame Beimischungen individuellen Denkens und phantastischen Einbildens erhalten hatte. Von verschiedenen Seiten traten Zeichen dieser Neigung an Perthes heran.

„Auf meinen vielen Reisen durch alle Teile des katholischen wie des protestantischen Deutschlands habe ich häufig gesehen", schrieb ein Theologe an Perthes, „daß Jakob Böhmes Werke sehr begierig gesucht werden; oft bin ich nach ihnen und über sie befragt worden. Sie sind nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden, und wer sie hat, giebt sie nicht fort. Perlen enthalten sie, die an keinem christlichen Herzen ihre segensreiche Wirkung verfehlen und manchem bekümmerten Gemüte ein gründlicher Wegweiser zum Frieden in Gott werden können. Sehr merkwürdig ist mir, daß auch Goethe in seiner Farbenlehre dem armen Schuhmacher aus Görlitz vielfach folgt, und aus seiner Schrift ‚De signatura rerum' nicht nur die Ideeen, sondern auch die Worte Böhmes wiederholt. Doch ist es nicht die spekulative Anerkennung, auf welche es ankommt; aber von großer Wirkung könnte es sein,

wenn der alte, längst entschlummerte und oft verkannte Glaubensheld aufs neue hineinträte in die Mitte der wilden Parteimenschen und der lauen Namenchristen, und mit lauter Stimme riefe: ‚Zum Ernst, zum Ernst, ohne Ernst wird die Hölle nicht gesprengt, und das Himmelreich nicht anders als durch Gewalt genommen!‘ Eine neue Ausgabe seiner sämtlichen Schriften möchte schwerlich jetzt das Richtige sein, zunächst vielmehr müßten nur die vielen trefflichen Stellen, welche ohne spekulative Mystik das reine, praktische Christentum behandeln, zusammengestellt und verbunden mit dem ‚Weg zu Christo‘, diesem vollendeten Meisterstück evangelischer Wahrheit und Klarheit, abgedruckt werden. Diese Schriften, die kurz, klar und männlich das reinste Christentum atmen, können vielen geben, was die jetzigen Theologen zu bieten nicht vermögen.“

Auch Bengel, in welchem das lebendige Christentum sich in Form des schwäbischen Pietismus einen Ausdruck verschafft hatte, begann wieder in die Zeit einzugreifen und selbst im nördlichen Deutschland die Aufmerksamkeit auf seine tiefen Blicke in Leben und Schrift zu lenken. „Seinem Geiste, Ton und gesamten Inhalte nach steht“, schrieb 1829 ein norddeutscher Theologe an Perthes, „Bengels ‚Gnomon‘ vielleicht einzig da. Hamann schon hat es erkannt, Menken hat in seiner Auslegung des Matthäus jede Note Bengels aufgenommen, und die Aprilhefte der ‚Evangelischen Kirchenzeitung von 1828 haben den hohen Wert des Werkes zur allgemeinen Anerkenntnis gebracht. Auf das neue ist in unseren Tagen ein gesundes, kräftiges Streben nach eigentlicher Erkenntnis der Schrift, nach Sichten und Forschen in dem Worte Gottes auch unter Laien erwacht. Wie kein anderer kann Bengel dieses Bedürfnis befriedigen, und wie kein anderer bietet er Schätze dar, die bisher freilich wenig beachtet wurden. Vor allem stand die Verflachung des letztvergangenen halben Jahrhunderts seiner allgemeinen Verbreitung entgegen; aber ein weiteres Hindernis liegt in dem sehr schweren, gedrungenen, körnigen Latein des tiefen, ernsten und bei seiner Frömmigkeit und seiner alles durchdringenden Liebe auch klassisch gebildeten Mannes. Es giebt vielleicht kein Buch, in welchem jedes Wort so gewogen wäre und ein einziger Kunstausdruck oft so gewaltige und lichtvolle Anschauungen zusammenfaßte, als es in dem ‚Gnomon‘ der Fall ist.

Dennoch hatte Bengel es auch für Laien bestimmt; ihm war Belehrung und Erbauung, Theorie und Praxis nie voneinander getrennt, sondern so eng verbunden und so lebendig sich durchdringend, wie Leuchten und Wärme im Licht. Diese Schätze der Schriftweisheit den Laien unserer Zeit durch eine Übersetzung in das Deutsche und durch Ausscheidung des gelehrten Apparates wieder zugänglich zu machen, wäre ganz gewiß eine wesentliche Förderung des Werkes, welches der Herr in unseren Tagen durch die Kraft seines Geistes und durch das Licht seines Wortes treibt."

Tiefer, als Bengel und Böhme, schien die Lehre vom neuen Jerusalem, welche Swedenborg um die Mitte des vorigen Jahrhunderts verkündet hatte, in das Leben eingreifen zu sollen, seitdem Immanuel Tafel mit warmem Eifer für die Verbreitung derselben aufgetreten war. Tafel hatte Perthes 1822 in Gotha besucht und sprach sich dann in einer Reihe später näher erläuterter Briefe über die Bedeutung der neuen Kirche und ihres Gründers aus. „Keinen Mann", schrieb er, „kann die Kirchengeschichte aufweisen, der so war wie Swedenborg; denn kein anderer erleuchteter und heiliger, also glaubwürdiger Mann konnte je von sich sagen, daß der Herr sich selbst ihm persönlich geoffenbart und ihn unmittelbar bevollmächtigt und ausgerüstet habe, die Enthüllung des seit Hiobs Zeiten verborgen gewesenen geistigen Sinnes der heiligen Schrift für die ganze Menschheit und für ewige Zeiten aufzudecken. Ihm zu glauben ist Pflicht, und ihm nicht zu glauben ist Untreue gegen Gott." „Während seines ganzen Lebens und noch auf dem Totenbette in London", schrieb Tafel ein anderesmal, „hat Swedenborg seinen achtundzwanzigjährigen ununterbrochenen Umgang mit den Geistern und Engeln bekannt, und seine jenseits gemachten Erfahrungen waren ihm allerdings Hilfe, Bestätigung und Erläuterung seiner Lehre; aber die Lehre selbst hat er nicht von den Geistern und Engeln empfangen, sondern von dem Herrn selbst. Seine Inspiration war nicht die der Propheten, durch welche Gott sprach, sondern, wie er selbst sagt, eine durch das Lesen der Schrift vermittelte Offenbarung, das heißt Erleuchtung. Seine Schriften hat er nirgends als Wort Gottes, als drittes Testament bezeichnet; sie sollten nicht eine neue Quelle, sondern ein aus der einen alten Quelle

Abgeleitetes ſein; ſie ſtellen ſich nie der Schrift, ſondern nur der kurzen Weisheit der Theologen und kirchlichen Despoten gegenüber, welche die Kirche gründlich von der Religion entfernt haben.“ Ausführlicher noch ſprach ſich Tafel in anderen Briefen über das Verhältnis zur heiligen Schrift aus. „Das Alte und das Neue Teſtament iſt das Wort Gottes“, ſchrieb er, „und enthält, was wir bedürfen. Was aber Gott ſpricht, und was von ihm ausgeht, kleidet ſich, um bei allen, auch den Unmündigen und Einfältigen, anknüpfen zu können, in Bilder oder Symbole, welche aus der Natur und aus der Geſchichte genommen ſind, und redet die Sprache des Scheins, eine Sprache, die auch wir reden, wenn wir ſagen: ‚Die Sonne geht auf, die Sonne geht unter.‘ Daher kann die Schrift von Gottes Reue, Zorn, Rache ſprechen, während doch Jehova der weſentlich Unveränderliche und die Liebe ſelbſt iſt, die aber von denen, welche ſich im Gegenſatze zu ihm befinden, als Zorn empfunden wird und für ſie ein verzehrendes Feuer iſt und heißt. Die nur buchſtäbliche Auslegung der Schrift ſchreibt daher Gott ungöttliche Eigenſchaften und Werke zu, und widerlegt ſich ſelbſt; wir verſtehen das Wort Gottes nicht und haben es nicht, wenn wir nicht ſeinen ewig wahren, unter den Bildern und Symbolen verborgenen geiſtigen Sinn als ein Lehrgebäude vor uns haben. Solches Lehrgebäude aber können die Menſchen nicht machen, ſondern müſſen es von Gott empfangen. Die Menſchen hätten es allerdings unter dem Beiſtande des göttlichen Geiſtes ſchon früher mehr oder weniger herausfinden können, wenn ſie mit dem wenigen, was ſie hatten, treu geweſen wären und um Erleuchtung während des Leſens der Schrift gefleht hätten; auch durften einzelne wirklich Blicke in die reine Wahrheit thun: aber allgemein wollte Gott den geiſtigen Gehalt des im Bilde Ausgeſprochenen nicht offenbaren, ſolange er wußte, daß die Menſchen es verwerfen und entweihen würden. Die erſten Chriſten waren zu unverſtändig und zu fleiſchlich, um es zu faſſen; nach der Apoſtel Zeit kam die Nacht, in welcher niemand wirken konnte, und mit der Kirchenverſammlung zu Nicäa begann der Greuel der Verwüſtung, welcher fünfzehnhundert Jahre hindurch in der katholiſchen wie in der proteſtantiſchen Kirche größer und größer wurde, und endlich um die Mitte

des vorigen Jahrhunderts den gänzlichen Abfall der meiſten Theologen von dem geoffenbarten Worte Gottes und deshalb auch den Tod der Kirche zur Folge hatte. Nun, nachdem die Leidenſchaften ausgerast und die Kirche ihrem Ende nahe ſtand, waren die Vorurteile beſeitigt, welche es dem heiligen Geiſt bis dahin erſchwert hatten, auf die Menſchen zu wirken; nun konnte das Licht zum zweitenmal erſcheinen, und den in der heiligen Schrift verborgenen geiſtigen Sinn offenbaren und das Reich Gottes, das neue Jeruſalem, aufrichten. Nicht in Perſon konnte und ſollte die zweite Erſcheinung des Menſchenſohnes geſchehen, ſondern in der heiligen Schrift, dem Worte Gottes, zu deſſen Offenbarung er ſich der Weisſagung gemäß eines Apoſtels bedienen wollte. Dieſer Apoſtel mußte beſſer ausgerüſtet ſein als die früheren Apoſtel; er durfte nicht bloß vorübergehend wie Paulus in den dritten Himmel verzückt ſein, ſondern mußte öfter und länger im Lichte des Himmels zubringen und in demſelben gleichſam einheimiſch ſein. Das alles nun iſt in Swedenborg erfüllt."

Auch über ſeine perſönliche Stellung zu der neuen Kirche und ihrer Lehre teilte Tafel ſich an Perthes mit. „Längere Zeit hindurch habe ich", ſchrieb er, „Zweifel gehegt über die Schriftmäßigkeit einzelner Lehren Swedenborgs. Streng lutheriſch erzogen, konnte ich die kirchlichen Lehren über die Erlöſung und Auferſtehung, über die Engel und die erſten Menſchen nur ſchwer ablegen, und erſt nach neun Jahren, als ich auf hieſiger Bibliothek die erſten Kapitel der ‚Arcana coelestia, quae in scriptura sacra sunt detecta' las, wußte ich, wie ich mit Swedenborg daran war; ich ſah deutlich, daß dieſe Enthüllung zugleich ſein Kreditiv ſei, weil er ohne beſondere Offenbarung, das heißt Erleuchtung, ſo nicht hätte ſchreiben können. Von nun an erkannte ich, daß ſeine Offenbarung alle Kennzeichen einer göttlichen an ſich trage und alles enthalte, was die Einheit und Lauterkeit, die Freiheit und Unveränderlichkeit der Kirche herſtellen und die Menſchheit ihrem großen Ziele: ein Hirt und eine Herde, näher bringen kann. Das war Hilfe zur rechten Zeit. Denn die Not iſt groß, die alten Kirchen ſind ihrer Auflöſung nahe, und Rettung iſt nur möglich, wenn der Herr der Kirche ſelbſt, Jeſus Chriſtus, ſich ins Mittel legt. Gewaltig drängte es mich, das durch Swedenborg geoffenbarte

Gotteswort an die Menschheit zu bringen. In mancher Rücksicht hätte ich zwar gerne noch gewartet, aber der Zweifel, ob es jetzt gerade Zeit ist und ob gerade ich der Berufene bin, den Gottgesandten wieder einzuführen, ist mir auf eine befriedigende Weise gelöst, und so bin ich getrost an das Werk gegangen, in der zuverlässigen Hoffnung, daß der Herr das von ihm angefangene Werk auch fördern und die Herzen der Menschen öffnen werde für die Wahrheit, die von ihm kommt."

Der Ernst und die Wärme dieser und mancher ähnlichen Worte erfüllten Perthes mit Achtung vor dem Manne, der sie schrieb, aber die neue Lehre selbst ließ ihn unberührt. „Swedenborgs Sache", äußerte er sich gegen einen Freund, „ist die Sache eines frommen, tiefen, begeisterten Mannes, aber eines Mannes, der sich von sich selbst täuschen ließ und seine Begeisterung aus seinem eigenen Geiste nahm. Seine Lehre, obschon sie nur Enthüllung des unter Bildern und Symbolen in der heiligen Schrift bereits Ausgesprochenen sein soll, ist doch in der That eine neue dritte Offenbarung zu der im Alten und im Neuen Testamente bereits gegebenen; denn sie verkündet den Menschen ein bisher Unerkanntes als ewige von Christus selbst eingegebene Wahrheit. Eine solche Verkündigung aber würden wir, selbst wenn sie beglaubigt wäre, nicht bedürfen. Wissen ist es nicht, was uns fehlt; wir sollen hier auf Erden nicht schauen, auch nicht schauen wollen, sondern glauben und nach dem Schauen jenseits uns sehnen. Gott hat sich den Menschen nicht offenbart, um deren Erkenntnis zu erweitern, sondern um sie von der Sünde zu erlösen und sie mit sich zu versöhnen. Wir wissen genug, um den großen Kampf zu kämpfen, und alles, dessen der Mensch bedarf, um selig zu werden, ist ihm in der Menschwerdung Christi und in der heiligen Schrift gegeben. Ein neuer Offenbarer, heiße er nun Swedenborg oder wie sonst, ist uns, um unser Ziel zu erreichen, nicht nötig. Daß die heilige Schrift keine sichtbare Kirche eingerichtet hat und für unsere Erkenntnis viele Fragen unbeantwortet läßt, gebe ich zu; aber da auf Erden der Erkenntnis gegenüber Demut unsere Aufgabe ist, so muß ich einen Mangel an Demut und ein Verkennen dessen, worauf es dem Menschen ankommt, in jeder Lehre sehen, die behauptet, daß Gott

sich später durch irgendeinen Menschen für unsere Erkenntnis wie durch Christus für unsere Erlösung offenbart habe." „Von Swedenborg und an Swedenborg ist vieles zu lernen", schrieb Schmieder aus Schulpforta an Perthes, „besonders aber, daß auch ein wiedergeborener und erleuchteter Mensch in großer Gefahr ist, Falsches und Wahres zu vermengen und das Falsche unter der Ägide des Heiligen zu decken, wenn er die Bilder, unter denen ihm Gott das Wesen verborgener Wahrheit zeigt, für das Wesen der Wahrheit selbst nimmt, und auf die Ursprünglichkeit der eignen Erkenntnis wie auf ein göttliches Siegel vertraut." „Das Bemühen, Swedenborgs Lehre zu verbreiten", schrieb Perthes, „kann unserer Zeit gefährlich werden. Anhänger freilich wird sie nur in geringer Zahl gewinnen, aber von den Feinden des Christentums wird sie absichtlich oder unabsichtlich mit der gerade jetzt in neuer Ausbreitung begriffenen gesunden Lehre des Evangeliums verwechselt werden, und ihnen daher leicht zugängliche Punkte bösartiger Angriffe auch auf das Christentum gewähren."

So wenig zugänglich Perthes für den Inhalt sogenannter Visionen war, fand er es dennoch nicht unerklärlich, daß Menschen sie erlebt zu haben glauben könnten. „Der Zustand frommer Männer", schrieb er einmal, „welche überzeugt sind, daß ihnen unmittelbare Eingebungen auf unbekanntem, nicht natürlichem Wege zuteil werden, liegt meinem Vorstellungsvermögen nicht so ferne, wie Sie annehmen. Oftmals in der Nacht fühle ich alles in mir, was der sinnlichen Natur angehört, wie ertötet durch eine mächtige Gewalt; es ist nicht der sogenannte Alp, der von außen nach innen preßt, sondern eine Gewalt, die von innen nach außen wirkt, das Körperliche lähmt und das Geistesleben gleichsam frei macht. Das hat nun seine Veranlassung ohne Zweifel in gestörtem Blutumlauf, schlechter Verdauung und dergleichen; aber es knüpfen sich daran zusammenhängende Bilder, Blitze und Blicke des Geistes, die nicht dem Blute oder dem Magen angehören können. In dem Momente des Einschlafens und des Erwachens, an der Grenzscheide also zwischen dem bewußten und dem unbewußten, zwischen dem willenskräftigen und dem willenlosen Leben sind mir zuweilen nicht allein bedeutende innere Auf-

ſchlüſſe, ſondern auch Verſtändniſſe über äußere Verhältniſſe zuteil geworden; überhaupt iſt mir in meinem Leben ſehr viel mehr ohne alles Zuthun plötzlich eingefallen, als ich jemals hätte durch Nachdenken oder Nachſinnen gewinnen können. Woher das alles? Ich weiß es nicht, und muß bekennen, daß mir, je älter ich werde, Menſch und Welt und Natur von Tage zu Tage rätſelhafter und wunderbarer erſcheinen. Je tiefer der einzelne in die Verhältniſſe des Seins und Daſeins zu dringen vermag, je mehr er davon weiß und erfährt, um ſo mehr nimmt die Gewißheit von unſerer totalen Unwiſſenheit über das Weſen der Dinge zu. Nur die Schalen der Dinge ſind uns zugänglich; als ein Mittel, uns daran zu üben, ſind ſie unſern Geiſteskräften zur Hantierung preisgegeben; wir ſollen und können ſie verſtehen lernen. Wer ſich aber daran nicht genügen läßt und nicht in Demut ſich beugt unter das, was Gott uns offenbaren wollte, ſondern ſeine Hand ausſtreckt nach dem, was unter der Schale iſt, der muß, wenn er nicht auf halbem Wege ſtehen bleibt, ein materialiſtiſcher Verſtandesmenſch oder ein theoſophiſcher Schwärmer werden, und noch mancher wird im ſtolzen Geiſteshunger unſerer Zeit feiner oder gröber dieſe Wege gehen."

„Gar wunderſame Bahnen ſchlägt", ſchrieb Perthes in einem anderen Briefe, „unſere Zeit ein, um wieder zu Gott zu kommen; aber alles das Rumoren und Wirtſchaften tief im geiſtigen Innern des deutſchen Volkes wird den nicht in Erſtaunen ſetzen, der an die Öden und Stoppelfelder, an die Wildniſſe und Stürme denkt, durch welche unſere Nation ſeit einem Jahrhundert geſchleppt iſt. Was alles haben wir in der Spanne Zeit, die wir ſelbſt durchlebten, geſehen und gehört? Bildung der Weltleute durch Voltaire und Rouſſeau, dann Friedrich der Große und Leſſing, Freimaurerei und Illuminaten, Reimarus, Nicolai, Engel und Bieſter, die deutſche Bibliothek und Berliner Monatsſchrift, Bahrdt und Herder, Exegeſe und höhere Kritik, Kant, Fichte und Schelling, Naturphiloſophen und Poeten von Klopſtock, Goethe und Schiller an bis zu den Romantikern hin. All' das Gewimmel von Gedanken und Gefühlen deckte die franzöſiſche Revolution mit ihrem großen Tuche zu, aber unter dem Tuche drängte und arbeitete es fort und fort. Als nun die Freiheitskriege plötzlich die

verhüllende Decke wieder abzogen und den großen geistigen Ameisenhaufen an die helle Sonne brachten, konnte es an den seltsamsten Erscheinungen nicht fehlen. Kräftiger und tristiger war das Bedürfnis erwacht, den Ewigen wieder zu haben; aber der neue Aufschwung des geistigen Lebens war weniger durch die strenge Arbeit des Denkens und der Gelehrsamkeit als durch Genialität und Energie einzelner herbeigeführt. Nur zu natürlich ist es daher, wenn selbst fromme, gläubige Männer auf der sicheren Grundlage der Offenbarung leicht Luftgebäude der Phantasie errichten. Für zu groß dürfen wir die Gefahr nicht halten. Ist doch der lange verlorene Schatz des Glaubens gehoben, und ernste Arbeit, Forschen und Denken wird die phantastischen Gebilde schon beiseite räumen, und die mit junger, frischer Kraft in die Zeit eintretende wissenschaftliche Theologie schickt sich schon an, diese Arbeit zu vollführen."

Die wissenschaftliche Theologie und die kirchliche Autorität.

1822—1830.

Die wissenschaftliche Theologie hatte in der That auf Grund des von Schleiermacher gegebenen Anstoßes einen solchen Aufschwung genommen, daß sie, trotz Rationalismus und Separatismus, der Führer des christlichen Lebens werden zu können schien. „Unsere Zeit vermag nicht fromm zu sein, ohne gottesgelehrt zu sein", schrieb ein befreundeter Theologe an Perthes. „Die frühere unbestimmte Schwelgerei in den nach langer Nacht wieder entdeckten Elementen der Religion, das verschwimmende, höchstens an einzelne beliebig herausgerissene Bibelstellen anknüpfende Gefühl reicht nirgend mehr aus; überall thut sich ein auf ruhige Gesundheit hinweisender Hunger nach wirklicher Speise von oben, nach gediegener, inhaltsvoller, reicher und sich immer neubereichernder Erkenntnis kund. Das ist ein echt evangelisches Bedürfnis, und wer heute wirken will, der darf es nicht verkennen." „Was hilft", schrieb ein anderer Theologe an Perthes, „das ewige Berufen auf das fromme Gefühl in einer Zeit, wo dem Gefühls-

paradieſe gegenüber der kaltmeſſende und bedächtige Verſtand trotzig behauptet, ſein ſteinernes theologiſches Haus auf der unerſchütterlich gelegten Grundlage kritiſch erforſchter Geſchichte aufgebaut zu haben? Es iſt nun einmal bei der hohen Bildung dialektiſcher Kunſt und bei der vorherrſchend empiriſchen Richtung des Geiſtes unſerer Zeit alles Glauben auf das Beweiſen verwieſen, und der theologiſch gebildete Rationaliſt fürchtet den trockenen, grammatiſch-hiſtoriſchen Supernaturaliſten Steudel mehr als den geiſtig beweglichen phantaſiereichen Olshauſen, und bekämpft Neanders Kirchengeſchichte leichter als Schleiermachers Dogmatik. Nur auf dem feſten Boden gelehrter grammatiſch-hiſtoriſcher Auslegung des Alten und des Neuen Teſtamentes kann der unbibliſche Rationalismus in ſeiner unhiſtoriſchen, alſo unproteſtantiſchen Haltungsloſigkeit hingeſtellt und gerichtet werden. Von einem Theologen, der den Glauben ſeiner Väter zu verfechten ſich berufen fühlt, fordert unſere Zeit, daß er die orientaliſch-bibliſche Weihe eines Herder mit der occidentaliſch-dialektiſchen Weihe eines Schleiermacher vereinbare. Der erſtere hat nur innerhalb der ſtreng gezogenen Grenzen grammatiſch-hiſtoriſcher Interpretation ſein tief und reich quellendes religiöſes Gemüt in unendlicher Fülle und Freiheit walten laſſen; der letztere, von dem tiefſten Gemüte getragen und von dem hellſten Verſtande erleuchtet, weiß wie kein anderer durch den Verſtand die Rechte des Gemütes und des hiſtoriſchen Glaubens in der Religion rationaliſtiſch zu verteidigen. Es iſt eben die Wiſſenſchaft, deren die Religion bedarf, um ſich gegen die Wiſſenſchaft zu ſchützen."

„Die vielen jetzt erſcheinenden theologiſchen Abhandlungen und Werke kommen mir vor", ſchrieb dagegen ein anderer Freund, „wie theologiſche Luxusartikel: in breiten Ausführungen wollen ſie das beweiſen, was für jeden, der Chriſt iſt, ſchon die Vorausſetzung bildet; dem Gläubigen können ſie nichts geben, und dem Ungläubigen wird auf ſolchem Wege ſicher nicht geholfen, weil die Wurzel ſeines Unglaubens ganz wo anders liegt. Viele der neueſten Arbeiten verwirren, ſtatt zu erbauen, erwecken Zweifel, ſtatt ſie zu heben. Wer das göttliche Geheimnis aus dem heiligen Dunkel in unſer Warum und Darum zu ziehen für nötig erachtet, der wird ſelbſt, wenn er wirklich beweiſt, was er beweiſen wollte, gar leicht durch mikroſkopiſche Be-

ſchauungen des Unendlichen zu Ungebührlichkeiten und in manchen Fällen ſelbſt zu gottesläſterlichen Unterſuchungen verführt werden."

„Unſere Zeit kommt nun einmal zum Handeln", antwortete Perthes, „nur nachdem ſie verſtanden und deutlich erkannt hat; jede That wird gleichſam durch die Wiſſenſchaft hindurch filtriert. Ob ſolcher Zuſtand große Thaten gebären wird, iſt freilich zweifelhaft. Noch eine andere Gefahr liegt in der theologiſchen Schriftſtellerei, wie in der Schriftſtellerei überhaupt. Wer zu mir ſpricht, ſpricht nur für mich, will nur mir verſtändlich ſein, und wählt, um mir verſtändlich und eingänglich zu ſein, Art und Maß des Ausdruckes. Wer aber als Schriftſteller ſchreibt, der ſchreibt für alle, und wird, wenn er von allen verſtanden ſein will, gar leicht von keinem verſtanden, und fördert die Sprachverwirrung des Turmbaues von Babel. Aber gewiß iſt, daß unſer geſamtes Geiſtesleben durch den Gang, den die innere und äußere Geſchichte ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts genommen hat, halb mit, halb wider Willen auf dieſen Weg gedrängt iſt, und die Theologie ſteht nicht außerhalb des geſamten Geiſteslebens. In der Wiſſenſchaft aber auf halbem Wege ſtehen bleiben wollen, würde die Theologie und den Theologen verderben. Jetzt gilt es, vorwärts zu dringen, nicht ſcheu rückwärts zu weichen, nicht abzubiegen, zu verhüllen oder mit frommen Redensarten zu beſchwichtigen; durch muß die Theologie und der Theologe, mag ihm auch grauen und wehe um das Herz werden. Nur mit dieſem rückſichtsloſen Mute wird die Theologie entweder das Ziel erreichen, oder, was wahrſcheinlicher iſt, ſich bewußt werden, daß es auf dieſem Wege nicht erreichbar iſt, und das Gewehr ſtrecken, ſich nicht auf eigene Kraft verlaſſen und Gottes Gnade und Offenbarung ſich in die Arme werfen. Die Halben kommen zu nichts; Demut kennt nicht der matte, feige, ſchwankende Mann, ſondern nur der kraftvolle, Mutige und Entſchloſſene." „Die neuere Theologie iſt da als eine Thatſache", ſchrieb Perthes in einem anderen Briefe, „und läßt ſich nicht überſehen; aber zu beklagen iſt, daß unſere Pfarrer mehr Männer des Wortes als der That, zu wenig Pfarrer und zu viel Theologen ſind. Als Theologen müſſen ſie über vieles eine Meinung haben, über vieles entſchieden ſein, was ſie als Pfarrer in Gottes

Namen dahingestellt sein lassen könnten, und laufen eben deshalb Gefahr, über die Theologie das Christentum zu verlieren." „Die Pfarrer müssen Theologen sein", entgegnete Menken aus Bremen, „aber der Weg, den ihre Theologie in neuerer Zeit eingeschlagen hatte, war ein Weg mehr zum Vernünfteln als zum Glauben, oder doch nur zu einem Glauben an ein Göttliches, welches, von den in der Bibel enthaltenen Offenbarungen gestohlen, durch dialektische Künste unabhängig gestaltet und endlich für ein freies Erzeugnis des Menschengeistes ausgegeben und verbreitet war. Die Aufgabe des Theologen aber ist, sich loszumachen von dem Glauben an irgendeine Lehre, die er sich selbst durch irgendeine Religionsphilosophie geschaffen hat; von dem Glauben, der nur ein Glaube an sich selbst oder an den Meister in Israel ist, dessen Kollegia er gehört oder dessen System er angenommen hat. Je lebendiger der Pfarrer als Theologe wieder glauben lernt an ein Göttliches, das außer uns ist, das in vorhandenen Worten und Anstalten Gottes uns gegeben und göttliches Licht und Recht in unserer Brust zu werden bestimmt ist, um so froher und freudiger wird er als Pfarrer arbeiten, reden und handeln."

Mit manchen bedeutenden Vertretern der wissenschaftlichen Theologie traf Perthes, teils zum erstenmal, teils frühere Verbindungen erneuernd, in jenen Jahren zusammen. In Bonn verkehrte er 1824 mit Lücke, Sack und Nitzsch, in Berlin 1825 mit Schleiermacher, Neander, Tholuck, Strauß, Theremin und Marheineke. „Das sind sechs Theologen", schrieb er aus Berlin, „welche nichts als die Feindschaft gegen den Rationalismus miteinander gemeinsam haben." In treffenden Umrissen gab Perthes seinen Freunden die Eindrücke wieder, welche die verschiedenartigen theologischen Persönlichkeiten und deren Licht- und Schattenseiten auf ihn gemacht hatten, und oft genug sprach er nicht ohne Schärfe Bedenken aus gegen das Übergewicht, welches die Theologie als Wissenschaft in der Kirche einzunehmen begann. „Es ist gewiß an der Zeit", schrieb er einmal, „daß jetzt gelehrte, wissenschaftlich gebildete Laien auf dem theologischen Kampfplatze erscheinen. Es giebt den Pfarrern Mut, wenn sie geistvolle und gelehrte Männer als einen Rückhalt in ihren Gemeinden haben. Auch

ſtreiten die Theologen untereinander ſich zu leicht über Schulfragen und fahren ſich feſt, und die anderen meinen, jene redeten doch nur des Metiers wegen.“ Ungeachtet dieſer und mancher ähnlichen Äußerungen ward Perthes doch ſtets mit Achtung und Hoffnung für die Zukunft erfüllt, wenn er dem chriſtlichen Ernſt und der geiſtigen Tiefe nahe trat, durch welche jetzt das Chriſtentum eine wiſſenſchaftliche Vertretung fand. „Seit vierzig Jahren“, heißt es in einem ſeiner Briefe, „iſt Philologie und Geſchichte, Kritik und Exegeſe gründlich unter uns Deutſchen betrieben, aber als Waffe gegen das Chriſtentum. Nun treten unſere Theologen die reiche Erbſchaft einer vergangenen Zeit an, und nutzen ſie aus im Dienſte unſeres Herrn. Chriſtliche Wahrheit können ſie zwar nicht erzeugen und chriſtliches Leben nicht ſchaffen; aber die Feinde des Chriſtentums werden ihr Haupt beugen müſſen vor den Geiſtesſchlägen ſolcher Männer. Verlacht und als ein Spielwerk ſchwachköpfiger Menſchen verhöhnt kann heute das Chriſtentum nicht mehr werden, nur noch ein Ärgernis, nicht eine Thorheit kann es fortan den Menſchen ſein, und das iſt kein Kleines, was wir unſern Theologen zu danken haben.“

Den geiſtigen Siegen, welche die wiſſenſchaftliche Theologie erfocht, ſchloſſen bald auch äußere Erfolge ſich an. Schon im Jahre 1826 ward Tholuck nach Halle, wo ſich ſeit langer Zeit der Rationalismus feſt verſchanzt hatte, berufen. „Es iſt ein bedeutendes Ereignis“, ſchrieb Perthes; „Tholuck wird, wenn er leben bleibt, tief eingreifen in den Gang des religiöſen Lebens der Gegenwart, nicht allein ſeiner Talente und ſeiner Kraft wegen, ſondern auch weil er recht eigentlich ein Kind der Zeit iſt und alles, was die Zeit bewegt und erregt, auch in der eigenen Bruſt durchzukämpfen hat. Einer Feuertaufe geht er in Halle entgegen — ich kenne ſeine dortigen, in Lammesgeſtalt leiſe auftretenden, ſchlauen und kecken Gegner ſehr wohl. Läßt er ſich reizen und von der chriſtlichen Einfalt und von der Kraft abdrängen, die in der Demut und in der Ruhe liegt, ſo bin ich bange für ihn und ſeine Stellung.“

Inwiefern die wiſſenſchaftliche Theologie an den philoſophiſchen Schulen einen Verbündeten oder einen Gegner finden würde, war damals allerdings vielen zweifelhaft. Schelling ſchwieg noch beharrlich,

und ward nicht ohne Mißtrauen angesehen. „Ich danke Ihnen“, schrieb er 1825 an Perthes, „für die nähere Bekanntschaft des jungen Eiferers, von dem ich bisher nur in der Ferne gehört hatte. Daß ich ihn nicht als Gegner ansehe, daran haben Sie vollkommen recht. Der Unterschied zwischen mir und diesen Herren besteht nur darin, daß sie von dem reden, was nicht leisten zu können sie selbst zugestehen; ich aber von dem bis jetzt geschwiegen habe, was ich wirklich zu leisten vermag. Bescheidener von den jungen Männern wäre es allerdings, wenn sie als möglich annähmen, daß der Verfasser der Schrift gegen Jacobi und der Abhandlung über die Freiheit, von dem sie selbst erst auf den Punkt gebracht sind, die Forderungen, die sie jetzt stellen, zu machen, wohl noch weiter sehen könnte, als er bis jetzt mitzuteilen für gut gefunden hat.“ In Berlin war mit Hegels Berufung eine Bewegung eingetreten, welche der christlichen Theologie gefährlich zu werden schien. „Die Wissenschaften führen hier ein reges Leben“, schrieb 1827 ein Berliner Bekannter an Perthes, „die Wirkung des Herrn Professors Hegel wird immer bedeutender fühlbar, und selbst die Gegner empfangen von daher Licht und Kraft. Die Sachen gehen hier, und das gehört Berlin eigentümlich an, aus der Schule unmittelbar in das allgemeine Leben, in die ganze Gesellschaft über, und werden doch nicht gemein.“ Im Jahre 1827 gingen aus dem Kreise der Anhänger Hegels die Blätter für wissenschaftliche Kritik hervor. „Hier fühlt man jetzt sehr deutlich“, heißt es in einem Briefe an Perthes aus Berlin, „daß der Schuh drückt, aber man glaubt das unangenehme Gefühl durch vornehmes, wissenschaftliches Gerede beschwichtigen zu können. Der Protestantismus dieses unsinnigen philosophischen Jargons ist gewiß eine schlechtere Form als der Dogmatismus des Jahrhunderts der Quenstedt und Calovius. Diese Männer wußten doch wenigstens, was sie wollten; was aber die Herren, welche jetzt Kompendien und Rezensionen mit ihrem dunklen Gerede erfüllen, beabsichtigen, ist außerhalb ihrer geweihten Sphäre für jeden ein Geheimnis.“

„Ein Urteil über Hegel und dessen philosophisches System zu haben“, schrieb Perthes 1829, „ist nicht meines Amtes, aber der geistigen Bewegung gegenüber, welche auf Veranlassung dieses Systems entstanden ist, kann auch der Laie die Augen nicht zumachen. Ein litterarischer

und ſozialer Kreis hat ſich unter dem Vorwande, Hegels Schüler und Anbeter zu ſein, feſt zuſammengeſchloſſen, und wird aller Wahrſcheinlichkeit nach ſo lange, bis wieder etwas Neues kommt, den Ton angeben. Dieſe Bewegung und der ganze Kreis, der ſie mit großer Geſchäftigkeit unterhält, kann nicht zum Guten führen; dafür ſpricht ſchon die Richtung vieler, die in demſelben hantieren, mehr aber noch, daß ſo hervorragende Männer, wie Savigny und die Humboldts, wie Niebuhr und Ritter, wie Schleiermacher, Nitzſch und Neander, ſich völlig ferne halten. Das hohle Wortgepränge, das gegenſeitige Preiſen und Emporheben, das ſektenartige Abſchließen und hochmütige Aburteilen, das Streben, Geſellſchaft und Regierung zu beherrſchen, iſt an und für ſich ſchon ein großes Übel, welches das heranwachſende Geſchlecht im geiſtigen Leben irre führen und am Charakter verderben muß. Dem religiöſen Leben aber unſers Volkes drohen, wenn mich nicht alles täuſcht, auch aus dem Inhalt, der dieſen Kreis erfüllt, Gefahren, die ſich langſam aber ſicher vom Profeſſor und Geheimerat bis zum Schulmeiſter und Kanzliſten fortbewegen werden."

Während Berlin dem poſitiven Chriſtentume einen gefährlichen Gegner in dem ſozial-politiſchen Kreiſe der Anhänger Hegels groß zu ziehen ſchien, verſchaffte es demſelben zugleich eine unerſchrockene und rückſichtsloſe Vertretung durch die Richtung, welche Hengſtenberg zur Geltung zu bringen unternahm. Vergebens hatte 1826 der Miniſter Altenſtein verſucht, den jungen Theologen durch das Anerbieten einer günſtigen Stellung in Königsberg aus Berlin zu entfernen. Hengſtenberg blieb und begann 1827 die Herausgabe der evangeliſchen Kirchenzeitung, welche beſtimmt war, ſo tief, wie damals niemand ahnen konnte, in den Gang des kirchlichen Lebens einzugreifen. „Es entſteht hier", ſchrieb Neander an Perthes, „eine Zeitſchrift, die mehr praktiſch-chriſtlich als wiſſenſchaftlich-theologiſch ſein ſoll, und auf ein größeres chriſtliches Publikum berechnet iſt. Das Unternehmen geht von einer Geſellſchaft aus, welche die Redaktion dem Profeſſor Hengſtenberg übertragen hat. Die Sache iſt unabhängig von mir gebildet worden; ich hörte aber allerdings mit beſonderer Freude, daß der Hauptzweck dieſer Zeitſchrift ſein ſollte, einen Mittelpunkt für die Sammlung und Verbreitung aller das Reich Gottes betreffenden Nachrichten aus allen Welt-

gegenden zu bilden. Ich habe auf geschehene Anforderung meine Mitwirkung zugesagt, so weit Zeit und Kräfte es mir erlauben." „Gott gebe Hengstenberg die Ruhe des Geistes", schrieb Perthes 1827, „die mit der Arbeit zu seiner Ehre notwendig verbunden sein muß. Der Plan ist vortrefflich: ein Blatt zur entschlossenen Verteidigung und zum mutigen Angriff war uns nötig; das Christentum darf nicht wie ein nur Geduldeter, der froh ist, wenn man ihm das Leben läßt, schüchtern in der Litteratur dastehen, sondern muß frisch und kräftig auch auf diesem Gebiete sich bewegen. Ich freue mich des mutigen Mannes, der ein Unternehmen wagt, dessen Herstellung mit großen Schwierigkeiten verbunden ist und den Herausgeber den gehässigsten Anfeindungen der Parteien preisgeben wird."

In der kräftigen Vertretung des positiven Christentums lag indessen nur die eine Seite der Bedeutung, welche die evangelische Kirchenzeitung gewann; tiefer vielleicht noch wirkte sie vielmehr in einer andern Beziehung auf die Geschichte der kirchlichen Kämpfe des Protestantismus ein. Dem aus einer früheren Zeit überlieferten Unglauben und Rationalismus gegenüber hatten sich die gläubigen Protestanten, weil sie dasselbe zu verteidigen und dasselbe zu bekämpfen hatten, alle als eins gefühlt; an starken Gegensätzen aber fehlte es deshalb unter denselben nicht. Vor allem folgenreich mußte bei der gesamten Richtung der Zeit die verschiedene Stellung erscheinen, welche die gläubigen Protestanten in Beziehung auf das Verhältnis der religiösen Überzeugung der einzelnen zu der gegebenen Lehre der Kirche einnahmen. Alle zwar erkannten die freie Bewegung der Wissenschaft und die christliche Erleuchtung des einzelnen, und alle die Autorität der Bibel und der kirchlichen Bekenntnisschriften an; aber die einen hoben mehr das erstere, die anderen mehr das letztere als den Weg hervor, der zur Aneignung und Bewahrung, zur Verbreitung und Vertiefung des christlichen Glaubens führe.

Nicht ohne wesentlichen Einfluß der herausfordernden Stellung, welche die evangelische Kirchenzeitung einnahm, schärfte sich der lange vorhandene Gegensatz von Tage zu Tage. Das frühere Mehr oder Minder ward hier und da schon zu einem Entweder — Oder, und einige Jahre später sollte es dahin kommen, daß sich inmitten der gläu-

bigen Protestanten zwei Parteien mit leidenschaftlicher Heftigkeit gegenübertraten und einander Knechtung des Geistes durch den Buchstaben oder Lossagung von dem Worte Gottes und dem Bekenntnisse der Reformation vorwarfen, während doch beide das Bewußtsein der Sünde und den Glauben an die Erlösung von derselben als eigentlichen Kern ihres Wesens in sich trugen. Im Frühjahr 1830 wurden einige in den Nummern 5 und 6 der evangelischen Kirchenzeitung enthaltene Aufsätze die Veranlassung zu einem neuen heftigen Auftreten beider Parteien gegeneinander, obschon diese Aufsätze, welche allgemein dem Herrn Ludwig v. Gerlach zugeschrieben wurden, zunächst nicht gegen die Berechtigung der Wissenschaft und der subjektiven Überzeugung überhaupt, sondern gegen den Mißbrauch gerichtet waren, den einige Männer von dieser Berechtigung gemacht hatten. Fußend auf Kollegienhefte und mündliche Mitteilungen der Zuhörer, gaben jene Aufsätze Nachricht von sehr niedrigen Späßen über die heilige Geschichte, von den Versuchen zur natürlichen Erklärung der Wunder und von der rationalistischen Behandlung der christlichen Lehren, welche die Professoren der Theologie Gesenius und Wegscheider sich in Halle hatten zuschulden kommen lassen. Die Aufsätze brachten den Rationalismus in Verbindung mit der Demagogie, warnten die jungen Theologen vor dem Besuche einer Universität, auf welcher solche Lehren vorgetragen würden, und forderten alle, die es anginge, auf, durch Gebet, Wort und That die Wunden heilen zu helfen, die der Unglaube geschlagen habe. In diesen letzten Worten jener Aufsätze wurde ganz allgemein eine Aufforderung an den König erblickt, mit weltlichen Waffen gegen die falsche Lehre jener Theologen einzuschreiten und die wissenschaftliche Behandlung religiöser und kirchlicher Fragen mit polizeilichen Grenzen zu umziehen.

„Die sogenannte evangelische Kirchenzeitung macht jetzt schlimme Sachen", schrieb Neander im Februar 1830 an Perthes. „Dieses leidenschaftliche Treiben, dieses Denunzieren nach Klatschereien, dieses Handeln nach dem Grundsatze: der Zweck heiligt die Mittel, kann großen Schaden stiften und dem Rationalismus, der in sich selbst den Keim des Todes trägt, neues Leben geben. Schlimm ist es freilich, daß Linguistik ohne Sinn und Beruf für die göttlichen Dinge Gesenius

schon zum Theologen machen konnte, aber die Abhilfe von außen wird das Übel nur verschlimmern." „Sehr leid thut auch mir", antwortete Perthes, „die Art, in welcher die evangelische Kirchenzeitung aufgetreten ist. Ein stilles, frommes Fortwirken christlicher Geistlichen, ein wahres Hauschristentum ist doch der einzig sichere Weg zum Ziel. Er wird nicht versperrt durch ein offenes, entschlossenes Auftreten berufener Männer für die Wahrheit des Evangeliums, wohl aber durch ein hartes, bissiges, verletzendes Dazwischenfahren, wie die evangelische Kirchenzeitung es gethan. Sie war schon länger dahin gekommen, wohin sie kommen mußte, weil die Mitteilung kirchlicher Nachrichten, die in ihrem Plane lag, in einer Zeit des Zwiespaltes uud der Parteiungen sich nicht frei von gehässigen Klatschereien halten kann. Nun aber ist sie einen Schritt weiter gegangen, indem sie sich entschlossen zum Feueranlegen zeigt. Sie hat Streit, Ärger, ja Skandal gewollt; der Wurf ist gethan; nun hilft kein Klagen; an ebenso erbitterten Gegnern wird es ihr nicht fehlen; Ärgernis muß sein und unsere Zeit muß nun auf diesem Wege sich durchzukämpfen suchen, aber den Urhebern wird zuzurufen sein: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, das heißt, nicht an den äußeren Worten, sondern an der Gesinnung, aus welcher diese hervorgehen. Nur wo Demut und Milde, Ergebung und Wohlwollen im Innern wohnt, können Thaten durchgreifend und Worte strenge sein, ohne den christlichen Charakter einzubüßen." „Einem kraftvollen Manne, der Geist und Kenntnisse hat", schrieb Perthes einem anderen Freunde, „kann man den Trieb zum Walten und Regieren nicht verargen; aber wenn er jeden Widerstand mit Gehässigkeit aufnimmt, so ist das nicht richtig und recht, und harte, lieblose Urteile sind nie der christlichen Liebe und Demut gemäß. Es thut mir überaus wehe, so manche schätzenswerte Männer von Scharfsinn und Geistesgaben grade in der Religion, durch die doch Milde ihnen werden sollte, sich verhärten und verstarren zu sehen. Wahrlich man soll und muß täglich und stündlich an seine Brust schlagen, um zu erforschen, ob Demut und Milde wirklich in ihr wohnt, oder ob Christi Lehre zwar im Munde ist, sonst aber leeres Stroh gedroschen wird."

Der erste Kampf, welchen jene Aufsätze der evangelischen Kirchenzeitung hervorgerufen hatten, galt vor allem der harten, schneidenden

Form, in welcher sie abgefaßt waren. Bald aber wendete sich die Teilnahme wieder dem sachlichen Gegensatze zu, in welchem damals noch fast alle bedeutenden Theologen zu der von der Kirchenzeitung mit energischer Einseitigkeit geltend gemachten Autorität der kirchlichen Lehrsätze standen. In vielen Briefen, die Perthes damals empfing, sprach diese Teilnahme sich bald mehr, bald weniger lebhaft aus. Schon 1827 hatte er selbst an Ullmann in Heidelberg geschrieben: „Herzlich danken will ich Ihnen für die treffliche Abhandlung über die Sündlosigkeit Jesu. Uns Kindern unserer Zeit kann vielleicht nur dadurch, daß Jesus uns in seiner Reinheit und Größe lebendig vor die Seele gebracht wird, wieder zur kindlichen, innigen Liebe zum Herrn geholfen werden; das Vorhalten der Dogmen, das Drängen, sie anzunehmen, führt heute zu nichts. Vielleicht können einzelne ausgezeichnete Menschen auch durch tiefes Forschen zum Glauben kommen — denn echte Philosophie muß zur Wahrheit führen; aber das auf Thatsachen gegründete Vertrauen bleibt doch allein der Weg, welcher auf kindliche Weise die wahre Liebe und Hingebung an den Herrn in den Menschen überhaupt erwirken wird.“ Nun nachdem der Streit über die Stellung der Dogmen heftig entbrannt war, erwiderte Perthes einem Freunde: „Ich kann recht wohl begreifen, daß das Glaubensleben einer bestimmten Zeit sich in einem Systeme orthodoxer Sätze einen vollen Lehrausdruck schafft, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß ein solches System, nachdem es von dem Unglauben über den Haufen geworfen war, dann für eine andere und neue Zeit der Weg sein könnte, dieselbe von dem Unglauben zu bekehren, und für die bekehrte Zeit wiederum der wahre Lehrausdruck ihres neuen Glaubenslebens zu werden. Die tägliche Heimkehr zu Gott aus der täglich wiederkehrenden Sünde des Sichgehenlassens in Welt und Zeit, das ist doch eigentlich die Sache, auf welche es jedem von uns ankommt. Solche Heimkehr ist nur möglich, aber sie ist auch sicher und gewiß durch den einfachen Glauben an den Erlöser; wo der Glaube an den Erlöser ist, da ist auch der Erlöste. In mehr als einer Gestalt, in mehr als einem Gedanken und Worte kann der Mensch den einfachen Glauben ausdrücken, und jeder menschliche Gedanke und jedes menschliche Wort über ihn wird Seiten haben, die mit Recht bezweifelt und bestritten

werden können; denn von himmlischen Dingen denkt und redet der Mensch nur in Bildern, und niemand vermag den unausmeßbaren Reichtum der göttlichen Wahrheit in Gedanken, Worte und Sätze zusammenzupressen. Die orthodoxen Lehrsätze sind Wahrheit, aber nicht die ganze, nicht die volle Wahrheit, sondern nur die Seiten der Wahrheit, welche auf einer bestimmten Stufe des christlichen Lebens von den Menschen aufgefaßt und ausgesprochen werden konnten. Wer in unserer Zeit lebendiger innerer Christ ist, kann nicht das sein, was der Orthodoxe früherer Jahrhunderte war, und weil manche es dennoch sein wollen, steht uns eine schwere Zeit des Kampfes, des Kampfes unter Brüdern bevor, während der allen gemeinsame Feind noch nicht überwunden ist. Eine harte Probe wird der christliche Sinn der Theologen zu bestehen haben. Das weiß ich: wenn die evangelische Kirchenzeitung die Dogmen, wie sie in nächster Folge der Reformation in Worten und Sätzen aufgestellt sind, als volle und alleinige christliche Grundwahrheit festsetzt, ohne deren buchstäbliche Annahme niemand ein Christ sein soll, so will ich lieber der heiligeren Tradition und dem geistigeren Papste der katholischen Kirche folgen, als diesen steinernen Tafeln, die nicht vom Sinai kommen. Sie selbst, mein verehrter Freund, werden so wenig wie Nitzsch und Twesten, Sack und Ullmann vor der Kirchenzeitung als Christ bestehen, auch Tholuck nicht, und Ketzer müssen der poetische Harms und Claudius, Kleuker und Hamann genannt werden." „Festigkeit des Willens ist im Menschen hoch anzuschlagen", schrieb Perthes an Rist, „aber mit Verstandeskalkul einen Entschluß konsequent durchführen zu wollen, sich selbst so zu beherrschen, daß der eigene Wille siege, führt fast immer zum Teufel. Konsequenz ist nicht des Menschen Sache und hat keine andere Wurzel als das Ich. Das gilt auch von der Konsequenz in der Behandlung der Wahrheit. Jede Wahrheit, und sei es auch die heilige offenbarte Wahrheit, wird, wenn der Menschenverstand sie formuliert, in Worten und Sätzen konsequent durchführt und auf die Spitze treibt, zur Unwahrheit, in welcher seinen Samen auszustreuen der Vater der Lüge meisterlich versteht. In dem Zuge zur trocknen Konsequenz liegt eine der Wurzeln des Rationalismus; ihn macht die von ihm behauptete falsche Lehre, aber mehr noch vielleicht der Hochmut gefährlich,

mit welchem er das Heilige einkerkern will in menſchliche Verſtandeslehren. Mir ſcheint, als ob auch Hengſtenbergs Richtung der Gefahr des Rationalismus verfallen könnte, wenn ſie nicht abläßt, die Konſequenz als ihr Panier zu erheben."

„Dieſen Buchſtabenmenſchen bin ich ein Unentſchiedener," ſchrieb ein befreundeter Theologe an Perthes, „weil ich in Wirklichkeit und Wahrheit an Jeſus Chriſtus glaube, aber nicht daran, daß Bileams Eſel hebräiſch geredet. Ich dächte doch, die vielgerühmte dogmatiſche Entſchiedenheit hätte ſich in dem neueren Streite recht in ihrer Nichtigkeit dargeſtellt. Es iſt keine Kunſt, auf dem Gebiete der Dogmatik ein nagelfeſtes orthodoxes Syſtem zuſammen zu leimen; wenn es aber an der heiligen Schrift geprüft werden ſoll, ſo hapert es an allen Ecken, und es bleibt den ‚Entſchiedenen' kein Ausweg, als die Wahrheit der heiligen Schrift nach dem ſelbſtgemachten nagelfeſten orthodoxen Syſtem zu bemeſſen. Ich weiß mich fromm im Gemüte und demütig vor Gott und Jeſus Chriſtus unſerem Herrn, aber auch frei in der Wiſſenſchaft und freudig im Leben. Darum ſtehe ich fern von der hölzernen Verſtandestheologie eines Paulus und Wegſcheider, aber auch fern von der Trübſinnigkeit und unkritiſchen Konſequenzmacherei der Werkführer in der evangeliſchen Kirchenzeitung. In mir iſt Einheit und nur außer mir ſehe ich Uneinigkeit, aber ich lebe der feſten Überzeugung, daß der heilige Geiſt, der im Glauben ſich ſchon mächtig erwieſen hat, auch die Wiſſenſchaft noch in alle Wahrheit leiten wird." „Ich bin", ſchrieb ein anderer Theologe an Perthes, „von tiefem Unwillen gegen die Fanatiker erfüllt, die doch auch wohl politiſche Zwecke unter dem Deckmantel chriſtlichen Eiferns verfolgen. Was hilft alle Höhe des Chriſtentums, wenn man nicht auf dem proſaiſchen Boden der Gradheit und Wahrhaftigkeit ſteht? Nicht allein vor den Parteianſichten haben wir uns zu hüten, ſondern auch vor den Parteimenſchen. Eine Reihe von Erfahrungen hat mich zu der Überzeugung gebracht, daß wir uns nicht allein innerlich, ſondern auch äußerlich und für alle Welt erkennbar rein und ſtreng von der Partei der evangeliſchen Kirchenzeitung ſcheiden müſſen; ſie hat ein anderes Ziel und einen anderen Weg als wir. Mag ſie den Weg der Unduldſamkeit gehen, wir gehen einen anderen. Jeder mag es mit Gott und ſeinem Gewiſſen ausmachen."

Bei der wachsenden Leidenschaft der Streiter lag die Gefahr nicht ganz ferne, daß die gläubigen Gegner der Kirchenzeitung sich mit dem gelehrten Rationalismus, wie ihn z. B. Gesenius und Wegscheider vertraten, vereinigen, und wie Verbündete desselben im Kampfe gegen einen gemeinsamen Feind erscheinen konnten. Unsägliche Verwirrung und Unsicherheit würde dadurch in den Gemütern der Menschen hervorgerufen worden sein, indem vielen der Kampf gegen die Kirchenzeitung zugleich als ein Kampf für den Rationalismus erschienen wäre. Schon im Sommer 1830 faßte Perthes diese Gefahr ins Auge. „Eine sehr bedenkliche Wendung wird der Streit, wie ich fürchte, nehmen," schrieb er um diese Zeit einem Freunde. „Sollte die evangelische Kirchenzeitung siegen, was doch nach Lage der Dinge erst in fernen Zeiten möglich ist, so würde sie das Christentum allerdings verhölzern, aber nicht zerstören; der Unglaube des Rationalismus dagegen zerstört selbst im Gewande der gründlichsten Gelehrsamkeit das Christentum in seinem innersten Grunde. Wenn ich daher auch mit voller Wahrheit sagen kann: Lieber katholisch als Hengstenbergisch! so sage ich doch mit ebenso voller Wahrheit: Tausendmal lieber Hengstenbergisch als Paulus-Röhr-Wegscheiderisch! Unsere gläubigen Theologen aber sind, wie es scheinen könnte, anderer Ansicht. Wie lange schon hat die Darmstädter Kirchenzeitung, die sich doch christlich nennt, auf jedem ihrer Blätter das Christentum entheiligt! wie lange schon haben eine Menge öffentlicher Blätter Schmieder in Schulpforta als Pietist und Mystiker denunziert und verlangt, daß er aus einem Amte entfernt werde, in welchem er die Schuljugend verderbe! Unsere christlichen Theologen sahen das mit Schmerz, aber so empört fühlten sie sich nicht, daß sie öffentlich gegen solche Ruchlosigkeit aufgetreten wären. Sobald dagegen die evangelische Kirchenzeitung jene zwei Männer wegen offener Verbreitung des Unglaubens denunziert und verlangt hatte, daß sie aus ihrem Lehramte entfernt würden, in welchem sie die Universitätsjugend verdürben, sind unsere christlichen Theologen so empört, daß nichts sie vom öffentlichen Auftreten abhalten kann. Mein menschliches Rechtsgefühl sagt, daß ein solches Verhalten mindestens der Billigkeit und Gerechtigkeit ermangle, und gefährlich ist es auch; denn dem kecken Fanatismus der Kirchenzeitung läßt sich, da er mit offenem Visier einhergeht, wohl be-

gegnen, aber dem schlauen, schleichenden Fanatismus der Rationalisten in seinen Schlangenwindungen und heimlichen Verdächtigungen nachzuspüren, ist fast unmöglich." „Hengstenbergs Auftreten hat unsere Theologen so aus aller Fassung gebracht", schrieb Perthes in einem anderen Briefe, „daß sie nicht in dem Unglauben, sondern in der Kirchenzeitung den eigentlichen Todfeind des Christentums zu sehen glauben, über Hengstenberg herfallen und Röhr und Wegscheider laufen lassen. Ich kann nicht helfen, mir kommt es vor, als wenn in manchen der wackeren Männer wenigstens vorübergehend der Professor den Christen überwältigt hätte. Aus Angst, die Freiheit des Katheders könne durch Hengstenberg gefährdet werden, sehen sie nicht, daß die Freiheit des Christentums durch Röhr, Wegscheider u. s. w. gefährdet ist, und scheuen es weniger, in der öffentlichen Meinung ungläubig zu erscheinen, als in den Verdacht zu fallen, die Katheder-freiheit unterdrücken zu wollen."

„Dahin ist es schon gekommen", schrieb Perthes einige Wochen später, „daß Neander und so manche anderen frommen Männer, welche Jahre hindurch als Pietisten und Mystiker mit Schmutz beworfen wurden, nun plötzlich in der Gunst der öffentlichen Meinung stehen. Neander ist heute kein anderer als früher, aber er gilt sehr vielen Rationalisten für einen halben Verbündeten, von dem sich für die Zukunft noch ein mehreres erwarten ließe, und gar manche unselbständige Männer, Theologen und Laien, welche bisher mit Neander für das Christentum standen, haben verwundert gesehen, daß ihr Führer allen Zorn, dessen er fähig ist, gegen die Kirchenzeitung ausgegossen, den Rationalismus aber unangetastet gelassen hat. Auch sie meinen, Neander stehe doch wohl anders zum Christentume und zum Rationalismus, als sie bisher geglaubt, und werden unsicher in der eigenen Stellung. Ganz gewiß, Neander und die ihm verwandten Theologen sind es, grade weil sie gegen Hengstenberg kämpfen müssen, sich und denen, die sie führen, schuldig, ihre unveränderte Feindschaft gegen den Rationalismus scharf, rücksichtslos und allen erkennbar auszusprechen. Neanders bisherigen Erklärungen fehlt es an Geistesschärfe und fester Geschlossenheit; es schwimmt zu vieles durcheinander, und er kommt nicht zu einem festen Resultat. Mein

Troſt iſt, daß das Jubelgeſchrei der Maſſe über den vermeinten neuen Bundesgenoſſen zu dreiſt und unverſchämt erſchallt, um nicht die wirklich frommen Gegner Hengſtenbergs bald mit Ekel zu erfüllen und ſie zu nötigen, die aufdringliche Geſellſchaft ſich vom Halſe zu ſchaffen. Wer die Laſt der Sünde kennt und nach dem Erlöſer ausſieht, der wird zwar in wichtigen Punkten die evangeliſche Kirchenzeitung bekämpfen müſſen; aber ſein eigentlicher Feind ſteht auf einer anderen Seite, und dem Unglauben gegenüber wird er ſich als Freund und Verbündeter Hengſtenbergs fühlen müſſen." „Das Feuer lodert", ſchrieb ein Freund an Perthes, „wer kann es löſchen? Viele Kräfte, gute und böſe, ſind entfeſſelt, die lange gebunden waren; ein großer Entſcheidungskampf, eine Heimſuchung Gottes für unſere Kirche naht mit ſchnellen Schritten heran. Es gilt zu wachen und zu beten und zu beharren bis an das Ende."

Während die Proteſtanten mannigfach zerſpalten, nicht ohne Leidenſchaft einander gegenüber ſtanden, fühlten ſie dennoch ſich eins genug, um am 25. Juni 1830 den Tag gemeinſam zu feiern, an welchem vor dreihundert Jahren die Augsburgiſche Konfeſſion übergeben worden war. Als es bei Gelegenheit der Feier an einigen Orten zu Unruhen, die indeſſen ihren Grund nicht in den religiöſen Gegenſätzen hatten, gekommen war, ſchrieb ein Freund an Perthes: „Dieſe Tumulte in Dresden und Leipzig ſind ein trauriges Wahrzeichen des betrübten lauten Zankes in der evangeliſchen Kirche. Leidenſchaft und Starrheit regieren die theologiſche Welt, und während die Chriſten weinen möchten, ſteht die rohe Menge da und jubelt laut über das Schauſpiel, das aufgeführt wird." „Man muß", entgegnete Perthes, „ſeine Augen abwenden, nicht bloß von dem Gezänke, ſondern auch von den Kämpfen des Tages; ſonſt verdirbt man ſich das Geſicht und verliert den Blick für den Gang der Dinge im großen. Außerordentlich bleibt doch unſere Zeit, faſt in allen Ländern Europas iſt im Inneren der Menſchen neues Leben aus dem toten Schutte des vorigen Jahrhunderts aufgewachſen; im Oſten wird die griechiſche Kirche wider Willen in die Kulturwelt langſam aber unaufhaltſam hineingezogen; auf den Grenzſcheiden zwiſchen Aſien, Europa und Afrika dringen chriſtliche Kräfte hinein in das mohammeda-

nische Leben; die Küsten Afrikas werden aufgeweckt und werden die Wege öffnen müssen in ein seit Jahrtausenden verschlossenes Gebiet. Wohl zanken und streiten die einzelnen, schieben rückwärts und vorwärts, aber das Reich Gottes schreitet demungeachtet mit gewaltigen Schritten durch die Welt."

Die politischen Bewegungen im südlichen Europa.

1822—1823.

Im Jahre 1814 hatte man mit der ganzen Unbefangenheit politischer Unschuld erwartet, daß die vielen großen Aufgaben, welche aus den Bewegungen von 1789 bis 1814 hervorgegangen waren, binnen einigen Wochen oder höchstens Monaten von dem in Wien zusammentretenden Kongresse gelöst werden würden. Im Jahre 1822 wußten alle, daß diese Aufgaben nicht gelöst seien, und manche ahnten, daß sie nicht in kurzer Zeit und nicht durch Besprechungen der Könige und Diplomaten, sondern nur durch eine lange, schwere und blutige Geschichte ihre Erledigung finden könnten. „Wir haben vieles erlebt", schrieb Pocl im Sommer 1822 an Perthes, „aber der heranwachsenden Generation steht noch Größeres bevor. Bis Brabant nicht mehr einen widerstrebenden Teil von Holland ausmacht, bis Polen sich nicht mehr nach Wiedervereinigung mit den abgerissenen Teilen sehnt, bis Italien wieder italienisch geworden, der Grieche im Grabe oder in der Unabhängigkeit Ruhe gefunden, Schweden den Verlust Finnlands, Dänemark den Verlust Norwegens verschmerzt, bis Deutschland Bundesstaat oder Staatenbund und bis in ihm der lange Darm mit den beiden daranhängenden Schläuchen eine bleibende Gestalt gewonnen hat, wird Europa nicht zur Ruhe kommen. Wir haben noch einen weiten Weg vor uns, bis der Emigrierte gelernt und vergessen, der Jakobiner, Radikale und Carbonari aller Länder, jetzt durch den Parteigeist mit dem gesündesten Teil der Bevölkerung verwechselt, seinen Träumereien entsagt; der Katholicismus seine Reformation vollendet; der Dogmatismus sein unbestrittenes Recht auf protestantischen Kon-

zeln behauptet und ſich im Gemüte der Andersdenkenden mit dem Rationalismus abgefunden hat. Der unvermeidliche Staatsbankerott wird überall die Einnahme und Ausgabe dauerhaft auszugleichen haben; die neue Welt ſoll ihre Unabhängigkeit befeſtigen, ſoll ſich mit ihren Ländermaſſen dem Staatenſyſtem der alten Welt anſchließen und ihre noch unerforſchten Reichtümer in die Gemeinſchaft des Weltverkehrs werfen. Es wird noch mehr als eine Kriſis eintreten, bevor diejenige erfolgt, die endlich ein Gefühl der Sicherheit giebt und es den einzelnen wie den Staaten erlaubt, ſich des Beſitzes zu freuen."

Auf die Löſung der großen europäiſchen Fragen hätten die Deutſchen wohl in Geduld gewartet, aber nur wenige waren 1822 ſchon dahin gelangt, mit Reſignation zu ertragen, daß für Deutſchland ſo viele Hoffnungen des Jahres 1813 nicht nur unerfüllt geblieben waren, ſondern auch allem Anſehen nach noch lange unerfüllt bleiben würden. In Ungeduld und Unruhe drängten und trieben damals noch viele nach einem bald ſo, bald anders geſtalteten, immer aber ſehr unbeſtimmten politiſchen Ziele für Deutſchland hin. Ungeachtet der Karlsbader Schlüſſe, der Wiener Schlußakte und der feſteren Geſtaltung des Bundestages, und ungeachtet der Einführung konſtitutioneller Verfaſſungen in einer Reihe deutſcher Staaten mußte doch jede Partei ſich ſagen, daß ſie nicht erreicht habe und für lange Zeit nicht erreichen werde, was ſie zu erreichen gewünſcht hatte, und mißmutig wendeten alle Parteien ſich von den heimiſchen Zuſtänden ab, denen gegenüber anfangs eine erkünſtelte, dann eine wirkliche Gleichgültigkeit mehr und mehr hervortrat. Die politiſchen Geſinnungen und die politiſchen Theorieen der verſchiedenen Parteien aber verloren dadurch nichts an Schärfe, ſondern bildeten ſich noch ſchneidender und härter aus; aber zu träge, um nach Geltung im Vaterlande zu ſtreben, freute und ärgerte ein jeder ſich ohne Mühe und Gefahr, je nachdem die eigene politiſche Anſicht in fremden Ländern Siege erfocht oder Niederlagen erlitt.

Noch immer waren es die ſüdeuropäiſchen Revolutionen, welche Europa in Atem hielten. Neapel zwar war bereits ſeit dem Frühjahr 1821 von öſterreichiſchen Truppen beſetzt, aber in Spanien blieb

äußere Einmiſchung lange genug aus, um die Entwickelung wilder und widriger Parteikämpfe möglich zu machen. „Ich habe das ſpaniſche Getriebe in Politik ſo ſatt“, ſchrieb Böhl v. Faber gegen Ende des Jahres 1822 aus Cadix an Perthes, „daß es mich faſt anekelt, noch Worte darüber zu verlieren. Der erſte Urſprung der ganzen Bewegung war kläglich und matt; aber die Abſichten waren von Anfang an böſe und gottlos, und von dieſen beiden Grundlagen aus hat wohl geſchehen müſſen, was geſchehen iſt. Unter den vielen höhnenden Feinden der Kirche war im ſüdlichen Spanien am gefährlichſten ein Mönch, der in Mexiko von der Inquiſition eingeſperrt, aber aus dem Gefängniſſe entwiſcht war. Er iſt jetzt geſtorben und hatte angeordnet, daß er mit der ſpaniſchen Konſtitution auf der Bruſt und unter Abſingung patriotiſcher Lieder begraben würde. Seit ſeinem Tode haben die ſchamloſen Angriffe auf Religion und Kirche etwas nachgelaſſen, aber das Schimpfen auf Mönche und Kleriſei als die Urſache alles politiſchen Übels nimmt auch jetzt kein Ende. Nach der Reihe werden die Klöſter und geiſtlichen Stiftungen eingezogen und ihre Güter veräußert. Nur die Nonnenklöſter beſtehen noch, erwarten aber täglich ihren Untergang. Kurz, es geht alles den franzöſiſchen Gang, zwar bedächtiger und mit möglichſter Vermeidung öffentlichen Skandals, aber die Ziele und die Zwecke ſind dieſelben wie 1789 in Frankreich.“ „Wenn Sie das hieſige Revolutionsweſen mit eigenen Augen geſehen hätten“, ſchrieb derſelbe Freund einige Wochen ſpäter, „ſo würde Ihr Ekel an dem Schmutz nicht geringer ſein als der meinige. Weder um Sachen noch um Grundſätze dreht ſich der Kampf, ſondern lediglich um Perſonen, und kann daher auch nur für die, welche Gewinn oder Verluſt zu erwarten haben, von Intereſſe ſein. Jetzt handelt ſich alles darum, ob die Exaltados, d. h. Jakobiner, die eine Republik wollen, oder die Maçons, d. h. Anhänger der Konſtitution, dieſe oder jene einträgliche und einflußreiche Stelle erhalten ſollen. Nur mit gegenſeitigen Vorwürfen und perſönlichen Schmähungen ſind alle jetzt erſcheinenden Tagesblätter und Flugſchriften erfüllt. Die Verfaſſer der Zeitſchrift ‚Cenſor‘ verſtanden doch wenigſtens ihre Mutterſprache und waren Männer von Talent, wenn auch ſämtlich in den Grundſätzen der franzöſiſchen Revolution untergegangen; aber ſie wurden, eben weil ſie Talent hatten,

von allen Parteien gehaßt, und ihr Blatt ist eingegangen. Jetzt macht nur die Plattheit und Gemeinheit sich breit.“ „Sonderbar sind doch diese Erscheinungen“, schrieb Perthes. „Dieselben Spanier sind als einzelne kindlich gut, wie wir sie unter Romana kennen lernten, sind edel, ja erhaben, wie sie in dem Kampfe gegen Napoleon sich darstellen; aber als Nation sind sie ohne Gefühl für Gerechtigkeit und von tigerhafter Natur, als Nation verwüsteten und entvölkerten sie Amerika und die Niederlande, als Nation wüteten sie in ihren eigenen Eingeweiden, früher aus religiösen, jetzt aus politischen Meinungen. In Pizarro und Alba verkörperte sich die Nationalität. Eine Nation ist eben noch etwas ganz anderes als der Inbegriff ihrer einzelnen Glieder.“

In Frankreich drängte die ultraroyalistische Partei, den Vicomte de Montmorency an der Spitze, zum Kriege gegen das revolutionäre Spanien, und auf dem im Oktober 1822 eröffneten Kongresse zu Verona setzte Fürst Metternich alle Kräfte daran, um die Herstellung der monarchischen Ordnung in Spanien zu einer gemeinsamen Aufgabe Europas zu machen, deren Ausführung Frankreich übertragen werden sollte. Ihm war, wie man glaubte, hierbei nicht die Angelegenheit Spaniens die Hauptsache, sondern der Wunsch, den Gedanken des Kaisers Alexander eine andere Richtung zu geben, dessen Streitkräfte im Süden Rußlands gesammelt waren und zugunsten der Herrschaft Rußlands in den Befreiungskampf der Griechen einzuschreiten drohten. Als im Dezember 1822 der Kongreß auseinander ging, hatte Metternich sein Ziel erreicht. Der Krieg Frankreichs gegen Spanien stand in Aussicht, und da England sich demselben entschieden widersetzte und niemand wußte, wie weit es durch seinen Widerstand geführt werden würde und wohin die Parteikämpfe innerhalb der französischen Kammern führen würden, schien ein allgemeiner europäischer Krieg, durchkreuzt von einem allgemeinen Kampfe zwischen der bestehenden Ordnung der Dinge und der Revolution, nicht unwahrscheinlich. Unter düsteren Aussichten für Europa begann das Jahr 1823. „Ich halte diesen Moment“, schrieb Perthes im Januar einem Freunde, „für einen der wichtigsten unter den vielen wichtigen, die wir erlebt haben. Jetzt werden die Gewässer sich scheiden.

Die europäiſchen Staaten und die europäiſchen Geſinnungen, die zu vereinigen verſucht ward, konnten nicht vereinigt bleiben; es war eine fromme Täuſchung deſſen, der ſie zuſammenbinden wollte. Auch durch ſein ideologiſches Streben hat Alexander ſeine deutſche Abkunft bekundet. Die Geſchichte iſt doch wahrlich ein verlorenes Gut für den Menſchen, und kein Sprichwort iſt lügenhafter als das: ‚Durch Schaden wird man klug.‘ Die Alten bleiben dumm und die Jungen werden dumm. Wenn es nur recht kernhafte politiſche Sünder wieder geben wollte, ſo würde die Erkenntnis nicht ausbleiben; aber jetzt iſt alles lahm oder ſpringt wie die Elſtern in Zeitungen und Journalen herum.“

Aller Augen waren auf Frankreich gerichtet, von dem Siege dieſer oder jener franzöſiſchen Partei ſchien der Krieg gegen Spanien, und von dem Kriege gegen Spanien der Ausbruch eines großen europäiſchen Krieges abzuhängen. „Nicht europäiſche Bedürfniſſe, ſondern die Parteikämpfe in Frankreich werden über Krieg und Frieden entſcheiden“, ſchrieb ein Freund im Januar 1823 an Perthes, „und in Frankreich entwickelt der im Jahre 1814 unterdrückte chemiſche Prozeß ſich mit der blinden Gewalt einer Naturkraft fort, über welche die politiſche Vernunft keine Herrſchaft übt.“ Am 28. Januar ſtellte Ludwig XVIII., als er die Kammern eröffnete, den Krieg gegen Spanien unter dem Jubelrufe der Majorität in Ausſicht. „Die neueſten Begebenheiten in der franzöſiſchen Deputiertenkammer zeigen deutlich“, heißt es in einem Briefe an Perthes, „mit welcher Frechheit die heiligſten Rechte unter Autoriſation von oben mit Füßen getreten werden, wie man mit Eidſchwüren ſpielt und das Geſetz verdreht und kränkt. Das Verfahre ndieſer ziviliſierteſten aller Nationen gegen Spanien iſt wahrlich um kein Haar beſſer unter den Bourbonen als unter Napoleon, und England hebt jetzt keinen Finger auf; nur für einen vorteilhaften Handelsvertrag oder für erweiterten Kolonialbeſitz verſchachert es ſich jedem, der etwas bieten kann.“ „Alſo doch Krieg!“ ſchrieb Perthes im Februar 1823; „ich hätte nicht geglaubt, daß man das Wagſtück in Frankreich unternehmen würde. Auch der Eingeweihteſte vermag nicht zu ahnen, wo und wie er enden wird; ich halte jetzt einen allgemeinen Krieg ſchon in den nächſten Jahren für möglich.

Ein jeder, groß oder klein, mag wohl zusehen, wo er stehe, aber es ist gut, daß der Ingrimm der Parteien sich entlade und daß die verborgenen Mörderwaffen an das Tageslicht kommen; lieber Feuer und Schwert, ja Gift und Dolch, als der Geifer infamer und gemeiner Zungen."

Immer wieder entstanden indes Zweifel an dem wirklichen Ausbruche des Krieges. „Ungeachtet aller Anzeichen kann ich", schrieb Perthes am 2. März 1823, „noch immer nicht an den Krieg glauben; die rasende Partei wird sich doch wohl noch besinnen, und fest bin ich überzeugt, daß nur sie es ist, die den Krieg will, und nicht die drei Mächte. Gerade die dummtolle Erklärung Villèles, daß Frankreich nur die Wahl habe zwischen einem Kriege an der westlichen oder an der östlichen Grenze, bestätigt mir meine Ansicht. In der Angst hat dieser schwache Mann das Wort gesagt, um vor sich selbst den Krieg zu rechtfertigen, den er in seinem Innersten verdammt und verwirft. Österreichs Friedensworte in der Not bei dem schnellen Falle der Papiere sprechen zu deutlich. Geht aber auch für dieses Jahr die Gefahr vorüber, so sehe ich doch einen furchtbaren Krieg in nicht zu weiter Ferne; es scheint mir nicht möglich, daß der gräßliche Zwiespalt aller inneren Interessen, der in den Gemütern von ganz Europa herrscht, sich ohne Gewalt ausgleiche. Ich meine, daß eine vorübergehende Anarchie in Europa eintreten werde, aus welcher Tyrannen emporsteigen, sei es im Purpur oder in der Jacke, welche die Menschen zu Paaren treiben werden, wie sie es verdienen. Doch der Mensch denkt, Gott lenkt — er wolle sich unser annehmen!" „An den Krieg will nun wieder niemand recht glauben", schrieb Rist am 10. März 1823 an Perthes. „Nach allen Nachrichten aus Frankreich ist die Geldverwirrung dort so groß, daß nicht nur die Kassen leer, sondern auch die Kriegsrüstung sehr mangelhaft ist; die Neigungen selbst der ersten Befehlshaber werden als sehr friedlich geschildert. Es scheint, als ob nach einem Vorwande zu neuen Unterhandlungen begierig gesucht werde, wahrscheinlich aber vergebens. Haben die Parteien die Dinge mutwillig bis auf einen gewissen Punkt geführt, so wachsen sie ihnen endlich über den Kopf. So geht es aber immer, wenn eine Partei regiert, die an nichts denkt, als wie sie sich selbst verstärken

kann; sie will ihre Kreaturen befördern und durch Beförderung neue Kreaturen gewinnen; alles andere ist nur Mittel zum Zweck. So geraten alle Verwaltungszweige in Unordnung, und die Partei arbeitet wider Willen selbst daran, die Krisis herbeizuführen, nach welcher die große Mehrzahl der Franzosen seit dem Augenblick der Rückkehr der Bourbons arbeitet. Das übrige Europa hat keine Lust zum Kriege; England am wenigsten; Metternich möchte einiges Geräusch in Spanien, um Alexander vom Oriente abzulenken, und Alexander wird zwischen dem Berufe, im Oriente zu herrschen, und dem Berufe, Europa von der Revolution zu befreien, hin und her gezogen; das eine wie das andere hält er für einen göttlichen Auftrag, und seine hohen Verbündeten zerren ihn bald an dem einen, bald an dem andern Seil."

Noch im Sommer 1822 war die Meinung allerdings wohl begründet gewesen, daß Kaiser Alexander, wenn auch nicht für die Griechen, so doch für seine eigene Herrschaft im Orient zum Schwerte gegen den Sultan greifen werde. „Es wäre möglich", schrieb damals ein Freund an Perthes, „daß die fanatischen Kämpfer des Islam den Südosten Europas noch einmal mit Mord und Brand erfüllen könnten. Zwar stehen ihnen gegenüber die Russen, gerüstet zu einem Kriege, der auch für sie ein Religionskrieg sein wird; aber ein schneller Sieg ist wenigstens für den Anfang wohl zweifelhaft. Asien sendete von jeher nicht Heere, sondern Schwärme, und zieht der Krieg sich in die Länge, so möchte bei dem Zustande der Staaten und bei dem Ingrimm der Völker ganz Europa in Revolutionsflammen stehen." Im Winter 1822 aber war es bereits gelungen, die Gefahr der revolutionären Bewegungen in Spanien und die Notwendigkeit ihrer Bekämpfung in den Vordergrund zu schieben und den Blick des Kaisers Alexander von der Gewinnung der griechischen Kaiserkrone, vorläufig wenigstens, abzuziehen. „Kaiser Alexander wird nun von seiner frommen Täuschung", schrieb Perthes, „Irdisches und Himmlisches leiten und binden zu können, zurückkommen. Jetzt sitzt er im Läuterungsfeuer, und es wäre kein Wunder, wenn er verhärtete oder zerflösse; doch ich hoffe, Gott ist wirklich mit ihm — oder bin auch ich in einer frommen Täuschung wie er?" Die Lage der Griechen war

allerdings verlaſſen genug; auch in Deutſchland ward ſie noch immer tief empfunden. „Alle Zerwürfniſſe der Zeit“, heißt es in einem Briefe an Perthes, „verlieren ihre Wichtigkeit vor dem ungeheuren Schickſal, welches in der grauſenhaften Aufopferung der flehenden Griechen in die Zeit eingetreten iſt. Ihr Blut wird über Europa kommen, und die Könige haben ſich nicht zu beklagen, wenn die aſiatiſchen Horden religiöſer Fanatiker unſeren Weltteil zerfleiſchen.“ Aus eigenen Kräften hatten die Griechen ſich Ende 1822 und Anfang 1823 ihre faſt verlorene militäriſche Stellung wiedergewonnen. „Daß die Türken es durch ihre Verkehrtheiten den Griechen leicht gemacht haben, ſich zu halten“, ſchrieb im Februar 1823 ein Freund an Perthes, „thut der Bedeutung der Sache keinen Eintrag. Nie wäre etwas Großes gediehen, wenn die Feinde desſelben ihre Sachen nicht dumm angefangen hätten. Hätte Cyrus ſtatt Xerxes auf dem perſiſchen Thron geſeſſen, ſo würden auch die alten Hellenen uns wohl keine Geſchichte hinterlaſſen haben. Daß die europäiſchen Mächte Griechenland nicht unterſtützt haben, erſcheint faſt wie ein Gewinn; denn alles, was unter ſolchen Umſtänden in Griechenland gethan und erreicht wird, iſt für die Zukunft weit bedeutender, als größere Reſultate ſein würden, die durch fremde Mitwirkung erlangt wären. Auch Morea ſcheint mir jetzt für europäiſche Kultur gewonnen. Der Aufſchwung dieſes jungen Jahrhunderts in Recht und Freiheit, in Kunſt und Wiſſenſchaft iſt doch rieſenhaft und könnte den alternden Mann zu dem Wunſche verleiten, über die gewöhnliche Grenze des Lebens hinaus zu leben, um das Ende von dem Anfange zu ſehen.“ „Meine Morgenrotsflügel tragen mich“, antwortete Perthes, „noch weiter als Sie und weit hinaus über Morea und Griechenland nach Afrika und Aſien hin. Ob Morea für die europäiſche Kultur gewonnen und dadurch ein Land mehr in die Verſtandesſchnürbruſt unſerer Zeit gebracht wird oder nicht, ſcheint mir weniger bedeutend als die Frage, ob Europa noch einmal ſich lüften und Spielraum gewinnen kann zur freien Bewegung der vielen Kräfte, die jetzt in enggeſpannten Schranken verkümmern und verderben. Der Europäer bedarf für die Kräfte des Geiſtes und des Willens neuer weiter Kreiſe, und dem ſich ſelbſt und die Ruhe ſuchenden Menſchen wäre auch wohl ein Raum zur ſtillen Zurückgezogen-

heit zu gönnen, der auf dem offenen Markte Europas nicht mehr gefunden werden kann. Gern blickt man nach den griechischen Inselgruppen, von denen die Kultur der Menschheit ausgegangen ist, gern nach den Küsten, in deren Nähe das Heil der Welt erschien, und mag auch wohl wünschen und erwarten, daß dort noch einmal für die Geschichte unseres Geschlechtes ein Vorhang aufgezogen werde. Eine Amalgamierung Europas und Asiens an ihrer südlichen Grenzscheide, auf welcher schon einmal die höchste Entwickelung geistiger Menschheit sich darstellte, scheint mir im Gange der Geschichte zu liegen. Natürliche Grenzen bilden dort keine Scheidung, und Europa bedarf eines Rückhaltes, um im Gleichgewichte zu dem mächtigen aber austrocknenden Leben zu bleiben, was in Amerika hervortritt. Neu richten müssen sich die Menschen; die drei letzten Jahrhunderte gaben das Vorspiel dazu; vielleicht ist unserer Zeit die Haupthandlung beschieden." „Die Welt sieht bunt aus", schrieb am 22. April 1822 Graf Adam Moltke, „und scheint noch bunter werden zu wollen. Alle Rechnungen müßten trügen, oder große Resultate sind unausbleiblich. Freiheit oder Knechtschaft; va banque." „Die Geschichte Europas ist im Fluß", schrieb Perthes; „ob vom Bösen zum Guten oder vom Guten zum Bösen, das müssen wir abwarten. Fast ein Jahrzehnt hindurch haben böse, giftige Räsonneurs auf der rechten wie auf der linken Seite alle Thatsachen falsch ausgeprägt und die edelsten Strebungen und Gefühle in der Menschenbrust zu faulen Geschwüren gemacht. Möglich, daß jetzt für den großen babylonischen Turmbau der europäischen Politik die Glocke der Zeitlichkeit schlägt; aber wird hinter der dunkeln Mitternachtsstunde ein neuer Tag erscheinen?"

Wie so oft, täuschte auch diesesmal der wirkliche Gang der Dinge alle Meinungen, die man im voraus gehegt; die Jahre 1822 und 1823 waren nicht bestimmt, einen Abschnitt, sondern nur eine Episode der Weltgeschichte zu bilden. Am 7. April 1823 rückte der Herzog von Angoulême in Spanien und am 24. Mai in Madrid ein. Durch die schmählichsten inneren Parteikämpfe waren ihm die Wege gebahnt. „Seit der Rede des Königs von Frankreich tragen wir Ultras den Kopf höher", hatte Böhl von Faber Ende Februar an Perthes geschrieben, „und meinen, daß die Jakobiner nun auf dem letzten Loche

pfeifen; unſere Parteien aber fahren fort, ſich gegenſeitig zu verfolgen und ahnen keine Gefahr für die hochheilige Konſtitution.“ „Sie können ſicher behaupten“, ſchrieb er vierzehn Tage ſpäter, „daß, ſo ſchlecht man ſich auch in Deutſchland die jetzigen Führer der öffentlichen Angelegenheiten Spaniens vorſtellt, man doch nie eine anſchauliche Vorſtellung von der totalen Nichtswürdigkeit haben wird, die wirklich iſt. Selbſt die engliſchen Miniſter, ſelbſt Liverpool und Canning leben in gänzlicher Verblendung über unſere Zuſtände und werden deshalb das Schwert Englands in der Scheide laſſen. Käme es nur bald zu einer Schreckensregierung bei uns, ſo würden Europa die Augen aufgehen und wir wären gerettet; aber gerade die Rechtlichkeit des ſpaniſchen Volkes und deſſen geringe Teilnahme an den politiſchen Fragen wird den gemeinen blutgierigen Demagogen eine Herrſchaft in ihrem Sinne unmöglich machen und ihnen Zeit laſſen, in der Stille alles Gute zu untergraben und zu vertilgen.“ „Ob unſer ſpaniſcher Freund die faktiſchen Zuſtände richtig ſieht oder falſch“, heißt es in einem Briefe an Perthes, „kann in Deutſchland wohl niemand beurteilen; aber wenn ſie auch wirklich ſo troſtlos ſind, wie ſie ihm erſcheinen, ſo bleibt es doch gewiß, daß der Krieg, ſo wie er von den Machthabern Frankreichs begonnen iſt, darüber entſcheiden ſoll, ob künftig die einzelnen Nationen Europas ein unabhängiges Daſein haben oder ob eine Univerſalherrſchaft deſſen, was eine Partei monarchiſches Prinzip nennt, begründet und allen Nationen in gleicher Weiſe aufgedrängt werden ſoll.“

Böhl von Faber hatte nur zu ſehr recht gehabt und auch in Deutſchland ſchämte man ſich der Begeiſterung, welche man für die vermeintlichen Freiheitshelden gehegt hatte. „Die Spanier haben uns“, ſchrieb ein entſchiedener und entſchloſſener Liberaler im Juli 1823, „ebenſo getäuſcht wie früher die Neapolitaner. Die ganze Politik iſt nicht wert, daß man ſich damit befaſſe. Reiner Egoismus bei Staat und Individuen iſt an der Tagesordnung, und in den Geiſt der Zeit muß man ſich fügen. Die Dinge geſtalten ſich zuletzt doch ſo, wie ſie ſein ſollen; die geſellige Ordnung wird nicht zugrunde gehen, möge das Band, welches ſie zuſammenhält, aus Blumen oder aus Eiſen beſtehen.“ In Spanien war es allerdings kein Blumenband, welches

die französischen Waffen brachten, und mit dem Falle der Revolution in Spanien war Portugals Geschick entschieden. Auf der ganzen Pyrenäischen Halbinsel war, wie ein Jahr zuvor schon in Italien, die Revolution unter die Füße ihrer rachsüchtigen Gegner gebracht. Dem Namen nach war die legitime Ordnung hergestellt, in Wahrheit aber eine von Wut und Haß erfüllte Partei zur schrankenlosen Herrschaft gelangt, und es ließ sich voraussehen, daß etwas früher oder etwas später ihr dieselbe aufs neue von ihren Feinden streitig gemacht werden würde. Die Griechen waren von Europa den Türken preisgegeben, aber die Ohnmacht des Sultans, der Türkenhaß der Griechen und Rußlands unverwandt auf den Orient gerichteter Blick waren geblieben. Daß das gesamte Südeuropa sich nur in einem provisorischen Zustande befinde, bezweifelten wenige, und manche glaubten das Gleiche von Frankreich.

In maßloser Leidenschaft wendete sich die öffentliche Meinung gegen die Sieger in Neapel, Portugal und Spanien, vor allem aber gegen Kaiser Alexander, dessen Haltung man die Möglichkeit eines solchen Sieges allein zuschrieb. „Wie Modergeruch aus einer Pestgrube widert mich das düstere Gewebe der jetzigen Politik an", heißt es in einem Briefe an Perthes. „Noch einmal hat die Hölle triumphiert. Wohl weiß ich, daß ihr Reich nicht immer dauern, sondern der Schlange der Kopf zertreten werden wird; aber solange wir leben, werden wir auch nicht einen Strahl des kommenden Morgens sehen." „Auch ich fürchte die Revolution und hasse sie", schrieb ein anderer, „aber der jetzt vom Osten herbeigerufene Popanz wird sie nicht beschwören, sondern vermutlich die faulige Gärung fördern, und den Satan der Revolution überall in seinem verborgenen Abgrunde aufrühren und Verderben über Europa bringen. Denn das ungeheure russische Reich ist innerlich ohnmächtig, und die jüngeren Kräfte und der Reiz der öffentlichen Meinung ist in ganz Europa für die Revolution." „Die Ereignisse unserer Tage", schrieb dagegen Perthes, „zeigen nicht allein dem tieferen, sondern auch dem nur denkenden Menschen den Finger Gottes in der Geschichte. Frankreich wird durch seine Stellung zu Spanien fester und fester dem Westen verstrickt, Rußland muß seine Blicke und Kräfte nach Osten wenden, mag es wollen oder nicht.

Abermals ſind wir Deutſche dem Zuſammenſtoße der Waffen entzogen und ſind wiederum aufgeſpart, um die Beſtimmung, die wir in der Weltordnung haben, zu erfüllen. Mir kommen die Deutſchen wie die echten Nachfolger der Juden vor. So wie dieſe abgeſchloſſen von allen anderen Völkern das Geſetz bewahren ſollten, ſo wird unter uns ein Same der Frömmigkeit, der Freiheit, der echten Weltbildung bewahrt, um ihn unter den verſchiedenſten Formen nach allen Seiten hin mitzuteilen. Als die Juden zerſtreut wurden, ſammelten ſich die Germanen; manche babyloniſche Gefangenſchaft iſt ſchon überſtanden, und der Herr hat uns immer wieder zuſammengeführt und bewahrt, und hat uns jetzt wieder eine Friſt vergönnt, um uns in uns zu ſammeln unſerem geſchichtlichen Berufe gemäß. Helfe Gott, daß wir die uns gegönnte Friſt nicht verſchmähen und vergeuden!“

Die politiſchen Inſtitutionen Deutſchlands und der Liberalismus 1822—1825.

Der ſeit 1819 allgemein bemerkbar gewordene feindliche Gegenſatz zwiſchen Obrigkeit und Unterthanen hatte ſich ſchärfer und gefährlicher ausgebildet und drängte die Ausſicht zurück, daß Deutſchland die ihm inmitten der europäiſchen Verwickelungen vergönnte Ruhe benutzen werde, um ſich ſelbſt zu kräftigen und zu geſtalten. Mißtrauen, Furcht und Polizeigelüſte griffen unter den Regierungen immer weiter um ſich. Der Obrigkeit entgegen zu ſein, den beſtehenden Geſamtzuſtand als unhaltbar und unwürdig zu behandeln und deſſen einzelne Gebrechen mit Schadenfreude aufzudecken, das galt anderſeits weit und breit als Zeichen politiſcher Einſicht und als Beweis eines politiſchen Charakters. Die neue politiſche Ordnung, deren Erringung die herrſchende Zeitrichtung als ihre Aufgabe anſah, trug nicht mehr, wie die Männer von 1813 und 1817, wenn auch noch ſo unklar, gewollt hatten, einen national-eigentümlichen, dem deutſchen Sinne und der deutſchen Geſchichte entnommenen Charakter. Die begehrten Verfaſſungen ſollten vielmehr allein aus dem politiſchen Verſtande, der zu allen Zeiten und an allen Orten derſelbe ſei,

hervorgehen, sollten keine Unterordnung unter eine gegebene Autorität zur Voraussetzung haben und im wesentlichen überall dieselben sein und gleiche Gültigkeit für jede Nation und jedes Land haben. Einem Liberalismus, der in dieser Richtung sich bewegte, stand Perthes seiner ganzen Natur nach scharf und entschieden entgegen, mochte es sich nun um die Verfassung der einzelnen deutschen Staaten oder um die Verfassung Deutschlands handeln.

„Die Menschen wollen regiert werden und müssen regiert werden", schrieb er einmal, „und weil sie nur von Menschen regiert werden können, hängt jeder Regierung eine menschliche Zuthat an, sei es ein Hofmarschall oder ein Küchenjunge, eine Bürgermeisterperücke oder ein Korporalstock. Darüber, so wie Sie es thun, sich zu ärgern und zu ereifern, bringt uns keinen Schritt weiter, und wenn Ihr politisches Götzenbild aus Frankreich oder Nord- oder Südamerika wirklich bei uns aufgerichtet würde, so hätten wir doch nichts weiter als einen neuen Baal, der bersten würde, sobald seine Zeit gekommen." „Sie nennen", schrieb Perthes ein anderesmal, „die ausschließliche Majestät des Gesetzes ein Wort feinen, reinen Klanges, ein Wort tiefen Sinnes. Nun ja, fein in die Ohren unserer Zeit klingt es allerdings, aber tief ist es nicht, sondern nichts als eitel Schall und Klang. Majestät des Gesetzes ohne Autorität des Gesetzgebers ist ein Wort ohne Sinn; die Majestät will einen Leib haben, einen monarchischen oder meinetwegen auch einen republikanischen; das Gesetz setzt eine schon vorhandene, gegebene, nicht gemachte Obrigkeit voraus und gerade diese leugnet das Willkürsgelüste unserer Zeit bald in dieser, bald in jener Form." „Dummheiten machen die Regierungen genug", hatte ein Freund an Perthes geschrieben, „beinahe so viel, wie wir selbst; aber zugeben muß ich Ihnen, daß nicht ein einziger Staat in Deutschland ist, der unter dem Drucke wirklicher Tyrannei seufzte; nirgends in Deutschland drängt die Gegenwart, sondern überall die Reflexion über die Vergangenheit und die Furcht vor der Zukunft zu dem Streben nach Konstitutionen. Aber anders als Sie halte ich auch ein solches Streben für berechtigt und glaube, daß es, sofern nur der Hochmutsteufel nicht zur Herrschaft kommt, ein gutes Ziel erreichen kann." „Ich weiß es ja wohl", antwortete

Perthes, „daß unſere Zeit wie jede andere nach einem beſſeren geſellſchaftlichen Zuſtand ſtreben kann und ſoll. Der Jugend verarge ich es auch nicht, wenn ſie in dieſer oder in jener Verfaſſung das Heilmittel alles politiſchen Übels ſieht; aber das reifere Alter, welches noch nicht ſchwach iſt, hat doch auch ſein Recht. Die Menſchen und ihre Verhältniſſe, nicht die Verfaſſungsformen derſelben, ſind die Wurzel des Übels; die Verfaſſung kann die Zuſtände, die ſie vorfindet, ordnen, aber ſie macht ſchlechte Zuſtände nicht gut, ſchwere nicht leicht. Daß das patriarchaliſche Verhältnis des Fürſten zu ſeinen Unterthanen verſchwunden und nicht wiederherzuſtellen iſt, darf niemand leugnen; aber daraus folgt nicht, daß der Fürſt, wie unſere Liberalen doch eigentlich wollen, ein überflüſſiges Übel geworden ſei, welches höchſtens noch als Schemen neben dem verantwortlichen Miniſter einen Platz finde. Wer die deutſchen Liberalen und Radikalen kennt, der muß die Notwendigkeit eines ſtrengen monarchiſchen Regiments anerkennen und kann keine Verfaſſung wollen, neben welcher dieſes nicht Raum hat. Nicht das iſt die Frage, ob der deutſche Staat einer Verfaſſung bedürfe, ſondern welcher Verfaſſung er bedürfe.“ „Dem Deutſchen fehlt,“ ſchrieb Perthes ein anderesmal, „die Schnelligkeit des Urteils, weil er nicht wie der Franzoſe nur mit dem Verſtande, ſondern ſtets mit dem ganzen Menſchen urteilt. Dem Deutſchen fehlt das praktiſche Talent, weil er ſich nicht wie der Engländer an dem grade Vorliegenden und Nächſten, was zu thun iſt, genügen läßt, ſondern tauſenderlei entferntere und tiefere Beziehungen, die ſich anhängen, mitbedenken und bewältigen will, die der Engländer gelaſſen beiſeite ſchiebt, wie wenn ſie gar nicht vorhanden wären. Der Deutſche bedarf, um richtig zu urteilen und kräftig zu handeln, vor allen Dingen Zeit und ruhige Sammlung. Die Formen aber, die jetzt für die Verhandlungen der Ständeverſammlungen verlangt werden, zwingen die Menge der Abgeordneten, binnen wenigen Stunden ſich über wenig bekannte Verhältniſſe ein Urteil zu bilden; ſie überraſchen durch den Einfluß der wenigen, die behende zu reden verſtehen; ſie zerſtreuen durch die theatraliſchen Effekte und geben auch dem Bornierten, dem Liſtigen, dem Hämiſchen, dem Biſſigen ein entſcheidendes Übergewicht, ſobald er nur weiß,

wie eine große Versammlung gehandhabt werden muß. Mancherlei Verfassung kann gut sein für den Deutschen, die deklamatorische aber ist gewiß schlecht für ihn."

Neue Verfassungen waren seit den Freiheitskriegen in einer Anzahl deutscher Staaten gegeben; die öffentliche Meinung aber behandelte sie bald mit mißachtender Gleichgültigkeit, weil sie nicht brachten, was von ihnen erwartet war, und als im Sommer 1823 in Preußen die Gesetze über Anordnung der Provinzialstände erschienen, wurden sie mit lautloser Stille aufgenommen. „Eine wahre Schmach ist es für Deutschland", schrieb ein Freund an Perthes, „daß die erste offene und eingehende Würdigung dieser Gesetze von dem Journal des Debats gebracht worden ist; aber freilich die Wortführer in Deutschland haben keine Ursache sich zu freuen, wenn ihnen ein scheinbarer Vorwand des Schmollens, des versteckten Angreifens und Zusammenrottens entwunden wird." „Institutionen für die Gemeinden, Friedensgerichte und einiges andere der Art kann man für Deutschland schaffen, aber ein mehreres wüßte ich nicht zu geben", äußerte Niebuhr 1824 gegen Perthes. „Was haben die Provinzialstände dem Kronprinzen, der sehr geneigt war sie zu hören, vorzulegen vermocht? Nichts, gar nichts, was zu brauchen war. Das lag nicht in der Art des Berufens; denn auch bei der freisten Wahl wäre es nicht möglich gewesen, tüchtigere Männer als die jetzt berufenen zu finden. Wer eine Verfassung begehrt, möge die Männer ins Auge fassen, welche nach derselben die Ständeversammlung bilden würden. Als N. mich mit der holsteinischen Verfassung langweilte, fragte ich ihn nach den Personen, auf die er rechne. Fünf Männer wußte er mir zu nennen und keinen mehr."

Die herrschende Zeitrichtung, welche nach verwundbaren politischen Angriffspunkten suchte, glaubte sie in der Bundesverfassung leichter noch als in den Landesverfassungen zu finden. Der Bundestag sorgte für Fortführung der demagogischen Untersuchungen, sprach aus, daß den Lehren und Theorieen der Schriftsteller und Gelehrten über das Bundesrecht kein Einfluß auf die Verhandlungen in Frankfurt zu gestatten sei, beschränkte die Bekanntmachung der Bundestagsprotokolle und verlängerte die Karlsbader Schlüsse auf unbestimmte

Zeit; im übrigen aber bezog sich vom Sommer 1822 bis zum Sommer 1830 seine Thätigkeit nur auf die Verhältnisse des Reichskammergerichtsarchivs zu Wetzlar, auf die Courtoisie der mediatisierten Fürsten, auf die Stellung des Hauses Schönburg, auf die inneren Streitigkeiten des Hauses Reuß und einige andere Verhältnisse ähnlicher Art. Noch bis zum Jahre 1823 hatten einzelne Männer namentlich in den kleineren Staaten die Hoffnung festgehalten, daß sich der Bundestag zu einer Schutzwehr gegen Willkür und Gewalt gestalten werde. „Es hat sich," schrieb um diese Zeit ein mithandelnder Freund an Perthes, „eine aus den Bevollmächtigten der kleineren Staaten gebildete schwache Majorität durch energisches Festhalten an Recht und Gesetz der Willkür und Übermacht furchtbar gemacht und ihre würdige Stellung auf eine so ruhmvolle Weise behauptet, daß man in ganz Deutschland seine große Freude daran haben würde, wenn die Klugheit nicht geböte, schonend zu schweigen. In diesem Augenblicke wieder sind Recht und Willkür in dem lebhaftesten Kampfe begriffen und allen Anzeichen nach wird ersteres abermals siegreich das Feld behaupten." Als aber im Sommer 1823 der württembergische Gesandte von Wangenheim und der kurhessische von Lepel, wie schon früher Herr von Gagern, abberufen werden mußten, trat Haß gegen den Bundestag als allgemeine Stimmung hervor. Auch in den Briefen an Perthes wurden keine Stimmen mehr laut, die den Bundestag verteidigten. „Ich wünsche fort aus Frankfurt", schrieb ein mithandelnder Freund an Perthes. „Es ist nicht länger möglich, etwas zu erwirken oder etwas zu verhindern, was der Mühe wert wäre, und ich kann meine Zeit besser anwenden, als leeres Stroh dreschen zu helfen und meinen Namen unter Protokolle zu setzen, deren Inhalt meiner Überzeugung zuwider ist." „Es ist ein wunderliches Ding um eine aus Bevollmächtigten verschiedener Staaten gebildete Versammlung", schrieb ein in diplomatischen Verhandlungen sich abmühender Freund um dieselbe Zeit an Perthes; „jeder soll, um das eine zu gewinnen, das andere aufopfern; der uralte Zwiespalt zwischen Individuum und Gemeinschaft tritt grell an den Tag und ganz andere Schwierigkeiten bieten sich dar, als wenn man in seiner *Stube* Deduktionen und Berichte ausarbeitet oder in einem Kollegio

mit guten Landsleuten beratet und dekretiert. Wer schnell ist und den Gegner so stellt, daß dieser ohne Inkonsequenz, die man mehr fürchtet als Ungerechtigkeit, nicht zurück kann, der hat den Vorteil, und dennoch zeigt sich auch in diesen Verhältnissen deutlich die Macht des Rechts und der Öffentlichkeit; ohne Scheu vor der letzteren wäre ein Übereinkommen in gemeinsamen Angelegenheiten geradezu unmöglich. Ich habe auch diesesmal wieder manches gelernt und bewundere mehr als je das, was 1814 und 1815 der Wiener Kongreß geleistet hat. Ohne den Geist Gottes, der damals die Gewässer erregt hatte, wäre auch das wenige nicht möglich gewesen. Nun ist der Geist verflogen und das Gewässer wieder stille geworden und das Element wieder so unregierlich geworden wie je, und das Flüssige neigt sich zum Starren. Bei alledem aber ringt die Gesellschaft nach einer vollendeten Ausbildung und wird sie selbst durch die Bestrebungen erlangen, durch welche sie verhindert werden sollte. Die heilige Allianz ist ein Gedanke, der nicht wieder untergehen wird, aber sie wird eine europäische Gemeinschaft schaffen ohne Jesuiten und ohne Ultras. Die Bundespreßgesetze sind die Mittel geworden, eine Übereinstimmung in der Gesetzgebung für die deutschen Staaten herbeizuführen; der Preßzwang wird aufhören, aber die durch ihn erzielte Übereinkunft wird dereinst für andere Zweige des Rechts wirksam werden."

Weil die Form, in welcher die Bundesverfassung erschien, den Ansprüchen nicht genügen konnte, welche Deutschland zu machen das Recht hatte, waren die meisten geneigt, die Bundesverfassung überhaupt als Verfassungsform für Deutschland zu verwerfen. Perthes aber war anderer Ansicht. „Ein Staat, ein Reich im heutigen Sinne des Wortes ist Deutschland", schrieb er einmal, „vielleicht nie und gewiß seit Jahrhunderten nicht gewesen, und doch sind wir heute noch Deutsche durch und durch und sind noch lange nicht am Ende, und werden das Salz Europas bleiben, wie wir es stets gewesen sind, wenn auch in neuer Form. Sehe ich mir den Gang unserer Geschichte an, so kann ich nicht finden, daß er zu einer anderen Verfassung als zu einer Bundesverfassung führen konnte. Unser Weg ist lang und nur langsam gehen wir auf demselben vorwärts; aber in Demut müssen wir der Weltregierung danken, daß sie uns Zeit ließ, Erfahrungen zu sammeln, und uns Kraft

gab, in Zeiten, in denen äußere Gewalt und innere Verſumpfung über uns einbrach, mit Geiſt und Kraft aufzuſtehen, den äußeren Dränger abzuſchütteln, den inneren Stillſtand zu beleben und wieder fortzuarbeiten an unſerer eignen Geſtaltung."

„Föderativer Art war der Zuſammenhang der Deutſchen", ſchrieb er ein anderesmal, „iſt es jetzt wieder und wird es bleiben. Das iſt eine Form des politiſchen Zuſammenſeins, wenig geſchickt gegenüber dem äußeren Feind und nicht geeignet, um mit dem Schwerte zu erobern; aber ſo locker das Band auch iſt, welches die Deutſchen zuſammenhält, der Teufel ſoll nur kommen, ſei es in despotiſcher oder demagogiſcher Geſtalt, er wird die Nation ſchon bereit finden, wenn auch nicht gleich, doch bald. Wahr iſt es, beſinnen müſſen wir uns erſt eine Weile, bevor wir handeln, und der Druck, den man auf uns üben will, muß uns erſt zu Kopf geſtiegen ſein; dann aber geht es auch, das iſt uralte Erfahrung. Mit dem Schwerte zu herrſchen ſind wir nicht beſtimmt, aber als ein auserwähltes Volk ſollen wir die Tiefen des Chriſtentums und innere und äußere Freiheit bewahren für die ganze Welt, und ob wir in anderer als der Bundesreform die Keime entwickeln könnten, die grade in uns liegen, iſt mir mehr als zweifelhaft." „Eine geiſtige Einheit iſt ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts unter den Deutſchen hervorgebildet", ſchrieb er um dieſelbe Zeit, „wie ſie früher niemals beſtanden hat; der Aufſchwung der Wiſſenſchaften, die Herſtellung unſerer Sprache, das Beſtehen einer Geſamtlitteratur bindet unzerreißbar die verſchiedenen deutſchen Stämme aneinander. Für dieſe Entwickelungsgeſchichte des geiſtigen Zuſammenhangs unter den Deutſchen iſt die Geographie des Buchhandels ſehr unterrichtend. Vor vierzig Jahren ſtanden Öſterreich, der größte Teil von Süddeutſchland, die Rheingegenden und Weſtfalen mit einzelnen wenigen Ausnahmen nicht in Verbindung mit dem Buchhandel des übrigen Deutſchlands, zum ſicheren Beweiſe, daß die deutſche, friſch aufwachende Litteratur allen dieſen Gegenden fremd und gleichgültig war. Jetzt iſt ganz Weſtfalen, der Rhein bis Aachen und Trier, ganz Bayern, Tirol bis Botzen, die Schweiz mit Luzern, Aarau, Baſel durch Buchhandlungen beſetzt und das gute, zum Teil glänzende Gedeihen derſelben beweiſt, in welchem Grade die deutſche Litteratur überall in Deutſchland Lebensbedürfnis und

gemeinsames Eigentum geworden ist. Auch die auswärts zerstreuten Deutschen haben sich an der deutschen Litteratur gesammelt und selbst Fremde unter deren geistige Herrschaft gebracht. So wie schon früher Dänemark, Schweden, Kurland und Livland im deutschen litterarischen Verein standen, so ist jetzt auch Polen, Galizien, Siebenbürgen, Ungarn und die Niederlande in denselben eingetreten; in Warschau, Hermannstadt, Pest und Kaschau, in Rotterdam, dem Haag, Amsterdam, Brüssel gedeihen deutsche Buchhandlungen; drei Londoner Buchhandlungen stehen in deutschem Verkehr und mehrere Pariser haben Kommanditen in Leipzig. Dieser geistige Zusammenhang der Deutschen, der in dem Buchhandel sich einen Leib geschaffen hat, ist einzig und allein aus der Nation ohne alles Zuthun, ja unter Widerstreben der politischen Gewalten hervorgearbeitet, und mag der politische Bund mit seinem Bundestag sich gestalten wie er will, der geistige Bund der Deutschen mit seinem Buchhandel wird uns als Einheit halten und wird, wenn die Geschichte es fordert, zum zweitenmal wieder ein einiges und kraftvolles Auftreten möglich machen, wie wir es in den Jahren 1813 bis 1815 erlebt haben." „Der deutsche Bundestag ist", äußerte Perthes bald darauf, „die einzige vorhandene politische Form für die Idee der Nationaleinheit, und so weit Menschen sehen können, werden wir eine andere nicht erhalten. Unsere Pflicht und unsere Aufgabe also ist es, diese Form zu pflegen und zu ehren, damit sie mehr wird, als sie ist; wir sollen uns hüten, nicht durch feindliche Angriffe das Einzige, was wir haben, zu zerstören."

So schadhaft, so rettungslos verloren erschienen die politischen Zustände Deutschlands und der einzelnen deutschen Staaten, daß auch Männer, welche den Liberalismus nicht als Gesundheit anerkennen konnten, in ihm doch den Weg und das Mittel zur Gesundheit zu finden glaubten. „Von der Monarchie, wie sie in den letzten Jahrhunderten war, müssen wir loskommen", heißt es in einem Briefe an Perthes, „oder alles geht unter. Als Heilmittel der allgemeinen Krankheit, an welcher Europa darniederliegt, hat die Geschichte den Liberalismus dem Menschengeschlechte bereitet. Er wirkt als einzig noch übrige Arzenei auf alle Teile des gesamten durch und durch zerrütteten Organismus. Das wahre Genesen freilich wird erst dann eintreten,

wenn die Krisis, welche durch die hastige Arzenei herbeigeführt werden wird, glücklich überstanden ist.“ Auch Perthes hatte sein Auge nicht gegen das Krankhafte der deutschen politischen Zustände verschlossen; aber in dem Liberalismus sah er nicht eine Arzenei, welche zur Gesundheit, sondern ein Gift, welches zum Tode führen werde. „Sie kennen nicht wie ich“, schrieb er 1824, „die räsonnierenden Lärmer und deren keckes Aufstellen von Grundsätzen in Verfassung, Verwaltung und Recht, ohne alle Kenntnis der Menschen und des Volkes, ohne Ahnung eines göttlichen Gesetzes, ohne Wissen und Gefühl von Freiheit, ohne historischen Grund und Boden; Sie kennen nicht das schale Gewitzel, die platte Anekdotenjägerei deutscher Professoren, Schulmeister und Litteraten. ‚Was kann das schaden‘, fragen Sie, ‚es ist ja alles ohne Saft und Kraft.‘ Ja wahrlich, das ist es und unmittelbar wird es auch auf das Volk keinen Einfluß gewinnen; aber es verwirrt Sinne und Verstand vonhause aus, das heißt vom Gymnasium und von der Universität aus, und bringt dadurch den schalen Mischmasch allmählich in die ganze jüngere Beamtenwelt, in die Advokaten, Ärzte, Pfarrer hinein. Schon jetzt glauben diese Stände in anmaßender Eitelkeit und Unzufriedenheit mit einemmale alles besser machen zu können. ‚Auch das hat keine Gefahr‘ sagen Sie, ‚das deutsche Volk ist zu treu, träge, gehorsam und wohnt zu weit auseinander und hat keine Hauptstadt‘. Allerdings eine Hauptstadt haben wir nicht, aber große Städte sehr viel, und das Auseinanderwohnen gilt nur für Norddeutschland. Die Bauern sind freilich nur ein Material, aber ein Material, welches leicht bearbeitet werden kann, und jedes Dorf hat seinen Räsonneur und seinen Schullehrer. Sind einmal Begriffe und Gefühle verwirrt, so findet der Ehrgeizige, der Nichtshabende, der Lärmmacher und Taugenichts leicht sein Fahrwasser und sein Handwerkszeug. Leicht vereinigen sie sich, leicht gewinnen sie einige Enthusiasten, manche einfältige Pfarrer und viele rabulistische Advokaten. Die Pfarrer schreien in bester Meinung: ‚Um euch in Dummheit und Knechtschaft halten zu können, rufen eure Fürsten den Papst samt Ohrenbeichte und Messe wieder ins Land‘; der Advokat spricht mit giftiger, geläufiger Zunge von der nahen Wiedereinführung der Fronen, der Triftgerechtigkeit und von der Vorenthaltung der Holzungen und Jagden; die Professoren

predigen von der Sünde wider den heiligen Verstand und wider die von ihnen aufgestellten alleinseligmachenden Theorieen. Käme ein Thomas Münzer, er würde seine Leute wohl finden. So weit ist es heute noch nicht, das weiß ich wohl, aber die Verwirrung nicht allein der Begriffe, sondern auch der Gesinnungen ist schon heute da in übergroßem Maße, und die Vorbereitungen gefährlicher Menschen, diese Verwirrung zu benutzen, sind bereits gemacht."

„Dieses Volk der liberalen Sprecher und Schreiber redet von Freiheit und Recht", schrieb Perthes ein anderesmal, „von Staatsbürgern und Verfassung, und fragt man, was das sei, so bleibt die Antwort aus. Recht gelehrte Leute sind darunter, aber alle die Geschichte, die sie von Anbeginn an in allen Zungen, sanskritisch und persisch, griechisch und lateinisch herzuerzählen wissen, ist ohne Kraft und Saft in ihren Adern versauert. Was deutsch ist, haben sie trotz aller historischen Studien nicht gelernt, sondern geben leere Abstraktionen oder politische Früchte fremden Lebens als Forderungen aus, welche die deutsche Geschichte stelle. Die Kraft zu einem freien Handeln ohne Rücksicht auf die zujauchzende Menge, die Kraft zu Opfern, die nicht glänzen und schillern, kennt die große Mehrzahl des Schreivolkes nicht; über Fürsten und Adel schimpfen sie, aber dem Zimmermann oder Schuster gegenüber gebärden sie sich vornehm — ablehnend oder verlegen — herablassend wie ein neugebackener Edelmann. Was nicht so regelrecht spricht und so geläufig schreibt, wie diese Helden von der Feder, das ist alles Kanaille, und mit aller ihrer Liberalität würden sie es in den Mühen und Arbeiten einer Republik nicht vier Wochen aushalten. Wie wahr ist doch der Ausspruch, daß man, um richtig zu urteilen, nicht allein den Stolz und die Despotenlust der Großen, sondern auch die der Kleinen erfahren haben muß! Ich kenne einen jungen Mann, der sich mit Leidenschaft dem Studium der Republiken hingab, um in ihnen eine neue Waffe für seinen Liberalismus zu finden, aber nach einem Jahre schon ging er als Royalist aus diesen Studien hervor." „N.N. ist ein redlicher und um sein Land hochverdienter Mann", schrieb Perthes um dieselbe Zeit, „aber er hat sein Inneres, in welchem ihm früher eine andere als eine bloß äußerliche Ansicht und Aussicht über die Menschen und deren Geschick wohnte, mit unruhigem,

ehrgeizigem Streben nach Weltzwecken überschüttet. Recht deutlich ist an diesem Manne zu sehen, daß die Liberalen, wenn sie Kraft besitzen, fast ohne Ausnahme Despoten arger Art sind. Über die Freiheit, die sie dem Geschlechte erstreben, vergessen sie den einzelnen und das einzelne; um allgemeines Wohlsein zu verbreiten, treten sie unbedenklich die Persönlichkeiten zu Boden. Wohl ist es wahr, daß die geistreichen Servilen, welche die menschliche Ordnung anbeten und zur Freiheit des Christen nicht kommen, sehr oft im Alter dürre, langweilige Philister werden; aber nicht weniger dürr, langweilig und philisterhaft werden die gescheiten Liberalen, so brausend und weltstürmend sie auch in jungen Jahren auftraten." „In den letzten Wochen hatten wir", heißt es in einem Briefe an einen anderen Freund, „ein paar liberale Gelehrte hier. Zuerst den alten Wachler, den ich als Gelehrten achte und der mir als ein seltenes Exemplar akademischen Haudegens interessant ist. Mir war seine Anwesenheit sehr ergötzlich, denn er hat durch seinen unverhohlenen Demokratismus selbst die erklärtesten hiesigen Liberalen stutzig gemacht. Es ist sehr klug von den Regierungen, ihn laufen zu lassen; sie sollten ihm freien Platz auf der Schnellpost geben, denn er bekehrt mehrere zum Monarchismus, als Adam Müller und seine Freunde. Auf Wachler folgte Luden. Es ist ein guter Mensch und schätzenswerter Mann, aber nach Art der Gelehrten eitel; von Natur ein eingefleischter Aristokrat, ist er zum Liberalismus gekommen, er weiß nicht wie, das heißt hinter der Öllampe und vor dem Tintenfaß. Wenn dieser Mann reinen Sinn hat für Bürgersinn und ein Herz für das Volk, so will ich ein Demokrat sein bis über die Ohren. Da Wachler mich geküßt und Luden mich besucht hat, so meinen nun die hiesigen klugen Leute, sie hätten sich bisher in mir geirrt und ich sei eigentlich ein Klubbist unter aristokratisch-papistischer Maske. Sehr merkwürdig bleibt mir der Liberalismus so vieler supranaturalistischen Theologen, da doch der Liberalismus auf dem politischen Gebiete dasselbe ist, wie der Rationalismus auf dem theologischen." „Wie wenige der jetzigen Lärmmacher haben den Trieb, sich gründlich zu unterrichten", schrieb Perthes um dieselbe Zeit. „Räsonnieren, Urteile fällen, sagen, wie es hätte besser gemacht werden können, das verstehen alle, aber weder rückwärts noch vorwärts ist eine Einsicht. Mir fällt oft unser alter v. X.

ein, der zur Zeit der Feldzüge die Generale meisterte und wahrlich nicht wußte, ob die Pyrenäen ein Fluß oder eine Stadt seien; zeigte man ihm eine Landkarte, so ward er verdrießlich-langweilig. So meistert man jetzt die Regierung, Verfassung, Verwaltung, Freiheit und Gehorsam, Religion und Sitten. Ich mag kaum mehr reden und reden hören und die älteren Männer sind die schlimmsten." „Über allen Glauben klagt und räsonniert man hier", heißt es in einem Briefe, den Perthes 1824 aus Frankfurt schrieb. „In Mainz war ein Geschrei und ein Lärm an den Wirtstafeln, wie wenn allen das Messer an die Kehle gesetzt sei; und dabei frißt und säuft das Volk, tanzt und erlustigt sich, als ob fröhlich sein auf Erden seine einzige Bestimmung wäre."

Die revolutionären Bewegungen im südlichen Europa hatten einzelne Ausläufer bis nach Deutschland gehabt und politische Geheimverbindungen hier und da hervorgerufen. Seit dem Frühjahr 1824 verbreiteten sich Gerüchte über das Eintreten neuer polizeilicher Verfolgungen und gerichtlicher Untersuchungen. „Der Herr von Münch ist zu Ostern nach Wien berufen", schrieb Ende März ein Freund an Perthes, „ohne Zweifel deshalb, weil Metternich irgend etwas Besonderes am Bundestage vorbringen will. Wenn Sie nach Frankfurt kommen, so erkundigen Sie sich doch, was man dort davon meint. Sollten Sie auch Sicheres nicht erfahren, so ist in diesem Augenblick schon die Meinungen der anderen Gesandten zu wissen interessant." „Spotten Sie nicht", schrieb Perthes Anfang Juli 1824, „über den davongelaufenen geheimen Bund. Er ist nicht davongelaufen, sie haben ihn nur zu sicher, und wenn sie ihn nicht hätten und nie bekämen, so wäre dessen Bestand mir um nichts weniger gewiß. Ich träume nicht, ich meine nicht, ich weiß." „Bei den jetzigen Untersuchungen handelt es sich", schrieb Perthes etwas später, „um ganz andere Dinge und um ganz andere Menschen als bei denen von 1819. Damals lag Vaterlandsliebe und deutsches Gefühl der Bewegung zum Grunde, obschon ich am wenigsten leugnen werde, daß sie mit Irrtum und Verwirrung reichlich vermischt war; heute aber haben wir mit einer revolutionären Verschwörung zu thun, die gleichen Kern hat wie die Empörungen in Spanien und Italien, gar nichts Deutsches in sich trägt, keinen Zusammenhang mit der freudigen und mutigen deutschen Begeisterung von

1813 und nur wenige und keine unmittelbaren Berührungen mit der Burschenschaft, dem Turnwesen und dem Wartburgsfeste hat. Wenn die Regierungen diesen großen Unterschied übersehen, so werden sie vielen wackeren Männern Unrecht thun und sich selbst schaden. Ich bin fest überzeugt und spreche es so oft und so laut wie möglich aus, daß in der jetzigen Verschwörung sich keine Enthusiasten von 1813 und 1817 finden können und daß es ein Unrecht und eine Unklugheit ist, Männer wie Arndt und Welcker, wie Görres, Fries und Oken damit in Verbindung zu bringen. Der spanische Cortesschwindel und die neapolitanisch-piemontesische Revolution hat die jetzt verfolgte Richtung erzeugt und bis mitten hinein nach Deutschland ist sie vor allem aus Paris durch Schweizer, Württemberger und badische Liberale gedrungen; die Führer sind eingefleischte Revolutionärs und tragen nicht nur andere Kappen, sondern unter dem anderen Visier auch ein anderes Antlitz." „Die Köpenicker Untersuchungen werden ernste Resultate ergeben", schrieb ein Freund an Perthes, „das glaube auch ich. Es ist nicht bei dem bloßen allmählichen Hineintreten der jakobinischen Grundsätze in die bürgerliche Welt geblieben; man wollte auch ein mouvement à la Quiroga; nicht Enthusiasten, aber wohl Egoisten von 1813 sind im Spiel, die damals auf irdischen Gewinn mitzogen und sich nachher vernachlässigt glaubten. Wenn auch unsere deutsche akademische Kathederweisheit nur unwissend dem versteckten Teufel gedient hat, so haben diese überstolzen und hochmütigen Theoretiker doch viel tausend junge Leute auf ihrer Seele, denen sie den Verstand verwirrt haben und die nun, wenn sie auch in keine verbrecherische Verbindung verwickelt sind, dennoch mit verkehrter Richtung in die bürgerliche Welt eintreten und ihr Leben im ersten Zuschnitte verdorben haben."

Am 16. August 1824 beschloß der Bundestag die provisorischen Maßregeln zur nötigen Aufrechthaltung der inneren Sicherheit und öffentlichen Ordnung im Bunde. „Mich haben die Bundesschlüsse nicht bestürzt gemacht", schrieb Perthes. „Hätten die Regierungen gewartet, bis die Vorbereitungen ihrer Feinde vollendet gewesen und an den Tag gekommen wären, so hätte leicht jedes Entgegentreten zu spät und vergeblich sein können. Dem einfachen Wortlaute nach finde ich alles, was der österreichische Gesandte gesagt hat, gut und wahr, und

etwaiger Hinterhalt scheint mir nicht furchtbar. Die Schlüsse werden manches Böse und Gefährliche verhindern, und sollen sie bestimmt sein, die freie Bewegung der einzelnen und der Nation zu unterdrücken, so würde solcher Versuch scheitern an dem Geiste unserer und der nächsten Zeit. Wohl mag es sein, daß die Bundesversammlung nur durch das österreichische Präsidium halb wider Willen zu diesen Schlüssen gebracht ist, aber des starken Präsidiums freue ich mich und fürchte nicht Österreich, sondern die alte Reichstagsgewohnheit des: so viel Köpfe, so viel Sinne." „Auch ich halte das jetzige Auftreten der Regierungen nicht für das Richtige", schrieb er einige Wochen später, „aber ich finde den Mißgriff nicht in dem positiven Auftreten gegen die Übelgesinnten, sondern in dem negativen Charakter aller Maßregeln. Nichts ist gethan, wodurch die Wohlgesinnten befriedigt werden könnten, und der Kern des Treibens der jetzigen Machthaber ist doch auch nur ihr armes, elendes Ich; die Majestät wollen sie, aber nicht für die Einrichtung Gottes, sondern für den Glanz und die Macht einer Person. Wenn nur die Könige blieben und die Kammerherren und die Minister, so würden sie das Königtum mit trockenem Auge zum Teufel fahren sehen. Für sich und ihretwegen wollen sie erhalten, wie die anderen für sich und ihretwegen zerstören wollen. Vor Gott ist das eine so schlimm wie das andere, und auch die monarchischen Ich-Anbeter werden in ihren Verkehrtheiten dahinfahren und sich vertaumeln."

„Das Volk kennt niemand", hatte ein Freund an Perthes geschrieben; „die Massenbewegungen und alles, was aus denselben herausgärt, geht über unser aller Begriff, und ständen wir selbst mitten im Volk, so wüßten wir noch weniger davon. Aus diesem Gefühl der Unkenntnis und des Tappens im Dunkeln ist die rein negative, hemmende Politik unserer Machthaber erwachsen. Wer in sich nicht das Zeug fühlt, die Massen zu lenken und zu richten, der kann nicht anders als negativ sein. ‚Die Positiven regieren die Welt, weil sie etwas machen', so lautet Ihre Behauptung. Wohl wahr, aber die Negativen halten länger aus, weil sie zusehen und also auch nichts Unhaltbares machen, und der Allerpositivste ist ein Tollhäusler, der Allernegativste doch höchstens nur eine Null. Mir wird die Wahl nicht schwer." „Tausendmal lieber Tollhäusler als Null", antwortete Perthes,

„dem Tollhäusler ist zu helfen, wenigstens in jenem Leben, der Null aber nicht, weder hier, noch dort. Übrigens aber giebt es keine Nullen; was Sie Null nennen, ist ein Minus, und ein Minus ist auch etwas, nur macht es niemand reich und mit ihm ward noch nie ein Hund hinter dem Ofen hervorgelockt. Wirken kann man nur, wenn man nach außen entschieden einen und denselben Weg geht, Kritik Kritik sein läßt und, wenn man auch manchen Stein des Anstoßes, den man selbst nicht wegräumen kann, sieht, das Vertrauen hat, daß Gott schon aufräumen werde. An dem Neinsagen, an dem Kritisieren, an dem Widerwillen gegen das, was ist, und an der Neigung zum Zerstören haftet kein Glück. Das Glück bindet sich nur an die schöpferische Lust und an den auf guten Glauben sich gründenden Mut. Woher sollte das Glück einer Zeit wie der unsrigen kommen, in welcher politisch nur negative Kräfte wirksam sind, in welcher die Regierungen nur zu verbieten, die Unterthanen nur zu kritisieren wissen? Zehn Jahre äußeren Friedens hat Deutschland gehabt, aber ich glaube, der Sturm bricht los und bald. Was wir im Orient, in Südamerika, in Westindien, auf der Pyrenäischen Halbinsel gesehen haben, läßt sich nicht mit Grundsätzen und Vorsätzen, selbst wenn sie aus dem heiligsten Willen hervorgegangen wären, zurückdrängen. Das Schwert will jetzt sein Recht haben, und nicht einmal das Geld oder vielmehr das Fehlen des Geldes wird es in der Scheide halten können."

Politische Stimmungen und Erwartungen 1822—1825.

Der Kampf, welchen die Regierungen und der Liberalismus in den Jahren 1822 bis 1825 mit erneuter Anstrengung gegeneinander führten, rief in vielen Männern, die es ernst mit ihrem Vaterlande meinten, die Überzeugung hervor, daß ein Sieg, möge er nun von den Regierungen oder von dem Liberalismns erfochten werden, Deutschland zum Nachteil gereichen müsse. Eine verzweiflungsvolle, gedrückte und nur zu leicht gereizte Stimmung breitete sich weiter und weiter aus und das Auge vieler entwöhnte sich gänzlich, das Gesunde und Frische, welches doch auch vorhanden war, zu sehen.

„Nirgends erblicke ich einen großen Gang in den öffentlichen Angelegenheiten“, äußerte sich Niebuhr im Frühjahr 1824 gegen Perthes; „unter allen, welche die Verhältnisse Europas bestimmen, ist kein wirklich vornehmer Mann, kein wahrer Diplomat mehr, Metternich allein vielleicht ausgenommen. Von allen Seiten dringt die Mittelmäßigkeit auf die Menschen ein und überall dringt sie aus ihnen heraus. Wie in Südamerika nur Indianer- und Negerstaaten ohne alle Individualität entstehen, so wird die politische Plattheit Nordamerikas auch über Europa vordringen und die Gemeinheit vollenden.“ „Kein Italiener erhebt sich zum Nationalgefühl“, sagte Niebuhr um dieselbe Zeit; „wie von jeher haßt der Mailänder den Bolognesen, dieser den Florentiner, jeder den anderen. Alle würden sich lieber fremde Herrschaft gefallen lassen, als von dem Versuche, sich einander zu unterjochen, abstehen. Kein Geld über die Alpen gehen zu lassen ist fast das einzige, worin sich alle einigen. Die Italiener zu Christen zu machen, wird immer unmöglich bleiben; Heiden zu werden, sind sie jederzeit fähig.“ „Das Ministerium Richelieu wollte wirklich“, behauptete er ferner, „Freiheit und Rechte des Volkes mit der Königsgewalt verbinden, aber seine Absicht scheiterte an der Erbärmlichkeit der Nation, die nur mit einer dependenten Kammer zu regieren ist. In Frankreich wie in ganz Europa sind die Liberalen ohne allen Mut, feige Räsonneurs ohne Kraft und That. Allerdings hat das revolutionäre Comité directoire in Paris seit 1815 Neigung zum Handeln gehabt; alle Aufruhrversuche seit der zweiten Rückkehr der Bourbons sind von ihm ausgegangen und bezahlt; aber die Parteiungen innerhalb der Partei, von denen die einen Napoleon II., die anderen die Republik wollten, machten Gemeinschaft des Handelns unmöglich, und die Führer waren lahm. Statt selbst hervorzutreten, ließen sie nur Subordinierte handeln. Jetzt sind sie ganz gebrochen; von dem Napoleonischen Gelde bei Laffitte wird wohl kein Franc mehr übrig sein. Die Regierung hat die Beweise für das alles in der Hand, aber Gebrauch kann sie nicht davon machen, weil viele Pairs, namentlich die von Decazes ernannten, mit in die Untersuchung verwickelt werden würden. In genauer Verbindung mit dem Pariser Komitee und für dasselbe thätig waren in Deutschland N.N. und P.P. Was will man in Deutschland und was kann man mit den

Deutſchen beginnen? Welch ein Ekel dieſe deutſchen liberalen Profeſſoren und welch ein Ekel alle dieſe Menſchen, die ſie verfolgen! Im Jahre 1814, als ich die ſpaniſche Konſtitution gefährlich für Europa nannte, war man in den ariſtokratiſchen Salons entrüſtet über ein ſo gefährliches Wort; heute hält Graf X. mich für einen Jakobiner. Wie verachte ich die Menſchen! Keiner nimmt ſich zuſammen. Wäre einer da, der Kraft zum böſen Willen hätte, ſo könnte er alles ſpringen und bluten laſſen und — das Volk würde es dulden.“ „Unſer Geſchlecht war immer ein gebrechliches“, antwortete Perthes ſchriftlich, „und dabei voll kecker Anſprüche; es war immer ein ſündiges und dabei voll erhabener Träume. Schon vor hundert Jahren ſang Haller: ‚Unſelig Mittelding von Engel und von Vieh, du prahlſt mit der Vernunft und du gebrauchſt ſie nie; du bleibeſt ſtets ein Kind, das meiſtens Unrecht wählet, den Fehler bald erkennt und gleich drauf wieder fehlet.‘ Aber darf ich, ja kann ich den, der gleichen Geſchlechts mit mir iſt, verachten, weil er den Stempel des Geſchlechts an ſeiner Stirne trägt?“

In den Briefen der verſchiedenartigſten Männer an Perthes ſpricht ſich in dieſen Jahren man möchte faſt ſagen ein Genie des Trübſehens aus. An jedem Verhältniſſe, an jedem Zuſtande und an jeder Perſon die dunkle Seite ausfindig zu machen, lag in dem Charakter der Zeit. „An allen Orten und Enden wachſen Häuſer wie Pilze aus der Erde“, ſchrieb der eine, „und jeder Fleck des guten und oft auch des ſchlechten Landes wird mit Sorgfalt und Einſicht bebaut, aber alles mit Schaden und Verluſt. Häuſer und Äcker ſind heute nicht wie in anderen Zeiten Zeichen innerer Wohlhabenheit, ſondern nur ein Beweis dafür, bis zu welchen verzweifelten Anſtrengungen der Druck, welcher auf dem Emporkommen Deutſchlands laſtet, die einzelnen anſpornt. Nichts als Notwehr iſt der ſcheinbare Aufſchwung unſerer Zeit.“ „Über ganz Deutſchland hin verbreitet ſich durch die Staatsanleihen und Staatspapiere ein Wuchergeiſt“, ſchrieb ein anderer, „den wir früher nicht kannten und der auf Generationen hin an den Geſinnungen der Menſchen zehren wird.“ „Für mich tritt“, ſchrieb ein dritter Freund, der in bedeutender politiſcher Stellung ſein Leben hingebracht hatte, „das öffentliche Leben ungeachtet meiner öffentlichen Geſchäfte immer mehr in den Hintergrund. Auf einen einzigen, den es befriedigt und gelohnt hat,

kann man Hunderte nennen, die ihre verschwendeten besten Kräfte im Alter beklagen, weil ihre regsame und angestrengte Thätigkeit keinen Erfolg gehabt hat. An belebendem Selbstgefühl verliert der Mann, der fern von Staatsgeschäften steht; aber wer in unseren Staatsgeschäften lebt, büßt als Mensch die Einfachheit und Sicherheit des Lebens ein." „Der Staat ist arm", heißt es in einem Briefe aus Holstein, „die Zahl der Brotsuchenden steigt jährlich und der Wert der wohlfeil ausgebotenen Menschenware und damit auch die Gesinnung und innere Haltung der Suchenden und Beamteten fällt von Tage zu Tage. Eine Unzahl dürftigen Adels sperrt für den Bürgerstand den Zugang auch zu den mäßigen Bedienungen. Das giebt auch eine Geschichte und man darf diese Elemente der bevorstehenden Zukunft nicht übersehen. Die Zehnten werden am Ende allmählich abgekauft, aber an dem zweiten Überbleibsel des Mittelalters, dem Geschlechtsadel ohne Grundbesitz, werden wir länger zu würgen haben. Den einzelnen bin ich oft recht gut, und viele dauern mich, besonders die Jüngeren, die gute Studien gemacht haben und rechtliche Männer sind, sich aber durchaus aus ihrer Sphäre geworfen finden. Im ganzen aber graut mir vor dem Unwesen. Auch der Beste hat keine Aussichten, und wenige haben Vermögen. Nun freien sie als Auskultanten und schnappen nach Amtsschreiberstellen, zu deren Erlangung der Verwandteneinfluß noch eben hinreicht. Furchtbare Aussicht für ein so grafenreiches Land wie Holstein!" „Selbst in der redlichen Aristokratie giebt es auch heute noch viele Männer", schrieb Niebuhr an Perthes, „die ihre eigenen Ansprüche für unendlich und die jedes anderen für abhängig von ihrer Gunst halten. Viele sehr redliche, ja edelmütige Edelleute haben keinen Begriff davon, daß auch wir nach Verhältnis unserer Fähigkeiten und Verdienste, und daß ihre Bauern überhaupt Rechte haben; daher sie denn, wenn sie etwas für sie sorgen, eine recht rührende Verehrung für sich selbst fassen, die bis zur sittlichen Ausbildung der Tugendliebe steigen kann." „Auf einen grünen Zweig zu kommen, ist der Adel nun einmal nicht mehr bestimmt", schrieb ein anderer, „weil er zwar Geld gewinnen will, aber nicht weiß, was Geld ist, oder doch damit umzugehen nicht versteht. Das brauchte er im Mittelalter auch nicht und darum hätte er auch besser gethan, aus der neueren Geschichte fortzubleiben, in die er doch nun

einmal nicht hineingehört. Die Beſſeren unter ihnen wandeln wie Fremdlinge unter uns umher und die Schlechten ſtehen überall im Wege. Grade weil ich ſo manches Jahr unter dem Adel wie unter gleichen gelebt habe, weiß ich, was der Adel gilt.“ „Es hat ſeine Schwierigkeit“, antwortete Perthes, „fortzubleiben aus der neueren Geſchichte, wenn man einmal da iſt, und ich denke, daß der Adel in der doch auch neueren Zeit des vorigen Jahrhunderts ſich wohl befand und eine gute Stellung einnahm. Erſt in neueſter Zeit, ſeitdem ſeine Güter mobil wurden, und er ſelbſt Geld mit Geld machen wollte, erſt ſeitdem er aus ſeinem Kreiſe heraus und in Konkurrenz mit dem Handels- und Erwerbsſtande trat, hat er gelitten und wird, wenn er ſich nicht aus dieſer ſeinem Weſen fremden Luft wieder zurückzuziehen verſteht, ohne Zweifel untergehen, aber nicht zum Gewinn des Ganzen. Wir brauchen einen feſten Halt, es darf nicht alles beweglich, nicht alles verkäuflich und das Geld nicht die allein bewegende Kraft ſein. Feſtes und Bewegliches muß ſich ergänzen, wenn Großes ſich bilden ſoll.“

„Unſere Zeit kennt ihre Not und deren Urſachen recht gut“, heißt es in einem Briefe aus Berlin, „aber nicht die Mittel der Abhilfe. Kraft und Aufſchwung iſt verſchwunden, und das Schlimmſte eines ſolchen innerlich ſtagnierenden Zuſtandes bleibt, daß jeder an ſich allein zu denken faſt genötigt iſt, und deshalb alle auf dem ſicherſten Weg zum wahren, das heißt ſittlichen Ruin ſich befinden. Nicht durch Geſetze und Regierungsverordnungen kann das Leben zu einem anderen und ein krankhafter Organismus nicht durch äußere Formen geſund gemacht werden; aber dennoch tragen die Regierungen die Hauptſchuld davon, daß aus dem großen Kampfe, in welchem wir die über uns gekommene Schmach der Fremdherrſchaft tilgten, nichts anderes hervorgegangen iſt als der kleinliche, elende Zuſtand, in dem wir uns befinden. Es iſt keine Zeit Pläne zu machen, ſchreiben Sie; ein jeder habe nur dahin zu trachten, ſich ſelbſt tüchtig und in Demut zu halten. Sie mögen recht haben, aber nichtsdeſtoweniger bleibt es ein trauriges Ding, während der beſten Jahre ſeines Lebens immer nur auf dem Anſtand zu ſtehen, ſich immer nur vorzubereiten und auf beſſere Zeiten zu warten. Die beſſeren Zeiten ſind noch weit, weit von uns entfernt, und wenn ſie *kommen, werden* wir alt ſein, unſere Kräfte werden geſchwunden und

wir unfähig ſein, mit einzugreifen in den Gang der Dinge.“ „Oft haſt Du mich“, ſchrieb ein weit entfernter Freund um dieſelbe Zeit an Perthes, „mit Deiner mutigen Hoffnung für eine beſſere Zukunft erfriſcht und aufgerichtet; aber nun zieht dieſe Zukunft ſich in eine ſolche Ferne zurück, daß weder wir noch unſere Kinder ſie erleben werden, und ein ſolcher Termin iſt mir zu lang, um mir Troſt und Freude gewähren zu können. Für ſich kann in trüben Zeiten der Menſch wohl reſignieren; aber muß er auch für Kinder und Kindeskinder die Hoffnung auf einen geſunden Zuſtand aufgeben, ſo iſt Verzweiflung zu verzeihen.“

Dieſe düſtere Anſicht der Gegenwart und Zukunft teilte Perthes nicht. „Meine Stärke hat von jeher in dem Feſthalten der Hoffnung beſtanden“, ſchrieb er einmal, „und auch jetzt ſtimme ich nicht in die Jammerlieder über Deutſchlands verzweiflungsvolle Lage ein. Könnte doch ſo ein Jammerprophet einmal mit mir zuerſt durch Deutſchland und dann durch die anderen Länder Europas ziehen! Bald würde er ſehen, daß ſich mehr Wohlbefinden und Freiheit, weniger Elend und Armut bei uns findet als anderswo. Nach oben allerdings iſt Ungewißheit und Unſicherheit, aber das Volk gedeiht, und einen zahlreicheren und behaglicheren Mittelſtand als jetzt gab es nie in Deutſchland; nur daß er ungenügſam iſt und mehr ſein will als Mittelſtand. Schwach an Erkenntnis und an Willen, aber gierig in Leidenſchaft rennt alles phantaſtiſchen Idealen nach. Wir alle ſind ein ſchwankend Rohr, bald rein, bald unrein, bald gut, bald böſe; aber niemand will zugeben, daß die Menſchen und nicht die öffentlichen Inſtitutionen die Schuld tragen, wenn das Leben im Staate nicht gut und trefflich iſt. Wenn jede Partei einmal der Reihe nach zu regieren und Inſtitutionen anzuordnen hätte, ſo würden durch ſelbſt gemachte Geſchichte alle Parteien billiger und klüger werden. Von anderen gemachte Geſchichte verſchafft, ſo viel ſie auch geſchrieben und ſtudiert wird, ſelten politiſche Billigkeit und Weisheit; das lehrt die Erfahrung.“ „Das Gedeihen des Landes“, ſchrieb Perthes, als er um dieſe Zeit von einer kleinen Reiſe durch Thüringen zurückgekehrt war, „die Rührigkeit der Menſchen und die Wohlthätigkeit ihrer Zuſtände hat mich in Erſtaunen geſetzt. Welch' unglaublicher Unterſchied iſt doch zwiſchen dem heutigen Zuſtand dieſer Gegenden und dem, den ich vor dreißig Jahren ſah! Obſchon der

Bergbau verloren hat, obschon die sogenannten Laboranten ihre Medizinalkräuter nicht mehr durch ganz Deutschland umhertragen und das Schnitzen in Holz und die Verarbeitung desselben zu Schachteln und Spielzeug aller Art abgenommen hat, ist dennoch der Wohlstand gestiegen. Im Weimarischen und Rudolstädtischen, wo die Thäler wild auslaufen, nach oben aber sich zu herrlichen Wiesengründen erweitern und auf der Höhe weite Ebenen bilden, sah man früher nur Wurzelstöcke, magere Kartoffeln und kümmerlichen Hafer; jetzt stehen an deren Stelle Roggen und Weizen, Gartenfrüchte und Obstbäume. Die Bauern haben Geld zur Ablösung der Zinsen und Fronen; die herrschaftlichen Kammergüter werden, obschon ihnen die Wildhut genommen ist, höher als früher verpachtet und die Forsten sind mit fast verschwenderischer Vorliebe gepflegt. Der westliche Teil des Thüringer Waldes, in welchem die Thäler unten breit anfangen, dann enger und wilder werden und an hohen Bergkuppen enden, gestattet freilich einen solchen Anbau nicht, ist aber reich an Glashütten, Papiermühlen, Eisenhämmern, Kienrußschwelereien und Steingutfabrikation. Vom Voigtlande an bis zur Rhön und zum Weserthal wird der Grund und Boden in einer früher unbekannten Weise genutzt; die hohen Kornpreise während so vieler Jahre haben den Wert des Landes zur allgemeinen Kenntnis gebracht. Die vielen adeligen Güter, die in bürgerliche Hände übergegangen sind, werden nun bewirtschaftet, um ihre Eigentümer reich zu machen; und die adeligen Herren werden in die neue Wirtschaftsart hineingezogen, mögen sie wollen oder nicht. In den Mittelstädten, die fast ohne alle Ausnahme bedeutende Ackergüter innerhalb ihrer Flur besitzen, werden die Ökonomen auf jedes unbebaute Stück Land aufmerksam. Kiesstücke und Heidestellen, Raine, magere Triften sind in Ackerboden verwandelt, und in manchen Dörfern folgen schon jetzt die Bauern ihnen nach, das Altenburger Land hat einen Wohlstand sondergleichen und der Bauer ist recht eigentlich ein reicher Mann. Der Umschwung der Gewerbthätigkeit ist nicht hinter dem des Ackerbaues zurückgeblieben. Vor einem Vierteljahrhundert fanden sich in diesem Teile Deutschlands fast keine Männer von Bildung, Kenntnis und Einsicht, die sich mit dem Handel befaßt hätten; es war alles beschränkte, kleinliche Krämerei; der sogenannte Kaufmann stand der Sache wie der Meinung nach

unter dem Handwerker. Jetzt begegnet man ſelbſt an den kleineren Orten Thüringens Männern mit kaufmänniſchem Sinn großer Art; ſehr gewöhnlich beſtanden ſie ihre Lehrzeit in Hamburg oder Bremen und wurden durch die gewaltigen Weltverhältniſſe umhergeworfen und gebildet. Sie ſind es, die den großen, früher totliegenden Reichtum des Landes entdeckt, hervorgezogen und in den Weltverkehr gebracht haben. Gotha, Arnſtadt, Gera, Altenburg ſtehen mit den europäiſchen Handelsplätzen in unmittelbarem Wechſelverkehr, den früher Leipzig vermittelte; Orte wie Pößneck, Neuſtadt an der Orla, Gera, Ronneburg nehmen an Umfang zu und zählen viele wohlhabende, manche reiche Leute unter ihren Einwohnern. Das Leben und das Getriebe in Arnſtadt, welches den Verkehr zwiſchen dem Walde und dem flachen Lande beſorgt, ſetzt in Erſtaunen, und in Gotha wie in Altenburg erinnern die öffentlichen Anſtalten, die milden Stiftungen, ja der Handel ſelbſt an weit größere Verhältniſſe. Sehr erfreulich iſt es, daß der ſteigende Wohlſtand nicht zum Luxus in Eſſen und Trinken, Kleidung und Vergnügungen geführt hat. Nur in den Wohnungen iſt eine Änderung bemerkbar. Jeder, vom Geringſten an, will größeren Raum, freiere Höhe, zierlicheres Hausgerät. Das iſt mir ein gutes Zeichen: Sauberkeit und Nettigkeit im Hauſe iſt zwar noch nicht Sittlichkeit, aber doch ein Weg zu ihr, und die vielen neuen Straßen, die reinlichen, bequemen Wirtshäuſer, die durch das ganze Land ſich finden, muß ich auch als Zeichen wachſender Geſittung anſehen im Vergleiche mit den früheren Zuſtänden."

„Wo iſt doch eigentlich die Erniedrigung Deutſchlands", ſchrieb Perthes ein anderesmal, „von der ſo viel geredet wird? An Land und Volkszahl haben wir nicht eingebüßt; was im Weſten verloren ging, iſt im Oſten durch Schleſien, Böhmen und die Oſtſeeländer erſetzt, und an Sprachausbreitung haben wir ſicher gewonnen. An Freiheit? Wo iſt das Land, in welchem eine ſo große Zahl freier, ſelbſtändiger Familien lebte, wie bei uns? Wo iſt das deutſche Land mit Tyrannei des Fürſten und mit Druck des Adels? An Vermögen? Die Handwerker ſind wohlhabender als in Frankreich, und Bauern hat England gar nicht; auf den behaglichen Zuſtand der Gegenwart

einen Anſpruch zu machen, wäre vor vierzig Jahren noch unſerem ganzen Mittelſtande nicht in den Sinn gekommen. An geiſtigem Einfluß? Nun, ich denke, da können wir beſtehen; über den ganzen Erdkreis hin hat deutſche Sitte und deutſche Bildung Eroberungen gemacht. An Ehre? Nun ja, wir waren unterjocht, aber wir haben uns frei gemacht aus eigener Kraft. An Staatsweisheit? Da mag es gebrechen; aber dennoch haben wir unglaublich gewonnen an politiſcher Erkenntnis und praktiſcher Gewandtheit in allen Zweigen der Staatswirtſchaft, und täglich nimmt die Ausbildung zu. Wer Erinnerungen aus dem inneren Deutſchland gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts in ſich trägt, kennt es heute nicht wieder; Beamte, Kaufleute, Handwerker haben die Entwickelungsſtufen vieler Generationen mit einem Schritte überſprungen. Wir ſind nicht zerſprengt wie die Polen, nicht zerſtückelt wie die Italiener, nicht erſchlafft und wütend zugleich wie die Spanier, nicht hin und her taumelnd zwiſchen Übermut und knechtiſchem Sinn wie die Franzoſen — ganz kann politiſche Beſonnenheit und Weisheit uns doch nicht fehlen. England und immer wieder England wird freilich dem Deutſchen entgegengehalten; aber wer unter uns möchte engliſchen Reichtum, wenn er engliſche Armut, engliſche Herrſchaft, wenn er engliſche Härte, wer engliſche politiſche Größe, wenn er engliſche Nationalität mit in den Kauf nehmen müßte? Und doch iſt das eine ohne das andere nicht denkbar. So viel Liebe, wie die deutſche Nation, hat keine Nation in der Welt." „Wahrlich", ſchrieb Perthes an Pfiſter, „der Geiſt und die Kraft, die unſer Volk ſeit einem halben Jahrhundert zur Fortbildung ſeines Geſamtzuſtandes entwickelt hat, muß den Unheil krächzenden Schreiern gegenüber mit Erſtaunen und Bewunderung erfüllen. In welchem Lande Europas ſind ſo viel kleine und mittlere freie Landeigentümer, ſo viel unabhängige Bürger, ſo viel Menſchen mit freier Bildung wie in Deutſchland? Faſt überall ſind die bäuerlichen Grundbeſitzer völlig freie Leute geworden, halten ſich ſtill und rechtlich, wehren inſtinktmäßig ſchlau alles ab, was gewaltſam auf ſie einwirken will, und nehmen auch ihren Teil von Bildung und größerer Regſamkeit der Nation dahin; der Handelsſtand hat, nachdem die ſchöne Blüte am Schluſſe

des Mittelalters im Inneren Deutschlands zu kleinlicher Krämerei herabgesunken war, seit den letzten zwanzig Jahren Riesenschritte gemacht; die Wissenschaft, die Litteratur, die Sprache hat sich in herrlicher Kraft erhoben und wendet ihre Früchte dem Volke zu, für welches die giftigen Blüten und tauben Nüsse derselben ohne großen Nachteil im Strudel des Neuen vorübergehen. Nur der Adel scheint mir zurückgeblieben; er hat nicht achtgegeben auf die Zeit und ist im Verfall; die ihm entwundenen Güter sind in Händen bürgerlicher, oft demoralisierter Aufschößlinge, und das ist ein wirkliches Gebrechen und eine wahre Gefahr. Sonst aber steht es wahrlich nicht so schlimm, wie die Zeitrichtung wähnt." „Es giebt jetzt", schrieb Perthes in einem anderen Briefe, „nicht allein unter Jünglingen, sondern auch unter wackeren Männern von Geist, Kenntnissen und Erfahrung viele, welche Deutschland und die deutsche Nation ganz aufzugeben scheinen. Die Wurzel dieser Stimmung scheint mir in der Sucht nach einem falschen Nationalruhm zu sein, die sich unbefriedigt fühlt, solange Deutschland nicht eine große Rolle in Europa spielt oder womöglich über Europa herrscht. Eben diese Männer aber würden zurückschaudern, wenn sie aufgeben und hinnehmen müßten, was aufgegeben und hingenommen werden müßte, wenn wir politisch herrschend in Europa sein sollten. Könnten wir, ohne unser eigenstes Wesen zu vernichten, eine Staatszentralisation, einen Ludwig XIV., ein Verwenden unserer Kräfte als Mittel zu äußeren Zwecken ertragen oder ein Paris und London an unseren Eingeweiden zehren haben? Es ist leicht, über politische Ereignisse und Zustände den Stab zu brechen, wie Freund N.N., wenn man entschlossen ist, im Notfalle sich auf Wein und Poesie, auf Wissenschaft oder Familienleben zurückzuziehen. Wer aber fühlt, daß er nicht leben kann außer dem Zusammenhange mit seiner Nation, der wird und kann den Gesamtzustand nicht verdrießlich fortwerfen, weil vieles in ihm nicht so ist, wie er es will; er wird das Schlechte schmerzlich fühlen, aber er wird auch das kleinste Gute suchen und anerkennen, um sich zu laben und sich als Glied eines Ganzen fühlen zu können, aus dem er nicht zu scheiden vermöchte, ohne sich selbst geistig zu vernichten." „Sie beklagen", heißt es in einem anderen Briefe, den Perthes schrieb, „daß unser

Leben in eine Zeit der Umbildung gefallen ist, deren Resultat wir nicht erleben würden. Wann aber gab es, frage ich, Resultate in irdischen Verhältnissen? und antworte ohne Bedenken: nie. Was man in der Geschichte als Resultat oder vollendeten, abgeschlossenen politischen Zustand bezeichnet, ist ein Schlaf auf dem Bette, welches kräftigere Vorfahren bereitet hatten, ist ein Zwischenzustand eines schlaffen Geschlechtes zwischen den Thaten kraftvoller Väter und kraftvoller Enkel. Zu schaffen und neu zu bilden, nicht Resultate zu genießen, ist das Los der Menschen von Adam her. Ich begreife es, daß auch Sie in Niebuhrs harte Beurteilung der Zeit einstimmen können; aber gerade weil Sie schreiben, daß die fortschreitenden Jahre oftmals Ihre früheren Hoffnungen, Wünsche und Erwartungen als eine Thorheit erscheinen ließen, bin ich gewiß, daß auch Ihre jetzige schwarze Ansicht nicht die richtige sei. Jede Jugend hofft, wünscht und erwartet zu viel von sich, von anderen, von Natur und Welt; das Alter langt endlich bei dem Spruche an: ‚Alles ist eitel.' Das Hoffen der Jugend wie die Resignation des Alters wurzelt tief in der Natur; aber weder das eine noch das andere sieht die Verhältnisse der Menschen so, wie sie wirklich sind; die Jugend verfällt in Täuschung aus Überfülle, das Alter aus Mangel an Blut und Saft. Auch die Geschichte der antiken Welt ist nicht der rechte Maßstab zur Beurteilung der Gegenwart. Die großen Gestalten und Thaten reihen sich, obschon in Wahrheit durch Jahrhunderte zerstreut, für unsere Vorstellung dicht aneinander; nur die Heroen erscheinen; die kleinlichen, traurigen Mitglieder fehlen. Alle die Millionen, mit denen das große Schicksal spielte, sind für uns spurlos verschollen. In der Gegenwart aber wird uns das Sehen auch des Geringsten und Kleinsten nicht erspart, alles dehnt sich langweilig aus und die dumpfe Masse der Statisten stellt sich Stück für Stück vor unsere Augen. Das Mittelalter mit seiner ungebundenen Kraft und Stärke erscheint uns wunderbar und groß; aber den Jammer von Millionen Unterdrückten, die Roheit, die Grausamkeit, die weder das geistige Recht des einzelnen achtete, noch dessen leibliches Dasein schonte, sehen wir nur nebenbei und bemerken, daß jeder der einzelnen Unterdrückten wieder Unterdrücker ward, so gewaltsam, wie er nur eben

konnte. Bequem freilich, aber nicht groß war ein Zuſtand, in welchem der Menſch mit gutem Gewiſſen ſeinen Naturtrieben folgen konnte und nur die äußeren Vorſchriften zu erfüllen brauchte, um von aller Schuld erlöſt zu ſein. Heute leben wir in einer Zeit, in welcher wir uns geiſtig ſelbſt zähmen ſollen, das iſt ſchwer und iſt auch langweilig, und der Stolz des Menſchen findet dabei keine Nahrung und noch weniger die Eitelkeit; denn kein anderer weiß, wie viel Kampf wir aufwenden, um uns ſelbſt zu überwinden, und groß zu thun vor Gott kann uns vollends nicht in den Sinn kommen. Daher ſtammt die Entmutigung ſo vieler Männer, wenn die Ideale des Jünglings dahin ſind."

„Mein Auge ſehe lieber ſchwarz als licht", antwortete Riſt auf mehrfache Mitteilungen dieſer Art. „Nein,. Gottlob, ein Jean qui pleure bin ich doch nicht, gelte mitunter auch wohl im Leben und im Handeln für das Gegenteil und habe manchen Schwachen ſchon durch helle und feſte Lebensanſicht gekräftigt. Unſere Differenz wird wohl auf eine Schattierung zurückzuführen ſein; die Wahrheit wollen wir beide. Vielleicht habe ich weniger Phantaſie als Sie, ich weigere mich jeder Täuſchung und fürchte mich vor keinem Reſultat. Etwas anderes ſind Sie nun wohl. Sie verlieben ſich leicht, geben ſich mehr oder weniger bewußt dieſer oder jener angenehmen Täuſchung hin, ſehen mitunter in den Sachen, was Sie darin ſehen wollen, haben aber auch den Mut und die Kraft, nicht ſcheu zu werden und umzukehren, wenn es not thut. Sie fechten es glorreich durch und machen Rückzüge wie Moreau. Nennen Sie das weiß oder licht ſehen, ſo mag es ſein. Die Dinge dieſer Welt haben nun doch einmal alleſamt zwei Seiten, die eine mehr als die andere beleuchtet; es könnte alſo ſein, daß wir beide recht hätten, beide beide Seiten kennten und nur in der Diskuſſion aus individuellen Gründen die eine oder die andere Seite mehr herauskehrten."

Der Unmut über die politiſchen Zuſtände weckte ſchon damals die Sehnſucht nach großen Perſönlichkeiten, welche durch die Kraft und die Macht ihres Wollens Umſchwung und Aufſchwung in die Mittelmäßigkeit des Beſtehenden zu bringen vermöchten. „Mag auch

die Welt im ganzen heute nicht ſchlimmer ſein als ſie war", ſchrieb Riſt an Perthes, „ſo fehlt ihr doch eins gänzlich, es fehlen große, bedeutende Perſönlichkeiten, über die Maſſe hervorragend, an denen als Repräſentanten einer edleren und kräftigeren Menſchheit ſich der einzelne gerne ſpiegelt und erfreut. An der Maſſe kann Liebe und Wohlwollen ſich nicht erzeugen; der Maſſe vertraut es ſich nicht gut; macht ſie es gut, ſo hat es keiner gethan; macht ſie es ſchlecht, ſo können wir uns an niemand halten; ihre Proportionen überſteigen unſer Faſſungsvermögen, und dennoch gehen jetzt die einzelnen mehr und mehr in der Maſſe unter. Wir ſind ärmer als unſere Väter, die ſich noch an großen Individualitäten wärmten und ſie idealiſierten. Dem friſchen Mute, der aus ihrer Zuverſicht zur menſchlichen Kraft entſtand, verdanken wir eigentlich das meiſte, was wir haben, und lebte nicht in uns ein Reſtchen jenes Mutes, wenn auch nur als Hoffnung für die Zukunft, ſo würden wir wenig oder nichts leiſten. Den Mangel der Begeiſterung, die nicht an der Wiege unſerer Kinder ſtand, nicht hinwies auf größere Naturen, werden dieſe, ſo gut ſie auch ſonſt geraten ſein mögen, ſchmerzlich fühlen. Es iſt ihnen ein Element genommen, um deſſen letzte Reſte ſich unſere Jugendjahre noch bewegten. Mir kommt daher die heutige Jugend, wenn auch treu und ſinnig, doch im ganzen nüchtern und gehaltlos vor, und ich möchte in einem Alter, in welchem Handeln noch nicht vergönnt iſt, gern Phantaſie als Prophetin künftiger Thaten finden."

„Daß es heute nicht einzelne hervorragende Perſönlichkeiten ſind", antwortete Perthes, „welche den Ausſchlag geben, iſt mir nicht weniger gewiß als Ihnen. Für die politiſchen Verhältniſſe würde das noch allgemeiner anerkannt werden, wenn das Leben der Könige und Staatsmänner vielen offen vor Augen läge; aber zum Glück wiſſen nur die Gouverneure und Adjutanten, wie die Großen der Erde ihre Zeit hinbringen. Die deutſche Nation ſteht groß in der Geſchichte da, weil ſie mehr als irgendeine andere dem Idealen nachgeſtrebt hat; aber eben weil ſie Unerreichbares erreichen wollte, ſteht ſie anderen Nationen in der Entſchiedenheit und Rückſichtsloſigkeit des Handelns *und in der* Hervorbringung großer Thatmenſchen, ſogenannter hiſto-

rischer Charaktere nach. Die wir hatten, waren oder wurden meistens undeutsch. Auch ist unsere Zeit zwar groß in Ereignissen und groß in ihren Aufgaben; aber der Erzeugung großer Persönlichkeiten ist sie nicht günstig, es sei denn, daß eine Größe im Bösen und in der Konsequenz des Verstandes, wie sie in Napoleon erscheint, gemeint würde."

Perthes konnte indessen aber nicht, wie so manche andere, ein politisches Sinken der Zeit oder eine politische Entartung der Nation in dem Fehlen hervorragender einzelnen Persönlichkeiten erblicken.

„Lange schon habe ich mich entwöhnt", heißt es in einem seiner Briefe, „Menschenkraft und Menschengröße anzustaunen, und eben weil ich das Heil nicht von Menschen erwarte, strecke ich jetzt auch nicht jammernd das Gewehr. Der Menschengeist soll sich nicht anmaßen, Grund und Boden auf eigene Hand finden zu wollen, sondern die Hand ausstrecken nach Hilfe außer sich, und unser jetziges Geschlecht ist am wenigsten gemacht, Titanen gleich mit eigner Kraft den Himmel zu stürmen. Das Charakteristische und Große unserer Zeit scheint mir vielmehr darin zu liegen, daß sich die Dinge mehr als je von selbst machen. Gottes unmittelbare Weltregierung ist sichtbarer als je. Napoleon trieb nicht, sondern wurde getrieben; er ist gefallen. Wer hat ihn fallen machen und wer bestimmt seit seinem Falle den Gang der Geschichte? Ist auch nur einer unter den Helden des Freiheitskrieges, ist auch nur einer unter den Königen oder in deren Rate gewesen, der die Geschichte geführt hätte? In Zeiten, die auf den Willen und die Thaten von Persönlichkeiten gestellt waren, pflegten die großen Entscheidungen durch Todesfälle bewirkt zu werden; jetzt scheint es fast außer Gebrauch gekommen zu sein, daß Könige, Feldherrn, Minister sterben — kaum daß einer krank ist. Lord Castlereagh, der es gewiß mit der ganzen Welt so ehrlich meinte, wie es sich mit dem Interesse Englands vertrug, mußte sich, um zu sterben, selbst entleiben. Aber ein Ereignis nach dem anderen trat unerwartet gleichsam aus sich selbst heraus auf; Ereignisse, nicht Menschen, leiten heute die Welt und wir befinden uns in Gottes, nicht in der Könige und Minister Hand."

„Nur von dem Hervortreten großer Männer erwarten Sie das Heil“, schrieb Perthes ein anderesmal. „Es giebt aber auch eine große Geschichte ohne Hervorragen einzelner. Im kleinen liefert dafür Hamburg einen schlagenden Beweis. Köln, Regensburg, Nürnberg sind ehrwürdige Denkmale alter großer Zeit, Hamburg aber steht da wohl auch erinnernd an große Vergangenheit, aber zugleich voll Kraft und Leben für die Gegenwart. In vielhundertjährigem Kampfe hat es sein freies Gemeinwesen sich bewahrt und Ansehen selbst über das Weltmeer hin sich erhalten. In seiner langen und bedeutenden Geschichte aber findet sich nie der Stoff zu einer Tragödie, sei es in Prosa oder in Versen, nie ein glänzend hervortretender einzelner Charakter, sondern nur fortdauernde Bewegung, stete Anstrengung aller; nie erlangte ein Bürger überwiegenden Einfluß, nie eine Familie einen Vorrang; kein Denkmal, kein Gebäude erinnert die Nachkommen an die Größe eines ihrer Vorfahren, aber treffliche Anstalten aller Art beweisen die hohe Einsicht, den stillen, aufopferungsfähigen Bürgersinn, welcher in der Gesamtheit lebte. Kein einzelner Bürger trat als Retter der Freiheit in Zeiten großer Gefahr auf; aber die Bürgerschaft stand stets hartnäckig eifernd bereit, Gut und Blut für ihre Stadt daranzusetzen. Nur ein kleines politisches Gemeinwesen bildet freilich Hamburg; aber sollte, was im kleinen möglich ist, im großen unmöglich sein? Mich dünkt, der Ruf nach großen Männern ist bei vielen nur ein Deckmantel für die eigene Trägheit.“

„Was vermag“, schrieb Perthes um dieselbe Zeit, „der Mensch mit seiner Spanne Lebens in der Geschichte, die nach Jahrhunderten zählt! Der Raum ist ihm gesperrt, die Zeit ist ihm gemessen; in den Versuchen, beides zu überschreiten, verzehrt er seine Kraft. Die volle Wirksamkeit des Mannes drängt sich in den kurzen Raum von zwanzig, höchstens dreißig Jahren zusammen; was vorhergeht, sind Jugendversuche in unbedachtsamer Leidenschaftlichkeit; was nachher kommt, sind Erinnerungen in abgespannter Schwäche, und wie oft macht die Geschichte durch früheres Abschneiden des Lebensfadens einen großen Anlauf zunichte! Wer Ungeheueres in wenigen Jahrzehnten erreichen will, den trifft in dieser oder jener Form Napoleons Geschick. Denn wer

in der Flut der Geſchichte nicht allein ſchwimmen, ſondern auch die Richtung der Gewäſſer beſtimmen will, der bedarf anderes noch als tiefen chriſtlichen Gehalt; nur der Kluge und Schlaue, nur der Beharrliche und Kräftige, nur der Rückſichtsloſe in der Wahl der Mittel drückt der Zeit ſeinen Stempel auf. Hiſtoriſche Charaktere haben faſt immer als Menſchen eine Richtung zum Böſen. Handhabung der Gewalt und chriſtliche Demut ſtoßen ſich einander ab. Nur einen großen hiſtoriſchen Charakter kennt die Geſchichte, aber ſein Reich iſt nicht von dieſer Welt."

In nahem Zuſammenhang mit dem ſehr allgemein hervortretenden Verlangen nach politiſch gewaltigen und durchgreifenden Männern ſtand ohne Zweifel die Umwandlung, welche ſich in dem Urteil über Napoleon vorbereitete. „Wer hat den Deutſchen jemals weher gethan als Napoleon", ſchrieb Riſt um dieſe Zeit an Perthes, „und doch ſucht der Inſtinkt des Volkes eben dieſen Mann wieder unter den Ruinen, unter denen er begraben liegt, hervor und zählt ihn ſchon jetzt den Heroen bei; denn er war aus ſeiner Mitte genommen und hatte eine Fabelzeit von Umwälzungen und Gewaltthaten herbeigeführt, die unſerer nüchternen Zeit ſchon faſt unglaublich erſcheinen. Ergreift es mich ſelbſt doch wunderbar, wenn ich einmal den Wandsbecker Schloßhof betrete, den ich einen ganzen Sommer hindurch ſtundenlang mit Davouſt in dem Gefühle auf und nieder wandeln mußte, daß zwiſchen mir und dem gelben Zwerge nur der dicke Glatzkopf, der Schrecken ſeiner Umgebungen, als allmächtiger Mittelsmann ſtand. Das alles liegt nun tief im Grabe und modert, der Herr und der Knecht und die langen krausbärtigen Grenadiere und der Fuchs, den ich ritt. ‚Ehrlich währt am längſten', ruft es dann aus weiter Ferne, und ich fühle mich ordentlich behaglich, daß ich trotz aller Verſuchung mich nicht herabgelaſſen habe, ihm zu heucheln." „An das Unglaubliche grenzt die Umwandlung der Stimmung gegen Napoleon", hatte ein Freund in Norddeutſchland an Perthes geſchrieben. „Vor einigen Tagen war ich in dem Laden eines Kunſthändlers; er zog eine Unzahl neu erſchienener, in Frankreich verbotener Kupferſtiche zur Verherrlichung Napoleons und ſeiner Familie hervor. ‚Wer kauft denn hier das Zeug?' fragte ich. ‚Wer?' antwortete der Mann. ‚Dieſe Sachen gehen jetzt am

besten; Zuckerbäcker, Krämer, Handwerker fluchen auf England und kaufen dergleichen reißend.'" „Napoleon wird noch der Götze der Zeit werden", antwortete Perthes. „Schon jetzt sehnen sich viele, daß auf das neue ein solcher Despot erscheine. Es wäre nicht unmöglich, daß ihre Sehnsucht befriedigt würde; denn aus Stimmungen, wie sie jetzt herrschen, gären Drachen auf. Schon giebt es Tausende, welche alles zerstören möchten, damit nur niemand mehr habe als sie, und Tausende, die es sich gefallen ließen, in Ketten zu liegen, wenn nur ein jeder, der mehr hat oder ist als sie, zu ihnen herabgezogen würde, und Gleichheit aller sich finde." „Wohl halte ich", schrieb Perthes etwas später, „Napoleon für eine der merkwürdigsten und größten Erscheinungen in der Menschengeschichte; aber ich achte die Freiheit der Menschen und deren freie Entwickelung zu sehr, um am Gedenktage des Mannes mit Ihnen das Glas anstoßen zu mögen. Napoleon war ein mächtiges Werkzeug der Weltregierung. Da er aber für diesen Zeitabschnitt nicht weiter und eingreifender gebraucht werden sollte, ward er als altes Gerät in den Winkel geworfen; denn nicht in sich, sondern nur als Werkzeug hat er Bedeutung gehabt."

Politische Ereignisse und Verhältnisse 1825—1830.

„So erfüllt mit Widerlichem die Zeiten auch sind", hatte Niebuhr im November 1825 an Perthes geschrieben, „freue ich mich doch, daß man morgens sorglos unter seiner Rebe sitzen mag, sofern man nur nicht weiter als für sich selbst sorgen will. Ich freue mich, daß man sich ankaufen und einrichten mag. Wenn die Fürsten und Minister wüßten, wie philisterhaft man durchgehends wieder ist, so würden sie es zulassen, daß wir uns wieder belebten." Wenige Tage, nachdem dieser Brief geschrieben war, starb (am 1. Dezember 1825) Kaiser Alexander, und die Fortdauer der äußeren Ruhe war *für jedes* Land Europas in Frage gestellt. „Von dem neuen Jahr-

hundert ist nun ein Viertel dahin", schrieb Perthes Ende Dezember; „sein Inhalt wog schwer, Jahr für Jahr; aber ich meine, die nächsten fünfundzwanzig Jahre können nicht weniger bedeutend sein. Das Schließen keines anderen Augenpaares hätte in diesem Momente für das Schicksal Europas so tief eingreifende Wirkung haben können, wie der Tod Alexanders. Gott wird wissen, warum es also sein mußte; der Sperlinge Zahl ist gezählt, und wir sind mehr als diese Freß- und Pfeifteufel." „Gern hätte ich den Rest meines Lebens in Frieden verlebt", schrieb ein Freund an Perthes; „es soll aber wohl nicht so sein. Die Bürgschaft für den europäischen Frieden, die in dem Charakter Alexanders lag, ist uns genommen. Lassen Sie uns also unser in zehn Jahren vielleicht verrostetes Heergeräte, das moralische meine ich, wieder putzen und es den Diplomaten, zu denen ich mich nicht mehr rechne, überlassen, die Flagge höher aufzuziehen und zu sehen, woher der Wind weht. Auch mir ist das nicht gleichgültig; aber der Passagier muß nun einmal, wenn er den Wind auch noch so richtig beurteilt, dem Steuermann das Ruder lassen und mit diesem zugleich ersaufen." „Was nun geschehen wird", schrieb Perthes etwas später, „liegt völlig im Dunkeln. Auf den jungen Fürsten muß das Blutbad, welches seine Thronbesteigung begleitete, einen tiefen Eindruck gemacht haben, und es ist ein Glück, daß diese Rebellion eine Soldatenrebellion war. Uns Deutschen soll Nikolaus abhold sein. Viel Fremdartiges und Unverständliches liegt doch in allen diesen russischen Verhältnissen, und von den verschiedenartigen Leidenschaften, welche die Ereignisse der letzten Zeit herbeigeführt haben, fehlt uns doch jede Kenntnis." „Über die großen Händel ließe sich", antwortete ein in den russischen Zuständen sehr unterrichteter Freund im Februar 1826 an Perthes, „besser sprechen als schreiben. Eins nur deute ich Ihnen an: die ziemlich allgemeine Mißstimmung, welche in Rußland während der letzten Jahre gegen Alexander herrschte, ist ohne Zweifel als eine Reaktion der echt russischen inländischen Interessen zu betrachten, die seit 1806 den auswärtigen oder europäischen sogenannten Interessen ganz aufgeopfert worden waren. Seit vielen Jahren ist das Innere vernachlässigt und Unordnung und grenzenloser Mißbrauch hat in allen Zweigen über-

hand genommen, weil Alexander nichts anderes war und sein wollte als Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Ich bedauere den jungen Kaiser; Mißmut, Mißtrauen, Sorge, Unzufriedenheit umringen ihn überall. Wer sein Reich in solchen Zuständen hinterläßt, muß doch wohl in der Hauptsache fehlgegriffen haben." „Im einzelnen irrte Alexander viel", entgegnete Perthes, „und scheute sich nicht, zurückzutreten, wenn er sich des Irrens bewußt ward; am Guten hielt er fest, ohne es mit Despotengewalt durchsetzen zu wollen. Der Kern seines Wesens war ein frommer Sinn und ein freier Geist; den anmaßenden, widersprechenden Ansprüchen eines verstörten, wilden Zeitgeistes gegenüber wagte die ideelle Richtung seines eigenen Geistes das Geistigste und stellte Christi Gebot der Liebe mitten hinein in die politische Wirklichkeit. Die Fürsten verstanden vielleicht die heilige Allianz; die Diplomaten gewiß nicht; die Stimmführer des Volkes wollten sie nicht verstehen, und dem Volke selbst fehlte der Schlüssel. Irrte sich Alexander? Ich glaube nicht. Ich glaube an gute Frucht aus diesem Samen und meine, daß Alexander der Geschichte um so größer erscheinen wird, je weiter die Zeit abrollt." „Die Republik hat man in Rußland gewollt", schrieb ein eingefleischter Liberaler an Perthes. „Nun, wohl bekomm es: slavische Leibeigene und Kosaken als Republikaner, russische Große als Konsuln! Nun werden vermutlich wieder Köpfe springen, und Metternich wird das Vergnügen haben, im Norden das Schauspiel aufführen zu sehen, welches er uns Deutschen lange schon gern bereitet hätte, wenn ihm auch nur durch die kleinste Verschwörung, durch den kleinsten Aufstand ein Vorwand gegeben wäre." „Hättet ihr Liberalen Mut und Charakter", antwortete Perthes, „so würdet ihr mit Freuden dasselbe gethan haben, was die Revolutionäre in anderen Ländern versuchten. Hätten die Karlsbader Schlüsse das Schreibervolk nicht auf das Maul geschlagen und die Untersuchungskommission euch nicht in eure Nester zurückgejagt, so hättet ihr euer Gift bis tief hinein in das Volk getragen. Nun, da ihr nicht konntet, was ihr wolltet, pocht ihr darauf, daß ja gar nichts Gefährliches in Deutschland geschehen sei und daher alle Maßregeln der Regierungen mindestens überflüssig gewesen wären."

Binnen wenigen Monaten waren der Kaiser von Rußland und die Könige von Bayern und Portugal gestorben, im März 1826 der Kaiser von Österreich und der König von England gefährlich erkrankt. „Nun sterben plötzlich die Kaiser und Könige nach der Reihe", äußerte Perthes; „es thut mir doch leid, man hatte sich an die alten Herren gewöhnt." „Die alten Ordnungen der Dinge gehen", schrieb Niebuhr im März 1826 an Perthes, „durch die Schuld derer unter, welche sie handhaben sollten und welche am nächsten dabei gewinnen würden, wenn sie verständen, sie zu erhalten. Die Kontrerevolution in Frankreich giebt trübe Aussichten auch für Deutschland. Die Oligarchie hat in unserer Provinz, die Regierung betrügend, ihre Wahlpläne durchgesetzt und beabsichtigt auch Jesuitismus und dergleichen. Wäre Rußland nicht, so könnte man der Sache ruhiger zusehen; denn gründlich kann es jenen doch nicht gelingen."

Mitten hinein in die durch den Tod Alexanders drohenden politischen Verwickelungen fiel die große Krisis des europäischen Geldmarktes. „Sagen Sie mir doch", hatte Niebuhr schon im November 1823 an Perthes geschrieben, „was Ihnen vom Waren- und Geldhandel scheint. Mir kommt es vor, als ob wir einer kommerziellen Katastrophe sehr nahe sind, sobald es irgend eine Störung giebt." Seit dem Dezember stellten in London, Hamburg, Berlin und Leipzig sehr bedeutende Handelshäuser ihre Zahlungen ein, und es ließ sich nicht absehen, wie weit hinab sich die Umwälzung der Vermögensverhältnisse erstrecken würde.

„Die Geldkrisis ist da", schrieb Perthes am 13. Dezember 1825 an Niebuhr, „sie wird, hoffe ich, in England nicht übergroß werden, da dort Einsicht, Erfahrung, Gemeingeist und gewaltige finanzielle Kräfte helfen werden. Schaden wird es nicht, wenn die Briten erfahren, daß ihre unermeßlich scheinenden Fonds doch ihr Maß haben und nicht ausreichen, um den Verkehr der ganzen Welt zu umspannen. Uns Deutschen fehlt, um entscheidend in den Weltverkehr einzugreifen, nur Luft für den Süden; wir bedürfen am Mittelmeer Handelsstädte mit freier Bewegung, wie wir sie im Norden haben." „England bekommt jetzt eine derbe Lektion", antwortete Niebuhr, „nach welcher das Schwindeln in Papieren auf eine geraume Zeit ge-

dämpft sein wird. Das Bekanntwerden der Insolvenz der spanisch-amerikanischen Staaten wird das Beste dabei sein. Übrigens ist erst die eine Schwäre aufgebrochen, die andere liegt in der Übertreibung der Fabrikation, in ihrer Verschlechterung, in der Hilflosigkeit der großen Menge, wenn nicht alles günstig geht, und in dem unvereinbaren Streit zwischen Land- und Manufakturinteresse. Die neuere Geschichte hat nichts so Glänzendes und Herrliches gesehen wie England, aber alle menschlichen Dinge müssen vergänglich sein."

Seit dem Anfange des Jahres 1826 mehrten sich die Nachrichten und Gerüchte schlimmster Art. „Die Grenze des Unglücks ist nicht abzusehen", schrieb Perthes im Februar an Besser, „doch glaube ich, daß die Furcht größer ist als die Wirklichkeit, es sei denn, daß politische Erschütterungen hinzutreten. Seltsam ist es, daß diese Geldverwickelungen nicht aus den Staatsfinanzen und Staatspapieren hervorgehen, sondern rein kaufmännisch sind und, wie Du richtig sagst, gewiß in der ununterrichteten Zufahrigkeit John Bulls ihren Grund haben. Wer eine Börse und ein kaufmännisches Publikum kennt, wird es begreifen; betrachte nur den Hamburger Börsenpöbel und dessen Kannegießerei. Noch halten sich die österreichischen und französischen Papiere und in Frankfurt ist daher auch kein Haus gefallen. Die preußischen Papiere sind freilich sehr gesunken, aber das ist allein die Berliner Börse und die Angst kleiner Leute. Sie werden sich wieder heben, denn der Staat hat moralischen Kredit; aber freilich Rußland muß ruhig bleiben. Die bedeutenden Verluste, welche Hamburg bisher erlitten hat, sind rein kaufmännisch, vermindern den Reichtum einzelner großen Häuser und gehen ohne Rückwirkung auf die Masse vorüber; aber Reichenbachs Fall in Leipzig trifft eine Menge kleinerer Kaufleute, Kapitalisten und Privatpersonen, die bei ihm ihr Geld angelegt hatten."

„Das Unglück einzelner ist groß", schrieb Perthes etwas später, „aber für die öffentliche Ordnung ist es gut, wenn der Geldmacht ein Riegel vorgeschoben wird, und die Menschen müssen von Zeit zu Zeit erfahren, daß des lieben Gottes Erde noch etwas anderes als ein Jahrmarkt oder eine Börse ist. Das Schicksal der Familien

nicht zu beachten, die das Unglück getroffen hat, wäre grausam; aber wenn es gilt, befreit zu werden von einer Gewalt, die uns knechtet, geht es nie ohne Jammer für den einzelnen ab. Väter und Mütter, Witwen und Bräute weinten im Vaterlandskampfe von 1813; aber das fremde Joch mußte gebrochen werden. Heute müssen wir frei werden von der Tyrannei des Geldes und des Börsenpöbels; die Völlerei kaufmännischer Beutelruhe darf nicht die Geselligkeit entarten machen nnd die Weisheit der Wechselkomptoire nicht die politischen Zustände ordnen." „Auch wenn man nicht ein solches Interesse an Börsendingen hat, wie ich es zu haben mich nicht schäme", schrieb Niebuhr im März 1826, „gehört die Geschichte des Handels und der Geldgeschäfte seit hundertundfünfzig Jahren ebenso gut wie die Geschichte der Epidemieen zur Weltgeschichte. Vor 1721 hat man keine allgemeinen Handelskrisen gekannt; sie werden nun immer häufiger und es mag einem schwarz vor den Augen werden, wenn man an die Zukunft denkt, wo durch ganz Spanisch-Amerika eine Kette von Kreditetablissements gehen wird, wie durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Es ist zuverlässig ein Abgrund, der sich durch die Selbständigkeit dieser Staaten öffnet. England wird lange Zeit brauchen, bis es sich von dem jetzigen entsetzlichen Sturze erholt." „Ungeachtet aller Geldnot Europas und ungeachtet seiner politischen Gefahren bin ich im ganzen", äußerte Perthes um dieselbe Zeit, „guten Mutes. Wohl wird das Rad des Schicksals gräßlich über manche Völker dahinrollen; aber der Finger Gottes ist überall zu sehen. In unserem Vaterlande sind der Reibungen viele und von außen scheint alles Kampf und Streit, aber die Wahrheit gewinnt im stillen mitten unter dem Schreien der Parteien. Unter den Katholiken breitet das Evangelium der Liebe sich aus, unter den Protestanten wächst das Bedürfnis nach festerer kirchlichen Form, und in ihrer Art folgen die politischen Bewegungen den religiösen auf gleich gutem inneren Wege nach."

Während die europäischen Geschicke in großen Wendungen hin und her schwankten, war in Deutschland der alte, tief in den Verhältnissen wurzelnde Gegensatz zwischen Österreich und Preußen nur

wenigen bemerkbar geblieben, weil Preußen während des Jahrzehntes von 1820 bis 1830 in den deutschen wie in den europäischen Fragen sich Österreichs Leitung überließ. „Daß Herr v. Nagler an die Stelle des bisherigen preußischen Gesandten Grafen Goltz tritt", schrieb ein Mitglied des Bundestages 1824 an Perthes, „halte ich für eine wesentliche Verbesserung. Nagler ist ein ungemein rühriger Mann, und bisher spielte Preußen fast nur eine passive Rolle und ließ Österreich übermächtiger werden, als Deutschland frommt."

Auch durch diesen Personenwechsel wurde indessen die untergeordnete Stellung Preußens nicht wesentlich geändert und das Verhältnis Preußens zu Österreich erschien daher ungetrübt; aber der Instinkt der Nation bewahrte das Gefühl des inneren großen Gegensatzes. Perthes hatte vonhause aus sich zu Österreich hingezogen gefühlt, nicht Österreichs wegen, sondern weil die Habsburger als Träger der Kaiserkrone so manches Jahrhundert hindurch der deutschen nationalen Einheit einen politischen Ausdruck verliehen hatten. „Von frühsten Kinderjahren an habe ich", schrieb er 1822, „eine leidenschaftliche Anhänglichkeit an des deutschen Kaisers Majestät und eine sonderbare Abneigung gegen Friedrich den Großen gehabt. Aus meinem achten Jahre erinnere ich mich einer heftig erregten Stimmung, als in meiner Gegenwart Friedrich laut gepriesen ward, und aus meinem dreizehnten Jahre einer Rauferei mitten in der Nacht zwischen mir und einem preußisch gesinnten Knaben, mit welchem ich in einer Kammer schlief." „Ich habe es erlebt", schrieb er 1824, „daß unter meinen preußischen Freunden, von denen manche an der Spitze der Geschäfte standen, in den Jahren 1813 bis 1815 die Meinung herrschend war, wir Deutsche müßten allesamt in Preußen untersinken, damit die deutsche Nation wie ein Phönix wieder daraus emporsteigen könnte. Ich habe damals gesagt wie heute: Gott behüte uns!" In dieser Stimmung, die mit Perthes groß geworden war, hatte indessen bereits Preußens Auftreten während des Freiheitskrieges eine Änderung vorbereitet, und je tiefer alle Hoffnung auf eine kraftvolle nationale Gestaltung des deutschen Bundes sank, je bedeutender Preußen sich in seinem eigenen *Innern* entwickelte, um so mehr neigte Perthes mit Herz und Sinn sich

Preußen zu. Schon 1824 war es am Rhein nicht das Rheinische, sondern das Preußische, die Soldaten nämlich, die Beamten und die Universität gewesen, was einen tiefen und großen Eindruck auf ihn machte. Der vierwöchentliche Aufenthalt in Berlin während des Frühjahrs 1825 verstärkte diesen Eindruck, ohne den Blick befangen zu machen.

„An allem in Berlin sieht man", heißt es in den Briefen, die er von dort schrieb, „daß diese Stadt ein Parvenü ist; man arbeitet sich immer in die Höhe und strengt sich an, auf der Höhe zu bleiben, überall aber sieht die alte Kleinheit noch hindurch. Wien und Hamburg, Dresden und Hannover, Frankfurt und Leipzig haben ein festes städtisches Gepräge; es war lange schon, wie es jetzt ist. In Berlin ist alles noch zusammengewürfelt; bis in das Innere der Haus- und Familieneinrichtungen geht diese Nichtübereinstimmung; jeder macht sich seine eigene Art. Gewiß zwei Drittel der Beamten, der Gelehrten und auch wohl der größeren Kaufleute und Handwerker sind aus den Provinzen gekommene, denen Altpreußen neu ist. Der geborene Berliner und Märker wird unter den vielen Ankömmlingen sich selbst fremd und wieder neu. Auch in der Masse der Bevölkerung muß eine große Umwälzung vorgegangen sein durch das ganz veränderte Soldatenwesen, welches früher einen Pöbel im Pöbel erzeugte. Und dennoch kann man auch wieder den durchdringenden Einfluß des alten Berlinismus auf die Hinzugekommenen jedes Standes bemerken. Ein Streben nach geistigem Spiel, nach Witz und Schärfe, nach einer Art französischem Esprit bemeistert sich eines jeden, der hier sich länger aufgehalten hat. Einem geschickten Ausforscher möchten wohl nicht leicht Geheimnisse, sei es des öffentlichen Lebens oder der persönlichen Verhältnisse, unbekannt bleiben; jeder läßt gern merken, daß er etwas weiß, und giebt ihm, was er weiß, Gelegenheit zu einem brillanten Einfall, so muß es heraus, mag es auch sein, was es will. Dieser Offenheit liegt aber auch noch ein Besseres zugrunde: eine gewisse bürgerliche Gradheit; vornehm-glatt oder vornehm-verschlossen versteht man so wenig zu sein, wie versteift und hochmütig. Erinnert man sich der Geschichte der preußischen Monarchie und der ent-

gegengesetzten Charaktere ihrer Fürsten, so findet man viele der aufeinander folgenden Gegensätze in dem heutigen Berlin nebeneinander. Der König, den man kennt und nicht überschätzt, wird sehr und allgemein geachtet und auch geliebt. Die Einfachheit seines Wesens und seiner Sitten, sein stetes Sich-gleich-bleiben, die grundredliche Deutschheit seines Charakters, seine körperliche Mannhaftigkeit verfehlen des Eindruckes nicht, und die Mängel, die jeder kennt und nennt, sollen nicht störend in die Regierung und Verwaltung eingreifen. Nur in der Uniformierung der Armee und der Religion läßt er sich nicht darein reden. Für die Armee, sagt man, sei der Nachteil nicht groß, da nur das Äußerlichste davon getroffen werde; schlimmer aber ist es mit der Religion. Des Königs Gesinnung und Gemüt ist wahrhaft christlich fromm, und zu verstehen ist es, wenn er nicht will, daß alle und jede kirchliche Einrichtung und liturgische Form der Willkür eines jeden, der eben Pfarrer geworden ist, überlassen bleibe. Wenn er nun sieht, daß die Konsistorien nicht einzuwirken vermögen, weil jedes ihrer Mitglieder eine andere Meinung hat, ist es dann zu verwundern, wenn er die Macht, die er besitzt, auch zu gebrauchen geneigt ist? Die Art des Gebrauches freilich möchte ich nicht billigen; eine Reihe fast wunderlicher Beispiele sind mir von glaubhaften Männern erzählt. Ein sehr merkwürdiges Institut ist der Staatsrat, schon deshalb, weil er im Publikum so allgemein beachtet wird und alles auf ihn aufmerksam ist. England ausgenommen, möchte in ganz Europa keine Versammlung sein, in welcher so viel Intelligenz vereint wäre wie in ihm. Die innere Organisation soll fehlerhaft, die Zahl der Mitglieder und der allgemeinen Sitzungen zu groß sein, aber völlige Freiheit der Beratung, je nach der Überzeugung der einzelnen, ist zur Ehrensache geworden, und die Abstimmung ist recht eigentlich demokratisch, indem die Mitglieder nach dem Alphabete aufgerufen werden. Der Beschluß hat zwar der Form nach nur die Kraft eines Rates, aber in der That ist er immer entscheidend gewesen. Eine wahre Freude ist es, das jetzige preußische Militär zu sehen. Die Soldaten Mann für Mann *kernhaft* und tüchtig an Gestalt und jugendlich blühend. Die vielen

feinen, geiſtigen Geſichter, denen man begegnet, erinnern daran, daß auch die jungen Leute der höheren und höchſten Stände ihr Dienſtjahr leiſten müſſen. Überall habe ich nur anſtändige Haltung bei dem Militär bemerkt; beſcheiden gegen die Bürger, und dieſe höflich gegen die Soldaten, in denen ſie ihre Angehörigen erkennen. Auf die Offiziercorps ſoll der gemeinſame Mittagstiſch einen ſehr guten Einfluß üben, den kameradſchaftlichen Geiſt ſtärken und den Jüngeren feſte Haltung geben. Welch ein Unterſchied iſt das alles gegen das, was ich 1800 und 1806 in Berlin ſah? Wie tief in die ganze Nation muß hier das Jahr 1813 eingegriffen haben? Faſt der dritte, vierte Mann, den man auf der Straße ſieht, trägt das Feldzeichen; jeder iſt ſtolz darauf, mag er Staatsrat oder Karrenſchieber ſein."

Mit einer ſehr großen Zahl Männer der verſchiedenſten Lebensſtellung verkehrte Perthes während ſeines damaligen Berliner Aufenthaltes und ergötzte ſich an den Gegenſätzen, die er innerhalb der mancherlei geſchloſſenen Geſellſchaften antraf, in die er, wie in die geſetzloſe, die ſpaniſche, die litterariſch-poetiſche, eingeführt ward. Manches treffende Wort, manche bezeichnende Bemerkung auch über Perſonen ſprach er in ſeinen von Berlin geſchriebenen Briefen aus. „Unſeren lieben Nicolovius fand ich ganz unverändert", heißt es einmal, „und wenig gealtert. Er ſah niemals jung aus; ſchon ſeine Jugend hatte Reife des Alters; nur war er wieder der treue, herzliche Freund und vieles hatten wir uns aus alter und aus neuer Zeit zu ſagen. Nicolovius iſt in ſeiner bedeutenden Stellung gewiß von großen Verdienſten, iſt als kenntnisreicher, thätiger Geſchäftsmann allgemein geachtet, und dennoch iſt eigentlich niemand mit ihm zufrieden, und viele werfen ihm Unſicherheit vor. Er iſt im Herzen chriſtlich geſinnt, fromm und gut, hat auch klare Anſichten über die gegenwärtigen religiöſen und kirchlichen Zuſtände; aber ihm fehlt die Entſchiedenheit der Richtung, die Entſchloſſenheit des Handelns; eine poſitive Natur iſt er nicht. Nachteilig hat auf ihn gewiß die Zeit ſeiner Jugend und ſeine Stellung in derſelben gewirkt. Bis in ſeine männlichen Jahre hinein war er ſtets in nahem Umgang genialer oder doch ihm überlegener Geiſter, wie Ha-

mann, Johann Georg Schloſſer, Jacobi, Goethe, Stolberg, Voß. Fähig, ſie zu verſtehen und das Ihrige in tiefem Sinne aufzunehmen, ſah er mit ungemeſſener Verehrung zu denſelben hinauf, weil er fühlte, daß es ihm ſelbſt an Phantaſie, alſo auch an produktiver Kraft fehlte. Er gewann daher in ſeiner Jugend nicht, was man nur in der Jugend gewinnen kann: Selbſtgefühl und das Bewußtſein, daß noch ein anderes als Talent, Geiſt und Genie den Mann zum Manne macht. Daraus erkläre ich mir die anſcheinend ſchwankende Schwäche in dem ſonſt ſicheren, trefflichen Manne. Freilich iſt auch dieſe Zeit in ſolch einem Amt ſehr ſchwierig, beſonders wenn man, wie er, überall recht thun will. Savigny fand ich ſehr angegriffen. Er hält täglich zwei Vorleſungen und wohnt unmittelbar darauf den jetzt ſehr häufigen Staatsratsſitzungen bei. Dieſe Anſtrengungen und die Regſamkeit ſeines Geiſtes ſind für den ſchweren Körper zu viel. Zwei Abende ſaß ich mehrere Stunden an ſeinem Bette in lebendigem Geſpräch. Viel Unterrichtendes wurde mir durch ihn; er iſt mir ein ſehr lieber Freund; ſeine Gelehrſamkeit drückt nicht; was aus mir fragmentariſch hervorkommt, giebt er mir alsbald in klarem Zuſammenhange wieder. Ich möchte wohl als Dümmling ſo einen Gedankenordner immer an mir tragen. Überaus ehrenwert von Savigny iſt es, daß er ohnerachtet mancher Verſuchungen ſeinem Lehramte ſo treu bleibt. Gar manche Profeſſoren haben mutwillig, leichtſinnig und oft auch gemein und beſchränkt ihren Stand um Würde und Anſehen gebracht; Männer wie Savigny und Niebuhr vermögen ihn wieder herzuſtellen. Savignys unweichbar würdevolle Haltung in Geſtalt und Geſicht mag ihm wohl von früh an als Mittel gedient haben, manche Leidenſchaft, die auch in ihm ihr Weſen treibt, zu bändigen. Niebuhr in Berlin zu treffen war mir beſonders lieb. Von unſerem Wiederſehen in Bonn klang mancher Eindruck unheimlich nach, der hier in Berlin, wo er ſich höchſt genial und wahrhaft großartig bewegt, verwiſcht worden iſt. Gar wunderlich iſt freilich in ihm das Gemiſch von Staatsmann und Gelehrten, von Vornehmheit und Unbehilflichkeit; aber es iſt doch ein großer, herrlicher Menſch. Er hält ſich in durchaus freier Stellung und ſpricht an jedem Orte unverhohlen aus, was er für Wahr-

heit hält. Noch bevor ich ihn gesehen hatte, sagte mir ein vornehmer Beamter neidisch: ‚Was Herr Niebuhr sich zu sagen und zu thun erlaubt, kann kein anderer; er ist Schleiermachers Duzbruder, verkehrt mit Cousin und genießt das unbeschränkte Vertrauen des Kronprinzen, der jeden Augenblick fragt: ‚Was sagt Niebuhr dazu?‘ Niebuhr hatte vom Könige die besondere Erlaubnis erhalten, mit einigen Freunden in die noch streng verschlossene, neu angekaufte Sollysche Gemäldegalerie zu gehen; er holte mit mir Cousin ab und hatte einige Gräfinnen aus der nächsten Umgebung des Königs dazu eingeladen. Als diese Cousin, den sie noch im Gefängnis glaubten, plötzlich in ihrer Gesellschaft sahen, wirkte es wie ein elektrischer Schlag; trotz der Hoffassung verloren sie doch alle Haltung. Mich zog in der Sammlung besonders van Eyks großes Altarbild an: Gott der Vater sitzt, ein lieber alter Papa, gemütlich da und schaut liebevoll, doch etwas schadenfroh, auf das Weltgetümmel herab; man sieht, daß er meint: ‚Wirtschaftet nur zu, ihr lieben Kinder; es ist so schlimm nicht mit eueren dummen Streichen; ihr kommt mir schon wieder, wenn ihr etwas älter werdet; ich habe es schon so eingerichtet, daß ihr matt werdet und mir nicht keck heraufwachset ins Himmelreich und mir meine Heiligen verderbt.‘ Von Francias heiliger Agnes, knieend vor Maria, konnte ich nicht wieder fort. Dieser Madonna ist keine zu vergleichen; mit der Würde des Himmlischen, mit der Schönheit und weiblichen Anmut der Raphaelischen verbunden, leuchtet hier Geist in Wahrheit, Schärfe der Erkenntnis, Bestimmtheit in gerechtem Wollen, in herrlichem Einklang. Nie sah ich im Bilde ein so Anbetungswürdiges. Einige Tage später war ich mit Nicolovius, Niebuhr und General Clausewitz bei dem Minister Bernstorff. Miserabel muß es ausgesehen haben, als wir drei kleinen Männer, Niebuhr, Nicolovius und ich, die drei Damen, denen wir kaum bis an den Mund reichten, zu Tische führten. Bernstorff war so natürlich herzlich und freundlich wie sonst; sein Aussehen ist noch edler und feiner und seinem Oheim Friedrich Leopold Stolberg auffallend ähnlich geworden. Ich erwähnte einige Männer, die in seinem politischen System sich halten, denen ich aber nicht traue; ich sah

bald, daß er sie mit scharfer Menschenkenntnis durchschaut hatte. Heiter sagte er zu Niebuhr: ‚Es scheint, als ob Herr v. Kamptz ein Apostat seiner bisherigen Lehren geworden wäre; wenigstens bemerke ich, daß er Ihnen, lieber Niebuhr, oft vertraulich ins Ohr flüstert.‘ ‚Gewiß‘, entgegnete Nicolovius, ‚auch Cousin hat er an Niebuhr zur Bewachung übergeben.‘ Niebuhr lachte und sagte: ‚Es macht mir viel Freude, verschiedene Leute mit Cousin zu kompromittieren, und ich halte es für meine Pflicht, Cousin, der ein gutmütiger Franzose ist, Ehre und Freundlichkeit zu erweisen, und thäten es mehrere, so würde sein gerechter Zorn leicht gemildert und das widersinnige Verfahren gegen ihn wieder gut gemacht sein.‘ Überall wollte Niebuhr mich mit hinnehmen; aber ich lehnte es ab; in solcher Gesellschaft würden geistige Ansprüche an mich gemacht, die ich nicht befriedigen könnte; auch bringt er durch sein unbefangenes Reden und durch seinen dreisten Mutwillen leicht in Verlegenheit. So aufgeweckt Niebuhr sich auch in Berlin bewegt, wünscht er sich doch nach Bonn zu seiner Familie und zu seinen Vorlesungen zurück und hofft, daß er binnen kurzem das Bankprojekt im Staatsrat werde zu Falle gebracht haben. Schleiermacher fand ich wunderbar verändert. Früher hatte ich ihn nur in scharfer, sarkastischer, oft verletzender Stimmung gekannt; jetzt ist er, mag er lebendig oder stille sein, gleichmäßig heiter und schonend; seine geistblitzenden, scharfen Züge haben einen Ausdruck des Friedens gewonnen; Ruhe und Milde ist ihm geworden, und die Liebe, welche so lange mit dem Geiste kämpfte, wird zum völligen Siege gelangen. Gott hat den Mann mit einer trefflichen Frau gesegnet, die ihm zum endlichen Siege verhelfen wird. Der persönliche Eindruck, den er mir jetzt machte, entsprach ganz den Worten, die er mir vor einiger Zeit geschrieben hatte: ‚Persönlich will ich durch meine theologischen Schriften niemand kränken oder verletzen; ich strebe in diesen Dingen aus allen Kräften nach dem „Wahrheit reden in Liebe“ und hoffe auch mit Gottes Hilfe mich aus dieser Stellung nicht wieder herausdrängen zu lassen.‘ Auch meinen alten Fouqué fand ich in Berlin, Baron de la Motte, Kavalleriemajor von der Armee, auch Johanniterritter, geht in Berlin in Uniform,

macht Front vor den königlichen Equipagen, die ich zur Gesellschaft mitmachte. Er ist seiner Natur und Art treu geblieben; aber was der Jugend gut ansteht, paßt nicht sonderlich für das Alter. Man freut sich seines früheren Dichtertalentes, liebt den ehrlichen Menschen; aber um ihn lieb zu behalten, muß man ihn nicht gerade vor Augen haben."

Als Perthes von Berlin zurückgekehrt war, wirkte das, was er dort gesehen und gehört, lange und nachhaltig in ihm fort. „Der Totaleindruck", schrieb er einmal, „den der Mittelpunkt der preußischen Monarchie auf mich gemacht hat, Sachen, wie Personen, Königsgeschlecht und Soldaten, Staatsrat und gesetzlose Gesellschaft, hat mir die Überzeugung gestärkt, daß in Preußen aufs neue die deutsche Nation jugendlich erblüht. Preußen ist rein deutsch. Was der deutschen Nation und was dem deutschen Manne eigentümlich ist, das findet sich auch an Preußen; aber neben allem Großen und Guten, neben dem Überflusse an Geist und Kenntnissen überall auch dieselbe Unanstelligkeit, dieselbe Verschwendung von Kraft und Arbeit, weil ein Überschwengliches erstrebt und Idee und Praxis nicht im Gleichgewichte ist. Des Schlechten ist genug da, aber es wird ausgespieen; die Schlechten sind bei aller Schlauheit doch so kurzsichtig und ungeschickt, daß sie sich selbst die Grube graben. Nimmt die Geschichte Europas nicht einen ganz unvorhergesehenen Gang, so wird Nord- und Mitteldeutschland allgesamt diesem deutsch-preußischen Staate einverleibt werden. So wie ich das Getriebe in den kleinen deutschen Staaten beobachtet habe, kann ich ein solches Schicksal nicht mehr für ein Unglück halten." „Ich war in meinem Herzen gegen Preußen", schrieb Perthes bald darauf, „solange deutsches Reich und deutscher Kaiser möglich war. Das ist vorbei, und der Deutsche muß nun mit Geist und Sinn sich Preußen zuwenden und ihm seine besten Kräfte geben." „Ich habe mein Leben lang die kleinen Länder geliebt", schrieb er ein anderesmal; „aber will ich wahr sein, so muß ich sagen, sie haben sich überlebt und werden untergehen, um in der einen oder anderen Weise mit den größeren Staaten verschmolzen zu werden, und leider ist nichts dabei verloren; denn das Gute, was sie hatten: die eigen-

tümliche Ausbildung des deutſchen Geiſtes und das Hegen und Pflegen deutſcher Sitte und Art, iſt nicht mehr in ihnen zu finden. Der Sinn für größere Inſtitutionen, das Gefühl für deutſche Größe und Ehre iſt erſtorben; in höherem, freiem, geiſtigem Streben bleiben ſie zurück; ein platter, beſchränkter Rationalismus beherrſcht in Religion und Politik die Gemüter. Ich rede hier von den kleinen Staaten im mittleren Deutſchland, ſie ſind innerlich reif, unbemerkt begraben zu werden. Anders iſt es in Süddeutſchland: in Baden, Württemberg, Heſſen wird es praſſeln, wenn ihre Stunde ſchlägt. Bayerns und Hannovers Lage und Leben iſt von anderer Art. Wir aber werden überhaupt, wenn nicht unvorhergeſehene Weltereigniſſe eintreten, die Umbildung nicht erleben. Zu neu iſt die ausdrückliche Anerkennung der Unabhängigkeit, zu groß iſt heute die Macht des öffentlichen Rechtes, zu viele ſind der Vetterſchaften der Kleinen mit den Großen, als daß Gewalt den kleinen Staaten ein Ende machen ſollte, und das Sterben an innerer Verlahmung iſt ein langſames Sterben. Wahr iſt es allerdings, daß ſich in der Beamtenwelt und unter dem Mittelſtande die Sehnſucht regt, aus den kleinlichen, kümmerlichen Zuſtänden, aus der Schnürbruſt eines nur wenige Meilen umfaſſenden Vaterlandes herauszukommen; aber ſolange die Kleinhändler ſich noch von der höheren Waffenpflicht und von den höheren Abgaben wegſchleichen können, die in größeren Verhältniſſen gefordert werden, glauben ſie ſich begünſtigt und wollen feſthalten, was ſie haben."

Manche Nachrichten aus und über Preußen erhielt Perthes in den Jahren nach ſeiner Rückkehr aus Berlin. „Ein edles Streben lebt in dem Staate", äußerte Niebuhr gegen ihn, „aber an allen Punkten mißlingt es aus Gründen, die man als zufällig anſehen muß. Vor allem bedürfen wir eines Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, aber er fehlt. Wiſſen muß der Miniſter, was der Staat kann und was er ſoll; kennen muß er deſſen Kräfte und Schwächen, kennen muß er die Perſönlichkeit derer, welche die Kräfte in den verſchiedenen Zweigen zu leiten haben; den Charakter des Monarchen muß er ganz kennen, und wiſſen muß er, was die Nation will, folglich auch kann. Er muß das Geſchick haben, ſich durch die Geſandten Kenntnis

von den Kräften und Schwächen der anderen Staaten, von dem Charakter ihrer Fürsten und Staatsmänner und von dem Geiste und Willen der Völker zu gewinnen. Dazu wird die höchste Anstrengung des Geistes gefordert; durch eigentliches Arbeiten darf keine Zeit vergeudet werden. Der Minister aber, von welchem wir reden, arbeitet sich ab, um Depeschen gut französisch zu schreiben, was ihm in seltenem Grade gelingt, aber dieses müßten seine Räte thun. Können sie es nicht, so müßten sie fortgeschickt werden, aber das thut man nicht; auch der Untauglichste bleibt, wenn er einmal etwas geworden ist. Nicht weniger untauglich als die Räte sind die meisten Gesandten. Von mir könnte der Minister genau unterrichtet werden über Amerika und Italien; England kenne ich gut, doch nicht vollständig, Österreich zu wenig, Rußland gar nicht." Als Perthes einem höheren preußischen Offizier geäußert hatte, daß für die Armee nach langjährigem Frieden ein Krieg wohl nötig sein möge, antwortete dieser: Noch habe ein Krieg mit Frankreich sein Bedenken. Zwar habe sich am Rhein der Volksgeist ausnehmend gebessert; doch sei es gut, wenn noch manche alte Räsonneurs ausstürben, bevor die Provinz zu einem Kriegsschauplatz gemacht werde. Mit den französischen Truppen und mit den französischen Marschällen würde die preußische Armee es wohl aufnehmen können, aber noch lebten eine große Anzahl Colonels, die unter Napoleon gebildet wären und jetzt in der vollen Kraft militärischer Erfahrung ständen; ihnen habe Preußen wenig entgegenzustellen.

„Preußens Geschichte beginnt nicht vor dem großen Kurfürsten", hatte ein Freund an Perthes geschrieben, „und von dem großen Kurfürsten an bis zum heutigen Tage ist Preußen dadurch geltend und groß geworden, daß es mitten im Verfalle oder in der karikaturmäßigen Entartung des eigentlichen deutschen Lebens in Kirche und Staat Elemente und Kräfte zur Anwendung brachte, die der deutschen Sinnesart und der nationalen Verfassung fremd und feindlich sind. Der Gegensatz des Finanz- und Soldatenwesens Friedrich Wilhelms I. zu dem, was in Wien, Dresden und anderwärts getrieben ward, das Verhältnis des philosophisch-imperatorischen Herrschertums Friedrichs II. zu der sonst überall herrschenden Pfafferei und Philisterei war die

Vorbedingung für Preußens Emporkommen. Wer aber ein warmes Herz für sein Vaterland hat, wird ein Gegner dieser Vorbedingungen sein müssen. Innerlich befreunden kann sich das Gemüt nur mit Preußen in den wenigen Momenten, in denen der Staat Friedrichs sich von der Politik des vorigen Jahrhunderts loszuwinden vermochte und seine höhere Bestimmung für Deutschland erkannte, oder, soll ich lieber sagen, fühlte." „Was hinter uns liegt", antwortete Perthes, „gehört der Vergangenheit an; der Blick auf Preußens Gegenwart erfüllt mit Sicherheit und Vertrauen. ‚Wer macht das alles, was in Preußen vorgeht', fragte mich vor kurzem ein scharfsehender nordischer Staatsmann, ‚wer regiert dort, wer bestimmt und leitet und ordnet das Gute an, was dort mehr geschieht, als in irgendeinem anderen Lande?' ‚Der König hat guten Willen', antwortete ich, ‚ist ein redlicher, verständiger, gerechter Mann, im Staatsrat ist große Intelligenz, die Oberpräsidenten sind geübt in der Verwaltung und die Beamten trefflich geschult; aber das alles macht es nicht. Die eigentlich bewegende Kraft vielmehr liegt in dem Staate als Ganzem; es arbeitet und drängt ein so frisches und bedeutendes Leben in ihm, daß alle einzelnen nur als Werkzeuge erscheinen. Wenn kein übereilter Willkürschritt von Preußen gemacht wird, so kann es bald wie von selbst über die gesamten Kräfte Norddeutschlands verfügen.'" „So groß die Geschichte Preußens auch schon war", schrieb Perthes ein anderesmal, „so deutet sie doch auf noch Größeres hin. Das Zutrauen von ganz Norddeutschland wird etwas früher, etwas später zur Einigung aller Norddeutschen unter Preußen in dieser oder jener Form führen." „Das innere Leben des preußischen Staates", schrieb er etwas später, „hat in einer höchst merkwürdigen Weise die deutschen Staaten ergriffen und den bittern Haß des Volkes in bewundernde Zuneigung verwandelt. Überall tritt die Sehnsucht hervor, teilzunehmen an dem großen Leben Preußens. Wer das nicht schon seit einigen Jahren bemerkte, der wird es nun bald bemerken müssen. Der Zollverein schreitet unaufhaltsam vorwärts und wird eine neue Gestaltung Deutschlands hervorrufen. Die Stimmung des Volkes fällt überall demselben zu, weil es in der Zolleinheit *instinktiv noch* andere Einheit sieht. Nur besonnene Vermeidung

jedes auffallenden, voreiligen Schrittes bedarf Preußen, und die Herzöge und Fürsten sind mediatisiert, ohne es zu wissen. Man ahnt es wohl hier und da, aber die Dinge sind so weit vorgeschritten, daß man es nicht mehr zu ändern weiß. Preußen thut nur, was der Bundestag hätte thun sollen, aber nicht that, und Preußen ist auf dem Wege, der rechte Bundestag zu werden."

Obschon Perthes damals seine ganze Hoffnung mehr und mehr Preußen zuwendete, wendete er sich deshalb doch nicht von Österreich ab; aber in dem Jahrzehnt von 1820 bis 1830 finden sich in den Briefen seiner österreichischen Freunde nur sehr selten Andeutungen über die Zustände und Verhältnisse des Kaiserreichs. „Es ist überaus schwer", hatte Perthes 1822 geschrieben, „eine Vorstellung von dem, was sich in Österreich bewegt und nicht bewegt, zu gewinnen. Sehen Sie nur einmal die letzten Bände der Wiener Jahrbücher an; woher kommt grade in Österreich diese neue Form der Entwickelung, diese seltsame Schreibart und diese geistige und philosophische Übergipfelung? Es müssen junge Leute sein, diese Herren Günther, Wähner u. s. w. Es scheint eine neue Schule dort in der Bildung begriffen: denn ein und dieselbe Art des Studiums, der Sprache geht durch alle Aufsätze durch; Geist ist darin und gewiß auch viel Wissen. Versäumen Sie nicht, die Sachen zu lesen, so etwas muß man beizeiten ins Auge fassen." „Nicht ohne Bildung und Geschick ist", heißt es in der Antwort, die Perthes erhielt, „diese neue Richtung, oder, wie Sie wohl richtig meinen, Schule. Aber weder lange Dauer noch eingreifende Wirksamkeit traue ich ihr zu; sie hat, wie mir vorkommt, kein wahres, sondern ein erkünsteltes und falsches Leben, und spricht weder den deutschen Gesamtgeist, noch den echten österreichischen Sondergeist aus." „Es ist kein Wunder", schrieb ein mitten in den Welthändeln stehender Staatsmann aus Wien an Perthes, „daß die Scheidewand zwischen Österreich und Deutschland immer größer wird. Eine so große Verschiedenheit der Nationen, Sprachen, Sitten und Konstitutionen, wie sie bei uns sich findet, fordert mehr noch als in anderen Staaten, daß die Regierung in sich eins ist und einen sicheren, festen Gang geht. Aber nicht von einer Regierung, sondern von gar mancherlei Regierern wird Österreich regiert. Alte Knaben mit verknöcherten

Doktrinen wollen Mauerwerke ſtützen, die, durch und durch morſch, bald zuſammenfallen müſſen; daneben eine große Partei, die in ihrer Geſinnung dem Liberalismus huldigt und in ihrem Thun auch vor dem Serviliſten nicht zurückſchreckt; dazu die Hyperkatholiken, welche im Geheimen operieren und minieren, und endlich die jüdiſchen und proteſtantiſchen Parvenüs und parvenieren Wollenden. Das alles koaguliert ſich zu Wien zu einem dem äußeren Anſcheine nach ſehr unnatürlichen, aber durchaus praktiſchen und den Mitgliedern vorteilbringenden Bund. Die Identität von Wort und That iſt bei unſern Politikern abhanden gekommen; faul wird alles im Innern, und der große, reiche und ſtreitbare Teil von Mitteleuropa kann zu einem bloßen Ballaſt der Geſchichte werden." „Es ſtände ſchlimm um Europa", ſchrieb Perthes etwas ſpäter, „wenn keiner ſeiner Staaten beweglicher und vorgreifender wäre als Öſterreich; aber neben den unruhigen, drängenden, raſtlos arbeitenden Völkern und Regierungen iſt Öſterreich mit ſeinem rückhaltenden und anhaltenden Staatscharakter eine Notwendigkeit für die europäiſche Staatenfamilie. Wird man älter, ſo wird man auch umſichtiger und duldender gegen Naturen und Charaktere, die dem eigenen Sinn entgegengeſetzt ſind. Man fühlt und erkennt immer mehr, daß, um vulgär zu reden, die Staaten, ſo wenig wie die einzelnen, über einen Kamm geſchoren ſein dürfen. Hat doch auch die Natur Wälder und Wieſen, reißende Beſtien und Haustiere nebeneinander und läßt alle Verſchiedenheiten zuſammenklingen zur Einheit und Schönheit des Ganzen."

Von den ſtillen politiſchen Zuſtänden Deutſchlands ward der Blick immer wieder hinübergeleitet auf das bewegte europäiſche Leben. Frankreich wie England hatten ſeit 1827 auf das neue ſchwere innere Kämpfe zu beſtehen, und die noch immer zweifelhafte Lage der Griechen hielt Europa in ſteter Furcht vor einem gewaltſamen Umſichgreifen Rußlands im Oriente. Im Oktober 1827 war die türkiſche Flotte bei Navarino vernichtet. „Merkwürdig genug iſt auch in innerer Beziehung dieſes Ereignis", ſchrieb Perthes. „Die drei chriſtlichen Bekenntniſſe: Katholiken, Proteſtanten, Griechen, ſtanden in einer Linie gegen Mohammeds Fahne; freilich nur politiſch geeinigt, aber die Thatſache iſt doch da. Das iſt der Witz der Weltgeſchichte und

an dem Witze ist der Geist, der über dem Wasser von Navarin schwebte, zu erkennen. Wenn jetzt nicht der Halbmond zu fanatisieren versteht, so scheinen die Kinder Mohammeds verloren; wenn aber, dann mag man sich vorsehen." „Gott gebe uns allen ein leichtes Jahr", schrieb Niebuhr am 2. Januar 1828 an Perthes. „Ich habe die letzten Jahre hindurch in mir und um mich mehr Lebensfreude genossen, als ich für mein Alter hoffen konnte. Für die Welt sieht es trübe aus, doch für Deutschland wird ja der goldene Friede wohl noch eine Zeit lang fortdauern. Wir müssen innig darum beten; denn was soll in schwierigen und Unglückszeiten von den Erbärmlichen geschehen, welche die Jahre des Glückes und des Friedens verdorben haben? Wenn, was jetzt im Orient geschieht, vor sechs Jahren geschehen wäre!" „Die Welt scheint mir alt und mürbe", heißt es in einem anderen Briefe; „alles dreht sich gar zu selbstisch in dem engsten Kreise; es dünkt einem, wie wenn keine frische Hoffnung und kein Mut zu irgendetwas anderem als mechanischen Dingen mehr wäre; aber freilich, wir sehen auch verzweifelt klar in vielem, was uns einst begeisterte." „Eine höchst unbehagliche Stimmung wird unter den Menschen herrschend", schrieb Rist 1829, „die sehr mit dem gerühmten Wohlsein der Friedenszeit kontrastiert. Es kommt wohl daher, weil niemand auf Dauer rechnet. Namentlich im nördlichen Deutschland werden künftige Ereignisse anticipiert und das löst die Bande zwischen den Menschen und namentlich zwischen Regierungen und Regierten allmählich immer mehr. Man lebt von Tage zu Tage hin und sagt sich: ‚So kann es nicht bleiben.' Es fehlt durchaus ein belebendes Element, welches dem Alter etwas Frische und der Jugend eine feste Richtung erteilte. Sollte der liebe Friede schon wieder zu lange dauern? Es hat seine große Wahrheit, daß Stürme die Luft reinigen." „An Stürmen wird es uns nicht fehlen", antwortete Perthes, „aber wohin werden sie uns bringen? Vielleicht haben sie schon, wenn Sie diese Zeilen lesen, die Heere Rußlands nach Konstantinopel geweht, und was dann? Sieht man auf die inneren Zustände nach Großbritannien und Frankreich, nach Mexiko und Cuba, nach Rio und Portugal und Spanien, überall ist Sturm im Anzuge; mir schwindelt von dem allen. Möge Gott Deutschland für Europa bewahren; wer weiß, wie

plötzlich Außerordentliches ſich ereignen kann, und wo iſt die Hilfe, wenn man mit dem Gewöhnlichen nicht auszureichen vermag?“ „In Frankreich gärt“, ſchrieb Perthes im April 1830, „die Grundſuppe alteuropäiſchen Verderbniſſes auf; wir werden ſie mit zu eſſen bekommen. Eine Wiedergeburt muß kommen; aber wie ſie möglich ſein wird, ſieht niemand.“

Achtes Buch.

Perthes' Briefwechsel
im ſpäteren Mannesalter.

1830—1843.

Die Julirevolution 1830.

Die Sommermonate 1830 brachte Perthes in Georgenthal zu, einem nur einige Stunden von Gotha am Nordabhange des Thüringer Waldes gelegenen Amtsdorfe. Unsanft ward die stille, ruhige Stimmung des Waldaufenthaltes in den ersten Tagen des August gestört. „Der Sturm ist losgebrochen", schrieb Perthes am 6. August; „dreifarbige Kuriere eilen seit gestern Morgen durch Gotha. Mögen sie jagen und drängen; ich habe keine Eile, in die Weltunruhe zu geraten, und wandere zurück nach Georgenthal." „Immer mehr Kuriere", schrieb er einige Tage später, „und immer mehr Neues, was gerade so aussieht wie das Alte von 1789. Noch einmal wird Europa den blutigen Lauf durch die Anarchie zur Despotie beginnen. Mir graut, nach einem vielbewegten Leben neue Bewegungen wiederum durchleben zu sollen." „Die Jagd ist im vollen Gange", heißt es acht Tage später, „die Meute ist losgelassen, wer bringt sie wieder in den Stall?. Ein Notkönig ist freilich schnell genug gemacht. Nach Jahrhunderten schwerer Erfahrung war Europa zu dem Salto mortale gekommen, den jedesmaligen Erstgeborenen der herrschenden Familie als den von Gott zum Herrschen bestimmten Mann zu betrachten. Frankreich kehrt nunmehr zum Wahlkönig zurück, aber nicht Kurfürsten, nicht die Großen wählen, sondern alle. Das Ende vom Liede wird etwas früher oder etwas später ohne Zweifel ein Sultan sein. Noch halten drei Geldmänner: Périer, Laffitte und Delessert die Papiere; alte, verrauchte Gestalten: Lafayette, Barère und Sieyès kommen wieder angezogen und bringen — der Thor bleibt auch im Mörser gestoßen Thor — die Weisheit ihrer jungen Jahre auf den Markt nach Paris. Wahr ist es, die Pariser haben eine andere Haltung als vor vierzig Jahren: Martignac, Neuf-

ville, Chateaubriand zeigen sich als Männer; aber wie bald werden die, welche jetzt mit Verstand, Erfahrung und vielleicht auch mit gutem Willen an der Spitze stehen, unbekannten, kräftigen Wütrichen als Opfer fallen. Sehr begierig bin ich, wie die Männer und jungen Leute der neuen historischen, philosophischen und poetischen Schule, ein Guizot, Cousin und Victor Hugo sich stellen werden." „Der äußere Verlauf der Dinge wird freilich", schrieb Perthes am 26. August seinem in Bonn studierenden Sohne, „anders sein als im Jahre 1789; aber die großen Erfahrungen der letzten vierzig Jahre haben dem jetzigen Geschlechte nicht größere Reife, sondern nur andere Richtung gegeben, und die geistigen und inneren Folgen des Ereignisses werden für Europa kaum geringer sein als die der ersten Revolution. Es gilt jetzt für jung und alt Ruhe, Besonnenheit und freies Urteil zu bewahren. Vor allem sollten Staatsmänner und Lehrer den Jünglingen gegenüber, bei welchen Thun und Denken noch nahe zusammenliegt, vorsichtig in ihren Äußerungen sein und einem augenblicklichen und sicher vorübergehenden Enthusiasmus nicht so schnell Worte geben. Meine Überzeugungen, die auf reiche Erfahrungen sich gründen, werde ich Dir, mein lieber Sohn, nicht vorenthalten; aber ich begehre nicht, daß Du sie ganz teilen sollst. Zeiten, wie die unsrigen, geben jeder Generation ein anderes Ziel." „Von den Folgen lassen Sie uns vorerst schweigen", schrieb Rist am 24. August, „in jedem Falle sind sie unermeßlich. Nur unvollkommen war die republikanische Jugend beschwichtigt, und alle die heterogenen Elemente, welche die erste Revolution über die Grenzen spie, blieben diesesmal im Lande, und die Unbeschränktheit der Rede und der Presse giebt ihnen völlig freies Spiel, zu wirken und zu gären. Paris bedarf eines verschwenderischen Hofes; es bedarf der Mißbräuche, weil es selbst einer ist. Wie wird eine nüchterne und sparsame Regierung dort wirken können? Dann Polen und Spanien, dann die Armee! Summa, wohl dem, der die fünfzehn Jahre, die uns zum Verschnaufen gegeben worden, angewendet hat, um sich in dem Sattel zurechtzurücken und die Steigbügel zu fassen."

Dem in Paris gegebenen Anstoße folgten bald auch in den kleineren und größeren deutschen Ländern aufrührerische Bewegungen aller

Art. „Um uns knackt und praſſelt es an allen Enden“, ſchrieb Perthes an ſeinen Sohn nach Bonn. „Wir liegen jetzt recht inmitten der ſtädtiſchen Aufſtände und des heſſiſchen Bauernkrieges; aber in Gotha ſelbſt, auf dem Lande wie in der Stadt, iſt es bis jetzt ruhig geblieben. Der geſcheite Herzog ließ raſch eine Anzahl verſtändiger Bürger zu ſich kommen, um ſelbſt zu hören und zu ſehen, woher und wohin der Wind eigentlich wehe. Auf dem Lande handelte es ſich vor allem um die Wildſchäden und um Teuerung des Holzes — das Wild ward niedergeſchoſſen und für Ermäßigung der Holzpreiſe geſorgt. In der Stadt ließ der Herzog die Innungen verſammeln, ihre Begehren und Beſchwerden waren lokaler Natur und hatten zum großen Teil guten Grund — der Herzog geſtand auf der Stelle zu oder half ab. Der eigentlich ſchwierige Punkt iſt hier, wie in allen kleinen Ländern, die Stellung der Domänen und die Verwendung der Einkünfte aus denſelben; doch es wird hier ohne Zweifel ruhig bleiben; der Herzog iſt ein geſcheiter Mann, und die Gothaner haben zwar politiſche Theorieen für die ganze weite Welt fertig, aber am eigenen Herde mögen ſie nichts davon wiſſen, ſondern helfen eben nur da nach, wo der Schuh ſie gerade drückt.“

„Unſere Bevölkerung hält ſich im ganzen beſonnen“, heißt es in einem Briefe aus Holſtein an Perthes; „daher iſt auch der erſte Anlauf auf Unruhe vollſtändig geſcheitert. Das Samenkorn der Revolution war ausgeſtreut und ward durch Emiſſäre verbreitet; die trägen Gemüter meiner Landsleute fuhren einen Augenblick aus dem Schlafe auf, rieben ſich die Augen und legten ſich wieder zum Schlafe nieder.“ „Mit Lornſens Arretierung iſt nun der Revolutionsparoxismus vorüber“, ſchrieb ein anderer; „dennoch aber werden wir aller Wahrſcheinlichkeit nach bald eine Verfaſſung bekommen, die wir, ſolange der König lebt, nicht brauchen, die aber wünſchenswert ſein kann für den Fall ſeines Todes.“ „Indigniert über die Wichte, welche in Holſtein die großen Erſchütterer ſpielen, möchte ich“, äußerte Niebuhr in einem Briefe an Perthes, „über dieſe elenden holſteiniſchen Geſchichten ſchreiben. Was mich abhält, iſt das Peinliche eines Zerfallens auf immer mit faſt allen guten Bekannten und Freunden; denn außer meiner Schwägerin und Tweſten iſt jedermann mit der Gimpelei be-

haftet.“ Eine andere Seite der revolutionären Bewegung trat Perthes in einem Briefe entgegen, den er von einem jetzt verstorbenen Mitgliede eines kleinen deutschen Fürstenhauses empfing. „Ich teile Ihnen interessante Nachrichten mit“, heißt es in demselben; „ich wünsche, daß Sie dieselben zum Nutzen meines kleinen Fleckchens von Vaterland benutzen; aber niemand darf ahnen, daß sie von mir kommen. Denken Sie, nur ein Büdner hat verhindert, daß nicht im Schlosse die Fenster eingeworfen sind; ihm zuliebe sollten sie es nicht thun, hat er gesagt. Anschläge am Rathause sind mehreremal gefunden; sie fordern Landstände mit freien, unabhängigen, einsichtsvollen Mitgliedern; Aufhebung der Biersteuer; Erleichterung des furchtbaren Druckes der Bauern; eine liberale, nicht von der interessierten fürstlichen Kammer ausgehende Verwaltung; Aufhebung des Branntweinmonopols; Einrichtung eines Arbeitshauses und eines ordentlichen Gefängnisses. Das ist alles sehr gerecht und dringend nötig! Was ist geschehen? So gut wie nichts! Ist das liberal? Liberal sein aber ist sehr nötig. Ich bitte, verbrennen Sie dieses Schreiben, aber benutzen Sie es womöglich, nur daß niemand ahne, woher es komme; am besten in weit entfernten Blättern; was meinen Sie? Alle Diener sind bei uns so schlecht bezahlt, daß keiner seine Kinder erziehen kann. Ist das nicht hart? Alle stehen schlechter als ihre Vorgänger; das ist ungerecht, und dabei packt man ihnen immer mehr Dienste auf. Neues Geschäft, neuer Verdienst, so muß es künftig heißen. Bei der ständischen Verfassung habe ich noch ein Bedenken: wir haben eigentlich nur Bauern, und der Bauer ist noch so roh; wird er wählen können? Bei den Schulzenwahlen ist immer Prügelei, wer am besten prügelt, wird es. Ich bitte dringend um Zerstörung dieses Zettels. Wie geht es Ihnen?“

Die folgenreichen Aufstände in Dresden und Kassel, die ungeordneten Bewegungen im südlichen Deutschland, der Schloßbrand und die Flucht des Herzogs in Braunschweig erweckten in vielen Gemütern mehr und mehr ernste Besorgnis. „Wir haben bisher die Macht der Masse viel zu gering angeschlagen“, heißt es in einem Briefe aus Berlin, „sie ist, ohne daß die Regierungen es ahnten, zu einer Gewalt angeschwollen, der wie jeder Naturgewalt schwer zu begegnen

sein wird. Ich kann Ihre Zuversicht nicht teilen und werde zweifelhaft, ob Deutschland den großen Brand wird aushalten können.“ „Vergebens suche ich“, schrieb ein anderer Freund an Perthes, „nach einem Halt, auf den man mit Freude und Hoffnung blicken könnte. Ein Krieg mit Frankreich wird immer wahrscheinlicher, und was für ein Krieg wird das sein! Welche Elemente sind in Deutschland, in Frankreich durch die Revolution entfesselt, welch eine Verfälschung der Gesinnung geht durch einen großen Teil unseres Vaterlandes! Dreifarbige Bänder in Hamburg, eine Deputation von Jenaer Studenten an Lafayette! Gott erhalte dem preußischen Heere seinen bessern Geist!“ „Was Du über das preußische Heer sagst“, schrieb Perthes seinem Sohne, „ist gewiß richtig; aber demungeachtet wird es fast allein von der Persönlichkeit seiner Führer abhängen, ob es wirklich siegen wird. Kriegführen setzt Wissenschaft und Erfahrung, Übung und Mut voraus; aber das alles reicht nicht aus. Kriegführen ist eine freie Kunst; jeder neue große Krieg ist ein neues Kunstwerk, und in dem Kriege, der uns bevorsteht, gilt es überdies die Völker in Bewegung zu bringen und dennoch sie zu leiten. Die preußischen Feldherren sind alt geworden; es muß eine neue Blüte aufgehen. Du nennst General Grolman. Woher das? auch er ist nicht mehr jung. Ich möchte wohl Vertrauen auf die deutschen Generale der russischen Armee setzen; Diebitsch und Geismar haben als Feldherren schon Proben abgelegt.“

Nicht allein Besorgnis und Schmerz wurde durch die ausgebrochene Bewegung hervorgerufen, sondern auch Hoffnungen und hier und da auch wohl ein Gefühl der Befriedigung und der Schadenfreude über die Not der Regierungen. „Wohl beunruhigen auch mich die neuen Bewegungen im Westen“, heißt es in einem Briefe aus München, „nicht nur wegen der Begehrlichkeit, mit welcher die trüglichen Vorspiegelungen und süßen Täuschungen von der schwachen Seele unserer Unverständigen eingesogen werden, sondern noch mehr wegen der Haltlosigkeit und Ratlosigkeit unserer Regierungen. Unser Elend, in so viele kleine, im Innern schlecht beratene, unter sich wenig oder gar nicht verbundene, nach außen ohnmächtige Staaten zerrissen zu sein, tritt jetzt in seiner ganzen Schrecklichkeit hervor; ohne Steuer

und ohne Steuermann treiben wir in dem ausgebrochenen Sturm umher. Aber Niebuhrs Beſorgniſſe kann ich dennoch in keiner Weiſe teilen, ſondern glaube vielmehr, daß der zweite Teil der politiſch-moraliſchen Revolution trotz ſeines ſchrecklichen Charakters nicht eine Zerſtörung, ſondern eine Verjüngung des Alten hervorbringen wird." „Immer mehr jagt der Sturm die Wolken zuſammen", heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, „und die Rache trifft nun die Fürſten für das, was ſie 1814 und 1815 verſchuldet. Nicht nach den Völkern fragten ſie damals, von denen ſie ſoeben aus der tiefen Schmach errettet waren, in welche eigene Einfalt und Schwäche ſie gebracht hatten. Nun wird Rechenſchaft von ihnen gefordert über die Erfüllung ihrer Pflichten; Gott kommt im Sturm, um aus ſeinen Donnern die Könige und Fürſten zu richten. Zehn Jahre Ruhe hatte ich immer noch gehofft; dann wäre die alte Generation ſo ziemlich hinüber geweſen und das Neue wäre ohne Gewalt, aber mit voller Kraft durchgedrungen; jetzt ſchlägt alles nicht allein über die Könige, ſondern auch über uns zuſammen." „Wohl kenne ich die Fehler, die ſeit fünfzehn Jahren von oben begangen ſind", antwortete Perthes, „aber auch ohne dieſe Fehler würde kein menſchliches Geſchick und keine menſchliche Kraft eine Zeit haben bemeiſtern können, in welcher der geſamte gebildete Teil der Nation jedes Poſitive und jedes Beſtehende angreift. Bis jetzt zwar haben in Deutſchland die eigentlichen Tumulte überall nur lokale Urſachen gehabt. In Kaſſel und Braunſchweig waren ſie gegen einzelne Fürſtenindividuen gerichtet und der Bundestag ſelbſt hatte durch ſeine Zurückhaltung zur Selbſthilfe hingedrängt; in Breslau und Hamburg wurden die Juden verfolgt, Übermut auf der einen, frecher Mutwille auf der anderen Seite war die Wurzel; in Berlin lärmten Handwerksburſchen und eine große Menge Menſchen lief herbei, um zu ſehen, was es gäbe. In Dresden lag die Haupttriebfeder in dem Haſſe, den der ſächſiſche Rationalismus gegen den Katholicismus hegt; widerlicher als dieſer Ausbruch eines religiöſen Fanatismus ohne alle religiöſe Grundlage und ohne alles religiöſe Bedürfnis iſt mir kein Tumult geweſen. An faſt allen anderen Orten wendeten ſich die Unruhen nur gegen die Magiſtrate und deren veraltete Verwaltung. Wo Bauern und Handwerker von

den Wortführern in Bewegung gebracht werden sollten, da wurde Herstellung der Zünfte, Ordnung des Staatshaushaltes, Beseitigung der Zollinien, Errichtung von Landständen als Ziel hingestellt; gegen die monarchische Regierungsform, gegen die Dynastieen, gegen den Adel aufzuhetzen, haben bis heute auch die eifrigsten Unruhstifter nicht gewagt. Das spricht sehr für den guten Sinn, der unter Bauern und Bürgern sich noch erhalten hat; aber lange wird es so nicht bleiben. Fast der ganze theoretisierende Teil unseres Volkes stellt alles im Staate wie in der Kirche in Frage. Von Jahr zu Jahr ist die Gefahr größer geworden, daß das Schreibervolk sich der Bauern und Bürger als Werkzeuge für seine Zwecke bemächtigen werde, und gnade uns Gott, wenn Deutschland auch nur vorübergehend in die Hände der rohen, von Bösewichtern und leichtsinnigen Phantasten regierten Gewalt fallen sollte! Vielleicht aber setzen grade die ausgebrochenen Tumulte dem weitern Wachsen der Gefahr eine Grenze. Beamte, Kaufleute und Fabrikanten, Rentner und vornehme Nichtsthuer, bei denen das Räsonnieren zuhause ist, werden doch vielleicht durch die eindringlichen Erfahrungen zu der Erkenntnis gebracht, was es heißt, die Massen aufregen, und daß die Theorieen, wenn sie in die Fäuste geraten, Gut und Blut derer verschlingen, die sie mit der Zunge verfochten. Auch die kleinen Souveräne und ihre Minister werden vielleicht gewitzigt und lassen ab von mancher Willkür und mancher Geldmacherei, die sie bisher sorglos geübt. Gott bewahre uns nur vor einer kirchlichen oder antikirchlichen Umwälzung in diesem Augenblicke; sie könnte sofort einen allgemeinen Brand in Deutschland anschüren. Das Volk bedarf Religion und glaubt im Unglauben und im Aberglauben schon jetzt in vielen Gegenden mit fanatischem Eifer, und die Theologen sind jeder gegen den anderen."

Mitten hinein in die Gärung Deutschlands war Ende August und Anfangs September 1830 das Gelingen des belgischen Aufstandes gefallen. „Jetzt müßt ihr Historiker fleißig sein, um nachzukommen", schrieb Perthes einem Freunde; „denn die Geschichte arbeitet schnell. Ihnen scheinen diese Zeiten mit ihren kahlen, verständigen Konstitutionen langweilig; Sie möchten lieber Fleisch und Blut in kräftigen Persönlichkeiten das Rad treiben sehen. Unser einem sind diese Zeiten nicht

langweilig und nicht kurzweilig, sondern nur halsbrechend.“ „In ganz Europa bleibt Holland fast allein ruhig“, schrieb van Kampen aus Amsterdam an Perthes. „Das Beispiel der Holländer, welche sich in dieser tollen Revolutionsperiode nirgends gegen die rechtmäßige Obrigkeit empört haben, wird für die künftigen Geschichtschreiber nicht verloren sein.“ „Für die nächste Zeit ist Belgien die unglückdrohende Aufgabe“, schrieb Perthes im Oktober seinem Sohne nach Bonn. „Das, was für den Augenblick als wilder Pöbelaufruhr erscheint, ist dennoch keine Rebellion im gewöhnlichen Sinne, sondern eine Staatsfrage, und so scheußlich die Verbindung der Priester mit dem Pöbel sich auch ausnimmt, hat die Bewegung selbst doch ihren Grund in der Geschichte. Kurzsichtigkeit, enge englische Politik, vielleicht auch ein historischer Irrtum, hat 1815 Volksstämme, die nicht zusammengehören, vereinigt; und die holländische Krämerpolitik hat die bösen Folgen des Fehlers noch vergrößert. Schon im Mai sagte mir der holländische Major NN., die Regierung behandle die Belgier so unverständig und zugleich so schwach, daß er eine baldige Rebellion nicht für unwahrscheinlich halte. Als am 30. August die Nachricht von dem Aufstande in Brüssel hier eintraf, befand sich grade der scharfsehende NN. aus Utrecht bei uns. ‚Die Flamme ist nicht zu löschen‘, sagte er augenblicklich; ‚was nicht zusammen leben kann, muß man auseinander lassen, lieber heute als morgen.‘ Läßt man jetzt, um Krieg zu vermeiden, gewähren, so wird Belgien ein Nebenstaat Frankreichs; für Frankreich sind die belgischen Festungen gebaut und Deutschland liegt offen. Also Krieg, aber wer darf hoffen, daß Armeeen gewöhnlicher Art siegreich einer Militärdemokratie entgegentreten werden? Ich weiß wohl, was der Deutschen Pflicht ist; ich weiß wohl, daß Preußen allein der Deutschen Rettung sein kann: aber dennoch kommt mir Angst ins Herz.“ „Nachgerade wird man“, hatte Rist am 29. November geschrieben, „die sich fortpflanzenden Bewegungen als eine europäische Affektion oder Gesamtleiden betrachten und deshalb nicht zu ängstlich beurteilen müssen. Bei einer weitverbreiteten Erderschütterung fällt einem einzelnen nicht leicht ein, das eigene besondere Unglück zu beklagen. Das gemeinschaftliche Leiden vieler ruft in dem einzelnen Resignation hervor, befreit von allem Weichlichen des Selbstbedauerns und treibt, für sich und andere das

Beſte nach den Umſtänden zu thun, zu raten, zu helfen und während der Finſternis fleißig mit dem Senkblei in der Tiefe zu forſchen, zugleich aber die Augen nach den Bergen zu richten, wo die Sonne aufgehen ſoll.“ „Als Sie mir am 29. ſchrieben“, antwortete Perthes, „ahnten Sie nicht das Außerordentliche, was an demſelben Tage ſich in Warſchau ereignete und der politiſchen Haltung und Richtung aller Regierungen ſogleich andere Wendung gab. Kann ich wiſſen, ob nicht auch heute in dem Momente, in welchem ich ſchreibe, an irgendeinem Orte eine Umwälzung vor ſich geht und alle Berechnungen der Kabinette auf den Kopf ſtellt? Die Wellen der polniſchen Revolution gehen von Oſten nach Weſten und dort, wo ſie ſich mit den von Weſten nach Oſten kommenden begegnen, kann Brandung und Strudel nicht ausbleiben. Auf dem Throne ſo wenig wie in der Hütte weiß heute irgend jemand auch nur von einer Stunde zur andern, wie es geht und wie es ſteht. Schwarz ſehe ich allerdings in die Zukunft, doch nur in die nächſte, wenn auch uns und unſere Kinder überdauernde Zukunft. Niebuhrs furchtbare Blicke teile ich nicht. Allgemeine und bleibende Verwilderung und Barbarei konnte nach dem Untergange der römiſchen Welt doch nur deshalb eintreten, weil alles geiſtige Leben auf den engſten und ſcharf abgegrenzten Raum zuſammengedrängt war; Italien war die Welt; ſein Sterben war allgemeines Sterben. Heute iſt das ganze Erdenrund in aufſtrebender Ziviliſation eng verbunden, aber die Weltmeere hindern, daß ein Schlag allgemein vernichtend treffen kann; die heutige Erde hat Raum genug, um es der Bildung und Wiſſenſchaft, der Sitte und Frömmigkeit möglich zu machen, den Vernichtungsverſuchen auszuweichen, und der Flüchtling behält die Kraft, neues Leben wieder zurückzuwerfen in die nur auf Zeit verlaſſene alte Heimat.“ „Auch in dem einzelnen zeigen ſich doch manche Lichter in dem Dunkel“, ſchrieb Perthes um dieſelbe Zeit. „Die Verhandlungen der Kammern, die Reden der Miniſter in Frankreich laſſen im Vergleich mit dem vor vierzig Jahren Geſprochenen das Fortſchreiten in Kenntniſſen und Erfahrungen nicht verkennen; Guizot und Périer, Maiſon und Sebaſtiani, Chateaubriand und Kergorlai zeigen jeder an ſeiner Stelle Würde und Tüchtigkeit; in der Kammer hat die Pariſer Jakobinerrotte ihren Stützpunkt bereits verloren; die alten Schwätzer Benjamin Conſtant und

Lafayette sind im Absterben begriffen und es ist möglich, daß die Klugheit Louis Philipps die französische Jugend gewinnt und bändigt; es ist möglich, daß Frankreich das Übergewicht über Paris erhält. Aber freilich wahrscheinlich ist es nicht; ich sehe vielmehr mit Ihnen für Frankreich einer ‚glücklichen Anarchie' entgegen; die Geldaristokratie wird bald ausgespielt haben, Frankreich bedarf eines großen Despoten und Europa eines großen Mannes. Ob dieser heute schon geboren ist, steht dahin." „Ihr jungen Männer geht einer bedeutenden Zeit entgegen", schrieb Perthes im Oktober seinem Sohne in Bonn, „euch muß Mut und Lust beseelen. Die kommenden Jahre fordern für alle Zweige der Regierung Männer von Charakter und Entschlossenheit, von Kenntnissen und Gewandtheit; nach Geburtsstand und Stellung der Eltern wird wenig gefragt werden; Esprit und Philisterei, gelehrte Theorieen und Systemausspinnerei werden das Feld nicht behaupten können. Ich freue mich, nächste Ostern mit Dir über manches mich mündlich verständigen zu können; bis dahin wird ja wohl die Welt noch stehen."

Wohl gab es Tage, an welchen auch auf Perthes der Druck der unheilvollen Zeit mit seiner ganzen Schwere lastete. „Viel Unruhe stürmt jetzt auf uns arme Menschen ein", schrieb er einmal, „an Sorgen fehlt es nicht, und die Hoffnung festzuhalten ist nicht leicht. In manchen Stunden überfällt mich eine Angst ganz allgemeiner Art; weder bestimmten Grund noch bestimmten Gegenstand für dieselbe wüßte ich anzugeben; es ist eben alles grau und sternenlos. Zu andern Zeiten lastet satte Müdigkeit und ekeler Überdruß am ganzen Weltgetriebe auf dem Gemüte. Nur Gott vermag die Menschenseele wieder aufzurichten, aber verdoppelte Thätigkeit und das eigene Haus mit dem lebendigen, fröhlichen Leben der Kinder giebt manchen frischen Trunk in der Wüste." Vor dauerndem Versinken in trübe Phantasieen blieb Perthes aber wie vor kaltem, starrem Abschließen bewahrt, und seinen alten Glauben an Deutschlands weltgeschichtliche Bestimmung hielt er auch in den dunkelsten Augenblicken fest. „Nur Deutschland vermag", schrieb er einem Freunde, „neues, frisches Blut durch die Adern Europas zu treiben. Noch heute ist es trotz allem, was vorgekommen, das Asyl für Religion und Wissenschaft, für tieferen Sinn und Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit. Sollten wir noch einmal zu Asche verbrannt

werden, ſo wird dennoch der Phönix aus der Aſche ſich erheben, des Glaubens bin ich heute wie zu jeder, auch der ſchlimmſten Zeit; wer das Jahr 1813 erlebt hat, kann nicht an Deutſchland verzweifeln.“ „Das ſind alte Geſchichten“, lautete die Antwort, „wer mag ſie heute noch hören mitten in einer neuen Zeit? Dem, der bei 1813 ſtehen bleiben will, rollt die Erde unter den Füßen fort; er wird bald in der Luft ſtehen und keine Einwirkung mehr auf den Boden haben, der doch auch ihn trägt. Die Sätze, welche die Geſchichte macht, ſind zu ungeheuer, um irgend jemand ein Stillſtehen zu geſtatten; aus den Pantoffeln müſſen wir in die Stiefel fahren; nach müſſen wir, ſelbſt auf die Gefahr hin, uns zu überpurzeln. Die Deutſchen ſuchen ein Vaterland, und es wird ihnen werden, aber nicht auf dem Wege von 1813. Alle kleineren Staaten ſind zur völligen Umkehr reif; ein mächtiger Staat wird die Kriſis benutzen, um nachher ſelbſt eine Umwandlung zu erfahren, vor der er heute ſchaudern würde, wenn er ſie auch nur ahnte. Heute iſt nicht mehr Zeit zu dem, was noch vor zehn Jahren an der Zeit war.“ „Wir dürfen unſere Hoffnungen nicht an einen einzelnen beſtimmten Anker legen“, heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, „ſondern müſſen die Zuverſicht feſthalten, daß in allen Formen und in allen Umwandlungen ein innewohnender Geiſt lebt, der heute die eine, morgen die andere Seite des geſellſchaftlichen Lebens hervorkehrt und ſeine Macht bald durch Individuen, bald durch Maſſen kundgiebt. Was ich deutlich ſehe, iſt, daß all' der Taumel und Lärm, das Reden und Schießen, das Bücherſchreiben und Zeitungsleſen am Ende, am äußerſten Ende zur Verbeſſerung des Zuſtandes der unterſten und verwahrloſten Klaſſen des Volkes gedeihen wird. An uns und für uns iſt nicht viel mehr zu thun und zu beſſern, mit Ausnahme deſſen, was jeder in ſeinem Innern zu thun hat. Wir ſtehen auf der Höhe der Kultur von Jahrtauſenden, ſind ſatt und werden ſchwindlig; da unten aber iſt viel zu thun, und bis das gethan iſt, bleibt es mit der Menſchheit und der Bildung und dem Chriſtentume ſchlecht beſtellt und läuft am Ende nur auf eine Form hinaus, um uns den Beſitz zu ſichern, den Beſitz der wenigen gegen die vielen, den Beſitz, der ſich mehr auf Glück als auf Recht gründet. Da iſt der alte Plebejer wieder, werden Sie ſagen; ja und der alte Plebejer weiß, warum er heute nicht wie

wird an der Vorsehung, wie jene wohlwollenden Patrizier es notwendig werden müssen, die gerne herablassend sein wollen, aber es nun und nimmermehr vermögen, das Volk zu verstehen, weil sie, um mit Shakespeare zu reden, vor seinem stinkenden Atem umfallen." „Die Zeichen der Zeit, so schreckend sie für den Augenblick sind", schrieb Neander an Perthes, „deuten doch, alles zusammengenommen, gewiß nicht auf eine Auflösung und Barbarei hin, sondern auf Wehen einer neuen Schöpfung des Geistes. Kein Frühjahr kommt ohne Unwetter und Sturm." „Als Du und ich", schrieb Graf Adam Moltke an Perthes, „noch mit-, neben- und durcheinander lebten, wie reich, bedeutsam und wahrsagend schien uns die Welt, dann glaubten wir, nachdem wir die alles Maß überschreitende Bewegung hinter uns hatten, an eine Zeit der Ruhe, in welcher der Welt ein Rückblick auf die gemachten ungeheueren Erfahrungen gegönnt sein werde, um nach ihnen die Zukunft zu gestalten. Jetzt sind wir auf das neue in eine Bewegung hineingerissen, deren Ende wir bei unserem Alter nicht erleben werden. Nicht die Menschen sollen, sondern Gott selbst will die Zukunft gestalten, so viel ist gewiß. Ich zähle nun siebenundsechzig Jahre, aber gottlob, ich bin voll Heiterkeit und Jugend und allem zugewandt, was Wahrheit, Schönheit, Jugend in sich trägt. Siehe da, so bin ich — und bin ich Dir so recht?"

In der öffentlichen Meinung erkannte Perthes die eigentliche Macht des Tages, welcher sich zu entziehen selbst die Regierungen nicht vermöchten, und eben diese öffentliche Meinung sah er der Julirevolution gegenüber in jeder Beziehung irregeleitet und geknechtet. „Heute wie früher erklärt Frankreich: Kein Eroberungskrieg", heißt es in einem seiner Briefe, „und grade wie vor vierzig Jahren klatschen die Deutschen jubelnd Beifall und singen begeistert Oden, wie Klopstock sie sang in vergangenen Tagen. Rund heraus und ehrlich und verständig sagt Marschall Maison: Unsere Politik sei voraus national und eigennützig, dann erst weltbürgerlich. Nein, antworten die Deutschen, das ist veraltete Politik, wir sind erst weltbürgerlich, dann national." „Unsere deutschen gelehrten Publizisten werden bald beweisen", schrieb er ein anderesmal, „daß der deutsche Bund kein Interventionsrecht habe, wenn die Franzosen mit alter Kunst ein deutsches Völklein nach dem andern aufregen und, die altfränkische Legitimität verspottend, einen Fürsten

nach dem anderen von seinem Sitze jagen; einem neuen Rheinbunde würden die gelehrten Herren ein neues Rheinbundsstaatsrecht auch diesesmal nicht fehlen lassen." „Persönlichkeiten mit Kraft und Mut will, sobald sie Herrscher sind, die Zeit nicht dulden", schrieb er um dieselbe Zeit; „aber knechtisch krümmt sie sich unter dem Gesetze, sei es auch nur ein Gesetz von Papier. Freiheit, geistiges Leben ist möglich unter dem Gesetz, aber nur wenn Persönlichkeiten dem toten Gesetze Leben geben." „Wohl fühle ich", schrieb er seinem Sohne in Bonn, „daß meine Augen vom vielen Sehen in einem langen Leben noch nicht blind geworden sind, sondern frisch die Ereignisse der Gegenwart aufzufassen vermögen; aber dennoch ist Übereinstimmung zwischen dem älteren Manne, der auf Erfahrungen ruht, und dem jüngeren, der auf That in der Zukunft drängt, nicht oft zu gewinnen, und um so mehr freue ich mich, daß Du nicht im Gegensatze zu mir stehst."

Nach verschiedenen Seiten hin benutzte Perthes seine vielfachen persönlichen Verbindungen, um zuverlässige und tüchtige Männer anzuregen, in ihren Kreisen und nach ihren Kräften der revolutionären Richtung entgegenzuarbeiten, welche im Volke zu erzeugen tausend Zungen und tausend Federn sich geschäftig zeigten. „Die dreiste Sicherheit", schrieb er dem hannöverischen Minister Bremer, „mit welcher die durch ganz Deutschland verbreitete Schrift: Anklage des Ministeriums Münster, auftrat, ihre anscheinende Gründlichkeit und der fanatische Enthusiasmus, mit welchem sie schließt, werden ihre Wirkung sicher nicht verfehlen. Verbote und Verfolgungen sind keine wirksamen Gegenmittel, nur eine thatsächliche Widerlegung wird zum Ziele führen. Mir scheint, es müsse bald nicht nur für eine gründliche Gegenschrift, sondern auch für möglichst viele und möglichst verschiedenartige Aufsätze in den gelesensten Blättern Sorge getragen werden; die öffentliche Meinung ist jetzt zu einer fürchterlichen Macht herangewachsen, und die Regierungen haben sie lange unbeachtet gelassen." „An dem neuerfundenen System der Nichteinmischung kann", schrieb Perthes an Gentz in Wien, „Europa zugrunde gehen. Lichterloh brennt das Feuer in Belgien und Polen; aber weder Österreich noch Preußen darf löschen helfen; sie sollen warten, bis der Brand auch die Rheinlande, auch Posen und Galizien ergriffen hat. Oft und entscheidend haben Sie auf Könige und

Kabinette eingewirkt, verſchmähen Sie es nicht, auch einmal auf das Volk zu wirken. Es wäre nicht unmöglich, daß die Feuerrede, die Ihnen gegeben iſt, wenigſtens in dieſem einen Punkte einen Umſchwung der öffentlichen Meinung hervorriefe." Von einem Manne, der ſich zur Napoleoniſchen Zeit in einer bedeutenden Stellung als Werkzeug Napoleons hatte brauchen laſſen, wurde Perthes Ende November gebeten, „ihm bei Herausgabe einer Zeitſchrift von aufregender Richtung behilflich zu ſein." „Daß Sie es wagen", lautete die Antwort, „in dieſer Zeit wieder unter uns Deutſchen auftreten zu wollen, ſetzt mich in Erſtaunen; daß Sie mir zumuten mögen, Ihnen behilflich zu ſein, empört mich. Ein Mann, der vor noch nicht zwanzig Jahren ſeinen Fürſten treulos verließ, dem Vaterlandsfeind ſich hingab und ſich feil finden ließ, eine Stellung anzunehmen, welche ihn nötigte, auch das Grauſamſte auszuführen, ein ſolcher Mann ſollte ſich ſtille halten und den unſichtbaren Mächten danken, daß er vergeſſen iſt. Sie ſind ein Unglücklicher und ſtehen am Rande des Grabes; darum will ich ſchweigen. Aber ſollten Sie laut werden und ſich breit machen, ſo werde ich öffentlich reden ohne Scheu vor einem Schickſal, wie das der beiden Männer, deren Blut auch auf Ihre Rechnung kommt."

In ſolcher Stimmung nahte das Jahr 1830 ſich ſeinem Ende. „Mein alter, teuerer Freund", hatte am 17. Dezember Niebuhr an Perthes in einem Briefe geſchrieben, welcher der vorletzte ſein ſollte, den er überhaupt ſchrieb, „mein beklommenes Herz möchte ſich Luft machen durch Ermahnungen an die Deutſchen, worauf auch Ihr letzter Brief deutet. Die Klugheit rät zu ſchweigen; es wäre doch davon großer Eindruck nicht zu erwarten. Wenn ich ſchreibe und es genügt mir, ſchicke ich es Ihnen. Nie hat Deutſchland ſich in dem Grade verraten, wie jetzt, und ſeit der Revolution in Polen iſt nicht nur die Rettung aus eigenen Kräften unmöglich, ſondern ſelbſt für ein Wunder iſt keine Stätte, die es doch immer finden muß, um in die irdiſche Ordnung einzugreifen. Meine Vorrede erregt, wie ich höre, großes Ärgernis bei den Weiſen der Zeit. Anders wird die Nachwelt urteilen. Sie, liebſter Perthes, ſind einig mit mir, das verſteht ſich." „Gebe uns Gott Mut, Kraft und Vertrauen", antwortete Perthes auf dieſen Brief, „uns iſt bange, aber wir verzagen nicht. Halten wir zuſammen, mein

geliebter Freund. ‚Es müſſen Rotten unter euch ſein, auf daß die, ſo rechtſchaffen ſind, offenbar unter euch werden; ſo wird eines jeglichen Werk offenbar werden, der Tag wird es klar machen, denn es wird durch das Feuer offenbar werden und welcherlei eines jeglichen Werk ſei, wird das Feuer bewähren.‘ So ſpricht Paulus, auch ein Alter, und ſolche Zuſage ſtählt die Schwachheit. Ich fürchte für Deutſchland und Europa wie Sie, aber die Art Ihrer Befürchtungen teile ich nicht. Mir ſcheint es unmöglich, daß heute die über den Erdkreis verbreitete Kultur mit einem Schlage zuſammenbreche, wie einſt die Kultur Italiens; mir ſcheint, daß heute ein dreißigjähriger Krieg gar nicht geführt werden kann, ſondern nur ein raſcher, orkanartiger Feldzug, dem vielleicht noch ein zweiter oder dritter folgt; eine weſtfäliſche Friedenserlahmung aber kann nicht das Ende wild erregter kriegeriſcher Kraftanſtrengung ſein. Nie hat ſich Deutſchland ſo verraten wie jetzt, ſchreiben Sie. Leider muß ich Ihnen viel Recht geben, wenn Sie dabei an den halbgelehrten Teil der Nation denken, der durch Schreiben und Räſonnieren jetzt die öffentliche Meinung erzeugt und regiert und einen Kampf flacher Vermeſſenheit gegen die ewige Wahrheit führt; aber in den Tumulten der letzten Monate hat Deutſchland innere Verderbnis nicht verraten: es waren entweder Pöbelluſtbarkeiten, wie ſie zu jeder Zeit und in jedem Lande vorkommen, oder es lagen ihnen Urſachen zugrunde, denen in bewegter Zeit ſolche Folgen kaum fehlen konnten. Wer gebrannt wird, zuckt, und der letzte Reſt des Lebens wird ſich gegen Verſumpfung, gegen Erſtarrung auflehnen und kann es in engen Schnürbrüſten nicht aushalten. Doch genug; Frau und Kinder und Enkel haben am Neujahrsabend auch ihr Recht, eines kommt nach dem andern und ruft mich, aber ich ſage: Der Freund, der alte, hat auch ſein Recht. Gott erhalte Ihnen Ihre Frau, die Geiſt, Geſinnung und Anſicht mit Ihnen teilt!“

Als dieſer Brief in Bonn anlangte, war Niebuhr bereits begraben. „Mein lieber Niebuhr iſt von uns geſchieden“, ſchrieb Perthes, nachdem er die Todesnachricht erhalten hatte, an ſeinen Sohn in Bonn. „Als wir zum letztenmal uns ſahen, nahm er mit Thränen von mir Abſchied; daß es der letzte ſein würde, ahnte ich nicht. Die Jugend, die Wiſſenſchaft, unſer Vaterland hat einen großen Verluſt erlitten; ein Verein

von ſo viel Geiſt, Talent und Gelehrſamkeit, von Güte des Herzens, Gutmütigkeit und edler Reinheit, von großer Anſchauung, tiefem Sinne und Fülle der Liebe wird unter Menſchen ſelten gefunden. Niebuhrs arme Kinder haben mehr verloren, als die meiſten je beſeſſen; Euch jungen Männern wird niemand erſetzen können, was Niebuhr Euch war; uns ſeinen Freunden bleibt eine unausfüllbare Lücke. Vielem Kummer, vielen Sorgen, ja gewiß auch vielen Widerwärtigkeiten iſt er enthoben. Wie auch die Zeit ſich geſtalten möge, vor ihm lag viel Trauriges; Aufreizendes und Entrüſtendes aller Art würde auf ihn eingeſtürmt ſein, was er, wie er war, nicht lange hätte ertragen können. Du machſt in jungen Jahren große Erfahrungen; der Tod eines ſolchen Mannes giebt Maß für die Verhältniſſe des Menſchen im Erdenleben.“ „Niebuhr wird mir“, ſchrieb Perthes einige Wochen ſpäter, „fehlen, ſolange ich lebe; faſt kein Tag verging, an dem ich nicht etwas ſah, vernahm, beobachtete, dachte, was ich mündlich oder ſchriftlich ihm mitzuteilen und ſeine Anſicht darüber zu hören im Sinne hatte.“ „Wieder einer von denen dahin, die dieſe gewaltige Zeit durchgearbeitet haben!“ ſchrieb Riſt an Perthes, „und welch ein Zeitgenoſſe! der Schrecken aller Schlechten und Gemeinen, die Zuverſicht der Tüchtigen und Redlichen, der Freund und Förderer der Jugend. Sie haben ihn in ſeinen Stärken und Schwächen gekannt und ſich nie, wie ſo viele andere, an ſeinen ſchroffen Ecken wund gerieben. Ob ich ſelbſt bei täglicher Berührung mit dem leidenſchaftlichen, geiſtreichen, zart beſaiteten und auch wohl ein wenig verzogenen Freund ein ſtets ungetrübtes Verhältnis zu ihm hätte behaupten können, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß ich von keinem langentbehrten Freund ſo überraſchend angenehm angeſprochen worden bin, wie von ihm, als ich vor anderthalb Jahren nach vieljähriger Trennung ſeine liebenswürdige, kindliche Art, ſeine unbefangene Heiterkeit, das alte ungeſchwächte Vertrauen, die volle Elaſticität des Geiſtes der früheren Jugendjahre wiederfand. Seine unermeßliche Überlegenheit habe ich ſchon vor zweiunddreißig Jahren, als wir beide in der erſten Jünglingsblüte ſtanden, bewundernd anerkannt; höher aber noch ſtand mir bei unſerm letzten Zuſammentreffen die bewahrte Reinheit und Unſchuld, der kräftige, ſich vor *Äußerem nicht* beugende Sinn, durch die wir als Jünglinge zu einer Zeit,

in welcher ich ihm in nichts anderem Bescheid thun konnte, unsere Berührung fanden. Er war und blieb trotz seiner Zärtlichkeit für die englische Aristokratie im Sinn und Handeln ein echter Plebejer im edelsten Sinn, und weil ich in mir diesen Charakter seiner vollen inneren Konsequenz nach durchführe, halte ich allen verzerrten und drohenden Erscheinungen der Zeit zum Trotz mich mit Niebuhr fest verbunden, obschon ich den Kopf oben behalten habe, während Niebuhr, durch eine Art Pietät irregeführt, verzweifelte und mit gebrochenem Herzen zu Grabe ging. Wir werden seinesgleichen sobald nicht wieder sehen." „Die Bühne wird immer leerer", schrieb Graf Adam Moltke, der, wie Rist und Perthes, von frühen Jahren an eng mit Niebuhr verbunden gewesen war. „Drei Wochen noch vor seinem Tode erhielt ich einen Brief von ihm, er war ein einziger Nachtgedanke; die Ruhe der Resignation, die auf Gottes Leitung baut, und die alles belebende Hoffnung, die an sich selbst Freude hat, ward ihm nicht zuteil. Auch war er in der alten Welt mehr eingebürgert als in der neuen. Die alte Welt durchdrang er mit tiefer Begeisterung, die nur die Liebe giebt; die neue kannte er genau, verstand sie aber nicht, weil er sie nicht liebte." „Wie danken wir Ihnen", schrieb dagegen ein anderer Freund, „daß Sie Niebuhr das Vorwort zur philippischen Rede entlockt haben, in welchem der große Verewigte sich in der Tiefe seines Herzens und in der Fülle seiner Liebe zum letztenmal an sein deutsches Vaterland wendet und manchen redlichen Mann, der noch im Zeittaumel befangen ist, bewegen wird, in sich zu gehen."

Preußens Stellung 1830, 1831.

Auch während der gefahrvollsten Augenblicke, welche auf die Julirevolution folgten, bewahrte Perthes fest und unerschüttert die Überzeugung, daß Preußen den Beruf und die Kraft zur Rettung Deutschlands habe. „Bis zu Friedrich dem Großen reichen meine Erinnerungen", schrieb er im November 1830. „So hoch stand damals Preußen in der Meinung Deutschlands, daß ein Wort gegen Preußen

faſt wie eine Gotteslästerung betrachtet ward. Dann habe ich die Periode Wöllners, die ſentimentale Lafontaineſche Stimmung des höchſten Berliner Kreiſes, die Zeit des Baſeler Friedens, die diplomatiſche Schwäche und militäriſche Poltronnerie bis zum Tilſiter Frieden erlebt. Wer damals an Preußen glaubte, galt als Thor oder als beſtochen. Wie anders iſt es wieder heute! Nur noch auf Preußen iſt Vertrauen in Deutſchland, nur noch in ihm ſieht man Rettung! Wodurch iſt dieſer neue Umſchwung eingetreten? Vor allem ohne Zweifel durch die Perſönlichkeit des Königs; ſeine Rechtlichkeit und Beſtändigkeit, ſeine Milde und ſeine Zurückhaltung, ſeine Gleichmäßigkeit und Gerechtigkeit hat die Nation überwunden; es möchten nur wenige Beiſpiele in der Geſchichte ſich finden, in denen ſich mit ſo wenigen Mitteln eine Perſönlichkeit ſo hohes Anſehen gewonnen hat. Gott erhalte den König für Deutſchland in dieſer ſchweren Zeit; dieſem Könige werden die Männer und Jünglinge des Vaterlandes folgen.“ „Noch iſt in Preußen“, ſchrieb Perthes im Dezember, „keine Spur einer Bewegung gegen den König, gegen die Regierung und die Verwaltung zu ſehen; von Poſen bis Trier iſt, ein paar Straßenaufläufe abgerechnet, alles in Ruhe; Achtung vor des Königs einfachem Charakter und reinem, geſundem Wollen; Achtung vor den Kenntniſſen und der Geſchäftstüchtigkeit der Beamten und Stolz auf die Kraft des Heeres iſt nicht allein in Preußen, ſondern auch im übrigen Deutſchland die herrſchende Stimmung. Das giebt Vertrauen. Aber für die kleinen Staaten könnte das Jahr 1830 der Anfang vom Ende oder vielmehr der Anfang vom Anfang werden; ſo, wie ſie ſind, können ſie nicht bleiben, und ſchon deshalb wird Deutſchland eine andere, neue Geſtalt erhalten müſſen. Einmal muß Preußen, ſei es etwas früher oder etwas ſpäter, den großen Kampf um Deutſchlands Stellung und Einheit beſtehen, und ferne kann die Kataſtrophe nicht mehr ſein. Geht Preußen ſiegreich aus derſelben hervor, ſo ſind wir Deutſche gerettet, ſo haben wir ein Vaterland, wo nicht, ſo liegt eine finſtere Zukunft vor uns.“ „Was werden wird, kann niemand erſchauen“, ſchrieb Perthes um dieſelbe Zeit. „Was hilft es, über die Zukunft zu brüten, ſich über die Hohen, die den jetzigen Zuſtand einbrockten, zu erzürnen oder ſich tot zu ärgern über die *Wichte, die jetzt* alles durcheinander werfen möchten? Nur eins iſt für

uns Deutsche das Rechte: jedem Fremden, der uns Gewalt anthun will, müssen wir widerstehen; national müssen wir uns halten, und die einzige Art, in welcher nationale Gesinnung heute sich äußern kann, ist das möglichst feste Anschließen an Preußen. Wer diese Gesinnung brechen will, begeht Verrat, mag sein Standpunkt oben oder unten, rechts oder links sein." „Der Ruf nach Einheit", schrieb er in einem anderen Briefe, „dringt jetzt von der Höhe weit hinab in die Tiefe und ist der Haupthebel für die Schurken in Süddeutschland zur Aufregung des Volkes. Hart straft sich an der schmachvollen Unkraft des Bundestages die Sünde von 1815; nun sehen sich die Könige und Fürsten ohne Eckstein auf Trümmerhaufen gestellt. Soll die deutsche Nation gerettet werden, so muß ihr Einheit werden mit einem Schlußstein. In welcher Gestalt? Nur das ist gewiß, außerhalb Preußen kann der Schlußstein nicht liegen." „Je näher ich Preußen kennen lerne", schrieb er bald darauf, „um so gewisser wird es mir, daß seine geistige Entwickelung und Kraft ihm einen Einfluß auf Europa zur Notwendigkeit macht, der weit über die materiellen Kräfte hinausreicht und der für die Zukunft größer als der Einfluß Englands und Frankreichs werden könnte. Bei dem Mißverhältnis aber zwischen geistiger und materieller Kraft, welches in Preußen sich findet, wird es an gewaltigen Zuckungen nicht fehlen."

Manche frische Stimme wurde aus verschiedenen Teilen der Monarchie in Briefen an Perthes laut und stärkte dessen Hoffnung und Mut. „‚Mit Gott für König und Vaterland', das ist heute, wie 1813, mein Wahlspruch", schrieb ihm ein preußischer Freund; „unser König ist und bleibt der einzige Herrscher, welcher den Deutschen wieder zu einem deutschen Vaterlande verhelfen kann, und ich hoffe zu Gott, er wird an der Spitze seines Volkes den gefahrvollen Kampf, der unvermeidlich scheint, rühmlich bestehen und die einzelnen Bestandteile Deutschlands zu einem festen Verbande siegreich vereinen. Er hat in diesem Augenblick die größte Popularität, die ein Fürst seit langer Zeit gehabt, und wer heute den Verdacht ausspricht, daß das preußische Volk in der Liebe und dem Vertrauen zu seinem Könige wanke, der ist ein Vaterlandsfeind. Ich bin, wie die meisten meiner Freunde, ein entschiedener Royalist und wünsche unter einer starken monarchischen Regierung freie Bewegung der Kreise und Provinzen, aber keine Reichsstände, zu denen

uns Takt und Kraft nicht minder fehlt als zu einer Mitherrſchaft der Ariſtokraten, welche, ſelbſt machtlos, nur die Macht des Königs ſchwächen würden.“ „Es lebt in uns allen das Gefühl“, heißt es in einem Briefe aus Schleſien, „lieber zum zweitenmal die Waffen zu ergreifen und Gut und Blut daranzuſetzen, als noch eine Schmach von 1806 zu erleben. Preußen wird ſiegen, unſere Landwehr wird uns retten. So ſehr mir auch Volksbewaffnungsſyſteme zuwider ſind, dieſesmal iſt die Landwehr unſere Hilfe und wird, wenn es zum Kriege kommt, Preußen und Deutſchland halten.“

„Der Rheinländer verdient Vertrauen“, heißt es in einem Briefe aus Koblenz. „Wohl klagt man über den ſchleppenden Geſchäftsgang der Regierungen, über die Höhe der Abgaben, über die Geſinnung mancher alten Beamten und über die ängſtliche Bewachung der Preſſe; aber die Franzoſen verrechnen ſich durchaus, wenn ſie meinen, mit offenen Armen empfangen zu werden. Das Volk iſt durchweg noch deutſch oder vielmehr wieder deutſch. ‚Der Franzoſe kann uns nichts Gutes bringen‘, ſagt der gemeine Mann, und der größere Teil der Gebildeten denkt an die Möglichkeit einer Wiederkehr der franzöſiſchen Herrſchaft nur mit Schaudern. Eigentliche Franzoſenfreunde giebt es nur ſehr wenige, und die unter den Städtern, welche früher die franzöſiſchen Einrichtungen prieſen, verſtummen immer mehr, ſeitdem ſie ſehen, wohin in Frankreich und Belgien ſolche Freiheit führt. Eine Begeiſterung freilich, wie ſie 1813 in Norddeutſchland war, kann man am Rhein nicht erwarten. Die Truppen werden dem Befehle folgen und die Landwehr wird unter die Waffen treten; aber noch haben ſie nicht den kriegeriſchen Geiſt und nicht den feſten Zuſammenhang mit ihren Führern, wie in den alten Provinzen. Nur ſo viel kann man mit Beſtimmtheit ſagen, daß hier nie eine Erhebung für die Franzoſen gegen die Regierung zu befürchten ſteht und daß die Provinz feſthalten wird, ſolange ſie die Überzeugung hat, daß der Wille und die Kraft, ſie zu regieren, vorhanden ſei. Die Anweſenheit des Prinzen Wilhelm wirkt auf die Stimmung der ganzen Provinz ſehr glücklich, die Rüſtungen ſind mächtig und die Generale haben und verdienen Vertrauen. Kurz, lieber Freund, wenn Gott uns Krieg ſchickt, ſo werden wir vorbereitet ſein, und müſſen wir auch vor dem erſten ungeſtümen Andrang der Franzoſen bis an den

Rhein zurückgehen, so werden wir doch nachher mit desto mehr Nachdruck den frechen Nachbar in seine Grenzen zurücktreiben. Über Nassau und Darmstadt kann ich Zuverlässiges nicht mitteilen, sie bekommen aber auch ihren Impuls a posteriore." Weniger zuversichtlich lauteten die Nachrichten, welche Perthes aus einem abgelegenen Teile der Eifel erhielt. „Die vormaligen geistlichen Lande", heißt es in denselben, „kannten Anhänglichkeit an eingeborene Fürsten nicht, die oberflächlichen Institutionen und der frivole Geist der Franzosen sprach viele an, zuletzt aber, wie der Druck immer stärker ward, war man froh, erlöst zu werden, ohne nötig zu haben, sonderliche Opfer dafür zu bringen. Unter Fabrikanten und Kaufleuten, mehr noch unter Advokaten und Notaren, giebt es noch heute manche Franzosenfreunde. Ihre Zahl ist wohl nicht groß; aber auch die Zahl derer ist klein, die bereit und willig wären, Gut und Blut für des Vaterlandes Wohl zu opfern; man wird im allgemeinen eben nur thun, was der Anstand fordert, um die Fremdherrschaft abzuwehren. Landwehr und Linie wird sich indessen ohne allen Zweifel gut schlagen, solange wir auf dem linken Rheinufer sind." „Tag für Tag leben wir zwischen Fürchten und Hoffen", schrieb ein höherer Beamter aus Trier an Perthes. „Erhaltung des Friedens und Erleichterung der sehr drückenden Abgaben, namentlich der Klassensteuer, bestimmt bei dem wirklich großen Notstand die Stimmung des hiesigen Regierungsbezirkes; die Ereignisse im Westen und Osten erwecken in dem Landvolke unseres sterilen Landes nur insofern Interesse, als sie Befriedigung jener Wünsche hoffen oder nicht hoffen lassen; in einzelne Grenzgemeinden haben aber allerdings übelgesinnte Individuen allgemeinere Unzufriedenheit hineingetragen; Furcht vor Störung der öffentlichen Ruhe haben wir nicht, und ein einziges gesegnetes Frühjahr wird Zufriedenheit mit der Regierung nach sich ziehen. Was dagegen bei dem Ausbruche eines Krieges eintreten würde, ist nicht zu berechnen; denn eigentliche Anhänglichkeit an den preußischen Staat haben die fünfzehn Jahre der Vereinigung natürlich noch nicht erzeugen können, und die Veränderung des Steuersystemes sowie die jährlichen Landwehrübungen haben gereizt. Das Landvolk ist nirgends französisch, aber auch nicht deutsch gesinnt; in den Städten dagegen haben französische Journale Anklang gefunden, die auf allen Kassinos und

Kaffeehäuſern von jungen und alten Müßiggängern begierig geleſen werden."

„Wir ſind Polen zu nahe", heißt es in einem Briefe aus Königsberg, „und wir kennen Volk und Land zu genau, um uns von der polniſchen Revolution fortreißen zu laſſen. Nur fern von Polen iſt Begeiſterung für Polen möglich, und nur weil ſie unterdrückt ſind, haben die Polen die Teilnahme ſo vieler erworben. Wieder ſelbſtändig geworden, würden ſie weder geliebt noch bewundert in Europa ſein. In Wirklichkeit ſind ſie nicht einmal eine Nation, ſondern eine Verbindung von Herren und Knechten. Die Herren wollten und die Knechte mußten die Revolution machen. Die Maſſe war unter der ruſſiſchen Regierung in eine ſo günſtige Lage gebracht, wie ſie unter der früheren Herrſchaft der Gutsherren nie gehabt hatte. Gut geſchlagen haben ſich auch die Knechte, aber der Glanz der Tapferkeit verliert doch viel von ſeinem Schimmer, wenn man bedenkt, daß der Soldat, einmal zum Abfall von ſeinem rechtmäßigen Herrn verführt, keine andere Ausſicht hat als den Sieg oder den Galgen. Seien Sie überzeugt, wenn die Weſtgrenze ſo feſt wie die Oſtgrenze gegen die Revolution ſteht, ſo hat Deutſchland nichts zu fürchten." „Wer die Polen, d. h. natürlich die Edelleute, kennt", heißt es in einem anderen Briefe, „wird ſie weniger loben und weniger tadeln, als es gewöhnlich geſchieht; denn wenn ſie revolutionieren, thun ſie eben nur, was ſie ihrer Natur nach kaum laſſen können. Wer ſie aber wirklich kennen will, muß ihre Sprache reden, ſich auf ein paar Jahre nach Warſchau, oder noch beſſer nach Krakau legen, ſich mit Polen nicht nur, ſondern auch mit Polinnen auf ihren Gütern und in ihren Paläſten umhergetrieben und die guten und ſchlechten Seiten ihres Lebens durchgekoſtet haben. Seine Naſe muß er freilich irgendwo aſſekurieren laſſen; denn wer die nicht wagt, lernt die Polen nicht kennen."

Während ſich in dieſen und manchen anderen Briefen, welche Perthes Ende 1830 und Anfang 1831 aus den verſchiedenen preußiſchen Provinzen erhielt, Mut und Vertrauen ausſprach, waren die Mitteilungen, welche er um dieſelbe Zeit aus Berlin erhielt, wenig *geeignet*, die Zuverſicht auf Preußens Führung zu verſtärken. „Die

Begebenheiten ſchärfen und mehren ſich nach allen Seiten", ſchrieb aus Berlin ein Freund an Perthes, „und werden uns am Ende in ihr Getriebe hineinreißen. Würde auch Polen, würde auch Italien wieder gedämpft, was ich für ſehr möglich halte, ſo bleibt doch ein greuelhafter Zuſtand; denn die Waffen heilen nicht. Was wäre ein ſolches Polen, ein ſolches Italien, ja man möchte faſt hinzuſetzen: was könnten wir uns von unſerem Deutſchland getröſten, wenn es zum Erſchrecken wie bisher immer nur neue Unruhen zeigt, ohne zu dem zu gelangen, was ihm not thut?" „Unſere politiſche Lage hat ſich in nichts geändert", ſchrieb ein anderer Bekannter aus Berlin, „wir befinden uns fortwährend in dem Zuſtande der Ungewißheit zwiſchen Krieg und Frieden, einem Zuſtande, den Preußen am wenigſten lange zu ertragen vermag. Von Oſten her iſt, wie der Gang des polniſchen Kampfes zeigt, für die nächſte Zeit wenig zu fürchten, aber auch wenig zu hoffen, wenn es zum Kriege mit Frankreich kommt. Der Grund der langen Ungewißheit liegt allerdings in den außerdeutſchen Verhältniſſen, aber nicht allein; denn in unſerer eigenen Mitte wird der Krieg bald als ein Übel, bald als ein Rettungsmittel angeſehen, und es läßt noch heute ſich nicht beſtimmen, ob überhaupt eine der beiden Anſichten allein und dauernd die herrſchende werden wird. Dieſes haltloſe Schwanken in der wichtigſten Frage verdirbt uns namentlich unſere Stellung zu Deutſchland. Mit Preußen wird Deutſchland ſtehen und fallen, und von unſerer Seite iſt alles geſchehen, um uns mit einer Ehrlichkeit, die keinen Zweifel übrig läßt, den übrigen deutſchen Staaten anzuſchließen, und dennoch ſind die Regierungen mißtrauiſch und ich beſorge, daß nicht überall mit gleicher Ehrlichkeit gehandelt wird, wie bei uns." „Die Verſchiedenheit der Anſichten", heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, „die ſich in den höchſten Kreiſen nebeneinander geltend machen, behaupten und abwechſelnd vordrängen, iſt nicht mehr im Reden ſondern nur durch Handeln wieder in die Einheit zu bringen, deren die Regierung bedarf. Auch ich halte den Krieg für die Folge nicht zu vermeiden, die beiden widerſtreitenden Richtungen müſſen zu einem gewaltigen Stoße führen; allein ich halte jeden Aufſchub des entſcheidenden Kampfes für den größten Gewinn; ich denke, wir bringen mittlerweile die wirkſamſten

Kräfte auf unſere Seite, auch ſolche, die jetzt noch anſcheinend am meiſten der Gegenſeite zu helfen verſprechen, nämlich die nationalen und konſtitutionellen, um es in kurzen Worten zu ſagen.“ „Der König will den Krieg nicht“, heißt es in dem Briefe eines Mannes in bedeutender Stellung aus Berlin, „und die Partei, welche nur im Kriege Heil für Preußen und Europa ſieht, iſt in dieſem Augenblick nicht einflußreich genug, um ihren Anſichten Geltung zu verſchaffen, und doch, mein lieber Freund, dem Zügel fehlt die ſtarke Hand.“ „Alles, alles hängt an einem Faden“, ſchrieb ein anderer Freund an Perthes, „alles an dem Leben des Königs; um ihn ſammelt ſich alle Hoffnung, alle Liebe; wenn ein Puls ſtockt, — Gott möge es verhüten! — ſo ſind wir alle verloren.“

Während dieſe und manche ähnliche Andeutungen aus dem Mittelpunkt der Monarchie Schwanken und Unentſchloſſenheit der preußiſchen Regierung fürchten ließen, zeigten zugleich alle Briefe, welche Perthes ſeit dem Ende des Jahres 1830 aus den verſchiedenſten Gegenden Deutſchlands erhielt, daß das Vertrauen zu Preußen mehr und mehr in Mißtrauen und Abneigung überging. „Es giebt“, heißt es in einem Briefe aus Norddeutſchland, „viele einſichtsvolle Männer, welche nicht zweifeln, daß Preußen die Beſtimmung hat, der Nation die wichtigſten Fortſchritte zu erleichtern, aber einigen Zweifel hegen, ob es dieſe Beſtimmung im Sinne der Mehrheit auffaſſe und ſie durchzuführen die Kraft habe. Ich wage das nicht zu beurteilen und es läßt ſich auch eigentlich nicht beurteilen, bevor man die Leute handeln ſieht. Die vorwärtstreibenden wie die zurückhaltenden Kräfte ſind unberechenbar. Im Zweifel kann man darauf rechnen, daß alle Regierungen den status quo auf das äußerſte zu erhalten ſtreben, und ebenſo gewiß iſt, daß ihnen dieſes nur unvollkommen gelingen wird. Der status quo paßt eigentlich jedesmal nur auf einen einzigen Moment; jeder folgende Moment nimmt davon ab oder thut dazu, was ihm dient, und am Ende behält alſo die Partei der Bewegung doch recht, ſelbſt wenn ſie auch für den Augenblick ſtill zu ſitzen meint. Deutſchland iſt in dieſem Augenblicke ein wahres Chaos, in welchem aber nichtsdeſtoweniger die gewöhnlichen Funktionen ganz regelmäßig ſtattfinden: Produktion, Gewerbe, Bevölkerung, Mitteilung. Es

krankt nur an den höheren Funktionen, wo ſich zum Teil Lähmungen, zum Teil Fieberpulſe zeigen. Es gehören wohl bedeutendere Perſönlichkeiten dazu als die bisher bekannten, um in dieſem Körper vollendete Geſundheit und gleichmäßige Thätigkeit herzuſtellen; die gewöhnlichen Rezepte ſind verbraucht; die Myſtiker, in unſern Tagen furchtſame Leute, denen ihr Latein völlig ausgeht, haben ſich daher auf eine Radikalkur beſonnen und erwarten den jüngſten Tag. Laſſen Sie mich bald hören, was Sie erwarten." „Ich zweifle nicht daran", heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, „daß Frankreich, wenn es die Rheingrenze angreift, auf tüchtigen Widerſtand ſtoßen wird; aber Haß und Abneigung gegen die Franzoſen erzeugen zu wollen, würde unter den gegenwärtigen Umſtänden ebenſo unmöglich ſein, wie einen gemein-deutſchen Enthuſiasmus zu erwecken. So wie die Deutſchen ſich jetzt fühlen, haben ſie kein Vaterland zu verteidigen, ſondern nur Mann für Mann ſich gegen Plünderung und Demütigung zu wehren. Von der Ohnmacht der Preſſe, künſtliche Stimmungen zu erzeugen, bin ich feſt überzeugt; ſie iſt in unſeren Tagen zu ſehr gemißbraucht; alle tiefen Worte und Gedanken ſind komplett abgefegt und vor die Säue geworfen worden. Sie haben, mein teurer Freund, die alte Lärmtrommel noch einmal gerührt und die alten Verbindungen einer verblichenen Zeit wieder angeknüpft und glauben Anklang gefunden zu haben hier und da; aber ſeinen innerſten Gedanken behält am Ende doch jeder für ſich, und die Preußen, die Erzpreußen meine ich, denken wohl viel weiter als ſie ſagen, und möchten in einem Kriege gegen die Franzoſen wenig mehr als ein Mittel zur eignen Vergrößerung in Deutſchland ſehen." „Die Staaten haben ihre Geſchicke", ſchrieb ein anderer, „und dieſe gehen nicht nach unſeren Berechnungen; auch die Ekliptik des Staates, an den Sie ſich klammern, könnte doch eine ganz andere ſein als die, welche Sie ihm vorgezeichnet zu ſehen glauben." „Was auch ich einmal von Preußens Stellung in und zu Deutſchland erwartete", heißt es in einem gleichzeitigen Briefe an Perthes, „iſt nun wohl abgethan für lange; man gewinnt die Völker nur, indem man vorangeht, und die Regierungen, indem man ſich zuverläſſig zeigt. Ich habe ein Sprichwort unſeres alten Franzoſen behalten: On ne prend pas les mouches avec

du vinaigre. Viel vinaigre aber hat Preußen der Nachbarſchaft kredenzt, und wie ſieht es in ſeinem eigenen Innern aus! Bitter klagen ſeine eigenen Diener über ein gar ſteifes und kratzbürſtiges Formenweſen in der Verwaltung, über den Mangel an allem Bürgerſinn und ſelbſtändigem Gemeindeleben; es ſei nun einmal ausgemacht, daß der Staat allein Intelligenz beſitze, und ſo gebe ſich der Bürger auch vollends zur Ruhe, und es geſchehe nichts, gar nichts, was nicht durch Räte und Referendarien geſchehe. Jetzt, wo die Regierung in die Stellung gedrängt iſt, nur negativ zu Werke zu gehen, und die Maſchinerie allmählich ſteif zu werden anfängt, können die übelſten Folgen nicht ausbleiben." „Die weite Entfernung macht es allerdings leicht", ſchrieb ein Freund, „manche einzelne Verhältniſſe in Preußen zu mißkennen, aber dennoch iſt die Verleumdung und Verketzerung unentſchuldbar, mit welcher alles, was auf Preußen ſich bezieht, jetzt hier verfolgt wird. Ich ſelbſt habe aus dem Munde eines ſehr angeſehenen Mannes im Beiſein vieler den Krieg mit Frankreich herbeiwünſchen hören, damit das abſolutiſtiſche Preußen durch den Verluſt der Rheinprovinz gezüchtigt werde und dem konſtitutionellen Leben weitern Widerſtand zu leiſten nicht länger imſtande ſei." „Die öffentliche Meinung iſt auf das äußerſte präokkupiert", heißt es in einem anderen Briefe; „die preußiſche Regierung wird durch das ganze ſüdliche Deutſchland in ſchwärzeſter Geſtalt gemalt; mit heimtückiſcher Gewandtheit und wahrer Virtuoſität der Bosheit wird alles benutzt, um Preußen verhaßt zu machen."

Schon ſeit den erſten Wochen nach der Julirevolution hatte Perthes nicht ohne Beſorgnis auf die Haltung der preußiſchen Regierung hingeſehen, welche jetzt wie in vorangegangenen Friedensjahren tiefes Schweigen beobachtete und jedes öffentliche Wort ſcheute, durch welches die Gemüter hätten beruhigt und geſtärkt, oder verſöhnt und gewonnen werden können. „So viel guter Wille, ſo viel Vertrauen und Kraft findet ſich in Preußen", ſchrieb Perthes im Herbſt 1830, „und niemand wird irgendetwas davon gewahr, als der, welcher zufällig briefſchreibende Bekannte hat. Preußen bedarf, um für Deutſchland zu werden, was es ihm werden ſoll, das vollſte, freiſte Vertrauen *nicht allein der* eigenen Unterthanen, ſondern aller Deutſchen. Es iſt nicht

genug, daß ſein Wille und ſeine Verwaltung gut ſei, die allgemeine Anerkennung des Gutſeins iſt von faſt gleicher Bedeutung; es iſt nicht genug, daß Preußen gut preußiſch ſei, es muß auch ſein Verwachſenſein mit Deutſchland fühlen und darf ſich ohne Gefahr für ſeine Stellung zu Deutſchland und für ſein eigenes inneres Gedeihen nicht in ſich ſelbſt einwickeln und ſich abſtoßend gegen das übrige Deutſchland gebärden. Die krankhafte Scheu der Regierung aber, über ihre eigene Angelegenheit zu reden, lieber die unſinnigſten Verleumdungen hinzunehmen, als ein öffentliches Wort zu ſagen, wird Preußen lahm legen; die wunden Stellen im eigenen Innern ſind, wie die Verhältniſſe in Berlin ſich geſtaltet haben, ſchwer zu heilen, wenn dem guten Willen der Miniſter nicht durch die Wucht der laut werdenden allgemeinen Stimmung Nachdruck gegeben werden kann; im übrigen Deutſchland wird alles Böſe von Preußen, was Buben verbreiten, geglaubt, und alles Vertrauen zu Preußen geſtört, wenn Preußen ſich nicht entſchließt, ſelbſt mitzureden, da nun doch einmal das Reden der Feinde nicht verhindert werden kann. Die preußiſche Regierung muß hinaus in die Öffentlichkeit, muß die zimperliche Ängſtlichkeit ablegen und als Mann in den öffentlichen Kampf hineintreten, und dazu iſt gerade jetzt der Augenblick da. Es handelt ſich nicht darum, einige einzelne Erklärungen abzugeben, ſondern es kommt darauf an, die ganze bisherige Sucht, jede preußiſche Einrichtung in Baumwolle einwickeln zu wollen, zu verlaſſen, um nach allen Seiten und in alle Kreiſe des Lebens hinein friſch und mutig ſich geltend zu machen, vor gerechten Vorwürfen nicht zu erſchrecken und ungerechte derb zurückzuweiſen.“ „Noch iſt“, ſchrieb Perthes gleichfalls im Herbſte 1830, „die öffentliche Meinung Preußen günſtig, aber ſehr bald wird es anders ſein; Volksverderber erheben ſchon jetzt im Innern ihre Stimme; Fremde ſchleichen ſich ein, und noch immer verſchmäht man es, der Lüge mit der Wahrheit entgegenzutreten.“

Vertrauend auf ſeine langjährige Bekanntſchaft und mannigfache Berührungen mit dem Grafen Bernſtorff, der damals noch Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten war, glaubte Perthes ſich unmittelbar an den edlen Mann wenden zu dürfen. Perthes hatte die Überzeugung, daß die preußiſche Regierung eine möglichſt allgemeine Be-

ſprechung und Beurteilung ihrer Schritte und Maßregeln wünſchen, hervorrufen und durch Entgegnungen fruchtbar machen müſſe. Hinweiſungen auf eine ſo ausgedehnte Öffentlichkeit wagte er indeſſen zunächſt noch nicht, ſondern begnügte ſich, die Notwendigkeit einer in kurzen Zwiſchenräumen erſcheinenden Zeitſchrift darzuthun, durch welche der Regierung die Möglichkeit gegeben werde, ſich und ihre Stellung den Lügen und Verleumdungen gegenüber geltend zu machen. „Die Alten unter den jetzt Lebenden“, heißt es in ſeinem Mitte November 1830 an Graf Bernſtorff geſendeten Brief, „erinnern ſich noch der durch die Anfänge der franzöſiſchen Revolution unter den Deutſchen erregten Begeiſterung. Obſchon ſich dieſe nach dem weiteren Verlauf der Schreckensregierung bei vielen Beſonnenen und Wohlgeſinnten abkühlte, ſo wurden doch die Greuelthaten mehr einzelnen Perſönlichkeiten und Zufällen beigemeſſen, als dem Weſen der Revolution. Klare Einſicht in die Lage der Dinge ward den Deutſchen durch die tonangebenden Zeitſchriften faſt unmöglich gemacht; Hennings philanthropiſch-weltbürgerliches Geſchwätz, Rebmanns und des Kapellmeiſters Reichardt Revolutionsluſt, Archenholz' hiſtoriſche Flachheit, Forſters, Hubers, Cramers, Poſſelts republikaniſche Phantaſterei verwirrten die Gemüter. Dieſen Einflüſſen traten zwar Schirach, Girtanner, der Wiener Hofmann, der Gothaer Reichard, Grollmann und manche andere entgegen, aber ſie waren zu ſchwach und zu parteiwütig, um durchzudringen und erkannten weder Geiſt noch materiellen Inhalt ihrer Zeit. Einzelne Männer tieferen Sinnes, die ſich wie Stolberg und Claudius dem eindringenden Unheil entgegenſtemmten, wurden nicht verſtanden oder zu Ariſtokraten und Obſkuranten geſtempelt, oder wie Rehberg als veraltete Geſchäftsmänner beſeitigt. Der Einfluß jener erſtgenannten Journaliſten erloſch mit der Napoleoniſchen Gewaltregierung; Stimmen für dieſelbe erhoben ſich nur ſehr einzeln; Stimmen gegen dieſelbe durften nicht laut werden. Die außerordentliche Wirkung, welche Wort, Sprache, Schrift in den Jahren 1813 bis 1815 hervorbrachten, ſpricht ſich am ſtärkſten in Görres' Rheiniſchem Merkur aus. Zugleich mit Deutſchland geſtaltete dann auch die öffentliche Meinung ſich neu, nahm aber bald eine ſchiefe und üble Richtung; die Aufgeregten konnten nicht befriedigt werden; niemand

wollte Zeit gewähren, und unglücklicherweiſe verblieben auch der deutſchen Nation genugſame Urſachen zu gerechter Klage und Beſchwerde. Nun bemeiſterten ſich Enthuſiaſten, Abenteurer und Intriganten der Preſſe; in Süddeutſchland organiſierten ſich politiſch-litterariſche Lügenfabriken; von Württemberg aus ſtreuten Napoleoniden böſen Samen; dieſe Ausgeburten ſteigerten ſich bis zum Ausbruch und Mißlingen des neapolitaniſchen und piemonteſiſchen Aufſtandes. Die Karlsbader Beſchlüſſe ſollten ſteuern — ſie vermochten es aber nur bei den eigentlichen Zeitungen, ſonſt dauerte das Unweſen fort bis jetzt. Parteigänger für die rechte Seite traten zwar noch auf, aber ſie reizten und verſchlimmerten nur, wie z. B. Pfeilſchifter und der öſterreichiſche Beobachter, die öffentliche Meinung. So iſt denn nun dieſe Zeit mit ihren großen Ereigniſſen eingetreten, welche unleugbar dem geſellſchaftlichen Zuſtande Europas neue Geſtaltung geben werden und in welcher die öffentliche Meinung bei weitem entſcheidender eingreifen wird als in den erſten franzöſiſchen Revolutionsjahren. Die Maſſe des Volkes hat in ungleich größerem Umfange allgemeine Bildung in ſich aufgenommen: Kenntniſſe, Erfahrungen, Ideeen über Staat und Staatshaushalt haben ſich in alle Klaſſen der Geſellſchaft verbreitet, in Deutſchland vielleicht mehr als in irgendeinem anderen Lande, und zugleich nimmt man auch wieder dieſelbe Richtung des Geiſtes, dieſelbe Stimmung der Gemüter wahr wie in den Jahren 1789 bis 1792. Wie damals die Proklamation der Menſchenrechte und die Brüderſchaft aller Völker, ſo begeiſtert jetzt die Volksſouveränetät und die Nichtintervention; Frankreich ſpricht abermals: ‚Keinen Eroberungskrieg‘, und wiederum klatſchen die Deutſchen Beifall. Das Recht, über den geſellſchaftlichen Zuſtand des Vaterlandes Stimme abzugeben, wird niemand den Deutſchen wieder zu nehmen vermögen; aber kein Wohlgeſinnter und Verſtändiger wird wollen, daß oberflächliche Enthuſiaſten, übermütige Jünglinge und ſchlechtes Schreibgeſindel ſich voraus der Öffentlichkeit, dieſes Götzen der Zeit, bemächtigen, deſſen feuerſpeienden Rachen zu ſtopfen ſich jetzt Männer in Frankreich, welche ihn früher mit Pech und Schwefel füllten, vergebens bemühen. Seit einigen Monaten füllen ſich die Zeitſchriften, Unterhaltungs- und Provinzialblätter gar ſehr mit irreleitendem, Mißtrauen erregendem politiſchen Geſchwätz.

Angekündigt werden in Unzahl für 1831 neue Journale, beſonders aus Sachſen, dieſem Herd ſchlechter Schreiberei. Projektiert iſt eine Zeitung für weltbürgerliche Freiheiten und Bürgſchaften; ein Verein deutſcher Buchhändler (Firma für das Comité Directoire) ſtiftet in Straßburg eine Überſetzungsfabrik von franzöſiſch-politiſchen Schriften, auf Deutſchland berechnet. Der jetzige Beſchluß des Bundestages über die Preſſe iſt nur auf die Zeitungen gerichtet und kann nicht helfen. Erlauben Eure Excellenz mir, zu verſichern, daß jeder Verſuch, dem eindringenden Unheil durch Zenſur, Verbot, Strafe u. ſ. w. zu wehren, ſcheitern muß an der Zerſplitterung Deutſchlands, an der Geſtaltung unſerer Litteratur und an der Organiſation des deutſchen Buchhandels. Die Vergiftung der öffentlichen Meinung durch die Preſſe kann mit Erfolg nur durch die Preſſe bekämpft werden, indem man der Lüge, dem wilden Enthuſiasmus, dem vagen Geſchwätz wahre, beſonnene, kenntnis- und erfahrungsreiche Rede entgegenſtellt und durch Schriften verſchiedenſter Art und Form das Gute und Rechte möglichſt verbreitet. Solches zu thun verſchmähten bisher unſere Staatsmänner und Gelehrten. Im preußiſchen Gouvernement mag ſeit einigen Jahren dieſes einzig richtige Mittel gegen Preßunfug erkannt worden ſein; die ‚Staatszeitung‘ entſtand und Einrückungen in die ‚Augsburger Allgemeine Zeitung‘ wurden angeordnet; allein die Wirkung mußte eine beſchränkte bleiben. Nur wenige können ſo umfaſſende und koſtbare Blätter ſelbſt halten; wer ſie in Leſezirkeln auf Stunden zu Händen bekommt, hat keine Zeit, ausgedehnte Artikel zu leſen; an öffentlichen Orten wird nur nach den Tagesneuigkeiten geſucht. Sehr wenige Perſonen werden aus Vergleichung der vielen ſich widerſprechenden Korreſpondenzen in der Augsburger Zeitung das Richtige erſehen, wenige die vortrefflichen Gegeneinanderſtellungen in der Staatszeitung beachten. Viel geeigneter zur Verbreitung richtiger Anſichten und gründlicher Kenntniſſe würde eine hiſtoriſch-politiſche Zeitſchrift ſein, um ſo mehr, da, ſonderbar genug, jetzt überhaupt nur das alte, kaum noch halb lebende, politiſche Journal von Schirach beſteht. Die Journale von Pölitz, Rotteck, Buchholz u. ſ. w. ſind anderer Art, haben andere Richtung und *haben ein nur* ſehr kleines Publikum. Der Plan einer hiſtoriſch-

politischen Zeitschrift, wie sie gemeint ist, möchte folgendermaßen zu entwerfen sein:

A. Inhalt der Zeitschrift. 1) Übersicht der Ereignisse in einfacher Erzählung.

2) Verhandlung der Kammern, Parlamente, landständischen Versammlungen u. s. w.

3) Öffentliche Reden, Eingaben, Aktenstücke u. s. w.; die großen politischen Prozesse, bedeutende Stimmen, die sich in Journalen, Pamphlets, Schriften u. s. w. vernehmen lassen.

4) Bericht über Werke, die Bedeutung für die Gegenwart haben, z. B. Levasseur- und Robespierre-Memoiren als Parallele von damals und jetzt.

5) Biographische Nachrichten über politische Männer der Gegenwart.

6) Kurze aber verständliche wissenschaftliche Darstellungen der Institutionen und Organisationen, welche besondere Teilnahme erweckt haben; Ermahnungen an die Regierungen der kleinen deutschen Staaten zur Ablegung der Rechnung vom Staatshaushalt, zur Trennung des Privateigentums des Fürsten von dem Landeseinkommen.

7) Opposition gegen Lüge, Verdrehung, Verfälschung, Verleumdung, die fast alle öffentlichen Blätter sich gegen Fürsten, Staats- und Geschäftsmänner zuschulden kommen lassen.

B. Geist der Zeitschrift: Wahrheit und historische Treue. Welch betrübendes Ereignis auch mitzuteilen ist, so darf doch nie die Erzählung nach Wunsch oder für eine Absicht gemodelt werden. Nur durch historische Treue ist Vertrauen und Einsicht zu gewinnen. Nur Thatsachen dürfen sprechen. Aufstellungen und Entwickelungen von Prinzipien und Theorieen sind zu vermeiden.

C. Ton und Farbe: Durchaus erzählend, faßlich, mit historischer Würde; freimütig und frisch; dem Recht und der Wahrheit darf nichts vergeben werden; aber um Einfluß zu gewinnen, darf namentlich anfangs auch die liberale Färbung der Tagessprache nicht gescheut werden.

D. Äußere Einrichtung und Gestaltung: Um immer das Neueste geben und verhandeln zu können, muß alle 14 Tage ein Heft von

6 bis 8 Bogen erſcheinen. Die Zeitſchrift darf nicht vornehm auftreten — ſchlicht an Papier und Druck — wohlfeil.

E. Der Redakteur muß preußiſcher Patriot im wahrſten und höchſten Sinne ſein, das volle Vertrauen des Departements der auswärtigen Angelegenheiten beſitzen, Willen und Geiſt der preußiſchen Regierung in allen Zweigen kennen. Er muß hiſtoriſcher Schriftſteller ſein. Es bedarf eines Mannes, der überall umſichtigen Takt zu halten vermag."

Unmittelbar nachdem dieſe Mitteilungen in die Hände des Grafen Bernſtorff gekommen waren, trafen die Nachrichten von dem Ausbruche der polniſchen Revolution in Berlin ein und zugleich hemmten ſchwere körperliche Leiden den Miniſter in ſeiner Thätigkeit. Monate hindurch blieb Perthes ohne Antwort. „Graf Bernſtorff erinnerte ſich neulich", ſchrieb ihm im März ein Bekannter, „daß er Ihnen eine Antwort ſchuldig ſei. Ob er ſeitdem wirklich geſchrieben hat, weiß ich nicht; aber freilich iſt in ſeiner Lage und in ſeinen Zuſtänden nicht darauf zu rechnen, daß er alles ausführe, was er will und wünſcht. Mit ſeiner Geſundheit geht es zwar jetzt leidlich, allein die geſamte Geſchäftsleitung wieder zu übernehmen hat er doch noch ausgeſetzt. Glücklicherweiſe giebt er die Geſchäfte aber auch nie ſo ganz ab, daß er nicht ſtets um alles wüßte und das Wichtige entſchieden leitete. Sein Maß und ſeine Beſonnenheit, ſein Scharfblick und Takt, wie ſie ſich täglich in den ſchwierigſten Verwickelungen zeigen, ſind bewundernswürdig. Wie Sie mit ihm ſtehen, wiſſen Sie; die reinſte Achtung, das vollkommenſte Zutrauen zu Ihrer Geſinnung wie zu Ihrem Geiſte ſprach ſich in ſeinen neulichen Äußerungen aus." Unbeachtet hatte Graf Bernſtorff Perthes' Schreiben nicht gelaſſen, ſondern die Bedeutung ſeines Inhaltes anerkannt und nähere Rückſprache darüber mit Eichhorn, damals bekanntlich Direktor im auswärtigen Miniſterium, genommen. Eichhorn war längſt von der Notwendigkeit einer Einwirkung auf die öffentliche Meinung überzeugt geweſen und trat ſchon in den erſten Wochen des Jahres 1831 mit Savigny und mit den Generalen Krauſeneck, v. Witzleben und Rühle v. Lilienſtern zur gemeinſamen Beratung der Angelegenheit zuſammen. Darüber waren dieſe *Männer ſämtlich* einverſtanden, daß es ſich nicht allein um einzelne

Publikationen oder einzelne Zeitungsartikel handeln könne, sondern vielmehr darauf ankomme, der Regierung eine ähnlich günstige Stellung durch die Presse zu gewinnen, wie sie das englische Ministerium durch sein und seiner Freunde stetes Auftreten im Parlamente habe. Über die Art der Ausführung dieses Gedankens gingen indessen die Meinungen weit auseinander und ein Resultat ward nicht erreicht. Auch in anderen Regierungskreisen arbeitete es um dieselbe Zeit nach verwandten Zielen hin. „Die von Ihnen angeregte Angelegenheit", schrieb ein jenem Kreise von Männern nicht angehöriger Bekannter am 3. März an Perthes, „ist noch stets an der Tagesordnung und drängt sich in mannigfacher Gestalt und von verschiedenen Seiten immer auf das neue hervor. Das Bedürfnis wird immer lauter, selbst auf der höchsten Stufe wird es gefühlt; aber in gleichem Maße treten auch die Schwierigkeiten an das Licht, und was am Ende das Ergebnis sein wird aus dieser Spannung, weiß niemand. Personen, die gar nicht zu unseren Liberalen gehören, meinten schon, es bliebe fast kein Ausweg, als völlige Preßfreiheit; denn nur alsdann würden die Wohlgesinnten mit Ehren als Verfechter der Regierungen auftreten können. Hierüber wäre nun viel zu sagen. Zum erstenmal in meinem Leben zittere ich vor der Preßfreiheit bei uns, sofern sie isoliert und ohne andere öffentliche Gegengewichte eintreten sollte; nicht wegen der Frechheit, sondern wegen der Masse von Dummheit und Albernheit, die sich chaotisch ergießen würde. Die wahren Schwierigkeiten, welche man empfindet, liegen aber anderswo; nicht im Mangel an Freiheit, sondern im Mangel an entschiedener Richtung."

„Die Gefahren", schrieb Perthes am 3. April an Varnhagen v. Ense, „die ich in der Stimmung der Deutschen uns bedrohen sah, als ich vorigen November in der Angst meines Herzens an Graf Bernstorff und dann Ihnen schrieb, haben sich, wie mir scheint, sehr gemindert, obschon es noch viele giebt, die die Ansicht hegen: man dürfe gegen die Franzosen nicht fechten, weil die Substanz der Zivilisation, welche Frankreich bringe, mehr wert sei als die Substanz der Volkstümlichkeit. Solches Geschwätz ertönt besonders an tables d'hôte von Messieurs de la Burschenschaft et Messieurs les Ellenreiter,

doch auch weiter. Sehe und beachte ich die Ereigniſſe in den letzten vier Monaten, nicht allein etwa die im Weſten, nein, auch die im Oſten, ſo finde ich, daß Gott der rechten Mitte, Deutſchland, dem Herzen Europas, ſehr gnädig iſt. Sie wiſſen, daß bei mir, nun, wie es ſteht, Preußen Deutſchland iſt. Wahrlich, es iſt eine erhabene, große Stellung: Gottes Mittel zu ſein, um die heftigen, böſen Elemente auseinanderzuhalten. Mögen dieſes die preußiſchen Staatsmänner im ganzen Umfang begreifen; ergriffen davon ſind ſie gewiß, fühlen die Größe der geſteckten Aufgabe, und vor allem wohl der König."

In den erſten Sommermonaten 1831 hatte ſich der König wiederholt ſehr empfindlich über die Schmähungen geäußert, welche die franzöſiſchen, engliſchen und deutſchen Zeitungen gegen Preußen ſich erlaubten; er begehrte, daß den Verleumdungen öffentlich widerſprochen werde. Nun glaubte General Witzleben, daß es möglich ſein werde, zuverläſſigen und bedeutenden Männern die Freiheit zu einer öffentlichen Verhandlung über die preußiſchen Verhältniſſe zu verſchaffen. Die Miniſter v. Brenn und Graf Lottum wurden gewonnen, und Graf Bernſtorff beauftragte den General Rühle, Perthes zu veranlaſſen, möglichſt bald nach Berlin zu kommen. „Viel iſt verloren", antwortete Perthes am 8. Auguſt, „weil man ſo lange gezögert hat. Jetzt iſt die Stimmung ganz zum Nachteil Preußens, beſonders dem polniſchen Kriege gegenüber, umgeſchlagen. Vor ſieben Monaten war ein unbefangenes, verſöhnliches Auftreten möglich, jetzt tritt Streit und Kampf in den Vordergrund; doch muß es auch jetzt noch verſucht werden. Ich werde in den nächſten Wochen kommen, aber meine Vorſchläge im vorigen Jahr waren nicht Vorſchläge des Buchhändlers, der ein Unternehmen machen will, ſondern gingen aus dem Gefühle hervor, daß in Zeiten großer Gefahr jeder berechtigt und verpflichtet ſei, nach ſeinen Kräften und nach ſeiner Stellung retten zu helfen, was zu retten iſt. So ſtehe ich noch heute. Meine Stellung muß daher auch künftig ſo bleiben, daß niemand von mir ſagen kann, ich hätte bei dieſer Angelegenheit in kaufmänniſchem Intereſſe gehandelt. Recht klar will mir freilich noch nicht werden, wie ich durch meine Anweſenheit in Berlin zur Förderung werde beitragen können; indeſſen bringe ich meine Er-

fahrungen als Buchhändler mit.“ „Kommen Sie nur möglichst schnell“, entgegnete General Rühle; „vor allem muß Ihnen die ganze Lage der hiesigen Dinge völlig klar werden und Sie müssen die Ansichten der höchsten Behörden aus deren eigenem Munde vernehmen. Dann kann Ihre Stellung und Ihre persönliche Bekanntschaft manches möglich machen, was uns hier unerreichbar ist.“ Am 18. August traf Perthes in Berlin ein. In der ersten Besprechung mit den ihm befreundeten Männern ward es für nötig erachtet, daß er den Eindruck, welchen seine schriftliche Vorstellung auf Graf Bernstorff gemacht habe, mündlich zu verstärken suche, weil der Minister doch eigentlich ein Gegner der Öffentlichkeit sei; sodann sollte er Schritte thun, um den Fürsten Wittgenstein, um Ancillon und v. Altenstein, welche ohne Zweifel dem Unternehmen entschieden feindlich wären, zu gewinnen. Perthes lachte ob dieser Zumutung an den Buchhändler, wollte aber sehen, was guter Wille vermöge. Die ersten Versuche waren nicht sehr ermutigend. Fürst Wittgenstein war der Meinung, daß jeder Versuch, auf die öffentliche Meinung einzuwirken, so gut gemeint er auch sein möge und so vorsichtig er auch begonnen würde, doch gar zu leicht in böse Hände geraten könne. Ancillon entgegnete, daß alle von Staatsbehörden ausgehenden Schriften ungelesen liegen blieben, wie er an seinen eigenen Werken zur Genüge erfahren habe. Das Altensteinische Ministerium wollte Preußens Licht nur durch Thaten leuchten lassen; die Vortrefflichkeit der Verwaltung mache Worte überflüssig.

Graf Bernstorff war während der ersten acht Tage, die Perthes in Berlin zubrachte, nicht anwesend, sondern nach Leipzig zu einer Zusammenkunft mit seinem Bruder aus Wien gegangen. Bis zu seiner Rückkehr wurden die Grundsätze des beabsichtigten Unternehmens in verschiedenen, ja sich einander entgegenstehenden Kreisen vielfach beraten, und eine gewandte und geübte Feder faßte das Resultat der Beratungen eines dieser Kreise in folgender Weise zusammen:

„Die geographische Lage und die politische Bedeutung, welche Preußen unter den europäischen Staaten einnimmt, zeigen augenscheinlich die Anlage und die Notwendigkeit, daß Preußen nach außen wachse.

und, während dies gehemmt bleiben muß, wenigſtens an inneren Kräften zunehme und dieſe entwickle, um ſeinen Aufgaben, die für jetzt noch immer als unverhältnismäßig ſich darſtellen, einſt um ſo beſſer zu genügen.

Was Preußen zuletzt mit den Waffen erworben oder wiedererworben, hat es mit beharrlicher Anſtrengung und Sorgfalt ſeitdem durch Bildung und gedeihliches Zuſammenleben ſich einzuverleiben geſucht. Der Erfolg hiervon war beiſpiellos. Das Widerſtrebendſte, Sachſen und Rheinland, ſchließt ſich jetzt wohlgeſinnt dem Ganzen an; das Fremdartigſte, Poſen, hat ſich bei naher Unruhe nicht mitgeregt. Aber wir dürfen gleichwohl nicht vergeſſen, daß die Bande bei kaum ſechzehnjähriger Dauer noch neu und zart und keineswegs auf jede Probe zu ſtellen ſind.

Man kann ſagen, faſt die Hälfte des Staates beſteht in noch nicht gehörig befeſtigten Ländern, die von benachbarten politiſchen Körpern und Prinzipien mächtig angezogen und aufgeregt werden können. Allein auch die andere Hälfte des Staates iſt den Vorſtellungen und Wünſchen deſſen, was man unter dem Namen Zeitſtimmung begreifen mag, nicht fremd, ſondern wird ihm mit jedem Tag zugänglicher und befreundeter, das iſt unverkennbar.

In den letzten Jahren hatte dieſer Zuſtand nichts Gefahrvolles. Preußen ging eines gelaſſenen, allmählichen Schrittes ruhig den allgemeinen Gang der Entwickelung, kein Zwieſpalt war zwiſchen Regierung und Volk anzugeben, die Teile befeſtigten ſich in dem Ganzen; noch zehn Jahre weiter und Preußen zählte nur alte Provinzen und neubelebte Anordnungen.

Doch dieſes Werk in friedlicher Ruhe zu vollenden, war nicht vergönnt. Inmitten der glücklichſten Entwickelung brach der neue Sturm herein, der jeden ſchon erlöſchenden Funken der Unruhe wieder anfacht, das Gefügte aufrüttelt und alle Gegenſtände, welche in kurzem außer Frage ſtehen und jedem Ereigniſſe Trotz bieten konnten, abermals und höchſt gefährlich in Frage ſtellt. Offenbar trifft dieſer Sturm in Preußen einen ganz anderen Zuſtand der Dinge als in anderen Reichen, wo ein ſolcher Gang entweder gar nicht eingeleitet, oder vielleicht ein entgegengeſetzter befolgt war.

Die öffentliche Meinung in Deutschland hatte bis dahin das Fortschreiten Preußens huldigend anerkannt; man sah in Preußen das Vorbild guten Willens und guten Erfolgs; man wünschte sich anzuschließen, und auch in Frankreich und England versagte man die rühmende Anerkennung nicht, daß bei uns im Wesen vieles gediehe, was der Form nach zu mangeln schien.

Seit den Julitagen hat sich das alles in ein anderes Verhältnis gestellt; die bewegte Welt nimmt einen anderen Maßstab; was ihr vorher genügte, scheint ihr nicht mehr befriedigend; was noch eben voran war, dünkt ihr seitdem zurückstehend; Mißtrauen und Verdacht sind rege, und daneben die ungeheuersten Kräfte unausgesetzt thätig, um Neues und Fremdes uns an die Stelle des Alten und Einheimischen auf tausend Wegen zuzuführen.

Die Vorliebe und Zuneigung, deren Preußen noch vor kurzem genoß, sind größtenteils in Deutschland wieder dahingeschwunden, in Frankreich und England fast in Feindschaft umgewandelt. Es kann nicht anders sein, als daß auch im Inlande selbst die Meinung und Stimmung von dieser allgemeinen Widrigkeit nachteilig berührt wird.

Wir werden angegriffen von allen Seiten; täglich schleudern englische und französische und deutsche Zeitungen und Flugblätter gehässige Äußerungen gegen uns; Vorwürfe aller Art werden von den Rednerbühnen gegen uns laut; unsere Handlungen und Gesinnungen werden unaufhörlich mißdeutet und verleumdet. Die Stimmen des Auslandes überwältigen uns, und diese Stimmen sind nicht gleichgültig mehr, seitdem sie mittels der konstitutionellen Formen überall in die Regierungsgewalt einwirken und an die Spitze der Staaten treten, in deren Regierungen sonst eine bessere Einsicht und vielleicht eine Mithilfe zu hoffen war.

Wir finden uns gar nicht oder wenig gegen so vielseitige und stets anwachsende Feindschaft verteidigt. Ohne gleiche Waffen mit den Gegnern uns in Kampf einzulassen, ist kaum ratsam. Von festen Schranken umhegt, vermögen wir gar nicht den freien Raum zu betreten, welchen jene fesselos nach Willkür durchtoben. Doch fühlen wir täglich stärker den Nachteil unseres Schweigens und die erste

Notwendigkeit, auch unſerſeits das Wort zu nehmen. Die Waffenentſcheidung ſelbſt bedarf der Vorbereitung durch das Wort, bedarf der Begleitung desſelben.

Preußen hat nicht nötig, vor dem Auslande zu verſtummen, darf ſeine Entwickelung kühn jeder fremden entgegenſtellen. Das Licht, welches unerkünſtelt aus Preußens wirklichen Beſtandteilen und feſter Bildungsſtufe hervorſtrömt, darf rühmlich leuchten neben jedem anderen, das blendender und gewaltſamer, aber verzehrend und vorübergehend jetzt in anderen Ländern aufblitzt.

Dieſes natürliche Licht wäre nur zu ſammeln und zu zeigen, um manche Enttäuſchung zu bewirken. Die ungeheure Fülle der edelſten Kräfte, der ſchärfſten Einſicht, des reinſten Willens, der gründlichſten Beſtrebungen, der ſchönſten Talente, ſteht dem preußiſchen Staate, daran zweifelt niemand, zugebote.

Soll dies alles unbenutzt bleiben in dieſen Zeiten der Kriſe, welche noch lange anhalten, ſich ſteigern und zuletzt in offenen Waffenkampf ausbrechen kann? Wie können wir für dieſen im voraus die öffentliche Stimmung ſtärken, die fremde gewinnen oder wenigſtens die gegneriſche ſchwächen?

Wir dürfen unſerſeits den Kampf auf dem Felde der Publizität nicht länger meiden und brauchen ihn nicht zu ſcheuen. Hierzu jedoch bedarf es einer eigentümlichen Anordnung, die dem jetzigen Charakter des preußiſchen Staates entſpricht, einer Anordnung, in welcher, wie in faſt allen Gebilden des heutigen Preußens, ein gehöriges Maß der Freiheit einerſeits und der Leitung und Aufſicht anderſeits vereinigt iſt.

Die gegenwärtige Geſetzgebung für die Preſſe ſetzt, darüber dürften die meiſten Stimmen einig ſein, allzu enge Schranken; die rechten und beſten Männer können und werden bei uns nicht vor dem Publikum ſchreibend auftreten ohne einen gewiſſen Spielraum der freien Erörterung und Anregung.

Die Zenſur, wie ſie jetzt beſteht und ausgeübt wird, hindert bei weitem mehr, als ſie zu hindern bezweckt. Der geringe Zenſor kann die höheren Sachen nicht beurteilen und abſchätzen. Ihm will auch *der bedeutende* Schriftſteller, der vielleicht durch Amt und Rang weit

über jenem ſteht, ſich nicht unterordnen. Die Genehmigung eines höheren Zenſors, wäre dieſelbe auch ſtets zu erreichen, würde den Nachteil haben, daß ſie dem Genehmigten ein zu großes Anſehen beilegte und zur Äußerung des Staates erhöbe, was vielleicht nur als Äußerung des einzelnen nützlich und zuläſſig wäre.

Die Preßfreiheit iſt für uns in gewiſſem Sinne ſchon völlig vorhanden, in jedem Übermaß, das ſie irgendwo haben mag; aus allen Ländern, wo ſie beſteht, ſtrömt ſie täglich bei uns ein, in ihrer freiſten Losgelaſſenheit, in ihrer vollſten Friſche, und wir vermögen nicht mehr, ſie abzuwehren. Alle Nachteile, welche die Preßfreiheit uns bringen kann, haben wir demnach in vollem Maße; nur die Vorteile, welche ſie begleiten können und uns beſonders jetzt nützlich ſein dürften, ſind uns abgeſchnitten.

Ein Mittelweg könnte vielleicht ſein, ganzen Klaſſen wie ehemals unter eigener Verantwortlichkeit die Zenſurfreiheit zu bewilligen oder einer großen Anzahl von Individuen perſönlich ein ſolches Privilegium zu verleihen. Beides könnte auch zuſammengehen; daneben aber wären die allgemeinen Zenſurvorſchriften einer neuen Prüfung zu unterziehen.

Die litterariſche Wirkſamkeit wird hier lediglich im Sinne der Regierung gemeint, die Oppoſition bliebe im Auslande zu ſuchen und würde im Inlande nur ſo weit eingeräumt, als ſie wahrhaft nützlich und ſelbſt für den erfolgreichen Kampf gegen das Ausland zweckmäßig wäre. Für das Nichtüberſchreiten der richtigen Schranken bürgten die Perſonen.

Freilich im Widerſpruch gegen den Gang der Zeiten wird ſich nichts erreichen laſſen. Aber das iſt gerade darzulegen, daß Preußen auch nicht in ſolchem Widerſpruch ſteht. Die Sprache würde ſich allerdings, um nur erſt Feld zu gewinnen, hin und wieder zu bequemen haben, und nicht jedes, deſſen wir bei anderen längſt gewohnt, nur allein bei uns noch nicht gewohnt ſind, dürfte gleich befremden und ſtutzig machen.

Iſt hierin kein Anſtoß mehr, ſo ſammle man die Geſinnungen und Talente, die zuverläſſigſten und anerkannteſten, um durchaus ſicher zu gehen, und begünſtige ihre Thätigkeit. Man benutze die

vorhandenen Organe und schaffe deren neue nach Zeit und Gelegenheit.

Eine feststehende Oberleitung hierfür müßte angeordnet werden auf einem Standpunkte, der die politischen Interessen, Rücksichten und Verhältnisse der Regierung jeden Tag soviel als nötig zu überschauen erlaubte, also in naher, persönlich-vertraulicher Verbindung mit dem königlichen Kabinett und mit dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und in leichter Berührung mit den anderen höchsten Staatsbehörden.

Zwanzig, dreißig oder noch mehr in solchem Sinn, wie er eben angegeben wurde, ausgewählte und zusammentretende Männer bildeten eine Gesellschaft, welche unter jener Oberleitung dennoch den Charakter der Freiwilligkeit und Selbständigkeit möglichst zu bewahren hätte. Die Bürgschaft ihres Wirkens läge ganz in ihren Personen, nicht in den Schranken, die ihnen gesetzt würden, sondern die sie selber sich setzten. Die Mitglieder der Gesellschaft wären Autoren und Zensoren zugleich. Auch andere Personen, jeder Wohlgesinnte, der vielleicht nur ein einzigesmal oder nebenher das Wort nehmen möchte, ebenso wohlmeinende Ausländer, jeder Deutsche, der es mit Preußen hält und in Preußen seines eigenen Landes Heil und Schutz erkennt, müßte in jener Gesellschaft für seine Thätigkeit und seinen guten Willen Anhalt, Leitung und Rat finden.

Ein solcher Sammelplatz der mannigfachsten Kräfte und Gaben, verbürgt durch ihre Bestandteile und durch die Stellung des Ganzen, würde Außerordentliches leisten.

Die Staatszeitung fände von dorther immer die angemessenste und möglichste Nahrung. Eine neue Zeitschrift, nach dem von Perthes vorgelegten Plan, ließe sich begründen ꝛc. — — —, Korrespondenzen für fremde Zeitungen, wodurch den feindlichen Artikeln schon zum Teil der Raum genommen würde, könnten von dieser gemeinsamen Mitte ausgehen.

Der Äußerungsweise müßte eine breite Bahn freigegeben bleiben; auf einer streng eingehaltenen, scharfen Linie läßt sich nichts Ergiebiges vollbringen. Nicht bei jeder abweichenden Schattierung der *Farbe, nicht* bei jeder zufälligen Steigerung des Tones darf man er-

schrecken, nicht ohne Not Verfängliches sehen oder gar Gefährliches wittern und Gesinnungen oder Grundsätze verketzern; vielem, was einzeln bedenklich oder schädlich wäre, giebt auch schon die Mannigfaltigkeit und Fülle, in der es sich hervordrängt, durch Satz und Gegensatz eine heilsame Ausgleichung.

Aber eine solche Anstalt, wird man einwenden, stellt sich als eine Art von Macht auf. Die Antwort ist, daß mit Unmächtigem nichts ausgerichtet wird; genug, daß die Regierung diese Macht völlig in ihrer Hand behält; für den Augenblick der wirklichen Gefahr, der ausbrechenden Krise des Krieges würden die Gemüter durch solche Schule trefflich vorbereitet sein. Zu allen übrigen Waffen hätte man dann auch diese der Publizität längst fertig und geübt, die man im Augenblicke der Not leicht zu spät bereitet und anwendet.

Die ganze Sache ist vorerst nur als ein Vorübergehendes angelegt, das in der Folge unnütz werden kann. Was auch im Schoße der Zeiten schlummern mag: völlige Publizität oder gar keine, gleichviel — unsere Anstalt würde ihren Zweck erfüllt haben, wenn sie dazu mitgewirkt hätte, Preußen unversehrt und gekräftigt über eine Krise hinausgeführt zu haben, nach deren Ausgang ihm jede Wahl seiner Bahnen und Gestaltungen unbeschränkt freistehen kann."

In der letzten Woche des August, unmittelbar nachdem vorstehender Aufsatz niedergeschrieben war, kehrte Graf Bernstorff nach Berlin zurück. „Ich konnte mich ihm gegenüber", schrieb Perthes einem Freunde, „vollständig und offen über alles, was mir Deutschlands wegen auf dem Herzen liegt, aussprechen. Über unsere nächste Angelegenheit fand ich ihn einverstanden und er selbst beseitigte die Einwendungen der drei feindlichen Herren mit den Worten: In üble Hände könne jene Sache kommen, das müsse auch Fürst Wittgenstein erfahren haben; theoretisch-philosophierende Schriften, die, wie Herr Ancillon richtig bemerke, ungelesen liegen blieben, würden nicht beabsichtigt; auf die Vortrefflichkeit der Verwaltung könne das Kultusministerium am wenigsten trotzen, und auch das Wort sei eine That. Zum Schlusse sagte mir Bernstorff, er hege das vollste Vertrauen zu einer Sache, die Eichhorn in die Hand nehmen und ich befördern werde." Nach diesen Äußerungen war jede Besorgnis vor dem

Widerſtreben Bernſtorffs beſeitigt; da nun überdies General Witzleben die Zuſtimmung des Königs verſicherte und auch der Kronprinz ſich geneigt erklärt hatte, ſo ſchien die Ausführung des beabſichtigten Unternehmens wahrſcheinlich. Die Art derſelben mußte abhängig ſein von der Perſönlichkeit des Mannes, in deſſen Hände die Leitung gelegt wurde. Wo aber war dieſer Mann zu finden? Perthes hatte ſein Auge auf den geheimen Legationsrat Varnhagen von Enſe gerichtet gehabt, aber das eigene Widerſtreben desſelben und auch das mancher anderen trat dem entgegen. „Nur keinen Schriftſteller von Handwerk", meinte Perthes. Aber vergeblich war jedes Bemühen, einen in Staatsgeſchäften geübten und erfahrenen Mann von freiem Sinn zu finden; mochte man wollen oder nicht, man mußte auf Gelehrte zurückkommen, und nun vereinigten ſich ſchnell alle Stimmen auf Ranke, dem der Regierungsrat von Eichendorf helfend zur Seite ſtehen ſollte. „Statt eine durchgreifende, große, neue Richtung in Preußen entſtehen zu ſehen", ſchrieb Perthes, „werden wir nur eine neue Zeitſchrift erhalten, geiſtvoll ohne allen Zweifel, aber doch nichts als eine Zeitſchrift; der Wille zu Größerem war vorhanden und alle Umſtände günſtig, aber es fehlten die Menſchen zur Ausführung. Es kommt nun darauf an, wenigſtens aus der Zeitſchrift ſogleich alles zu machen, was ſich daraus machen läßt, und dann den rechten Zeitpunkt zu benutzen, um weiter zu gehen." Bei ſeiner Abreiſe aus Berlin am 29. Auguſt ward Perthes beauftragt, dem Grafen Bernſtorff von Gotha aus noch einmal den Plan, der nun zu verfolgen ſei, ſchriftlich vorzulegen. „Drei Ziele ſtehen gegenwärtig dem deutſchen Volke vor Augen", heißt es in Perthes' Brief an den Miniſter: „politiſche Einheit für Deutſchland, Verfaſſung für die deutſchen Staaten, und für die einzelnen das Recht, ſich in Druckſchriften über öffentliche deutſche Angelegenheiten auszuſprechen. Die Ziele ſind groß und gut, aber nur wenige erfaſſen ſie in beſtimmter, abgegrenzter Geſtalt, nur wenige wiſſen, was überhaupt und was jetzt erreichbar iſt; der Mangel an Klarheit der Anſichten und an Erfahrungen im politiſchen Leben verleitet auch die Wohlgeſinnten, Unmögliches zu wollen, heute zu begehren, was doch erſt morgen gewährt werden kann, und den Grund für die Nichterfüllung längſt

gehegter Hoffnungen allein in dem widerwilligen Zögern der Regierungen zu suchen. Diese unruhige, mißmutige Stimmung wird von Abenteurern, Ehrgeizigen, Freiheitsenthusiasten und der ganzen Schar des Brotschreibgesindels benutzt; sie ausschließlich haben sich der Presse bemächtigt und wohl wissend, daß nur Preußen dem Umsturze in Deutschland entgegenzutreten vermag, suchen sie den Samen des Hasses gegen Preußen und dessen König auszustreuen. Wie wenig hiergegen durch die Zensur erreicht wird, läßt in Berlin selbst sich ersehen: jedes verbotene Buch, jede verbotene Zeitung und Flugschrift kann dort in aller Hände gelangen; sie wird gelesen nicht etwa nur in Privathäusern, nein, sie liegt im geheimen öffentlich aus, ist in Leihbibliotheken und zirkuliert in Lesegesellschaften. Das einzige Gegenmittel, von welchem Erfolg zu hoffen ist, liegt in der offenen und oft wiederholten Darlegung der thatsächlichen Zustände und Verhältnisse, so wie sie gegenwärtig wirklich sind, und in der immer auf das neue ausgesprochenen Feststellung und scharfen Begrenzung dessen, was unter Voraussetzung der gegebenen Zustände und Verhältnisse möglich und erreichbar ist. Nicht durch einmaliges Aussprechen, nicht durch einzelne Aufsätze und Schriften ist eine eingreifende Wirkung zu erzielen; nachhaltige und umfassende Thätigkeit wird gefordert. Es möge eine Immediatkommission aus Männern von hoher Stellung im Kabinett und in dem Ministerium gebildet werden. Diese sammle Männer, zuverlässig an Gesinnung, begabt an Talenten und Kenntnissen und geübt, einfach und eindringlich zu schreiben. Sie würden das sich frei bewegende Organ der Immediatkommission bilden, und gestützt auf solche wohlorganisierte Kräfte würde die Regierung die öffentliche Verhandlung öffentlicher Verhältnisse nicht zu scheuen haben. Sie hätte für sich: ihre guten Absichten, ihre gute Verwaltung, die geordneten Zustände, die begabtesten Köpfe; Lüge und Bosheit würden entlarvt, thatsächliche Schäden und Gebrechen würden bekannt, die Irrenden würden berichtigt und das heimtückische Gesindel, welches jetzt im Halbdunkel trefflich gedeiht, würde sich verstecken müssen. In den englischen und französischen, in den deutschen und preußischen Zeitungen müßten in allen Formen und Gestalten die Angriffe zurückgewiesen und die Wahr-

heit geltend gemacht werden; den Provinzialblättern und den täglichen Anzeigern einzelner Orte müßte gesunde Nahrung zugeführt werden, ohne deshalb die Gegenstimmen zu unterdrücken. Aber nicht allein fremder Organe müßte die Regierung sich bedienen, sondern auch eigene gründen, um frei und ungehindert und nach festem Plane nachhaltig sich geltend zu machen. Die Staatszeitung besteht und wird fortbestehen müssen, um ihre begrenzte Aufgabe zu lösen. Neben ihr wäre ein Volksblatt erforderlich, welches das im Guten würde, was die hildburghausische Dorfzeitung im Bösen ist. Von reicher Wirkung könnte die historisch-politische Zeitschrift sein und diese als das am nächsten Liegende und am leichtesten Auszuführende möchte ohne Verzug ins Leben zu rufen sein. Einen bessern oder auch nur andern Plan als den bereits im vorigen Jahr von mir überreichten wüßte ich auch heute nicht anzugeben; die Redaktoren sind bestimmt und zum Zögern liegt kein fernerer Grund vor."

„Ich habe dem Grafen Bernstorff und dem Geheimen Rat Eichhorn die begehrten Mitteilungen gemacht", schrieb Perthes am 20. September an Rist, „und muß nun den Erfolg abwarten. In jedem Falle sind an Orten und unter Personen Verhältnisse durchsprochen worden, die ohne die Betreibung dieses Planes schwerlich auch nur berührt wären. Die Uhr ist aufgezogen, Unruhe bleibt im Werke zurück und sie wird fortlaufen. Mein Aufenthalt in Berlin hat mir freilich manche Gelegenheit gegeben, Schwäche und Schwächen zu erkennen, und doch bin ich mit der festen Überzeugung geschieden, daß im preußischen Gouvernement ein Kern von Wahrheit, Gutem und Redlichem verborgen liegt, der nur des Taus vom Himmel bedarf, um herrlich aufzugehen. Eichhorn ist ein seltener, großartiger Mensch, frisch an Geist, besonnen im Urteil, gediegen und wahrhaft durch und durch und sehr zähe im Ausharren; mürbe wird ihn so leicht niemand machen. Gewiß, keinem einzigen Staate in Europa stehen so viele Männer zugebote, die mit edlen Zwecken soviel Geist, Verstand, Kenntnisse und Tüchtigkeit verbinden; aber es fehlt der Wille, welcher alle diese Kräfte zu einigen und wirksam zu machen wüßte. Der Staat hat in dem Könige ein sehr würdiges Haupt, aber Haupt der Regierung ist er nicht und ist auch nicht durch einen Premierminister

oder Staatskanzler ersetzt. Die Regierung ist nach ihren verschiedenen Zweigen unter die mehreren Ministerien verteilt und diese gehen, ohne die gemeinsame Leitung, nur nebeneinander, oft nicht miteinander und zuweilen gegeneinander. Das Staatsministerium, d. h. die gemeinsame Sitzung aller Minister, kommt nur selten zusammen, und dann fehlen fast immer mehrere Mitglieder wegen Alters oder Krankheit oder Unlust. Untereinander behandeln sich diese Herren mit ehrfurchtsvoller Scheu, und weil jeder das gleiche Interesse hat, die einzelnen Ministerien möglichst unabhängig vom Staatsministerium zu halten, so kann von Kraft und Einheit in der Regierung nicht die Rede sein. So viel sich auch gegen die Hardenbergische Staatsverwaltung sagen läßt, so hatte sie doch in ihrer kräftigeren Zeit einen Halt und Zusammenhang, der jetzt fehlt. Man scheint indessen sehr allgemein überzeugt, daß der Drang der Begebenheiten bald einen Ministerpräsidenten notwendig machen wird; in Preußen wird es nur ein Soldat, ein General von Verdienst sein können. In der von mir betriebenen Angelegenheit wird vor der Hand wohl nichts geschehen, wenn nicht ein Ohngefähr einen neuen Antrieb giebt. Sollte schließlich ein nur litterarisches Kind geboren werden, so ist kein Grund für mich vorhanden, dabei Gevatter zu stehen."

„Ich begreife es", antwortete Rist, „wie den klügsten und besten unter den Regierenden die Notwendigkeit einleuchten muß, auch einmal vor dem Publikum vertreten anstatt immer nur getreten zu werden, und wie daher der Wunsch nach einem recht gediegenen und freisinnigen Blatt in gutem Sinne entstehen konnte. Der von Ihnen entworfene Plan hat Hand und Fuß; etwas so organisch Gesundes und Tüchtiges zu lesen ist eine Freude, und dennoch stehe ich keinen Augenblick an zu sagen: Die Sache ist unausführbar und wird, wenn man sie versucht, einen ganz anderen Charakter annehmen, 1) weil keine Regierung ihren Organen wirkliche Geistes- und Redefreiheit gewähren kann, indem jede ihre schwachen Seiten und wunden Stellen hat, die sie nicht berühren lassen will, und wäre diese wunde Stelle auch nur ein einzelnes schlecht verwaltetes Departement, ein einzelner Fehlgriff oder unbrauchbarer Mann. Auch die Minister sind Menschen. 2) Weil in unseren Tagen sich im Inneren jeder Partei, ja jeder Ansicht und

Farbe wieder eine unendliche Menge individueller Schattierungen erzeugt, die eben, weil sie durch eigene Not und Schmerzen errungen worden sind, auch mit Liebe festgehalten und mit Eifer fortgebildet werden. Die scheinbar Gleichen sind dadurch verhindert, sich in den Urteilen über die Erscheinungen zu begegnen, ja oftmals fühlen sie sich weiter voneinander als von Andersdenkenden getrennt, während früher bei weniger feiner Ausbildung des einzelnen der Parteimann durch dick und dünn mit der Partei ging und es dieser leicht machte, etwas durchzusetzen. 3) Weil schon das Gefühl, unter höchster Anregung und Autorität zu schreiben, dem Geiste, je edler er ist, um desto mehr die feine Würze, die Wonne des Erzeugens raubt, welche allein in fremde Geister dringt und wie ein zweischneidig Schwert Mark und Bein scheidet."

Die Nachrichten, welche Perthes aus Berlin erhielt, sprachen ebenso wenig Hoffnung des Gelingens aus. „Auch unser v. Pfuel weissagt", heißt es in einem Briefe vom 16. September, „von der Angelegenheit, die ihm mitgeteilt wurde, nichts Gutes und bezweifelt jeden Erfolg. Sie scheint seitdem auch völlig eingeschlafen, und ich mußte aus bedeutenden Gesprächen, die ich in den Tagen nach Ihrer Abreise hatte, die tiefste Überzeugnng schöpfen, daß auf der einen Seite ein freier und franker Wille nicht vorhanden ist und auf der anderen der mächtigste und entschlossenste Gegenwille besteht. Ich gebe die Sache völlig auf und muß es thun, da mir von einem Orte her, dem ich die sorgfältigste Rücksicht zu widmen habe, der wohlmeinende Rat erteilt worden, mich auf nichts einzulassen, was nicht ausdrücklich als amtlich befohlen an mich gelangt. Die Jagd, zu der man die Hunde auf den Armen hintragen muß, erklärt das Sprichwort für eine schlechte; die schlechtere aber wäre noch die, wo auch der Jäger keine Lust hätte und wider Willen die Hunde hetzte." Diese Befürchtungen beseitigte Graf Bernstorff, indem er am 14. Oktober an Perthes schrieb, daß nach erfolgter Verständigung mit dem Ministerium des Innern und des Kultus die Herausgabe der historisch-politischen Zeitschrift beginnen könne, sofern die Redaktion derselben sich die von Perthes aufgestellten Grundsätze aneigne und stets in deren Sinne verfahre. „Ihr Plan ist vollständig gebilligt", schrieb ein Freund an Perthes, „und das

Vertrauen zu Ihrer Persönlichkeit ist so groß, daß Sie der Förderung von allen drei Ministerien gewiß sein können. Lassen Sie uns nun frisch Hand ans Werk legen. Ihre Zeitschrift beginnt unter günstigen Auspicien." Während Perthes die nötigen äußeren Anordnungen traf und zugleich dringend darum bat, daß aus dem auswärtigen Ministerium den gelehrten Leitern ein erfahrener Staatsmann als oberer Leiter zugegeben werden möchte, erhielt das ganze Vorhaben eine andere Wendung durch die neuen Vorschläge, welche von der erwählten Redaktion und auch von anderen Seiten gemacht wurden. „Unsere Sache nimmt einen dramatischen Charakter an", meinte Perthes. „Minister und Generale, Diplomaten und Gelehrte, Poeten und Charaktere jeder Art stehen auf der Bühne und wirken mit- und gegeneinander. Für die Prosa aber ist der Augenblick gekommen, zurückzutreten. Hefte, wie die beabsichtigten, werden, wenn sie von einem solchen Manne geschrieben sind, nicht ohne Einfluß bleiben; aber sie sind nur für höhere Staatsbeamte, für Männer von Fach und für höhere politische Kreise bestimmt, die schon dieselbe Richtung haben, also nicht erst mit vieler Mühe und vielen Kosten gewonnen zu werden brauchen. Ich selbst habe etwas anderes beabsichtigt gehabt, habe für einen größeren Plan die Kräfte der Ministerien in Bewegung gebracht. Kommt nun mit vielen Kosten und nach allen den gemachten Anstrengungen nichts als eine wissenschaftliche Quartalschrift, die Schriftsteller und Buchhändler recht wohl für sich allein in Gang bringen könnten, zum Vorschein, so wird es mit vollem Rechte heißen: eine Maus aus einem Berge. Aus diesen und mancherlei persönlichen Gründen trete ich zurück. Ein anderer tüchtiger Verleger wird nicht fehlen."

„Sie dürfen nicht zurücktreten", schrieb General Rühle in seinem und seiner Freunde Namen an Perthes. „Wir alle halten Ihre fortdauernd begleitende Thätigkeit für unerläßlich, damit das wenn jetzt auch in fernerer Zukunft stehende Gesamtinstitut heranwachsen könne. Fehlt Ihre Anregung, Belebung und Weiterförderung, so besorge ich, daß uns allen, die wir uns bei sonstiger großen Verschiedenheit für das Unternehmen interessieren, der gemeinsame und als zuverlässig erkannte Verbindungspunkt entschwinden wird. Auch würde Ihr Zurück-

treten viele befremden und den Grafen Bernstorff, der sich eigentlich nur unter Voraussetzung Ihrer Teilnahme der Sache mit Wärme angenommen hat, scheu machen. Noch haben wir ihm von dem Inhalte Ihres letzten Briefes nicht in Kenntnis gesetzt. Erwägen Sie das alles mit Ruhe, mit Liebe und ohne vorgefaßte Meinung, und lassen Sie uns zustimmende Antwort erhalten." Als Perthes auch jetzt bei seiner Weigerung blieb, wurde das ganze Verhältnis ohne ihn rasch von den verschiedenen Beteiligten in Berlin geordnet und alles bis zur Ankündigung der Zeitschrift zum Abschluß gebracht. Dann erst erhielt Perthes wieder Nachricht. Eindringlich wurden ihm die Nachteile vorgestellt, die für die Sache, und die Unannehmlichkeiten, die für die ihm befreundeten Personen nicht ausbleiben könnten, wenn er jetzt noch sich weigere. „Gut, so will ich, weil ich muß", antwortete Perthes; „eigensinnig mag ich nicht einmal scheinen, und die Gründe, aus denen ich auf das Unternehmen nicht eingehen sollte, kann ich nicht offen darlegen. Es mag also angezeigt werden: Historisch-politische Zeitschrift, herausgegeben von L. Ranke. Erster Jahrgang. Hamburg, bei F. Perthes."

Die Zeitschrift trat im Frühjahr 1832 ins Leben; sie brachte eine Reihe geistvoller, bedeutender Aufsätze, die zum Teil in Fleisch und Blut der deutschen historischen Litteratur übergegangen sind. Dennoch fand sich Perthes bewogen, im Frühjahr 1833 als Verleger von derselben zurückzutreten, und nicht lange darauf ging die Zeitschrift allmählich ein.

Verlauf und vorläufiger Abschluß der politischen Bewegung in Deutschland 1831—1833.

Der Versuch zur Gründung der historisch-politischen Zeitschrift hatte verschiedenartige Männer und Kräfte um sich gesammelt, welche einer politischen Überzeugung bestimmter Art Verbreitung und Geltung verschaffen wollten. Dieser Versuch stand nicht für sich allein; in allen Gegenden Deutschlands vielmehr traten 1831 und 1832

Tagesblätter und Zeitschriften hervor, um den Ansichten, Hoffnungen und Bestrebungen dieser oder jener politischen Kreise Ausdruck und Nachdruck zu sichern. Daß der Inbegriff so vieler alten und neuen Blätter ein Chaos des Für und Gegen bildete, war eine notwendige Folge von dem chaotischen Durcheinander der durch sie vertretenen politischen Überzeugungen und Meinungen. Ein Meinungskrieg aller gegen alle herrschte seit der Julirevolution in Deutschland. Die Anhänger des Liberalismus, welche in Rousseau, und die Anhänger des Konstitutionalismus, welche in Montesquieu ihren Ausgangspunkt fanden, begannen sich zu trennen. Innerhalb des Liberalismus fürchteten bereits die Liberalen den Radikalismus, verachteten die Radikalen den Liberalismus; innerhalb des Konstitutionalismus nahmen die Doktrinäre eine vornehme Haltung den konstitutionellen Alltagsmenschen gegenüber an, welche ihrerseits in den Doktrinären eine neue Form der Aristokratie zu wittern begannen. Von allen diesen im gewöhnlichen Sprachgebrauch mit dem gemeinsamen Namen „Liberale" bezeichneten Parteien fühlte Perthes sich scharf getrennt. „Große Gegensätze", schrieb er einmal, „der Roheit und Bildung, der Gemeinheit und des edlen Sinnes, der gröbsten Selbstsucht und des wärmsten Patriotismus finden sich allerdings unter denen, die sich selbst Liberale nennen und von anderen Liberale genannt werden: aber allen ohne Ausnahme fehlt das Bewußtsein der Sünde unseres Geschlechts; sie alle kennen das Gefühl der Buße, nur das Bedürfnis der Erlösung nicht; und alle wähnen daher, daß die Verhältnisse dieser Welt allein mit der Weisheit dieser Welt zu ordnen seien, und jagen nach einem Paradiese auf Erden, in welchem jedem weltlichen Bedürfnis eines jeden die möglichste Satisfaktion verschafft werde." „Die Gegenwart liebt oft, ohne es zu wissen, den Zustand der Revolution", schrieb er ein anderesmal, „und deshalb sind die Konstitutionen, wie sie heute erstrebt werden, wenig anderes als die Fixierung eines Momentes der Revolution." „Mißtrauen ist das Wesen der konstitutionellen Monarchie", schrieb er bald darauf an Savigny, „so spricht es der National in einer seiner Augustnummern treffend und unumwunden aus, wenn er sagt: ‚Das Vertrauen ist allerdings eine schöne Sache, aber Prinzip jeder Konstitution ist

eine dem Vertrauen ſehr entgegengeſetzte Geſinnung; traue nicht, ruft es aus jedem Jahrzehnt der Geſchichte; traue nicht, ruft es aus jedem Satze der Charte uns entgegen, und wir für unſern Teil wollen nun einmal nicht vertrauen, rufen alle, die eine Garantie begehren.' Ja wohl, Mißtrauen iſt die Seele des konſtitutionellen Staates, und eben deshalb trägt er das Prinzip des Unterganges in ſich ſelbſt. Zwinganſtalten werden die Konſtitutionen ſchaffen, aber die Anſtalten werden nicht ausreichen und Zwingherren werden an ihre Stelle treten, und der Aufruhr auch dieſe verjagen. So wird es wechſeln ſchneller und ſchneller, bis Völker und Fürſten gelernt haben, daß Mißtrauen nicht die Seele des politiſchen Lebens iſt und daß Menſchenweisheit nicht ausreicht, um den Staat zu bauen." „Mögen ſie immerhin ſich mehren", ſchrieb er einem über die wachſende Zahl der Liberalen triumphierenden Mann, „mögen ſie ſich mehren; wenn der Ratten zuviele ſind, freſſen ſie ſich untereinander. Wir werden es erleben."

Die Zahl der Männer, welche den verſchiedenen Parteien des Liberalismus entſchloſſen gegenüberſtanden, war nicht groß, und auch unter ihnen begannen ſcharfe Gegenſätze hervorzutreten, indem ſich ſowohl aus der ſogenannten hiſtoriſchen, durch Namen, wie Niebuhr, Savigny, Eichhorn, vertretenen Schule, wie aus der Schule des Herrn von Haller kleine politiſche Parteien entwickelten, die ſich ſehr entſchieden gegenüberſtanden. „Mir fällt", ſchrieb Perthes, als er Einblick in dieſes Durcheinander bekommen hatte, „das Wort unſeres alten Hamburger Friſeurs von 1813 wieder ein, der von verſchiedenen Seiten gedrängt verzweifelnd ausrief: Jeder hat recht, alle haben unrecht." Um die politiſche Lehre Hallers hatte ſich in Berlin ein kleiner, aber durch Stellung, Begabung und Entſchloſſenheit hervorragender Kreis von Männern geſammelt. Als derſelbe von der Abſicht, die hiſtoriſch-politiſche Zeitſchrift zu gründen, hörte, geriet er gleichfalls in Bewegung und veröffentlichte bereits anfangs Oktober 1831 den Proſpektus des Berliner politiſchen Wochenblattes. Jarke war Redakteur, die Herren v. Gerlach, v. Radowitz, v. Lancizolle wurden als Mitarbeiter und Angehörige der verſchiedenen prinzlichen Hofhalte als *eifrige Förderer* genannt; auch der Einfluß des Fürſten Wittgenſtein

und des Herrn von Kamptz ward nicht verschmäht, obgleich die büreaukratische Tendenz dieser Männer in scharfem innerem Gegensatze zu der Richtung des Wochenblattes stand. „Der Zweck der Zeitschrift sei", heißt es in der Ankündigung derselben, „der Revolution in jeder ihrer Gestalten entgegenzutreten", und daß auch die historisch-politische Zeitschrift als eine dieser Gestalten betrachtet ward, unterliegt keinem Zweifel. Zwar konnte das politische Wochenblatt einzelnen Aufsätzen der historisch-politischen Zeitschrift ein anerkennendes Wort nicht versagen, aber die Feindschaft gegen dieselbe trat doch bald allen erkennbar hervor. Auch in den Briefen an Perthes läßt sich vielfach die Hallersche Richtung mit ihrer rücksichtslosen Entschlossenheit der Rede, mit ihrer Verneinung der nationalen Berechtigung und ihrer Verspottung des nationalen Geistes bemerken. Mancher heftige Angriff auf die Haltung der historisch-politischen Zeitschrift trat hinzu. „An unseren Rippen will jedes Rindvieh seine Hörner wetzen", schrieb ein Mann von Hallerschen Neigungen an Perthes, „und wir sollten uns nicht rühren? Nein, wir werden nicht länger zugeben, daß dem deutschen Philister aufgeblasenes Kalbfleisch für regelrechtes Ochsenfleisch verkauft werde, und wollen den Herren nunmehr zuleibe, die immer halb weiß, halb schwarz, das heißt ebenso schwarz wie weiß sich zeigen, ähnlich den Weihnachtszappelmännern, die grün auf der einen, rot auf der anderen Seite sind." „Nichts mag ich mit Ihren historisch-politischen Leuten zu thun haben", heißt es in einem anderen Briefe an Perthes. „Die Selbstseligkeit und Superklugheit dieser Rasse, die halb Fisch, halb Fleisch und gar nicht Knochen ist, wird immer unerträglicher; das eigentümliche Lachen, die geringschätzige Art, mit welcher sie alles behandelt, was nicht von ihr ausgeht, läßt keinen Frieden mit ihr zu. Und nun gar N.N.; ich muß noch immer der Meinung sein, daß er nach seinem Tode zum Besten der Naturwissenschaft seziert werde, ob er nicht etwa elf Rückenwirbel habe, die man bis jetzt unter allen Säugetieren nur bei der malitiösesten, bösartigsten Affenart gefunden; dazu der Blasebalg in X. und der Ausrufer in Y. und die alte Kanone Anne Marie, eine historische Standesperson, die nur den Prolog spricht und dann auf ihren Lorbeeren ruht." „Mit dem Liberalismus

und jeder anderen politiſchen Richtung kann ich mich auseinanderſetzen", ſchrieb dagegen Perthes, „jede kann ich entſchuldigen, bei jeder auf Rückkehr von dem Irrtum hoffen; aber jedem bin ich und bleibe ich ein erbitterter, unverſöhnlicher Feind, der ſeinem politiſchen Prinzip zuliebe die Nationalität geringſchätzt oder gar verſpottet, und der vergeſſen will, daß er ein Deutſcher iſt; einheimiſch muß ſein, was als wahr und recht gelten ſoll." „Iſt Gefahr da", ſchrieb er um dieſelbe Zeit, „daß Fremdes ſich einſchmeichle oder Fremdes uns Gewalt anthue, ſo muß jeder ſich und auch ſeine Meinung opfern, um Einheit möglich zu machen gegen den Feind; thut er es nicht, ſo iſt er des Verrates am Vaterlande ſchuldig. Ihr Männer, ausgerüſtet mit Geiſt, Kenntnis und Gabe der Sprache, hadert nicht miteinander, haltet feſt zuſammen und thue jeder auf ſeiner Stelle, was er vermag." „Das ‚mitten darauf' iſt freilich das Beſte", ſchrieb Perthes einem heftigen Freunde; „doch kommt viel auf die Manier an. Will man wirken für Wahrheit und Recht, ſo iſt vor allem Beſonnenheit erforderlich. Der Indignation ohne Beſonnenheit ſchlagen die Schlechten und Nüchternen mit Geſchick und Frucht das Bein unter."

Schon um die Zeit der Gründung des politiſchen Wochenblattes zeigten die Anhänger der Hallerſchen Theorie eine entſchiedene Zuneigung zu Rußland, nicht weil ſie die ruſſiſchen Zuſtände liebten, ſondern weil ſie nur in Rußland den feſten Schutz gegen die Revolution des Weſtens ſahen. Den maßloſen Angriffen auf Rußland gegenüber hoben ſie eifrig die Lichtſeiten der ruſſiſchen Regierung und der ruſſiſchen Dynaſtie hervor. „Aus vieljähriger, eigener Anſchauung habe ich", heißt es in einem Briefe an Perthes, „recht wohl die großen Schwierigkeiten kennen gelernt, mit welchen die ruſſiſche Regierung im Innern zu kämpfen hat; aber das kann ich mit voller Wahrheit ſagen, die Vorwürfe, die ihr jetzt in den Blättern von halb Europa gemacht werden, beruhen auf Unkenntnis der Verhältniſſe und auf vorgefaßten Meinungen. Den Deutſchen nehme ich das übel, den Franzoſen nicht; denn die Franzoſen können eine Nation nicht als ebenbürtig anerkennen, welche viel Geſundheit und wenig Hoffart, viel Treue und wenig Gottvergeſſenheit beſitzt." „Nicht oft möchte ſich an Höfen", heißt es in einem anderen Briefe, „ein ſo ſchönes häusliches Verhältnis finden wie an dem ruſſiſchen;

in der Familie ist keine Scheu und starre Ehrfurcht; der Kaiser scheint nur ein väterlicher Freund. In voriger Woche war an drei Abenden Examen des Großfürsten und seiner ihm beigegebenen Mitschüler; besonders in der Geschichte zeichnete der Thronfolger sich aus. Als Leitfaden für den Unterricht ist ein besonderes Heft ausgearbeitet worden, welches der Kaiser in dem Generalstabe in fünfzehn Exemplaren hat drucken lassen; es ist ein merkwürdiges Aktenstück, merkwürdig besonders des Zweckes wegen, zu welchem es verfaßt ward. Bei dem Examen brachte der Kaiser selbst mancherlei Verhältnisse zur Sprache und es entstanden Diskussionen zwischen den Schülern und Lehrern, in welche sich der Kaiser, die Kaiserin und die anwesenden Graf Gollowkin und General Neidhardt mischten. Die Scenen waren nicht allein interessant, sondern würden auch viele, die den Verleumdungen der kaiserlichen Familie williges Ohr leihen, beschämt haben."

Durch Vermittelungen des Berliner politischen Wochenblattes bildete die Hallersche Lehre sich zu einer Macht aus, welche während der nächstfolgenden Jahrzehnte tief in die Geschichte Preußens und Deutschlands eingriff. Heftige Anfeindungen derselben blieben freilich nicht aus und traten auch in den Briefen an Perthes hervor. „Es ist nicht ehrlich", heißt es einmal, „die Revolution wie ein geschlossenes Ganzes zu behandeln, wie eine Person auftreten zu lassen und zu schreiben: ‚Die Revolution will dieses und thut jenes.' Wenn der gemeine Mann so spricht, so weiß ich, daß er die Jakobiner oder die Liberalen, oder diese oder jene Individuen meint und nur ungenau sich ausdrückt; wenn aber der politisch gebildete Mann die Revolution personifiziert, so hat er seine Absichten dabei. Die Bewegungen gegen die bestehenden Gewalten und gegen die bestehende Ordnung sind überall und sind stets gewesen; sie sind immer werdend, nie endend; sie sind, weil ihr Grund nicht in einer, sondern in vielen Ursachen liegt, ein in jedem Momente Wechselndes. Wer nun ihr geistiges und vielartiges und unmeßbares Wesen wie ein einziges, rundes, bequemes Ding handhabt, wird es wohl nur thun, um den selbstgemachten Popanz mit einem einzigen Kraftworte ein für allemal abthun zu können." „Geradezu abgeschmackt ist", schrieb ein preußischer Regierungsrat an Perthes, „das Schimpfen auf die Rheinprovinz, welches sich der gesamte Kreis des politischen Wochen-

blattes tagtäglich erlaubt. Wahr ist es allerdings: das Blatt wird, obschon von so guten Katholiken wie Jarke, Phillips und Radowitz redigiert, doch überall in der Provinz mißmutig beiseite geschoben; aber darin liegt doch wahrlich nicht Auflehnung gegen Preußen, und gewiß ist es, daß in keinem Lande Europas die Gesetze pünktlicher vollzogen und die Steuern regelmäßiger gezahlt werden als am Rhein." „Sie und Ihre Berliner Freunde werden dahin gedrängt werden", heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, „sich frisch, offen und für immer von der Hallerschen Partei zu trennen. Ihr gehört nun einmal nicht dahin. Zurückhaltung kann der guten und ehrlichen Sache, der Ihr dient, nur Schaden bringen; es ist allein das freie, unerschrockene Wort, welches Anklang in der fremden Brust hervorruft. Man kann es nicht länger verhehlen: den Gärungen in den Gemütern liegt ein wahres, unbefriedigtes, längst gefühltes gesellschaftliches Bedürfnis zum Grunde, ohne welches die Revolutionen seit 1789 nicht möglich gewesen wären. Die gefährlichen Theorieen, die nicht neu erfunden, sondern als Waffe gebraucht wurden, so oft ein Kampf entstand, sind nicht die Ursache, sondern die Wirkung." „Es ist schon richtig", schrieb ein anderer Freund an Perthes, „wenn das Wochenblatt immer wieder sagt, daß die wahre Politik darin bestehe, aus den Sachen und nicht aus den Theorieen zu handeln; aber in unserer Zeit lassen sich die Theorieen nicht mehr von den Sachen trennen, denn alle unsere politischen und rechtlichen Zustände und Sachen sind, Gott sei es geklagt, schon im Mistbeet der Theorieen getrieben und nur als Trümmer steht noch hier und da ein Rest Natur. Weniger Natur aber und mehr Theorie als die Herren Hallerianer hat keine andere politische Partei." Als die im Dezember 1833 von Ringseis in München über den revolutionären Geist auf deutschen Universitäten gehaltene Rede gedruckt erschien, schrieb ein Freund an Perthes: „Im Grunde ist diese Rede doch nichts als ein neues Paradestück der Hallerschen Schule, die wenigstens mich nicht packen kann. Diese mittelalterlichen Herrlichkeiten sind mir lieb und wert für die Zeit, in welcher sie lebendig waren; heutzutage, wo sie im Wesen und Leben erloschen und hohl sind wie eine taube Nuß, will ich frischere Kräfte und eine tiefere Bedeutung sehen, als die einer einzelnen Epoche abgeborgten historischen Erscheinungen, deren Verfall ebenso gut Geschichte

ist als ihr Entstehen. Bei der Durchlesung des N.N.schen Manuskripts befiel mich ein wirkliches Grauen vor der Selbsttäuschung, welcher wohlgesinnte und geistreiche Männer ausgesetzt sind, wenn sie es versuchen, ihre individuellen Interessen zur Naturnotwendigkeit und zur göttlichen Ordnung zu erheben. Vortrefflich ist in dem Manuskripte alles Polemische, und die Verwaltungsbehörden können vieles daraus lernen; meisterhaft ist die Schilderung der hohen Kreise und ihrer Ansichten und Schwächen: aber wahrhaft entsetzlich ist bei der Aufstellung des eigenen politischen Gebäudes das frivole Spiel mit Natur und Geschichte, ja mit dem göttlichen Willen selbst, der so bestimmt und zweifellos mitgeteilt wird, als hätte der Verfasser denselben im familiärsten Umgange mit dem lieben Gott nachmittags bei einer Tasse Kaffee unmittelbar vernommen, und doch dient das alles nur, um das ewig Bewegliche zum Stillstand zu bringen und das göttliche Recht der adeligen Güterbesitzer zu erhalten. Auch Ringseis steckt tief in diesem Wust, und überhaupt ist unter den deutschen Gelehrten die hochbeinige Schule nicht ganz klein, während der bedeutendere Adel sich hinter ihnen abwendet und Heil sucht, wo es allein zu finden ist: im Verstehen und Benutzen unserer eigenen Zeit, die schon deshalb lehrreich ist, weil sie nicht mehr wie die frühere eine schon gemachte Geschichte empfängt, um sie ungeändert den Nachkommen zu überliefern."

Der Zwiespalt innerhalb der nicht von dem Liberalismus ergriffenen Kreise mußte um so gefährlicher erscheinen, je weniger die europäischen und die deutschen Verhältnisse während der Jahre 1831, 1832 und 1833 auf eine ruhige und geordnete Zukunft hindeuteten. Als nach dem Falle Warschaus der Kaiser von Rußland am 28. Oktober 1831 den polnischen Krieg für beendet erklärte und am 15. November der Friedens- und Freundschaftsvertrag zwischen den fünf Großmächten und Belgien abgeschlossen war, schien allerdings die Ruhe Deutschlands nach außen gesichert. „Die Zeit gewinnt wieder einen frischen Aufschwung", heißt es in einem Briefe aus Berlin; „es haben sich höchst glückliche Ereignisse zugetragen, welche, mit Weisheit von den Regierungen benutzt, nicht nur der Anarchie kräftig Einhalt thun, sondern auch alles auf einen besseren Fuß stellen werden. Wahrheit, Gerechtigkeit, Ordnung, und was höher ist als alles: Wohlwollen und Liebe

ſei unſer jus divinum.“ Schnell aber traten von allen Seiten neue Verwickelungen ein. Im Februar 1832 erklärte Dom Pedro, die Herrſchaft ſeiner Tochter Dom Miguel gegenüber mit den Waffen herſtellen zu wollen; in Italien kämpften im Januar päpſtliche Truppen gegen die Inſurgenten; einige Wochen ſpäter bemächtigten die Franzoſen ſich Anconas und öſterreichiſche Truppen beſetzten Bologna; am 26. Februar ward Polen dem ruſſiſchen Reiche einverleibt, und Griechenland, noch immer eines Königs wartend, zerfleiſchte ſich ſelbſt; ganz England ſah in höchſter Spannung dem Schickſal der Reformbill entgegen und Frankreich zuckte fieberhaft, bald republikaniſch, bald legitimiſtiſch; im Mai ſtarb Caſimir Périer, im Juni ward Paris in den Belagerungszuſtand erklärt. „Das Gedränge nimmt zu“, ſchrieb Perthes, „wo werden wir in Jahresfriſt ſtehen! Alles naht einer großen Umwandlung, in Deutſchland kann es nicht bleiben wie es iſt, man muß geſtalten; der Bundestag vermag es nicht. Wird Preußen dazu gedrängt werden?“ „Der geſcheiterte Verſuch der Herzogin von Berry iſt meines Erachtens“, heißt es in einem Briefe aus Berlin, „der gelungene Anfang zur Entthronung Louis Philipps, der durch die glimpfliche Entlaſſung ſeiner Feindin vor aller Welt bekennt, daß er das geheime Bewußtſein hege, in einer ſchlechten Sache zu ſtehen. Überhaupt geht das monarchiſche Prinzip an ſolchen Kronen ſchneller als an Republiken zugrunde.“ „Ich weiß nicht“, ſchrieb ein in die franzöſiſchen Verhältniſſe eingeweihter Mann, „ob man dieſesmal ohne Anarchie und Diktatur zu einer bleibenden Ordnung wird gelangen können; aber wenn es einen Weg gab, der Anarchie auszuweichen, ſo war es der, den Caſimir Périer zu ſeinem unſterblichen Ruhme mit großer Konſequenz verfolgt hat. Wer kann die Folgen einer Revolution berechnen, die den Sauerteig aller früheren wieder aufgeregt und den Fraktionen außer dem ihnen ſtets zugebote ſtehenden müßigen Geſindel nicht nur eine Menge plötzlich brotlos gewordener Arbeiter zu Bundesgenoſſen gegeben hat, ſondern auch eine an geiſtige Aufregung gewohnte Jugend, für welche die unterhaltende Gemütsbewegung einer bald ſiegenden, bald beſiegten Oppoſition ein Bedürfnis geworden iſt? Alle dieſe Elemente der Verwirrung ſtehen gegenwärtig in feindſeliger, unmittelbarer Berührung mit der Regierung und ſind zuſammengedrängt in der Hauptſtadt, von

welcher aus sie ihre verderbliche Wirksamkeit über das ganze Königreich verbreiten. Mir scheinen die Schwierigkeiten, die sich der festen Gründung einer politischen Ordnung entgegenstellen, unüberwindlich. List und Gewalt kann vielleicht Jahre hindurch den Aufruhr niederhalten, aber ein Fehler, eine Schwäche der zeitigen Machthaber wird den nur auf Klugheit und Gewalt errichteten Bau immer wieder über den Haufen stürzen; eine feste, wirklich politische Gestaltung Frankreichs möchte nur durch die Geschichte vieler Jahrzehnte möglich werden." „Die französische Regierung bedarf", heißt es in dem Briefe eines österreichischen Staatsmannes, „Ordnung und hat ihre Gesandten auf das ernstlichste angewiesen, sich jedes Verkehres mit den revolutionären Führern zu enthalten. Die französische Nation ist der Unruhe satt, aber Regierung und Nation sind ohnmächtig, um den Tigeraffen von Paris, die nie ermüden, erfolgreich entgegentreten zu können; etwas früher oder später kann ein neuer Umsturz dessen, was besteht, nicht ausbleiben." „Seit Napoleons Sturz ist viel geschehen", schrieb ein anderer, „um die Völker Europas in dem Glauben an den guten Willen ihrer Regierungen irre zu machen: das mit den ausgesprochenen Grundsätzen unzusammenhängende Wiener Machwerk von 1815, der zum Zuchtmeister der Deutschen herabgewürdigte Bundestag, die Karlsbader Beschlüsse, die leichtsinnige Einmischung in die spanischen Händel, die begünstigte Autorität des Despoten in Portugal, das so lange geduldete Unwesen in Braunschweig, der Skandal in Kassel, das Benehmen gegen Holland und Belgien, die sechzig Protokolle, so viele Monumente der Schwäche und Unredlichkeit, die Unklugheit, Polen sich ganz verbluten und zu einer Machtvergrößernng seines Unterdrückers werden zu lassen, und zu dem allem das schweigende Dulden, wenn eine auf so ganz fremden Bahnen der Kultur fortschreitende Macht wie Rußland sich Schritt für Schritt der inneren Angelegenheiten Deutschlands bemächtigt. Konsequenter hätte Europa nicht handeln können, wenn es darauf abgesehen gewesen wäre, der Propaganda von Paris zum Siege zu verhelfen. Den Weg, den die Rezierungen seit 1815 eingeschlagen haben, werden und können sie jetzt nicht plötzlich verlassen, und ebenso wenig wird und kann die Revolutionspartei aufhören, sich den Regierungen entgegenzustellen; immer erneuter Kampf dieser beiden euro-

päiſchen Kräfte, immer wechſelnde Siege und Niederlagen der beiden Kämpfer werden noch auf lange Zeit die Geſchichte Europas ausmachen."

Umringt von den europäiſchen Bewegungen konnte auch Deutſchland nicht zur Ruhe kommen. Norddeutſchland allerdings ſchien gewaltſamen Umſturz nicht mehr fürchten zu müſſen; zwar wechſelten in Braunſchweig, Sachſen, Hannover und Kaſſel die Fürſten oder doch die leitenden Miniſter und neue Verfaſſungen wurden eingeführt, aber die Stimmung im Volke war dennoch nicht auf Umſturz gerichtet. Schon die große und allgemeine Teilnahme, welche die mit dem Jahr 1832 unter Pertz' Leitung erſcheinende Hannöveriſche Zeitung fand, konnte darthun, daß geſunde Tüchtigkeit der Geſinnung noch weit verbreitet war. „Tief aus dem Innerſten meiner Seele ſind Pertz' Worte in der Ankündigung geſprochen," ſchrieb Perthes; ‚Treue iſt der Grundzug des deutſchen Weſens und Treue iſt zugleich die größte Freiheit' und ‚durch die gezwungene Abdankung ſeines Kaiſers konnten dem deutſchen Volke die angeborenen und durch ein Jahrtauſend geheiligten Anſprüche auf Gerechtigkeit und Frieden, auf deren Gewährung alle Fürſtengewalt bei uns beruht, nicht verloren gehen', und ‚was für das ganze Vaterland auf einmal nicht zu erreichen ſtand, das vermögen die Fürſten jeder in ſeinem Bereiche; ſie, die mit unzertrennlichen Banden an die Länder geknüpft ſind, haben den großen Beruf, ihren Völkern zu erſetzen, was durch die Auflöſung des Reichsverbandes an Sicherſtellung des Einzelnen und des Ganzen verloren ging.' Daß ein Mann wie Pertz, als freier Mann von den Beſten unſeres Volkes gekannt, das Tageblatt nicht verſchmäht, um zu unſerm Volke zu ſprechen, adelt das Unternehmen dieſer Zeitung und verpflichtet uns alle zum Dank. Der Mann iſt wahrhaft begeiſtert durch das Ziel, was er inmitten des ſchlechten und elenden Geredes verfolgt: völlig frei iſt er von der Regierung geſtellt, nur ſeiner Überzeugung hat er zu folgen, und ungehört wird ſeine Stimme nicht verhallen." Auch Fremden, die Norddeutſchland betraten, fiel die beſonnene Haltung der Bevölkerung auf. „Ich kenne," ſchrieb Hormayr im September 1832 an Perthes, „Land und Menſchen genau von der türkiſchen Grenze bis zum Lech und Rhein, aber den deutſchen Norden ſehe ich jetzt eigentlich zuerſt. Er ſondert und ſcheidet *ſich ſo ſcharf* vom Süden, wie wenn er eine andere Zunge und einen

anderen Stamm enthielte. Mir scheint die politische Gärung im ganzen Norden ungleich geringer, als man in Wien und München voraussetzt.“ „Eine merkwürdige Erscheinung“, heißt es in einem anderen Briefe, „ist der hannöverische Landtag, und bedeutend für ganz Norddeutschland, insbesondere für Preußen, um so mehr, da er seinen Rückhalt an England hat. Ich denke doch, wir Norddeutsche werden uns etwas verständiger und stattlicher gebärden als die Süddeutschen, deren freisinniges Gewäsch nachgerade allzu fade und unleidlich wird.“

Auch in Norddeutschland trat indessen die Richtung auf eine politische Neugestaltung des gesamten Deutschlands stark genug hervor. „Das Streben nach Einheit Deutschlands“, heißt es in einem Briefe an Perthes, „die zunehmende Gleichgültigkeit gegen die eigene Selbständigkeit und gegen die angeborenen Dynastieen, das Verlangen nach arithmetischer Größe begegnet mir in allen kleineren und mittleren Staaten. Ein glücklicher oder unglücklicher Krieg mit Frankreich könnte für die Mindermächtigen sehr gefährlich werden und seltsame Entschädigungsresultate liefern.“ „Die baldmöglichste Mediatisierung der kleinen Staaten“, schrieb ein anderer, „gehört zu den geheimen Wünschen vieler, wenn sie sich auch wohl hüten, dieselben laut werden zu lassen. Welches Heil könnte auch aus den eingeengten Kreisen für Nationalehre, Nationalbildung und Nationalreichtum entsprießen? Immer siegen zuletzt die Massen und die großen geographischen Umrisse.“ Auf Preußen wurde aber Blick und Neigung durch diese Richtung zunächst noch nicht gewendet. „Ich brauche Sie nicht daran zu erinnern“, heißt es in einem Briefe an Perthes, „wie tief ich während der Jahre 1806 bis 1813 in all und jedes Bestreben zur Befreiung Deutschlands eingeweiht war und mit wie vielen edlen Preußen ich in naher Verbindung stand; aber läßt sich jetzt noch etwas für Deutschland und Preußen hoffen? Die öffentliche Stimmung urteilt sehr ungünstig; man ist nicht nur dem Prinzen Karl von Mecklenburg und Ancillon und Kamptz feind, sondern auch dem Kronprinzen. Seit dem großen Friedrich war dieser Staat die Stütze der Denkfreiheit und des Fortschreitens, und jetzt legt er Fesseln an, beinahe so drückend wie in Österreich.“ „Mit dem Deutschtume ist es ein herrliches Ding“, heißt in einem anderen Briefe aus Norddeutschland, „wenn man es nur nicht ganz synonym mit Preußen-

tum machen will; aber dieſes wie faſt jedes andere ‚tum‘ macht doch ein gar zu großes Maul, möchte Länder und Städte der Staaten und Hoſen und Hemden der einzelnen verſchlingen; da ſoll kein Opfer für die anderen zu groß ſein, und am Ende wird doch nicht viel anderes dabei herauskommen, als daß ein ſchon großer Staat noch größer wird. Wenn man mit Arndt und Stein einige Zeit umgegangen iſt, fühlt man ſich doch in ſeinem Kleinſtaat wieder ganz behaglich; da iſt weniger tönendes Erz, weniger klingende Schelle, und ich mag nun einmal die Poſaunenengel nicht; der Menſch iſt ein ſchwaches Weſen und überbläſt ſich gar leicht, wenn er einmal angeſetzt hat.“ In Preußen ſelbſt wollte es zu einem recht feſten, entſchloſſenen Gang nicht kommen, und als Graf Bernſtorff ſeiner ſehr leidenden Geſundheit wegen im Mai 1832 vom auswärtigen Miniſterium zurückgetreten und durch Ancillon erſetzt war, fürchteten manche, daß die Haltung Preußens noch ungewiſſer werden könne. „Bernſtorffs Rücktritt macht die Zukunft dunkler“, ſchrieb ein Freund an Perthes; „es wird nun ein unbekanntes Element auf die Bühne treten, welches leichter zu bearbeiten, zu hetzen und zu locken ſein wird, als es Bernſtorff bei aller Kränklichkeit war. Ein Comité directoire in Berlin, welches das vive le roi quand même zum Wahlſpruch hat und ſeinen eigenen Plan dem König zum Trotz durchzuführen hofft, iſt doch von manchen Seiten angedeutet.“ „Die bei uns eingetretene Veränderung wird Ihnen nicht ganz unerwartet ſein“, heißt es in einem anderen Briefe aus Berlin; „der Verluſt iſt nicht leicht zu verſchmerzen. Noch bei dem Abſchiede zeigte ſich der edle Charakter des Mannes in voller Schönheit, wenn auch manche Eigenſchaften, deren der Menſch als Werkzeug nach außen bedarf, ſich bei ihm weniger ausgebildet gezeigt haben mögen. Was nun weiter werden wird, müſſen wir abwarten; der Wille iſt gut, an Kräften fehlt es nicht, wohl aber an Kraft, ſie zu gebrauchen, und die Zeiten ſind ſchwierig. Gar mancher erſcheint jetzt von einer düſteren Wolke gedrückt. Seitdem wir uns nicht geſehen, iſt das politiſche Handeln unendlich ſchwerer geworden, und der Zwieſpalt zwiſchen Köchen und Eſſern wird notwendig immer größer, bis man ſich ſchließlich die Teller und Pfannen gegenſeitig an die Köpfe werfen wird. Man will von beiden Seiten ſtets unbedingter ſeine Sache durchſetzen.“

Viel heftiger als im Norden trat im Süden Deutschlands damals Abneigung gegen Preußen und ein auf gewaltsame Umwälzung gerichteter Sinn hervor, welcher von 1831 bis 1833 von Monat zu Monat sich weiter verbreitete. Es war die Zeit, in welcher Zeitschriften, wie Wirths deutsche Tribüne, Siebenpfeifers Westbote, der Hochwächter, der Freisinnige, der Volksfreund, und fliegende Blätter, wie der Ring des Saturnus, die Volkshalle, Proteus, Eulenspiegel, das ABC der Freiheit, erschienen; die „Volksfeste" zu Hambach (Mai 1832), Butzbach, Bergen u. s. w. wurden gefeiert, der Preßverein zur Gründung eines deutschen Reiches mit demokratischer Verfassung ward gestiftet; in einer Anzahl Orte bildeten Komplotte sich aus, traten untereinander und mit geheimen Vereinen des Auslandes in Verbindung und arbeiteten eifrig an den Vorbereitungen zu einer allgemeinen Umwälzung. Auch in jenen Jahren zwar war der edlere und geistige Sinn des jüngeren schwäbischen Geschlechts nicht zum Schweigen gebracht. Im Sommer 1831 erschien Paul Pfizers Briefwechsel zweier Deutschen. „Wir Süddeutsche sind zwar", schrieb darüber Gustav Schwab an Perthes, „etwas stärker vom konstitutionellen Hauch des Westens angeweht; daß indessen das Nationalgefühl auch bei uns kühne Sprecher findet, werden Sie aus dem Briefwechsel zweier Deutschen, der einen unserer edelsten jungen Männer zum Verfasser hat, ersehen haben. Nur mit großer persönlicher Aufopferung hat der geniale Mann seine Überzeugung aussprechen dürfen." Die herrschende Stimmung indessen war eine ganz andere als die, welche in Pfizers Briefwechsel ihren Ausdruck fand. „Jede Teilnahme für Preußen würde mir", schrieb Paul Pfizer im März 1832 an Perthes, „wie die Sachen jetzt stehen, als ein Abfall von der Sache der Volksfreiheit ausgelegt werden, mich in den Augen meiner Landsleute brandmarken und mir alle Hoffnung, auf ihre Ansicht und Gesinnung einzuwirken, ganz zerstören; denn der Unwille gegen Preußen ist besonders infolge seines Benehmens gegen die Polen bei uns so groß und so allgemein, daß selbst die abgesagtesten Franzosenfeinde seinen Namen selten ohne einen Ausdruck des Abscheus oder der Verachtung aussprechen. Der Widerwille der Süddeutschen gegen eine ihnen verhaßte Regierung, deren Benehmen den Haß leider nur zu sehr rechtfertigt, steigt von Tage zu Tage, und mir verbietet mein eigenes politisches

Gewissen, mich von meinen Landsleuten in einem Augenblick zu trennen, in welchem man in Süddeutschland täglich mehr von der thörichten Vorliebe für die Franzosen zurückkommt und eine auf bürgerliche Freiheit gegründete Nationaleinheit verlangt, während Preußen immer unverhohlener sich dem Absolutismus in die Arme wirft, immer inniger sich mit Rußland zu verbrüdern scheint und selbst die bescheidensten Erwartungen der Freiheitsfreunde täuscht. Die Zeit ist noch nicht gekommen, wo auch ein Süddeutscher mit Ehren auf jene Seite treten darf, ohne einen Verrat an den Seinigen zugunsten derer zu begehen, die ihn am Ende doch verleugnen würden. Das deutsche Volk mit seinen Wünschen, seinen Erwartungen und Forderungen auf das jetzt undeutsche Preußen und auf die gegenwärtig in Berlin herrschende Partei zu vertrösten, hätte ich nicht den Mut." „In Süddeutschland sieht es traurig aus", schrieb ein anderer Freund an Perthes; „während elende Schwätzer als Freiheitshelden bewundert werden, gehört es zum guten Ton, mit Verachtung von Preußen und seinem Könige zu sprechen." „Möge Kraft und Weisheit bei Preußen bleiben", schrieb Perthes im März 1832 seinem damals noch in Berlin studierenden Sohn; „täglich, stündlich wachsen die Gefahren im Vaterlande. Der Zustand in Süddeutschland ist zum Entsetzen; die Regierungen werden einzeln das Feuer nicht zu löschen vermögen; es wird von der Gesamtheit Deutschlands Hilfe kommen müssen. Da aber der Bundestag schwerlich fähig ist, entschlossen zu wollen und zu handeln, so werden Preußen und Österreich eingreifen müssen. Strenges, hartes Regiment wird notwendig; wird es aber nicht mit Weisheit geübt, so ist es Öl in das Feuer und alles Bestehende kann wanken."

„Viele Mühe habe ich mir gegeben", hatte ein Freund an Perthes geschrieben, „um den Sitz der revolutionären Propaganda in Süddeutschland und die Quelle der vielen schändlichen Korrespondenzartikel der Pariser Blätter zu entdecken, aber es war vergebens." „An die Wirksamkeit einer französischen Propaganda glaube ich allerdings", antwortete Perthes im September 1832; „das erstemal zeigte sie sich von 1820 bis zur Unterdrückung der piemontesischen Unruhen; blieb damals das Glück den italienischen Liberalen noch einige Monate länger treu, so würden in Süddeutschland ganz besondere Auftritte erfolgt und

manche Männer kompromittiert sein, an die jetzt niemand denkt. Seit 1830 wird Deutschland ohne Zweifel durch den Anhang Lafayettes wieder bearbeitet. Ob geordnete regelmäßige Verbindungen mit französischen Oberen, ob geheime Verbindungen in Deutschland sich gebildet haben, weiß ich nicht, glaube es aber kaum; ist irgendwo ein organisierter Mittelpunkt, so wird es in Stuttgart sein." „Gott regiert die Welt", schrieb Perthes im Dezember 1832 an Karl von Raumer nach Erlangen, „und die Menschen können sie weder zu einem Stockhaus, noch zu einem Narrenhaus machen; auch sind die Menschen so schlimm gar nicht, sondern nur recht abscheulich ungezogene Kinder, die der liebe Gott zuzeiten in die dunkle Ecke stecken muß, damit sie ausbrüllen." Daß Mittelpunkte der Revolution in Süddeutschland vorhanden waren, offenbarte sich im Herbste 1832 und im Frühjahr 1833 immer deutlicher, bis endlich am 3. April 1833 der blutige Aufstand in Frankfurt ausbrach, durch welchen die Revolution zur Herstellung von Deutschlands Einheit mit demokratischer Regierungsform ihren Anfang nehmen sollte. Der schnell unterdrückte Aufruhr verbreitete durch ganz Deutschland Schrecken und Furcht vor Mord und Plünderung und schloß die als unmittelbare Folge der Julirevolution ausgebrochenen, auf gewaltsamen Umsturz gerichteten Bewegungen für längere Jahre ab. Der Groll im Herzen blieb, aber die Richtung desselben auf die That verschwand. Der Bundestag und die einzelnen Regierungen atmeten auf, glaubten dem Streben der Nation nach Ausbildung ständischer Verfassung für die einzelnen Staaten und nach Ausbildung einer politischen Einheitsform für Deutschland keine Rücksicht mehr gewähren zu müssen und begnügten sich, in einer Reihe scharfer Maßregeln polizeilicher Natur ihre wiedergewonnene Stärke zu zeigen. „Ein Trauerspiel ist unsere Zeit", schrieb ein Freund an Perthes, „aber der fünfte Akt ward in der Mitte abgebrochen, und doch wird es uns nicht erspart werden, ihn bis zum Ende auszuspielen." „Eine herbe Reaktion steht uns nun bevor", schrieb ein anderer; „manch bunte Flagge wird schlaff am Stocke herunterhängen oder wohl gar in die Erde vergraben werden." „Kommt es Ihnen nicht auch vor", schrieb Perthes etwas später, „als lebten wir wieder in tiefster Ruhe? Aber der Kessel, auf dem wir sitzen, ist erfüllt von mächtig drängenden Dämpfen; es sind nicht

die aufgeſtutzten Redensarten, nicht die wahnſinnigen Handlungen einer hochmütigen und doch bedauernswürdigen Jugend, es iſt vielmehr das Ungeordnete aller Verhältniſſe, aller Stände und Klaſſen, von denen aus die Gefahr uns droht. Von rechts und links, von hoch und niedrig, von jung und alt iſt auch ſeit 1830 wieder die Heilung verſucht; aber alle ſind bankerott geworden, einer nach dem anderen, und die Polizeiverbote, zu denen man zurückgekehrt iſt, ſind nur ein kurzes Palliativ. Die Zeit wird kommen, in der alles ſich nach einem Gewaltigen ſehnt, und doch auch er wird nur ein Palliativ ſein."

Alle die heftigen Gegenſätze, welche Deutſchland mit beſonderer Heftigkeit von 1830 bis 1833 auf dem politiſchen Gebiete bewegten, wurden durchkreuzt von den in derſelben Zeit lebhaft hervortretenden Kämpfen zwiſchen den Freunden und Feinden des preußiſchen Zollſyſtems. Im Jahre 1828 war das Großherzogtum Heſſen, 1831 das Kurfürſtentum Heſſen demſelben beigetreten, und ſeit dem Sommer 1831 wurden Unterhandlungen mit Bayern und Württemberg geführt, um auch deren Beitritt zu erlangen. „Im Süden erweckt", ſchrieb ein bayeriſcher Diplomat in den erſten Wochen des Jahres 1833 an Perthes, „die Verbindung zwiſchen Bayern und Griechenland den levantiſchen Handelszug wieder zu ſeiner alten Wichtigkeit. Eine Eiſenbahn von Straßburg nach Ulm bringt den Ozean, das Mittelmeer, das Schwarze und Adriatiſche Meer, bringt Rhein und Donau zuſammen. Donau, Main und Weſer zu verbinden iſt ja doch kein Hexenwerk; was vermochten die alten Römer ohne Dampfſchiffahrt und Eiſenbahnen! Die ſächſiſchen Lande ſollen über den Anſchluß an Preußen noch immer ſehr geteilter Anſicht ſein, und es mag auch ſchwer für ſie ſein, Partei zu ergreifen, bevor Bayern die ſeinige genommen hat." Im Frühjahr 1833 war der Anſchluß Bayerns und Württembergs an das preußiſche Syſtem entſchieden. „So iſt denn", ſchrieb im März derſelbe Mann an Perthes, „der Handels- und Zollvertrag nach den heißeſten Wünſchen des Königs Ludwig zu erwünſchtem Ende gediehen; eine Art Einheit Deutſchlands iſt, freilich mit Ausſchluß Öſterreichs, Hannovers und ihrer Streitgenoſſen, zum großen politiſchen und finanziellen Vorteil Preußens hergeſtellt und dadurch das Los der Unterthanen in den kleinen Staaten erträglich gemacht."

Die Verſuche Preußens, auch die deutſchen Staaten der Nordſeeküſte zu gewinnen, ſcheiterten an deren entſchiedenſtem Widerſtreben. „Preußiſch oder nicht preußiſch iſt ein wahres Hamletſches Sein oder Nichtſein geworden“, ſchrieb Hormayr, damals bayeriſcher Geſandter in Hannover, am 30. Januar 1833 an Perthes. „Ich perſönlich bin überzeugt, daß deutſche Wehrkraft und deutſche Nationalbildung nicht von Öſterreich, ſondern nur von Preußen zu erwarten ſteht, und würde meinerſeits preußiſche Hegemonie von Herzen gerne wachſen ſehen; aber übertriebener Dienſteifer mancher Zivil- und Militärbeamten hat Preußen üble Dienſte geleiſtet und viel Argwohn und Mißtrauen erregt, woran es in Hannover ſeit 1803 und 1806 ohnehin nie gefehlt hat. Hannover ſpricht von einer Mediatiſierung, die Hanſeſtädte von einem Selbſtmorde, der in dem Anſchluſſe an den Zollverein liege. Zwiſchen Kurheſſen und Hannover hat der Streit am Bundestage eine ſehr beklagenswerte Bitterkeit angenommen, die jedoch Hannover gleich fallen laſſen wird, ſowie es auf der anderen Seite nur einigen Ernſt zur billigen Berückſichtigung entdeckt, und wirklich hat Preußen denſelben ſchon in der Bundesſitzung vom 17. Januar auf eine erfreuliche Weiſe gezeigt. Hannover iſt durch ſeine drei großen Flußmündungen, durch ſeine lange Nordſeeküſte, durch ſeinen aufblühenden Handel und ſeine eigene reiche Produktion an die Hanſeſtädte und an das Meer gewieſen. Hamburg und Bremen ſind wahre Weltmärkte. Läßt ſich nun ein Mittel denken, die Nordſeeküſte mit dem preußiſchen Syſtem auszuſöhnen und unter einen Hut zu bringen? Sonſt giebt es ſchwerlich eine Möglichkeit zur wahren Handelseinheit Deutſchlands; am 14. Februar iſt in Frankfurt die letzte Friſt der Vermittelung und die Sache iſt eine wahre Nationalangelegenheit.“ „Die Vereinigung der deutſchen Staaten zu einem Zollſyſtem iſt nicht länger zu verſchieben“, antwortete Perthes, „und jeder Verſuch, dieſelbe auf anderem Wege als durch den Anſchluß an Preußen zuſtande zu bringen, muß ſcheitern. Den ſüd- und mitteldeutſchen Staaten wird die Verbindung mit Preußen nicht ſchwierig ſein; aber Holſtein zu gewinnen, hat wohl nie im Plan gelegen, und auch Anſchluß der übrigen Nordſeeküſte werden wir ſelbſt dann ſchwerlich erleben, wenn Hannover nach dem Tode des jetzigen Königs getrennt von England ſein wird. Sollte er indeſſen wirklich zu-

ſtande kommen, ſo würde von der holländiſchen Grenze bis zum Ausfluß der Trave ein geregeltes Kontrebandieren entſtehen; Emden, Oldenburg, Bremen, Stade, Hamburg, Lübeck würden wetteifern, die Einfuhr zu erleichtern, und um den Handel an ihren Platz zu ziehen, wetteifernd durch die Finger ſehen. An eine Bewachung der Küſte durch eine preußiſche Militärzolllinie wird doch ſchwerlich jemand denken. Kann ein geſchloſſener Staat Freihafen geben, ſo könnte, denke ich, das nur föderierte Deutſchland wohl eine Freiküſte zugeſtehen und alles Land nördlich von einer Linie, die von Bentheim bis zur Trave gezogen würde, außerhalb des Zollvereins laſſen. Oldenburg, das nördliche Hannover, die Hanſeſtädte und Holſtein blieben dann ausgeſchloſſen, Grubenhagen, Kalenberg und Braunſchweig wären eingeſchloſſen, auch Mecklenburg kann zutreten, weil es doch eigentlich nur ein Vorland Preußens iſt und kein anderes Intereſſe als Pommern und die übrige Oſtſeeküſte hat.“ „Nie kann die Nordſeeküſte beitreten“, heißt es in einem Briefe aus Norddeutſchland im Frühjahr 1833, „darüber iſt kein Streit unter Männern, die der Verhältniſſe kundig ſind; aber das preußiſche Syſtem iſt auch in ſich nicht haltbar. Daß es nur vom finanziellen und von keinem anderen Standpunkte zu rechtfertigen iſt und das Kontrebandieren nicht zu hindern vermag, bricht ihm den Stab. Bayern und Württemberg werden ſchon deshalb nicht beitreten, weil der Verein nur dann Beſtand haben kann, wenn ſeine Mitglieder zugunſten Preußens ihre Selbſtändigkeit opfern wollen.“ „Nun ſind wir hier wirklich hinein in den großen Zolltopf“, ſchrieb Perthes am 14. April 1833, „ich freue mich darüber, vor allem der politiſchen Folgen wegen, die nicht ausbleiben können; ein großer Schritt zur Einheit des Vaterlandes iſt gethan, bald wird Deutſchland eine Handelseinheit bilden und die Nordſeeküſte als Freiküſte haben. Heftiges Lärmen über Nachteile und Verluſte wird nicht ausbleiben. Denn die Bauern, welche wenig Kolonialwaren und Erzeugniſſe der engliſchen Manufaktur bedürfen, werden ſo wenig wie die in großen Vorteil kommenden Fabrikanten von dem Gewinn, den ſie von dem Zollverein haben, reden, und die Kaufleute wie die Beamten, welche, bis die neuen Verhältniſſe ſich zurechtgezogen haben, manchen ungewohnten Druck *fühlen werden*, ſind es, durch welche die Tagesblätter beherrſcht werden;

aber dennoch ſehe ich mit Gewißheit voraus, daß ſich in nicht zu langer Zeit ganz Deutſchland des Ereigniſſes freuen wird.“ Nachdem durch den Aufruhr in Frankfurt die revolutionären Bewegungen und durch den preußiſch-bayeriſchen Vertrag die Zollverhandlungen zu einem Abſchluß gekommen waren, traten für einige Zeit die politiſchen Intereſſen in den Hintergrund und die litterariſchen wieder hervor.

Litterariſche Gegenſätze 1830—1840.

Die große Litteraturepoche der Deutſchen war längſt aus einer täglich neu ſich erzeugenden lebendigen Kraft zu einem Gegenſtand der Geſchichte geworden; nur Goethe ſtand noch da, ein alter Turm aus vergangener Zeit, und auch er betrachtete ſich bereits als hiſtoriſchen Stoff, den er dem neuen Geſchlechte deutlich und verſtändlich zu machen ſuchte. Auf die Bekanntmachung von „Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben“ war ſeit 1828 die Herausgabe ſeines Briefwechſels mit Schiller gefolgt. Als Perthes den erſten Band desſelben geleſen hatte, ſchrieb er im Dezember 1828 an Riſt: „Lange hat mir nichts ſo wehe gethan und mich ſo indigniert als dieſes Buch. Wie war es Goethe möglich, ſolche Briefe drucken zu laſſen? Daß dieſer Briefwechſel keinen Inhalt hat, iſt natürlich, weil beide Männer nahe genug beieinander wohnten, um alles Wichtige mündlich zu verhandeln; das Bemerkenswerte des ganzen erſten Bandes füllt kaum einen Bogen. Schwach zu werden iſt Goethe wie jeder alte Mann berechtigt, aber nicht Schwäche, ſondern etwas anderes hat ihn verleitet, ſolche Dinge drucken zu laſſen.“ „Der zweite Teil iſt inhaltsſchwer“, ſchrieb Perthes im April 1829, „aber Schillers wegen ſchmerzt er mich tief. Wie hoch oder niedrig die Kritik auch Schiller als Dichter, Hiſtoriker oder Philoſoph ſtellen mag, immer wird man ihn edel und hohen Zielen nachſtrebend finden müſſen; daraus vor allem erklärt ſich die mächtige Einwirkung auf die Jugend nicht nur ſeiner, ſondern jeder Zeit. In dieſem Briefwechſel aber zeigt er ſich im Geſchäftsverkehr, z. B. als Herausgeber der Horen, des Almanachs, kleinlich und berechnend und widerlich gereizt gegen ſolche, welche er zuerſt gereizt hatte. Für den zarten Sinn

Goethes spricht es nicht, daß er durch solche Bekanntmachung sich an dem Namen seines Freundes versündigte. Doch das beiseite, frage ich bei aller Freude an dem Schönen und Geistvollen dieser Briefe: Was ist der Grund und was das Ziel der Männer, die sie schrieben? In Schiller lag ein tiefes religiöses Bedürfnis, aber gegen Goethe wagt er nur ein einzigesmal es zu berühren und nennt es gleichsam zur Entschuldigung Metaphysik, die lange nicht über seine Schwelle gekommen sei. Arme Menschen, diese großen Geister, und weit zurückbleibend hinter dem vorwärtsdringenden Gang der Zeit! Sachte schieben sie jedes Interesse an den gewaltigen Bewegungen zurück, welche unsere Zeit neu sich schuf, und haben eben deshalb auch kein Gefühl für das Vaterland; mit vornehmer Geringschätzung betrachten und behandeln sie von ihrer Geisteshöhe herab das Menschengeschlecht und können doch nicht lassen, kleinlich um dessen Gunst und Beifall sich abzumühen. Grade deshalb, weil meine Verehrung für Goethe und Schiller so groß ist, ergreift mich Schmerz und Unwillen über die Offenbarungen sittlichen Unwertes." „Mit Ekel erfüllt mich", schrieb ein Freund an Perthes, „das Jauchzen der Enthusiasten über den Gewinn, hohe Geister hinter dem Vorhange und in der Nachtmütze belauschen zu können; lehrreich aber für alle bleibt es, zu sehen, welche Not und Mühe auch solchen Männern das Arbeiten und Schaffen machte. Beinahe Mitleiden habe ich darüber gehabt, wie die beiden sich mit den dürren, klappernden ästhetisch-philosophischen Terminologieen und Definitionen herumbalgen, ohne von der Stelle kommen zu können. In Summa ist mir aus dem Briefwechsel der naive Stier an der Ilm, wie Claudius ihn einmal nannte, doch lieber geworden als der sentimentale Jenenser."

Am 22. März 1832 starb Goethe. „Er hat den Lauf", schrieb Perthes, „in besonnenem Bewußtsein vollendet, ohne die Zerstörung der Geistesorgane durch das Alter zu erfahren; er hat, was diese Erde darzubieten vermag, aufgenommen, erkannt, erfühlt, erforscht, durchlebt. Reicher ist wohl keiner vom Diesseits ins Jenseits getreten. Er liebte und strebte; im Schauen wird Klarheit und Reinheit ihm gewährt werden. Mit seinem Tode scheint mir die große Entwickelungsperiode deutscher Bildung völlig geschlossen: aus ihr und für sie haben *wir die reichsten*, vielseitigsten, umfassendsten Materialien zum Erkennen

des wahren Herganges und Fortganges; wir haben Briefwechsel von Bodmer, Rabener, Gellert, Klopstock, Garve an bis zu denen von Hamann, Jacobi, Voß, Forster, Baggesen, Solger, Erhard; wir haben gesammelte Werke, Selbstbiographieen und Denkwürdigkeiten verschiedenster Art bis zu Rehberg hin, und durch alle hindurch ziehen sich von Klopstock bis zum heutigen Tage Goethes Selbstbekenntnisse als roter Faden. Wer wird das Mannigfaltige ernster, tiefer, lebendiger Bestrebungen eines vollen Jahrhunderts zu einem Bilde, in einen Rahmen zusammenfassen?" „Wie Sie, haben auch mich", schrieb Perthes 1833 an Rist, „die Goetheschen Briefe an Lavater ergötzt, doch nicht allein ergötzt; es sind ein Dutzend Stellen darin, die in die tiefste Tiefe gehen. Deshalb aber setze ich die Briefe an Schiller nicht zurück; man kann nicht immer jung bleiben, und alles zu seiner Zeit und an seinem Orte. Gerade das, was Sie von den späteren Briefen Goethes an Schiller abwendet, ist richtiges und folgerechtes Resultat des in den Briefen an Lavater hervortretenden entschlossenen Verschmähens tieferer Wahrheiten. Alles das Edle, was wir ohne Gottes Wort und Gnade gewonnen haben, reicht nicht einmal aus, um den Menschen zu genügen, viel weniger, um uns vor dem Angesichte Gottes wohlgefällig zu machen. Es hat in sich selbst keine Dauer und Gewähr, hängt mit der Gemeinheit und der Selbstsucht immer noch irgendwie fest zusammen und neigt sich gar leicht so tief vor deren Gewalt, daß es aufhört, ein Edles zu sein. ‚Jede Seele, die da leben will, muß gewürzt sein von der Hand des Geistes mit dem Worte der Wahrheit. So nur besitzt sie die Mitgift für die Ewigkeit, so nur eine Tod und Sünde, Faulheit und Lüge abwehrende Kraft.'" „In Goethes ‚Einzelheiten, Maximen und Reflexionen' liegt", schrieb Perthes um dieselbe Zeit, „außerordentlich Gedachtes, Erfahrenes und trefflich Ausgesprochenes; aber solche aphoristische Sätze geben doch meist nur Halbwahres, woran Geber und Nehmer schuld sein mögen." „Den Goethe-Zelterschen Briefwechsel habe ich mit außerordentlicher Freude gelesen", schrieb er 1834; „seine Bedeutung für die geistige Geschichte dieser Zeit wird erst später anerkannt werden; mir ist er tief in das Innere gedrungen, weil er in dem langen Zeitraum absteigenden Lebensganges die stets sich mindernde Richtung zur Welt, ohne es zu wissen und zu wollen, darlegt. Wie viel und wie

wenig ohne Streben nach beiſtehender Hilfe von oben geleiſtet zu werden vermag, zeigt ſich hier an Männern von Kraft und Geiſt höchſten Ranges. So liebenswürdig beide erſcheinen, hat mich doch ein Grauen über das entſetzliche Nichts eines ſo großen Übermaßes von Geiſt und Leben erfaßt, welches abſichtlich jede Beziehung zu Gott beiſeite ſchiebt. Zelter war immer wahr, ſcharf, treffend; die alte Heldengeſtalt und den Löwenkopf des Mannes vergißt man gewiß niemals. Der Einfluß der papierenen, nur litterariſchen Zeit auf Goethe tritt auch in dieſem Briefwechſel deutlich genug hervor. Wem käme es heute in den Sinn, alles, was gerade im Geiſte auftaucht, durch ſofortiges Niederſchreiben für die Nachwelt zu bewahren?“ „Goethe tritt“, antwortete ihm ein Freund, „in dieſen Briefen doch ſchon recht abgeſetzt, ablehnend und, wie wir Kupferſtichſammler es nennen, verblaſen hervor, im Gegenſatze zu der derben und friſchen Kraft Zelters, deſſen Vergötterung Goethes mir höchſt merkwürdig iſt. Der Mann hatte ſich ſo feſt an Goethe geſogen, daß er ihn auszuſaugen ſcheint; während er ſelbſt innerlich erſtarkt und ſicherer auftritt, ermattet Goethe und liefert am Ende nichts mehr als kraftloſe, nur halbwahre Leberreime. Bei Goethes Charakteriſtik darf der Frankfurter Philiſter, der ihm tief in den Knochen ſteckt, nicht aus den Augen gelaſſen werden; der Frankfurter Philiſter trieb ihn, ſich ſo gern zu den Vornehmen zu halten, und um nicht in ſeinen bequemen Lebensanſichten geſtört zu werden, allen Mittelpunkten größeren und regſameren Menſchenverkehrs fern zu bleiben, ohne welche die Welt ihm immer nur die Geſtalt und den Gehalt einer weimariſchen Geheimratsſtube behalten konnte.“ Im Jahre 1835 erſchien Goethes „Briefwechſel mit einem Kinde“. Nach dem erſten raſchen Leſen ſchrieb Perthes einem Freunde: „Das iſt eine großartige Dichtung voll innerer Wahrheit, voll des Tiefſten, Lebendigſten, Geiſtreichſten; an Schärfe der Weltanſchauung unübertrefflich. Darſtellung und Sprache des Kindes iſt ſchwerlich in der deutſchen Litteratur übertroffen; ein Denkmal iſt Goethe geſetzt, aber ein betrübendes iſt es: wie öde erſcheint hier die Seele des großen, allumfaſſenden Geiſtes. Armer Goethe! Weil er nicht vermochte, ſolcher Liebe als Stern zu dem Lichte der Wahrheit vorzuleuchten, bereitete er dieſem Verhältniſſe dieſes Ende. Getröſtet wird er ſich haben; beſaß er doch eine reiche Sammlung ſonſt ſo ſeltener Kindesexemplare im Spiritus

seiner Dichtung aufbewahrt. Die erlauchte Weisheit der Nüchternen, die allerdings der Welt den Halt geben, wird nicht ermangeln, in der Schöpferin dieser Dichtung einen Kandidaten des Wahnsinns zu wittern. Mag sein, aber es ist der Wahnsinn jedes großen Dichters." „Neusebachs Rezension über des Kindes Briefe", schrieb Perthes etwas später, „ist lehrreich genug; aber in das Großartige der Dichtung einzugehen, hat er nicht vermocht; seine Arbeit sieht aus, als wäre sie von Walter Scotts Antiquar. Die äußere sachliche Wahrheit in dem Werke ist gleichgültig; innere Wahrheit, erlebt in der Seele der Dichterin, erfüllt die ganze Erzählung. Es ist ein durch und durch deutsches Buch, und Engländer und Franzosen sollen wohl bleiben lassen, es zu übertragen." „Ich lese jetzt den Briefwechsel Bettinas", heißt es in einem Briefe an Perthes, „die selbst ein herrliches und gewaltiges Buch ist. Wenn das seltsame Kind sich aufrichtet, ihr selbstgeschaffenes Ideal zu umarmen, ragt sie hoch über dasselbe hinaus und greift natürlich in die Wolken. Auch Eckermanns Gespräche haben mich sehr ergötzt; aus dem wilden Vogel ist Goethe doch zuletzt ein recht braver, verständiger, ja billiger Mann geworden, und man könnte sich allenfalls erbauen, wenn man denkt, er sei nun mit so verständigem und wohlwollendem Gemüt hinübergegangen." „Der Gräfin Bernstorff Brief an Goethe ist in jeder Hinsicht vortrefflich", schrieb Perthes 1838. „Manche Jahre mag sie Trieb und Willen gehabt haben, in Liebe so an den alten Freund zu schreiben, aber es ward ihr schwer, diese Sache mit diesem Manne zu besprechen; das immer höher werdende Alter erinnerte sie zu eilen. Nun hat sie geschrieben — tief und innig, ernst und wahr. Goethes Antwort dagegen überschüttet wie kaltes Wasser; doch konnte er nicht anders, und nach seiner Natur und von seinem Standpunkt aus spricht er mit Würde."

Mit gleicher Teilnahme wie die Goethe-Litteratur verfolgte Perthes auch die vielen anderen damals erscheinenden Schriften, welche den Ausgang des vorigen und den Anfang dieses Jahrhunderts näher aufhellten; bald kürzer, bald ausführlicher sprach er sich in Briefen an Freunde darüber aus. „Rehbergs gesammelte Schriften sind überaus anziehend und unterrichtend", heißt es einmal. „In lebendiger

Weise hat er seine Memoiren durch Aneinanderreihen seiner kleineren Schriften gebildet; aber darin hat er gefehlt, daß er manche derselben seinen späteren Ansichten entsprechend umarbeitete, z. B. die über den Adel. Es wäre von Bedeutung gewesen, zu wissen, wie Rehberg dieses Verhältnis vor dreißig Jahren ansah und wie er durch Zeit und Umstände und unter Einfluß von Eichhorns Rechtsgeschichte dahin kam, sich in seiner früheren Ansicht zu ändern." „An dem ‚Leben des Berliner Arztes Heim', herausgegeben von seinem Schwiegersohne Keßler, werden Sie sich freuen", schrieb Perthes 1835. „Echt deutsch im besten Sinne, die lebendigste Handfestigkeit, starke Sinnlichkeit und Lebensluft, vereinigt mit großem Talente und ernster Sittlichkeit; wenig christliche Erkenntnis, aber wahrer und wirklicher christlicher Sinn. Unsere Jünglinge mögen sich in diesem Spiegel beschauen!" Im Jahre 1838 erschienen ‚Niebuhrs Lebensnachrichten'. „Welch ein unerschöpflicher Schatz für den Gang deutscher gelehrter Bildung", schrieb Perthes an Rist, „welcher Schatz an Erfahrungen in beschränkten und in großartigen Lebensverhältnissen, in Andeutungen und Mitteilungen über Ereignisse und Persönlichkeiten unserer Zeit! Ich glaube, daß niemals noch ein Mensch seiner ganzen Wesenheit, seiner Art und Weise nach in allen Richtungen so klar, so offen, so vollständig erkennbar wie Niebuhr durch die Folge dieser Briefe dargelegt worden ist, und welch ein guter Mensch in Liebe, in Reinheit, in Wahrhaftigkeit. Er blieb sich gleich bis zum letzten Tage seines Lebens; er blieb ein gutes Kind mit manchen nicht unbedeutenden Unarten; er selbst erkannte dieselben früh; aber er vermochte nicht, sie abzulegen, vielleicht deshalb nicht, weil sie in seiner körperlichen Organisation begründet waren. Sie schreiben: ‚Wenig fehlte Niebuhr, um ein beinahe vollendeter Mensch zu sein, dieses Wenige aber war sehr viel: Demut und Empfänglichkeit für die Mystik des Glaubens.' Das ist richtig und wahr, aber doch nicht in jedem Sinne. Vor Gott besaß Niebuhr Demut und auch vor sittlicher Größe, wenn er sie in der Geschichte fand; aber es fehlte ihm an Gerechtigkeit gegen handelnde Personen in der Gegenwart. Er fuhr zusammen und ergrimmte, wenn er entdeckte, daß auch bedeutende Männer arme Sünder seien; aber wenn er der Aufwallung

des Augenblickes sich entrissen, wenn er sich besonnen und seiner inneren Ungerechtigkeit sich bewußt geworden war, so ward sehr oft der tiefe Grund der Liebe in ihm recht erkennbar und mit wahrer, großer Demut suchte er gut zu machen, wo er gefehlt. Es ist eine schwer wiegende Wahrheit, die Niebuhr ausspricht, wenn er schreibt: ‚Überhaupt verschwand mir selten das Bewußtsein eines Gedankens hinter der Anschauung seines Inhaltes und Gegenstandes.‘ Ist das aber nicht dasselbe Übel, mit dem wir alle, die wir unsere Bildung in dieser räsonnierenden, verwissenschaftlichten Zeit erhielten, behaftet sind? Ein Seufzer zu Gott ist mehr als ein Gedanke an ihn; das liebende Vertrauen zu dem Versöhner ist mehr als eine apologetische Betrachtung auch des gläubigsten Theologen. Die Empfänglichkeit für die Mystik des Glaubens überhaupt fehlte Niebuhr gewiß nicht, aber ihm fehlte die Sicherheit der christlichen Grundlage, und doch hätte er sie, dessen bin ich gewiß, gewonnen, wenn er länger gelebt hätte. Als ich ihn zwei Jahre vor seinem Tode zuletzt sah, wurde es mir gewiß, daß er nahe daran war.“ „Ein erfolgreiches und nachhaltiges Einwirken auf die öffentlichen Verhältnisse wurde Niebuhr“, schrieb Perthes ein anderesmal, „unter anderm auch dadurch erschwert, daß er seine Erkenntnis des Volkes und sein Verständnis des Seins und der Verhältnisse desselben überschätzte. Nie hat er auf das Thun und Treiben des gemeinen Mannes eingehen können, und doch that er sich gerne darauf etwas zugute, auch das einzelne desselben zu verstehen, wie er sich denn auch für einen durch und durch eingeweihten Banquier hielt. Ein noch größerer Nachteil für seine politische Wirksamkeit war es, daß er aus einem Dänen unmittelbar ein Preuße ward. Seine Eltern, obschon deutschen Stammes, hatten dänisches Gepräge, seine höhere Ausbildung in den entscheidenden Jahren geistiger Entwickelung erhielt er in Kopenhagen. Als er sich nach Preußen verpflanzt hatte, ward er sogleich in dessen Unglück verwickelt und seine edle Natur gab sich gerade deshalb nun mit vollem Herzen und mit allen Kräften des Geistes diesem Staate hin. Darüber aber kam er nie dazu, ein Deutscher zu werden, sondern blieb leidenschaftlicher und einseitiger Preuße, wenn er auch das, was in dem Lande vorging, oftmals heftig schmähte. Das alles aber kann nicht hindern,

daß alle, denen Kopf und Herz auf rechter Stelle ist, Ihnen beistimmen, wenn Sie sagen: ‚Nun aber, wie er war, bleibt unser Niebuhr ein Schatz der Nation und seine Lebensbeschreibung ein rührendes Denkmal irdischer Schönheit und Vergänglichkeit.‘ Unter den vorangegangenen Männern stand keiner meinem Herzen, meinem Geiste näher als Niebuhr. Wie Sie, bewundere ich den Sinn, die Klarheit, die Haltung, die in den Einleitungen und biographischen Übersichten der Lebensnachrichten waltet; wie rein, wie liebend, wie gerecht steht unsere Freundin Hensler über dem Gegenstand. Ich meine, dergleichen ist unserer Nation noch nicht dargebracht worden: bei solcher Liebe zu der Person solche Freiheit des Geistes im Urteil! Diesen Eindruck rufen die Lebensnachrichten auch allgemein hervor.“

Das Erscheinen so vieler Biographieen, Briefwechsel und gesammelter Schriften aus dem letztverflossenen Jahrhundert kann wohl als der litterarische Ausdruck für eine Stimmung gelten, welche sich bedingt und gebunden durch die Voreltern fühlte und vielleicht auch mehr geneigt war, die Vergangenheit zu bewundern, als in der Gegenwart zu leben; herrschend aber blieb dennoch fast in allen Zweigen der Litteratur das unruhige Drängen, welches den Zusammenhang mit der Vergangenheit brechen und die Kraft des einzelnen in ihrer Vereinzelung möglichst zur Geltung bringen wollte. Als nun zu dieser lange schon übermächtigen Richtung das durch die Julirevolution auf das neue heftig angeregte Gelüste hinzutrat, sich von aller sozialen, politischen und kirchlichen Ordnung loszumachen, schien eine Litteratur in Deutschland erwachsen zu sollen, welche in dem Herabziehen aller geistigen Größen ihre Lust, im Genusse des Augenblicks ihr Ziel und in der Alleinberechtigung der sinnlichen Natur der Menschen die Rechtfertigung für ungeordnete und sündliche Neigungen jeder Art suchte und fand. Schon Heine hatte diesen Ton angeschlagen; Börne machte 1834 Lamennais' „Paroles d'un croyant“ allgemein in Deutschland bekannt. „Lamennais ist ein Greuel“, schrieb Perthes im Oktober 1834, „ein Todesstoß für die Kirche, die solche Priester erzeugen konnte. Bis auf diesen Punkt vermag nur ein Mann zu kommen, der 1830 lebt und zugleich ein Franzose ist. Sein Auftreten deutet *darauf hin*, daß der französischen Nation die letzten Zeiten nahen —

wie bald? kann freilich niemand ſagen.“ Auf dem einmal betretenen Wege fanden ſich eine ſo große Zahl jüngerer Männer, namentlich des nördlichen Deutſchlands zuſammen, daß ſie, obſchon ſittlich und künſtleriſch noch große Unterſchiede unter ihnen ſtattfanden, mit dem gemeinſchaftlichen Namen „das junge Deutſchland“ bezeichnet wurden. Im Jahre 1834 gab Wienbarg die äſthetiſchen Feldzüge, Laube die Reiſenovellen, 1835 Gutzkow Wally und die Vorrede zu Schleiermachers Briefen über Schlegels Lucinde, Mundt den litterariſchen Zodiakus und die Madonna heraus.

„Es iſt eine neue Zeitſchrift aufgetaucht“, ſchrieb Perthes im April 1835 an Rift, „der ‚Litterariſche Zodiakus‘ von Th. Mundt, Schriften in bunter Reihe. Manch Getier dieſes Tierkreiſes überſchreit, überpfeift, überpiept ſich in neueſter Überſchwenglichkeit meiſt geiſtreichlächerlich und widerlich; aber es brüllt zuweilen auch der Löwe. Die Briefe des öſtereichiſchen Obriſten von Meyern haben mich ergriffen, die Briefe Bollmanns, der Lafayette befreien wollte, laſſen ein edles Jünglingsgemüt moderner Art erkennen und ſind ein höchſt bezeichnendes Bild der erſten Revolutionszeit“. „Herr Mundt hat ſich nun“, ſchrieb Perthes einige Monate ſpäter, „durch ſeine Madonna als Vorkämpfer für die Emanzipation des Fleiſches hingeſtellt, zwar verblümter, aber nicht beſſer als die anderen Herren. Doch das möchte hingehen, junge Leute machen wohl dumme Streiche; aber junge Leute vor allen müſſen edlen Sinnes ſein, und die Art, in welcher Mundt ſich für erlittene Kränkung an Steffens und Göſchel rächt, iſt das Gegenteil von edel“. „Dank für die Madonna“, ſchrieb Ukert an Perthes. „Das junge Deutſchland macht gleich bei ſeinem erſten Ausfluge ſo gewaltige Anſtrengungen, daß ſeine Kraft bald erlahmen wird. Das Volk möchte gerne ſo etwas, wie die frühere Sturm- und Drangperiode herbeiführen; aber Rolands Schwert ſetzt Rolands Arm voraus“. „Die jungen Herren ſind“, ſchrieb Friedrich Jacobs an Perthes, „trunken von Hochmut, Dünkel und franzöſiſcher Ruchloſigkeit, und da ſie in dieſem Zuſtande alles, was ihnen in den Sinn kommt, herausſprudeln, ſo ſcheinen ſie, wie alle Trunkene, ſtärker, als ſie wirklich ſind. Gott wird ſchon ſorgen, daß auch die Giftbäume nicht in den Himmel wachſen“. „Sie wiſſen, mein lieber

Freund", schrieb Perthes im Dezember 1835 an Rist, „daß ich meiner ganzen Natur nach positiv bin und stets auf das Zustandebringen hinsehe und mich wenig um die schlechten Nester gräme, die sich einem guten Bau ansetzen; Gottes Weltregierung bedient sich auch des Negativen, um das Positive zu erreichen. Je älter ich werde, deste klarer erkenne ich das. Unsere Zeit macht, indem sie das Unwahre sich auf die höchste Spitze treiben läßt, dasselbe in seiner ganzen Unwahrheit deutlich und befreit die Wahrheit von der verführenden Kraft ihres Zerrbildes. Ich lasse mich daher weder durch die Politik mit ihren wankenden Ereignissen unbehaglich, langweilig oder mutlos machen, noch durch die greulichen Verirrungen in den geistigen, sittlichen und religiösen Zuständen unserer Zeit erschrecken; sie kommen nicht von ungefähr und nicht aus blauer Luft, sondern sind lange vorbereitet und werden in ihrer jetzigen matten Gestalt nur dazu dienen, dem lebenden Geschlechte die Augen zu öffnen über die Gefahren, die schon lange in den ihrem Wesen nach gleichen, ihrer äußeren Erscheinung nach aber schöneren und verdeckteren Verirrungen früherer Jahre verborgen lagen." „Im vorigen Jahrhundert verstand", hatte Perthes schon zwei Jahre früher geschrieben, „die öffentliche Meinung unter Aberglauben den Glauben, unter Frömmelei das Frommsein, unter Unterdrückung das Festhalten an dem rechtlichen Besitzstand. Die Stimmführer nahmen äußeres Umtreiben in der Tageslitteratur für Bildung und Indifferenz für Milde; ihr Freisinn bestand in phantastischer Erwartung eines Lafayetteschen Amerikanismus. Die Richtung dieser öffentlichen Meinung war überall hart und steif gegen jedes Positive, sie nannte das: Kampf für Licht und Wahrheit, und fragte doch mit Pilatus höhnisch: Was ist Wahrheit? Wer des Positiven sich annahm, wurde als Obskurant gehaßt, verschrieen, verfolgt, und auf der Bank der öffentlichen Meinung saßen nicht etwa nur die Unmündigen und Enthusiasten, sondern auch die schriftgelehrten Altweisen in ganzer Masse." „Die Xenien und manche Kritiken der beiden Schlegel enthalten", schrieb Perthes 1835, „in schönerer Form dieselbe jeder Pietät entblößte Schonungslosigkeit, mit welcher jetzt über jedes und jeden abgeurteilt wird. Goethes Wahlverwandtschaften, Schlegels Lucinde und Schleiermachers Briefe über die Lucinde haben schon den Weg betreten, der heute bis zu Mundts

Madonna und Gutzkows Wally geführt hat, und es ist mir eben recht und ist auch ersprießlich, daß jetzt das junge Deutschland dem Faß den Boden ausschlägt. Ihm selbst ist freilich die Geschichte ein Altweibermärchen, aber anderen werden die Augen aufgehen. Gar merkwürdig ist die neueste Schrift gegen Gutzkow und Konsorten: Rohmer an die moderne Belletristik. Der liederlichen jungen Belletristik und ihrer jugendlichen Anmaßung tritt aufgeblähte Spekulatristik in jugendlichem Stolze gar ergötzlich entgegen; König Lear und sein Narr in eins; Weisheit und Narrheit untrennbar untereinander gerührt; übrigens mit Talent geschrieben; Goethes Mamsell Philine dient als Ouvertüre." „Sie haben recht", schrieb Rist an Perthes, „das junge Deutschland ist so wenig jung wie deutsch und am wenigsten neu. Solche Gesellen hat es immer gegeben, eben fällt mir Thümmel ein; das Neue ist nur, daß diese Burschе so großes Aufsehen erregen und eine Wichtigkeit gewinnen, die das Pygmäenartige der heutigen Generation recht deutlich bezeichnet."

Die litterarischen und nichtlitterarischen Tollheiten und Verkehrtheiten der Zeit wurden nach der Julirevolution ähnlich wie schon einmal zur Zeit der Karlsbader Schlüsse in manchen Kreisen den Universitäten als Verschuldungen zugerechnet. „Wenn man bedenkt", heißt es in einem Briefe an Perthes, „daß die gesamte wissenschaftlich gebildete junge Generation ihre Richtung durch die Universitäten erhielt, so wird man sich nicht über die Verrücktheit und das Böse der jungen Burschen wundern; kann man auch Trauben lesen von den Dornen, oder Feigen von den Disteln? Ein fauler Baum bringt arge Früchte. Soll uns Hilfe werden, so muß der Baum, der nicht gute Früchte bringt, abgehauen und ins Feuer geworfen werden. Wer einen Brand löschen will, muß das Wasser nicht in die Flammen, sondern auf den Stoff gießen, welcher die Flammen aussendet". „Die Hausväter, aber nicht die Professoren muß man", schrieb ein anderer an Perthes, „über die Universitäten hören. Die Professoren dürfen keine Stimme haben, denn sie stehen mitten inne und an guter Meinung von sich selbst fehlt es ihnen nicht; sie wollen führen und sind blind; sie sollen das Salz der Jugend sein, aber das Salz ist dumm geworden; sie hegen und pflegen die Studenten und vertuschen, um sie nicht zu entbehren, allen Schaden, wie die Jagdbeamten die Verwüstungen der wilden Schweine. Gerne

möchte ich mich einmal öffentlich darüber aussprechen, aber man greift in ein Wespennest; denn die Kerls sind alle entweder Schriftsteller oder Rezensenten." „Es ist eine seltsame Stellung", heißt es in einem gleichzeitigen Briefe an Perthes, „welche der höhere Lehrstand zum Leben wie zur Wissenschaft einnimmt. Sie kennen nun so viele akademische Gelehrte, sagen Sie mir aufrichtig, wie viele unter denselben Sie gefunden haben, die natürliche Menschen wären und nicht irgendeine an milden Wahnsinn grenzende Eigentümlichkeit hätten? Der Beamte freilich geht auch in Schnürbrust einher, aber er ist doch gezwungen, das Gesamtleben seiner Zeit mitzuleben, und tausenderlei Verhältnisse arbeiten ihn durch und pflügen den Boden seines Herzens auch für den Empfang des Samenkorns, während der Akademiker in hochmütiger und selbstsüchtiger Absonderung nur an seine einzelne Wissenschaft, an litterarische Reibungen und an manche recht kleinliche sonstige Dinge zu denken hat." „Was Sie schreiben", antwortete Perthes, „klingt hart, hat aber seine Wahrheit, jedoch nur für die kleinen Universitäten; auf den preußischen möchte wenig der Art sich noch finden; auch in Göttingen dringt frisches Blut ein und in Leipzig nimmt Dünkel und Staketenreiterei ab: aber überall auch das Eigentümliche und eigentlich Anziehende. Wie unter dem Adel, den Handwerkern, den Krämern, den Stämmen, so schwindet auch unter den Gelehrten das Alteigentümliche mit reißender Schnelligkeit. Noch fünfzig Jahre weiter, und die Theaterdichter werden, um Stoff für Charakterrollen zu finden, zurückgreifen müssen in unsere bunte Jugendzeit; unsere Söhne, dann altgeworden, werden sagen: Ja, als wir Kinder waren, hörte man doch noch von Tyrannen und Junkern, von Pedanten und Genies, von Mecklenburgern und Schwaben, von mildem Wahnsinn und von tollem; jetzt ist alles gleich, alles alt und kalt." Indessen wurde doch auch mancher frische Zug gesunder Jugendlichkeit von den hart angeklagten Universitäten Perthes bekannt. „Vetter N. macht mir jeden Tag Freude", heißt es z. B. einmal in einem Briefe aus Halle, „und erinnert mich an die eignen jugendlichsten Studentenjahre. Der gute Kerl steht in der Nacht um eins auf und läuft drei Stunden weit, um auf dem Petersberge einmal die Sonne aufgehen zu sehen und heißes Cichorienwasser zum *Frühstück zu* trinken. Wie glücklich war ich, als ich das auch noch

konnte! Der Herr beschütze die Güte des jungen Burschen und mache, daß, wenn ihm die Erfahrung wird, daß andere Menschen nicht so viel Respekt vor der aufgehenden Sonne haben wie er, er das für einzelne Anomalie halte und in sich zutraulich und wohlig bleibe."

Die Bundesversammlung teilte zwar, wie ihre Verordnungen gezeigt hatten, die Ansicht, nach welcher die Universitäten als eigentlicher Herd des Übels aufgefaßt wurden; aber sie versäumte deshalb nicht, auch dem, was ihr als arge Frucht des faulen Baums erschien, mit scharfen Polizeiwaffen entgegenzutreten. Als sie im Dezember 1835 ein allgemeines Verbot der Schriften des jungen Deutschlands erlassen hatte, war dem weiteren Wachsen dieses Zweiges der Litteratur vorläufig ein Ziel gesetzt; aber die Richtung selbst konnte auf diesem Wege weder beseitigt noch unschädlich gemacht werden, sie wucherte fort und trat mit dem Anfange des Jahres 1838 in der von Ruge und Echtermeyer herausgegebenen, anfangs Hallische, seit 1841 Deutsche Jahrbücher für Litteratur und Kunst genannten Zeitschrift wieder hinaus auf den öffentlichen Kampfplatz. Jetzt aber hatte sie statt des belletristischen Kleides ein vornehmes philosophisches Gewand angethan und erregte des neuen Kleides wegen in den ersten Jahren große und allgemeine Aufmerksamkeit. „Notwendig müssen Sie sich", schrieb Perthes im Januar 1838, „die Hallischen Jahrbücher ansehen. Wenn sie fortgeführt werden, wie sie begonnen sind, so werden sie eine merkwürdige Erscheinung sein; Scharfsinn und Gelehrsamkeit, Schlauheit und Gewandtheit, genaue Kenntnis von Sachen und Personen stehen der Redaktion zugebote; wo das hinaus will, wird sich noch erst zeigen müssen." „Das Ding hegeliert und straußiert mir zu viel", heißt es in einem Briefe an Perthes, „als daß ich rechtes Vertrauen fassen könnte; auch sind manche entschiedene Nichtsnutze dabei interessiert: doch kann ich nicht leugnen, daß mehrere Arbeiten von großer Frische und Tüchtigkeit bereits darin vorgekommen sind, und für ein Unglück halte ich es nicht, wenn es sich auch öffentlich ausspricht, daß die alten Herren überall in Retraite sind." „Der Kampf der Hegelianer nimmt einen immer bösartigeren Charakter an", schrieb Perthes im August 1839. „Die Berliner Jahrbücher bringen die giftigsten Angriffe auf Stahl, Twesten und Julius Müller, und den Hallischen Jahrbüchern kann man

Geiſt und Kraft nicht abſprechen. Die Art der Waffen iſt dieſen Hegelianern gleichgültig, aber eben die ſchlechten Mittel, deren ſie ſich bedienen, werden ihnen ſelbſt den Tod bringen; ſonſt wäre der Stand der Dinge gefährlich.“ „Sie werden einen ſchweren Kampf zu beſtehen haben“, ſchrieb Perthes einige Wochen ſpäter einem tief in den Streit verwickelten Freund, „und faſt bezweifle ich, daß der Sieg vor der Hand auf Ihrer Seite ſein wird. Hegel muß nicht allein ein ausgezeichneter Geiſt, ſondern auch ein Mann von großer Kraft des Charakters geweſen ſein, ſonſt hätte er einen ſolchen Kreis von Kämpfern nimmermehr bilden können. In dem Formalen ſeiner Philoſophie muß irgendein Tiefgeiſtiges verborgen ſein, welches ihr den ſtets wachſenden Einfluß verſchafft. Es handelt ſich jetzt nicht mehr um die Philoſophie allein; in alle einzelnen Wiſſenſchaften, in alle Zweige der Litteratur iſt dieſe Philoſophie eingedrungen, und ſelbſt die entſchiedenen Gegner derſelben können ſich ihrem Einfluſſe nicht entziehen. Nun aber hat ſich zugleich eine junge Rotte der Waffen der Hegelſchen Philoſophie bemächtigt, um ſie als Mittel zu gebrauchen, ihr eigenes Thun und Treiben zu bemänteln und ihre eigenen Abſichten durchzuſetzen; ſie iſt begabt genug, um zu bethören und auch ehrbare wiſſenſchaftliche Männer an ihrem Strange mitziehen zu laſſen. Mit großem Geſchick hat ſie den Feldzug eröffnet; das Haupttreffen bilden die Halliſchen Jahrbücher; die Seitenflügel haben die Berliner litterariſche Zeitung und Mundts Freihafen als Plänkler inne; als Arrièregarde ſtehen die etwas veralteten Berliner Jahrbücher da; nebenbei ſind Spione und Korreſpondenten beſtellt für alle öffentlichen Blätter, ſogar für den Hamburgiſchen Korreſpondenten. Sinn und Geiſt dieſes einbrechenden Feindes iſt nicht beſſer als mit einem Ausdrucke des ſeligen Niebuhr zu bezeichnen: ‚Es iſt die Philoſophie, welche die materialiſtiſchen Neigungen des Pöbels geiſtig zu rechtfertigen unternimmt.‘ Deshalb aber braucht der ehrliche Mann ſeinen Troſt noch nicht im Tode zu ſuchen; es giebt ſich alles mit der Zeit und es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Ich habe auf andere Art ähnlichen Gang mit der Kantiſchen Philoſophie erlebt. Die jungen Leute warfen mit Kantiſchen Formeln und Terminologieen um ſich, lernten nichts, ſahen auf Chriſtentum *und Wiſſenſchaften* verächtlich herab, wurden die ſchalſten Männer, die

erbärmlichſten Geiſtlichen und Beamten. Das Gezücht iſt vergangen, Kants Verdienſt aber in Ehren geblieben. Den Junghegelianern prophezeie ich eine viel kürzere Lebenszeit, weil die Ingredienzien ſchlimmer ſind: Sittenloſigkeit und Frechheit — das frißt ſich bald untereinander ſelbſt auf."

Bewegungen innerhalb des Proteſtantismus 1830—1840.

Weder die jungdeutſche, noch die junghegelſche Bewegung war von einem religiöſen oder auch nur theologiſchen Intereſſe poſitiver oder negativer Art ausgegangen; da ſie aber die völlige Ungebundenheit des einzelnen im Geiſtigen wie im Fleiſchlichen begehrte, mußte ſie im Chriſtentum einen unverſöhnlichen Feind erblicken und dasſelbe angreifen, wo und wie es möglich war. Um die Zeit dieſer Angriffe hatten ſich nicht nur innerhalb des Chriſtentums, ſondern auch innerhalb des Proteſtantismus die Gegenſätze ſo geſchärft, daß der Widerſtand gegen den rückſichtslos anſtürmenden Feind weſentlich erſchwert ward. In denſelben Jahren, in welchen Wally, die Madonna u. ſ. w. erſchienen, hatte ſich auch in chriſtlich lebendigen Kreiſen eine Richtung gezeigt, die nicht ohne Luſt Chriſtliches mit Sinnlichem vermengte und nicht laſſen konnte, das zu beſprechen, was unausgeſprochen zu bleiben beſtimmt iſt. Wie das junge Deutſchland Heiliges auf dieſem Wege unheilig zu machen verſucht hatte, glaubten einzelne Kreiſe des nördlichen Deutſchlands das Unheilige heilig machen zu können. Spuren ſeltſamer Verirrungen ſolcher Art finden ſich in manchen Briefen an Perthes vor. Er ſelbſt war völlig unzugänglich für dieſelben und hat durch entſchloſſenes Entgegentreten zur rechten Zeit einzelne zurückgehalten, in dieſe Richtung hineinzugehen, und andere, die ſich ihr hingegeben hatten, doch vor unbeſonnenem öffentlichen Auftreten bewahrt. „Zuerſt danke ich Ihnen", heißt es in einem Briefe an Perthes, „für die unumwundene Rückſichtsloſigkeit, mit der Sie mir geſchrieben haben, ich erkenne darin Ihre Treue. Sie haben mir einen Spiegel vorgehalten, und ich ſehe darin ein Angeſicht, welches Ähnlichkeit mit dem meinigen hat, aber mich aus den unendlich gebrochenen Wellen des Zeitgeiſtes grauenvoll

anblickt. Eine Rehabilitation des Fleisches habe ich nie gewollt, wohl aber möchte ich dem wahrhaft Heiligen in dem Christlich-Sinnlichen zu seinem selten erkannten und oft verkannten Rechte verhelfen; nur auf diesem Wege kann das Wort unter uns Fleisch werden. Vielleicht aber war ich nicht wortlos genug und habe zu viel ausgesprochen, und die ästhetisch-musikalische Wahrheit nicht genugsam durch poetische Stimmung getragen und umhüllt; aufwärts muß man schauen, nicht abwärts. Himmelaufsehend steht man fröhlich auf des Turmes Knopf; nur wer ängstlich wird, blickt in die Tiefe und ist verloren. Darin mag ich gefehlt haben, aber die Idee selbst ist wahr und aufgeben werde ich sie nie." „So wie die heilige christliche Wahrheit hineingetaucht wird in das Meer der Sinnlichkeit", antwortete Perthes, „und nun eine Sekte sich ihrer bemeistert, wird die entsetzlichste Entartung nicht ausbleiben. Sehen Sie nach Königsberg. Wahrscheinlich übertreiben die bis jetzt bekannt gewordenen Nachrichten, und wenigstens hoffe ich, daß Ebel, den ich seit langen Jahren kenne, sich reinigen wird; aber ein warnendes Zeichen bleibt immer, was dort vorgegangen ist." So viel Aufsehen auch namentlich die Königsberger Angelegenheit in den Jahren 1835 und 1836 vorübergehend hervorrief, standen die Verirrungen dieser Art doch zu vereinzelt, um eine eingreifende Bedeutung für den Gang der religiösen Entwickelung gewinnen zu können. Zunächst war es vielmehr die Kirchenfrage, um welche die Kämpfe der Zeit sich drehten.

Länger als ein Jahrzehnt war die Union der lutherischen und reformierten Kirche, wie sie seit 1817 für Preußen und mehrere andere Länder bestand, durch die geistigen Strömungen der Zeit getragen und fortgeführt worden, so daß auch in den nicht unierten Gegenden, wie z. B. in Hannover, Sachsen, Mecklenburg, die dortigen lutherischen Kirchenzustände sich im Wesen nicht von denen der Union unterschieden. Der Kampf gegen die Union ward, soweit er überhaupt bestand, mit wenigen Ausnahmen nicht gegen den Inhalt, sondern gegen die Einführung derselben durch die politische Gewalt, also eigentlich nur gegen das Staatskirchentum geführt. Von einzelnen aber war allerdings schon immer die Union selbst bekämpft und ihr gegenüber die ausschließliche Berechtigung der lutherischen Bekenntnisschriften geltend gemacht. Diese Bewegung gegen die Union und für die Trennung der protestantischen

Konfessionen breitete sich seit dem Jahre 1830 weiter aus, wurde kräftiger und angreifender. In Schlesien traten, auf Pastor Scheibels Anstoß, eine Zahl nichtunierter lutherischer Gemeinden zusammen und wollten als letzter Rest der wahren, zu Recht bestehenden preußischen Landeskirche betrachtet sein. Die tiefeingreifende Bedeutung, welche die altlutherische Bewegung anderthalb Jahrzehnt später gewinnen sollte, ahnte damals wohl niemand. Noch 1835 schrieb ein die Zeit scharf beobachtender Theologe an Perthes: „Um das schlesische Überluthertum machen Sie sich wohl zu viel Sorge. Es ist eine unbedeutende Sache, die, verkehrt behandelt und durch Regierungsgewaltthätigkeit gereizt, zwar eine Partei schaffen kann, aber nur auf kurze Zeit; notwendig muß sie in sich selbst verlaufen, weil sie eine minder wichtige Einzelheit zum Mittelpunkt des ganzen christlichen Wesens erhebt. Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer und etliche schlesische Gemeinden noch keinen Riß in die Kirche. Sehr erfreut hat mich Tholucks Äußerung am Schlusse der Vorrede, nach welcher er lieber an der im Glauben kräftigen Wissenschaft bauen als kämpfen, lieber zum theologischen Nährstand als zum theologischen Wehrstand gehören will.“ Um eben diese Zeit aber hatte sich bereits die „Evangelische Kirchenzeitung“ und der Kreis, der um sie gesammelt war, den altlutherischen Bewegungen, wenn auch noch nicht angeschlossen, doch zugeneigt. In welcher Weise diese Zuneigung in einzelnen geistig hervorragenden Männern vermittelt ward, spricht sich deutlich in einem Briefe an Perthes aus: „Wie ich aus einem naseweisen Heiden zu der Furcht des Herrn und zu dem sehnlichsten Wunsche gekommen bin, mich und mein ganzes Wesen von dem Sauerteige Christi durchdringen zu lassen? Mit der Furcht im eigentlichsten Sinne, mit Zittern und Schaudern fing es an. Ich sah für weltlich unerreichbare Sünden in meinem und in anderer Leben Strafen so unausweichbar und in so wunderbarer direkter, rein geistiger Entwickelung sich heranbilden, daß ich nicht wußte, wohin mit meiner Angst. Von mir und von anderen einzelnen ward mein Blick auf ganze Nationen und auf Jahrhunderte gewendet. Die Erkenntnis nicht allein einer Nemesis, sondern einer göttlichen Ordnung überhaupt in den allgemeinen Wandlungen der Geschichte führten mich der Kirche bestimmter zu, als ich früher je ihr angehört hatte. Dazu kam noch ein

anderes: eine fürchterliche Lücke scheint mir in unser gesamtes Leben dadurch gerissen, daß jede Macht beseitigt ist, welche den Schuft, der klug genug war, um nicht dem Kriminalgericht zu verfallen, strafen und den guten Menschen, der formell einmal das Recht verletzte, trösten und heben kann. Früher war die Kirche diese Macht und ihr Verschwinden hat unaussagbares Unglück über alle unsere gesellschaftlich-sittlichen Verhältnisse gebracht. Die Möglichkeit des Mißbrauches durch die einzelnen Menschen, welche die Kirche repräsentieren, zugegeben, sehne ich mich doch nach der Rückkehr einer so sittlich-mächtigen Kirche, nähere mich denen, die kirchlich eifrig bemüht sind, und lasse mich, trotz der großen Augen alter Freunde, in den Kreisen derer, die Pietisten heißen, sehen. Die Buhlerei des herrschenden Protestantismus mit heidnischer Verstandesbildung und seine altkluge Sattheit oder weichliche Schwelgerei im Umgange mit dem Herrn widerte mich an und schob mich dem Katholicismus zu, bis ich in Zittern und Schaudern vor seiner Gesetzlichkeit und in Furcht vor ihm wie vor einer grimmigen, gespenstischen Macht in mir zusammenbrach und nun zuerst in meinem Leben begriff, was Luther den lebendigen Glauben genannt hat. Meine Gespensterfurcht ist hin, ich weiß, was Christus gewollt hat, ich weiß, daß es sich nicht allein um das politisch-sittliche Institut der Kirche, sondern um noch ein ganz anderes Königreich des Herrn in den Herzen handelt. Aus den Zeiten aber, in denen ich dem Katholicismus huldigte, ist mir die Erkenntnis geblieben, wie allerdings diese Kirche in vielen Zeiten und an vielen Orten die notwendige war und ist, und daß die äußere Gestalt der Kirche nicht ohne Einfluß bleibt auf die Bewahrung des Gottesreiches im Innern. Gott hat auch damit seine Pläne gehabt, und wenn er eine Zeit lang die Geister der Menschen zur Verwüstung der Kirche lenkte, so sehe ich nicht ein, warum nicht auch ich den Glauben an die Notwendigkeit einer Macht der Kirche, der in mir sich festgesetzt hat, als eine Leitung Gottes ansehen und, so viel an mir ist, helfen sollte, Freiheit und Machtgestaltung der Kirche zu erkämpfen. Vor dem Mißbrauch soll sich niemand fürchten; Mißbrauch ist bei allem Lebendigen möglich; nur das Mechanische, das Tote, das Rad in der Uhr thut ohne Abirrung seinen Dienst. Aus diesen Gründen finde ich so viel Freude an den Berliner Lutheranern

und habe N. insonderheit lieb, weil er so viel Eifer und Wärme für diese Seite des kirchlichen Daseins hat."

„Wenn es wahr wäre", heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, „was die Katholiken behaupten, daß Gott in ihrer Kirche eine Autorität eingesetzt habe, die alle zweifelhaften Fragen mit unfehlbarer Irrtumslosigkeit zu schlichten angewiesen und befähigt sei, so würde ich je eher desto lieber katholisch werden. Nun ist es aber nicht wahr; der Eintritt in die katholische Kirche würde mich also um keinen Schritt weiter führen, und ich muß nach einem Wege suchen, der mich ohne eine auf jede Frage irrtumslos antwortende Autorität zur Ruhe führt. Ich sehe nun, daß die lutherische Kirche auf dem festen Grunde des Glaubens an die Göttlichkeit der Offenbarung in allem Wesentlichen zu denselben Resultaten gekommen ist, die mir nach demütiger und ernster Forschung in der Schrift zu wissen beschieden sind. Ich fühle und erkenne es daher als Pflicht, mich mit meinen Überzeugungen und Bestrebungen nicht zu isolieren, und schließe mich mit voller Liebe an die Gleichgesinnten an und trage selbst Bedenken, mit denen, welchen ich im allgemeinen traue und die ich in Hinsicht der Glaubenskraft so hoch über mich stelle, wie Luther, in Differenz über untergeordnete Fragen zu kommen." „Der Buchstabe der Schrift hat eine gebieterische Gewalt", schrieb ein anderer aus diesen Kreisen an Perthes, „und die symbolischen Bücher der lutherischen Kirche sprechen aus, was der Buchstabe gebietet, und wir haben zu gehorchen. Das nennt man heute intolerant und fanatisch: aber doch nur, weil man duldsam jeden nennt, dem Kraft und Eifer der Überzeugung fehlt. Wir sollen jedermann der Nase nachgehen lassen, aber nur, damit jeder jeden an der Nase führen kann, wohin es ihm beliebt. Gott sei Dank, noch lebt der, welcher dieser Mummerei ein Ende machen und die Irreführer auf die Finger schlagen wird." „Freunde kann sich die Kirchenzeitung wenig machen", heißt es in einem etwas späteren Briefe an Perthes; „es ist ihr mit allem ein so gar bitterer Ernst und sie schneidet in das innerste Leben ein, wenn es gilt, einen verborgenen Schaden herauszuziehen; aber danken muß ihr jeder, dem es um die Sache selbst und nur um die Sache zu thun ist. Mag sie einseitig ausschließlich von ihrem Standpunkte urteilen; — wollte Gott,

es stünden alle auf so festem Boden wie sie und berichtigten sich dann aneinander."

An Stimmen gegen eine Richtung, welche, wie manche fürchteten, schließlich dahin gelangen würde, Luther ohne Melanchthon und ohne Calvin als alleinigen Repräsentanten und die Konkordienformel als den endlichen Abschluß der Reformation zu betrachten, fehlt es in den Briefen an Perthes nicht. „Es riecht jetzt beinahe schon nach Rationalismus", heißt es einmal, „wenn man auf die Worte des Heilandes selbst sich stützt und sein ewiges Heil nicht ausschließlich auf den Buchstaben der Augsburgischen Konfession und der Konkordienformel gründen will. Höchstens die harten Worte des Alten Testamentes oder die dunklen der Offenbarung Johannis führt das eifernde Geschlecht noch im Munde." „Ich kenne kein Christentum", heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, „welches nicht eine Heilsanstalt für alle Welt wäre; der Pferch aber, in den unsere heutigen Theologen es einsperren wollen, ist so eng, daß kaum irgendjemand zu dem Gastmahl des großen Königs gelangen kann, am wenigsten die hochmütigen Geister, welche ohne Barmherzigkeit mit feurigem Schwerte vor dem Heiligtume stehen und so singuläre Feierkleider, wie niemand sie besitzt, von den Eintretenden fordern. Der Geist ist aus der Kirche unserer neuen Theologen entflohen, aber der Buchstabe stellt sich mit dem Knittel vor die Thür und weist, wie grobes Gesinde, jeden ab, der ihm nicht gefällt, während der Herr doch sein Mahl für alle ohne Ausnahme zugerichtet hatte. Ja, ich bin sogar fest überzeugt, daß die Heilsanstalt Christi auch dem zugute kommt, welcher sie leugnet und verschmäht. Christus hat ein geistiges Reich geschaffen, welches uns umgiebt wie eine Atmosphäre, aus der wir nicht herauskommen können, wenn wir auch wollen. Geist und Bildung unserer Zeit sind so durchaus christlich, daß auch der Leugner, auch der Jude sich ihrem belebenden Einflusse nicht entziehen können." Oftmals klagte Neander auch in diesen Jahren schmerzlich über die Versuche, das christliche Leben in Formen äußeren Kirchentums zu versteinern. „Neander in seiner Abgeschlossenheit und großartigen Unschuld glaubte", äußerte Perthes 1836, „das Christentum ohne äußere Kirche bewahren zu können; nun sieht er, daß alles auseinander weicht und in Individualitäten zerbröckelt, von denen gar

manche keck in gewichtiger Wiſſenſchaftlichkeit die Axt an die Wurzel des Chriſtentums legen. Er muß wohl ſchmerzlich ſich ergriffen fühlen von den neueſten Bewegungen der Zeit. Die pſychiſche Ariſtokratie ſeiner unſichtbaren Kirche wird alle, die nicht Neander ſind, dem Hochmute überliefern. Die einzelnen führt Gott unmittelbar; um aber auch die Nationen und die Menſchheit zu führen, ordnete er die Kirche an, welche die offenbarte Wahrheit bewahren und die Menſchheit an und zu derſelben heranbilden ſoll. Vielleicht würden wir weiter ſein in dem verwirrenden Streite, wenn in der Kirche ihre bewahrende und erziehende Seite ſchärfer in das Auge gefaßt würde.“ Seine alte Hoffnung auf das künftige Erwachſen einer allgemeinen Kirche aus der Doppelwurzel des Proteſtantismus und des römiſchen Katholicismus hielt Perthes auch jetzt feſt und ſprach ſie vielfach aus. „Vor allem erinnere ich Sie daran“, antwortete ihm auf ſolche Mitteilungen ein Freund aus Hamburg, „daß ſchon Heine den Lotteriekollekteurs und den Hamburgern jeden Sinn für den Katholicismus abgeſprochen hat; in ſo fremdartiger Umgebung ſind mir daher meine eigenen Anſichten allmählich ſo paradox vorgekommen, wie das von der Sintflut herſtammende Granitgerölle auf dem angeſchwemmten Boden der Lüneburger Heide. Nun haben Ihre katholiſchen Phantaſieen alte Erinnerungen wieder wach gemacht und möglicherweiſe in mir den einzigen Hamburger getroffen, der als guter evangeliſcher Katholik über die zerſtörte kirchliche Einheit trauert und ſich weder durch die Konkordienformel der Schleſier, noch durch die unſichtbare Kirche Neanders, welche der deutſchen Nationalität nach der Schlacht bei Jena verwandt iſt, tröſten laſſen kann. Wie damals auf den Trümmern des Vaterlandes, müſſen heute auf den Trümmern der Kirche die Gleichgeſinnten ihre wiederherſtellenden Kräfte vereinigen, die Erinnerung erhalten, die Hoffnung beleben und ſich zur That rüſten. Schon bilden ſich hier und da im Anſchluß an die Beſchäftigung mit der heiligen Schrift häusliche Kreiſe, aus denen vielleicht wir ſelbſt noch in ſtufenweiſer Vertretung lebendige Gemeinden erwachſen ſehen werden. Die Zeit wird kommen, in welcher das wiedererwachte chriſtliche Leben ſich der von dem Herrn gegründeten, aber von den Dienern der Gemeinde und den Gebietern des Staates

unterjochten kirchlichen Anstalt bemächtigt und durch die Entwickelung des demokratischen Elementes eines priesterlichen und königlichen Volkes die Kirche auf ihre wahre Gestalt zurückführt. Nicht allein in der sozial verkrüppelten lutherischen Kirche, jenem caput mortuum der Reformation, sondern auch in der römischen Mutterkirche bereitet eine solche Entwickelung sich vor. Unser Streben muß sein, das neue Leben vor separatistischen Abwegen zu bewahren und durch die Thatsache eines christlichen Lebens den Glauben mit der Forschung, die Überlieferung mit der inneren Erfahrung, Petrus mit Paulus zu versöhnen."

Als der wissenschaftliche Kampf über das Wesen der Kirche im Jahre 1837 durch Rothes „Anfänge der christlichen Kirche" eine neue Gestalt erhalten hatte, schrieb Perthes: „Das muß ein sehr bedeutender Mann sein; ein neuer Streit wird beginnen und tief spaltend in die Parteien eindringen. Wie Staat und Kirche, beide in ihrer christlichen Vollendung gedacht, beide nur Menschen, die nicht allein wiedergeboren, sondern auch geheiligt sind, umschließend, zueinander stehen werden, ob beide, wie Rothe will, in eine göttliche Ordnung und Institution zusammenfließen oder unterschieden voneinander fortbestehen werden, ist gewiß eine Frage von hohem wissenschaftlichen Wert. Aber auf diese Frage eine Antwort zu suchen, ist meines Amtes nicht; mein Bedürfnis wäre befriedigt, wenn ich wüßte, wie Kirche und Staat sich verhalten sollen, solange beide nicht in christlicher Vollendung dastehen, das heißt, solange die Menschen blieben, was sie sind: arme Sünder. Aber auf diese Frage erhalte ich von all den vielen Theologen hunderterlei Antworten, also keine."

In der That führt die Vergleichung der zahlreichen Briefe so vieler und so bedeutender Theologen, welche Perthes in diesen Jahren empfing, kaum zu einem anderen Resultat als zu dem, welches Perthes selbst einem Freunde gegenüber aussprach: „Meine Ansicht, kurz und derb herausgesagt", schrieb er, „würde lauten: Die kirchliche Konsequenz der katholischen Kirche allgemein und streng durchgeführt, führt, weil sie Menschenordnung für Gottesordnung hält, zum Bösen; Neanders unsichtbare Kirche konsequent festgehalten, hebt einzelne religiös Begünstigte hoch empor und giebt die nicht Begünstigten ohne Leitung

und Erziehung dem Unglauben preis; Christi Religion den politischen Gewalten konsequent anvertrauen, hieße sie den Fäusten der Gendarmen überliefern; die protestantische Theologie kann allerlei Kirchen aber keine Kirche schaffen; sie verwissenschaftlicht die Stellung der Menschen zu Gott und sieht in der Kirche mehr eine religiöse Schule, als ein religiöses Institut. Durch ein Lampenlicht läßt sich das fehlende Gotteslicht nicht ersetzen, und die Benennung ‚evangelische Kirche' ist ein Name ohne wahren und wesentlichen Inhalt. Was aber soll dann sein und werden? Ich antworte: Vor allem nie streng menschliche Konsequenz auf göttliche Verhältnisse anwenden; behelfe sich ein jeder mit dem, was er hat, so gut er kann; bessere und baue er mit frommem Sinn und demütigem Gebete im einzelnen, so viel er Beruf in sich hat, und warte im übrigen, bis der liebe Gott mit seiner Konsequenz kommt und uns schenkt, was wir nie und nimmermehr erarbeiten werden. Unser Herr wird Hilfe gewähren zu seiner Zeit, und wer Augen hat zu sehen, dem leuchten schon jetzt Blitze in dunkler Nacht". „Wenn die Seuche der Parteiungen einmal eine Zeit ergriffen hat", schrieb Perthes in einem anderen Briefe, „so müssen die einzelnen anders beurteilt werden als in einem Jahrhundert, in welchem feste Kirchenlehre und Kirchenordnung unangetastet alle umschloß. Wer sich der Sünde bewußt ist und an die Erlösung durch den Erlöser glaubt, der ist Christ, mag seine Parteifahne heißen wie sie will; wo Parteien unter Christen sind, da ist Wahrheit und Unwahrheit in jeder gemischt. Kein äußerer Kampf kann den Gegensatz ausgleichen; denn auf beiden Seiten ist Recht und Unrecht und jeder Sieg des einen würde des anderen Recht und Wahrheit unterdrücken. Rettung kann nur durch Ausgleichung von innen heraus, nur durch die Macht der alles versöhnenden Wahrheit und Liebe kommen. Buße aller und aufrichtige Demütigung vor Gott ist es, was uns not thut, nicht das Kampfgeschrei erbitterter Parteien."

„Warum sollte ich zögern zu sagen, ich weiß auch keinen Rat", antwortete 1838 Rist an Perthes. „Zu tief, zu groß in allen Dimensionen ist die Frage: wie die Kirche, eine Gemeinschaft aller Geister, in ihren Beziehungen zu Gott aufzubauen, herzustellen, zu erhalten sei. Wer kann sich in die Abgründe der menschlichen, wie viel weniger

der göttlichen Gedanken verſenken, ohne in die Gefahr zu kommen, ſich Trugbilder zu ſchaffen! Die Kirche ward aufgeführt zu einer Zeit, in welcher die Bedürfniſſe und die Gedanken einfach waren, der Geiſt weniger übermächtig, wo die Maſſen aus einem Stücke waren und Führern mit Hingebung folgten; dieſe Kirche hat ſich ſelbſt von innen heraus erſchüttert und geſchwächt. Jetzt wankt ſie; denn jeder hat Einwendungen, macht Bedingungen und wendet ſich ab, wenn das, was ihm nicht zuſagt, als göttliche Wahrheit dargeboten und auferlegt wird. Das kann die Kirche nicht hindern zu einer Zeit, in welcher der Geiſt der Prüfung in die Seelen eingezogen iſt und ein Profeſſor der Theologie den anderen in ſcharfen Diſtinktionen, in Phlogiſtiſierung einfacher Glaubenslehren überbietet, und die beſten Geiſtlichen mit Scheuledern durch das Leben gehen, welche ſie ſelbſt oft nicht, wohl aber die Gemeinden gewahr werden. Dieſer Thatſache habe ich lange ins Auge geſehen; ſchon lange iſt mir die katholiſche wie die proteſtantiſche Kirche keine Kirche mehr geweſen. Die katholiſche nicht, weil ſie auf einer handgreiflichen Unwahrheit ruht, mit welcher nichts als innere Selbſttäuſchung ausſöhnen kann; die proteſtantiſche nicht, weil ſie auf dem Geiſte der Selbſtprüfung und auf einem Buche ruht, welches in Worte gefaßt und einer verſchiedenen Deutung zugänglich iſt. Der einzelne kann ſich helfen und auch viele einzelne, die das Bewußtſein der Sünde und das Bedürfnis einer Verſöhnung mit Gott unter gleicher oder ähnlicher Form in ſich tragen. Sie können und müſſen ſuchen, bis ſie den ihnen zuſagenden Vormann und Hirten finden; ſie können und müſſen unter ſich ein Kirchlein bilden, und ſie thun es. Aber woher nun die Allgemeinheit der Kirche, der Schule nehmen? Ich weiß es nicht; nur das weiß ich, daß trotz aller Sophiſterei das Bedürfnis größer iſt denn je, das Bedürfnis der Herzen, und daß ein bedürftiges Herz auf vielen Wegen und auch vor einer rationaliſtiſchen Kanzel auf den Weg des Heils, der Hingebung, Demut und Liebe geführt werden kann; denn nicht was in die Ohren eingeht macht den Glauben, ſondern was innen im Herzen geweckt und erregt wird. Darum ſollen wir Gott dem Herrn ſeine Wege laſſen, nicht durch Gewaltſamkeiten ſein tiefes Wirken ſtören; unſere Sorgen und unſere Zweifel ſollen wir mit uns

ſelbſt verarbeiten und an dem halten, was von der Kirche noch ſteht. Mögen die Regierungen hin und her tappen und taumeln wie die Trunkenen: der einzelne weiß, wohin er ſich zu wenden hat; untergehen wird niemand, es ſei denn, weil er ſelbſt will. Ferne ſei jener ſchwächliche Hilferuf nach einem neuen Reformator oder Reſtaurator, den wir ſo oft auch vom Katheder, auch von redlichen Leuten hören. Dem Übel, welches in der Entwickelungsbahn der Menſchheit liegt, zu ſteuern, iſt kein Menſchenwerk; auch dem Begabteſten wird ſein Maß gegeben und ſein Bereich vorgezeichnet durch die Zeitgenoſſen. Kann auch der Größeſte ein höheres und tieferes Evangelium bringen, als das von der Demut und Liebe? Von den Toten müßte er auferſtehen und ſichere Kunde bringen vom Jenſeits der Gräber, damit wir ihm glaubten. Weiß er nicht mehr als wir, ſo bleibe er Fürſt, Biſchof, Konſiſtorialrat oder Küſter, aber wolle keine Kirche bauen. Oder ſollte Gott durch neue Sendung neue Satzung verleihen? Vor ſolcher Läſterung bleibe meine Zunge, vor ſolcher Täuſchung mein Glaube bewahrt. Wir ſtehen, mein lieber Freund, am Ende, das heißt, dort, wo wir angefangen haben; wir nehmen beide die Hände vor das Geſicht und ſchweigen. Nur habe ich eine Zuverſicht mehr. Ihnen liegt das Chriſtentum gerade in der Notwendigkeit ſeiner Allgemeinheit; mir iſt es ein ganz Beſonderes und jedem Eigentümliches in ſeiner wunderbaren Fügſamkeit für alle Faſſungskräfte und alle Bedürfniſſe. Mir war die ſichtbare, allgemeine Kirche ſtets eine unerwartete, ja eine bedenkliche Erſcheinung, deren Lücken nur durch Fiktion und Poſtulate auszufüllen waren. Geboten iſt die Kirche nicht mit ihrer Zurüſtung, ihrem Kalenderdienſt, ihrer Rangordnung, ihren Zehnten; ſie iſt höchſtens, was Kaiſer Alexander von ſich ſelbſt ausſagte: ‚un heureux accident.‘ Noch iſt die Kirche in der Wirklichkeit nie eins, nie allgemein geweſen; was wir alſo aufgeben, iſt nicht eine Realität, ſondern eine Ausſicht, eine ſehr herrliche, faſt unentbehrliche zwar, aber doch nur eine Ausſicht; was wir nicht aufgeben, iſt der Geiſt des Evangeliums, der in allerlei Geſtalten auf Erden wandelt. So wäre alſo ein Weſentliches nicht verloren, aber freilich das Kirchenregiment, das Symbol, der Buchſtabe des Bekenntniſſes, die Sicherheit der Regenten, denen

auf ein bestimmtes Bekenntnis geschworen ist — für die weiß ich keinen Rat."

Bei der gesamten Richtung der Zeit hätte sich vielleicht auch auf dem Gebiete der Theologie die Frage nach Form und Verfassung des Lebens allein in den Vordergrund geschoben und die Frage nach dem Inhalt des Lebens gänzlich zurückgedrängt, wenn nicht Strauß' „Leben Jesu", dessen erster Teil 1835 erschien, die Theologen fast gewaltsam von der Verfassung zur Lehre hingetrieben hätte. „Noch habe ich Strauß' Buch nicht zu Gesichte bekommen", schrieb Perthes Ende 1835, „aber nach den Mitteilungen, die ich erhalten, scheint Strauß ohne weiteres zu leugnen, daß die heilige Schrift Thatsächliches und wirklich Geschehenes berichte. Sie soll, so scheint mir seine Meinung, ihren Inhalt erhalten haben, indem die Gedanken einzelner frommen und tiefsinnigen Theologen als Volksgefühle in das jüdische Leben übergingen und von der poetisch bildenden Kraft desselben ergriffen sich zu Personen und Ereignissen gestalteten. Der Gedanke der Erlösung, den ein tiefer Denker gehabt, ward im Volke zur Sehnsucht nach Erlösung und setzte dann in die Erwartung des Messias sich um. Die heiligen Geschichten von Mariä Verkündigung und von des Herrn Geburt würden hiernach nichts sein als poetische Verleiblichungen des zur nationalen Sehnsucht gewordenen Gedankens der Erscheinung eines sündlosen Menschen." „Ein zweischneidig Schwert wird Strauß' Buch", schrieb Perthes im Januar 1836, „für die Theologie werden. Wankend und schwankend wird es alle machen, die nicht durch Selbsterfahrung und inneren Kampf zu Christus gekommen sind, sondern wähnen, daß die wissenschaftliche Theologie der Grund des Glaubens an die Wahrheit der evangelischen Geschichte sei." „Es ist gut und fördernd", schrieb er um dieselbe Zeit, „daß in Strauß ein neuer und mächtiger Feind des Christentums auftritt und die lose zusammengebundene Kette der christlichen Theologen vor dem Auseinanderfallen bewahrt. Der alte Rationalismus zählt zwar vielleicht noch drei Vierteile aller deutschen Protestanten zu seinen Anhängern; aber er ist dennoch besiegt, ist abgestorben und geistig tot; aber auf dem Schlachtfelde noch zerfallen die Sieger, welche bis dahin festgeschlossen zusammenstanden, untereim-

ander und treten sich erbittert gegenüber. ‚Wer nur den Inhalt, nicht auch den Buchstaben der heiligen Schrift für Eingebung des heiligen Geistes hält, ist ein verlorener Mensch‘, rufen die Buchstaben-Bibler und fordern eine Kirchenlehre, die doch ohne Kirche nicht gedenkbar ist. Nach Wiederherstellung der Gesetztafeln seufzen die Altlutheraner und sagen: ‚Wolltest Du auch jeden Buchstaben annehmen, verwürfest aber die Symbole, so wäre es Dir nichts nütze.‘ ‚Nein, das ist nicht der Weg‘, behauptet der Pietist; ‚sondern Anfang und Ende alles Glaubens ist das Bewußtsein, daß der Mensch aus sich unfähig ist nicht nur zum göttlich Guten, sondern auch zum natürlich Edeln.‘ Der Mystiker, nicht zufrieden, göttliche Geheimnisse zu finden, wo sie wirklich sind, will sie fast lieber noch dort suchen, wo sie nicht sind; Unausdenkbares will der christliche Philosoph zum Gedanken fixieren und die Männer der Erudition möchten ein nicht von Gelehrsamkeit getragenes Christentum beinahe wie eine zu leichte Ware betrachten. Christen sind alle diese Parteien, Gott gebe nur, daß sie es auch bleiben und Demut und Liebe sich bewahren. Der sehr menschliche Kampf, den sie gegeneinander fechten, hat sie schon weit auseinandergeführt, und eben zur rechten Zeit kommt Strauß' Buch und drängt sie wieder fester aneinander gegen den gemeinsamen Feind.“

Perthes hatte sich nicht getäuscht; denn binnen kurzer Zeit traten gläubige Theologen sehr verschiedenen wissenschaftlichen Standpunktes zu Strauß' Abwehr und Bekämpfung hervor. „Schon lange lag mir der Gedanke nahe“, schrieb Neander am 20. Mai 1836 an Perthes, „zu meinem historischen Werke auch das Haupt noch hinzuzufügen: eine Darstellung nämlich des Lebens Jesu; indessen hielt mich die Erhabenheit und Größe des Gegenstandes zurück. Es erklärt sich, wie die neuesten Verhandlungen mich dazu führen, das Leben Jesu jetzt auszuarbeiten als ein individuelles, wissenschaftlich begründetes Bekenntnis, sich anschließend an meine öffentlich gegebene Erklärung, mehr positiv als kritisch; letzteres ersterem untergeordnet. Wenn auch viele aufgefordert werden, in den Kampf zu treten, so ist doch gerade hier bei einer so großen Aufgabe das Zusammenwirken von den verschiedensten Standpunkten gut. Sollte mir nun Kraft und

Freudigkeit zur Ausführung zuteil werden, so würde das Leben Jesu den ersten, mein apostolisches Zeitalter den zweiten Band einer Geschichte des Urchristentums bilden." „Gehen Sie ans Werk", antwortete ihm Perthes am 22. Mai, „Gott wird durch seinen Geist dem Ihrigen Kraft und Freudigkeit geben, sich würdig auszusprechen. Daß Sie eine Geschichte des Urchristentums schreiben wollen und zwar mehr positiv als kritisch, hat Gott Ihnen eingegeben. Mir wird dadurch ein Stein vom Herzen gehoben. Lassen Sie mich dem Freunde vollkommen aufrichtig sein; mir scheint es fast als Pflicht für Sie, Ihrer kritischen Geschichte des apostolischen Zeitalters eine positive folgen zu lassen. Um nur eins zu sagen: Ihre Erklärungen des Pfingstwunders haben nicht mich, wohl aber andere wankend gemacht. Eine Apostelgeschichte, nicht aus Ihrer Wissenschaft, sondern aus Ihrem festen Glauben erzeugt, wird eine außerordentliche Wirkung gerade jetzt hervorbringen, da Sie durch Ihre Erklärung über Strauß' Buch sich auch die Herzen und Ohren derer eröffnet haben, die sich bisher Ihrer Stimme verschlossen hatten."

„Wenn ich sagte", heißt es in Neanders Entgegnung vom 3. Juni, „daß ich das Leben Jesu mehr positiv als kritisch bearbeiten würde, so wollte ich damit nur sagen, daß ich mich nicht wie andere mit ausführlicher Widerlegung des Strauß abgeben wollte, sondern daß ich durch das Positive der Darstellung selbst die Widerlegung geben und mich nur gelegentlich auf kritische Rechtfertigung einlassen würde. Diese Darstellung wird also der Anlage nach nicht verschieden von der Darstellung des apostolischen Zeitalters sein, sondern vielmehr gleichartig. Da einmal das kritische Element in der Zeit verbreitet ist und es in der That verjährte Vorurteile giebt, welche in dem kritischen Läuterungsprozesse untergehen müssen, um einer desto freieren, vielseitigeren Anschauung der göttlichen Sache den Weg zu bahnen, so muß jede neue Darstellung der heiligen Geschichte ein kritisches Element in sich aufgenommen haben, von der Sichtung des Haltbaren und Unhaltbaren ausgehen; aber die Kritik muß den Glauben und die aus dem Glauben hervorgehende Anschauung zur Seite haben und von Demut, Ehrfurcht vor dem Heiligen, Bewußtsein unserer *menschlichen* Schranken, Bedürfnis der Erleuchtung durch den Geist

Gottes, ohne den wir in Finsternis wandeln, getragen werden. Daher beabsichtige ich denn auch nicht eine neue Geschichte des apostolischen Zeitalters herauszugeben, sondern nur eine verbesserte Auflage des alten Werkes. Auf den Standpunkt einer anderen Anschauungsweise als der meinigen kann ich mich mit Wahrhaftigkeit nicht versetzen. Wie bei mir selbst das kritische und das intuitive Element zusammenkamen, mußte ich auch in meiner Darstellung es verbinden. Könnte ich auf diesem Wege dem Interesse des Glaubens nachteilig werden, so müßte ich von dem Unternehmen abstehen. Sie sagen, daß meine Kritik in dem apostolischen Zeitalter manchen wankend gemacht habe. Ich danke Ihnen herzlich für die Offenheit dieser wie jeder früheren Mitteilung ähnlicher Art; was aber die Sache selbst betrifft, so sehe ich doch nicht ein, wie ein einfach Gläubiger, der von der neueren Bildung noch nicht affiziert worden ist, durch meine Auffassung irre gemacht werden könnte. Ich denke, wo ihm das, was ich bezweifeln oder leugnen zu müssen glaubte, mit dem Wesen des Christentums selbst zusammenzuhängen schien, wird er das Buch beiseite gelegt oder dieses überschlagen haben. Er wird vielleicht an mir, aber nicht an seinem Glauben irre geworden sein. Ich meine, das Irrewerden konnte nur stattfinden bei solchen, die in der That schon von dem kritischen Element der Zeit berührt worden sind und daher durch den wissenschaftlichen Läuterungsprozeß hindurch müssen, um zu einer, wenngleich von dem Wirken des heiligen Geistes ausgehenden, doch unter der Leitung desselben wissenschaftlich begründeten Überzeugung zu gelangen, wie junge Theologen."

„Seit fast einem Jahrhundert", antwortete Perthes, „ist vorzugsweise das kritische Element in den kräftigeren Geistern unter den Deutschen ausgebildet und endlich auch auf die minder kräftigen übertragen worden, so daß jetzt wohl niemand, dem Geistesbildung zuteil ward, sich dem wissenschaftlichen Läuterungsprozeß ganz wird entziehen können. Ich halte sogar selbst die demutlose und glaubenslose Kritik für den von Gott zugelassenen Weg, um uns früher und allgemeiner wieder zur geoffenbarten Wahrheit zu führen; bald genug wird die Kritik den Beweis geführt haben, daß jeder, der nicht an die Offenbarung glaubt und doch Gott und persönliche Unsterblich-

keit annimmt, der Tiefe des Geiſtes entbehrt, auf halbem Wege ſtehen geblieben iſt und auf Sand gebaut hat; ſie wird dem Menſchen nur die Wahl laſſen zwiſchen dem Pantheismus und dem chriſtlichen Glauben, und dieſes Äußerſte wird ein Wendepunkt für viele einzelne, vielleicht für das Zeitalter werden. Unſere gläubigen Theologen ſind darüber einverſtanden, daß es die Aufgabe ſei, heute der demutloſen und glaubensloſen Kritik, die vom Pantheismus ausgeht und zum Pantheismus führt, entgegenzutreten. Ich beweifle nun freilich nicht, daß es möglich iſt, Strauß und Vatke und Ähnlichen Blößen genug auf wiſſenſchaftlichem Wege nachzuweiſen, aber dadurch ſcheint mir wenig geholfen; denn wie jene Männer doch nur gründlichere und geiſtvollere Nachfolger des Heidelberger Paulus ſind, ſo werden nach ihnen noch Gründlichere und Geiſtvollere kommen, und Wiſſenſchaft gegen Wiſſenſchaft geſetzt, iſt mir für die Theologie bange. Die evangeliſche Geſchichte wird ſich niemals ſo wie die Profangeſchichte, das Leben Jeſu nie ſo wie das Leben Alexanders oder Cäſars oder Karls des Großen wiſſenſchaftlich feſtſtellen laſſen. Die Ereigniſſe von Zacharia Geſicht an bis zur Taufe, von der Auferſtehung bis zur Himmelfahrt werden der hiſtoriſchen Forſchung ſich entziehen. Wer hörte das Gebet des Herrn am Ölberg, wer alſo konnte es wieder erzählen? wohin wird die hiſtoriſch-wiſſenſchaftliche Betrachtung des Pfingſtwunders den Betrachter führen? Wie die chriſtliche Philoſophie zwar die Unwahrheit der Angriffe auf das Chriſtentum, nicht aber die Wahrheit des Chriſtentums nachzuweiſen befähigt iſt, ſo kann, ſcheint mir, auch hiſtoriſche Wiſſenſchaft und Kritik im beſten Falle nur die hiſtoriſchen Gegengründe gegen die heilige Geſchichte entwaffnen, aber nicht geſchichtliche Wirklichkeit der heiligen Geſchichte und der einzelnen Ereigniſſe derſelben wiſſenſchaftlich feſtſtellen und zweifellos machen. Das ſoll auch wohl ſo ſein, weil es ſich hier gar nicht um Löſung irgendeiner wiſſenſchaftlichen Aufgabe, ſondern um die Seligkeit der Seelen handelt. Mich dünkt, daß, wer den Inhalt der geoffenbarten göttlichen Heilswahrheiten ſich anzueignen oder anderen zugänglich zu machen ringt, der muß den Ausgangspunkt von Thatſachen nehmen, die ihm unmittelbar gewiß ſind. Die Entartung des ganzen Menſchengeſchlechts, die Sünde,

die Doppelnatur, der Kampf, die Ohnmacht, der Tod in jedem einzelnen, die drängende Sehnsucht des ganzen Menschen nach Erlösung von solchem Übel, das sind Thatsachen, und in diesen Thatsachen liegt Grund und Wurzel des Glaubens an das Heil und an die in der heiligen Schrift aufbewahrte Geschichte seiner Offenbarung. Jedem, welchem dieser Grund in seiner Seele von Gott erbaut ist, wird die evangelische Geschichte sich bewahrheiten, und das Leben Jesu und der Apostel wird ihm auch wissenschaftlich zum Schlüssel und zum Mittelpunkte der Weltgeschichte werden. Dieses Herantreten an die heilige Geschichte von den unmittelbaren gewissen Thatsachen aus meinte ich, als ich Ihnen meine Freude darüber aussprach, daß Sie eine positive Darstellung des Urchristentums neben Ihrer früheren kritischen, d. h. vom wissenschaftlichen Standpunkte aus herantretenden, geben wollten, und nun nur noch die herzliche Bitte, daß Sie sich von Ihrem Vorhaben durch nichts abhalten lassen mögen; eine Geschichte des Urchristentums, von Ihnen gegeben, wird, mag sie so oder anders gestaltet werden, immer von reichem Segen begleitet sein."

Mit wachsender Teilnahme verfolgte Perthes den weiteren Gang, welchen die durch Strauß angeregten Bewegungen nahmen. „Mich dünkt", schrieb er im Herbste 1837, „daß unsere christlichen Theologen bei ihrem Auftreten gegen Strauß wohl etwas mehr hätten auf sich halten können. Weil Strauß wissenschaftlich tüchtig ist, haben sie ihn ohne weiteres als ebenbürtigen Theologen genommen und behandelt, während doch ein Mann, der mit solcher Dreistigkeit und Lust in den Begebenheiten und Wahrheiten, von denen die ganze Christenheit ihr ewiges Heil erwartet, herumwühlt, wohl die Indignation derer hätte fühlen sollen, welche die theologische Vertretung der mißhandelten Wahrheiten zu ihrem Lebensberufe haben. Einen guten oder auch nur einen edlen Grund für Strauß' Beginnen kann ich nicht sehen und bin fest überzeugt, daß er, mag sein Scharfsinn und seine Gelehrsamkeit auch noch so bedeutend sein, seine schriftstellerische Laufbahn auf eine klägliche Art schließen wird. Darauf weist schon sein jetziges Auftreten in den Streitschriften hin: sein Licht wird im Nebel erlöschen, es sei denn, daß Gott ihm helfe, zur Wahrheit zurückzukehren." „Haben Sie", schrieb Perthes im Januar 1838, „die Charakteristik gelesen, welche Strauß in den Hallischen Jahrbüchern

von dem Weinsberger Kerner giebt? Es kommt dem Verfasser wohl weniger darauf an, ein Bild von Kerner zu geben, als sich selbst von gemütlicher und Herzensseite zu zeigen, und das wird ihm vermöge seiner großen Darstellungsgabe bei manchen guten Leuten gelingen. Was mich betrifft, so traue ich seiner Tiefe und Zuverlässigkeit nur um so weniger; er ist vielleicht der gefährlichste unter allen jetzt lebenden Feinden des Christentums, weil er mit Scharfsinn gründliche Gelehrsamkeit verbindet, gewandt und schlau ist, im bürgerlichen Leben ohne Tadel und von einnehmender Persönlichkeit." Als 1840 Strauß' „Christliche Glaubenslehre" erschienen war, schrieb Perthes im Dezember seinem Sohne in Bonn: „Es scheint diese Dogmatik den biblischen Theologen viel zu schaffen zu machen; die Richtung auf das Wegräumen aller Religion scheint ganz unverkennbar hervorzutreten. Gern hätten sich manche von ihnen wohl mit dem tüchtigen, wissenschaftlichen Manne vertragen, und würden sich lieber mit ihm als mit einem gläubigen katholischen Geistlichen Arm in Arm an einem öffentlichen Orte haben sehen lassen; nun aber macht es Strauß ihnen doch zu arg. Die Straußischen gelehrten Werke liegen außerhalb meines Urteils, aber die christliche Wahrheit steht fest, das weiß ich; dem Christentum kann keine Gefahr von Strauß drohen, aber vielleicht der protestantischen Theologie und vielen einzelnen Christen dieser Zeit. Vermag irgendjemand auf wissenschaftlichem Wege Strauß unschädlich zu machen, so ist es gewiß Nitzsch mit seiner Tiefe und seiner Wahrheit, mit seinem Ernst und seiner Frömmigkeit. Gesindel aller Art beutet jetzt die Straußischen Schriften aus und populariſiert sie; wie nach einem verabredeten Plane werden von der Schweiz, von Stuttgart, Leipzig und Braunschweig aus die Schriften von Strauß verständlich und mundgerecht für Schullehrer, Handwerksmeister und Handwerksburschen gemacht und unter das Volk verbreitet. Das ist ein Same, der seine Früchte tragen muß, etwas früher oder etwas später. Zugleich werden die von Strauß aufgestellten Behauptungen und Verwerfungen fast mit Gewalt der studierenden Jugend aufgedrängt; für die Universitäten sind vor allem die Halliſchen Jahrbücher Herolde und Apostel und möchten scharf ins Auge gefaßt werden müssen, denn bedeutende geistige Kräfte stehen ihnen zugebote; wer sich ihnen nicht blind hingiebt und unterordnet, wird

ſchonungslos verfolgt, und rückſichtslos arbeiten ſie dahin, alle geiſtig Unmündigen unter das Papſttum der Wiſſenden zu bringen. Das hat nun freilich keine Not; wer, wie ich, ein halbes Jahrhundert hindurch Parteien hat auf- und untergehen ſehen, der entſetzt ſich nicht vor aufblitzenden Meteoren. Auch der Pferdefuß dieſes neuen Beelzebub wird bald genug den Spat bekommen; aber mit vornehmer Bequemlichkeit über ihn und ſeine Arbeit hinwegſehen, wie es der Deutſche ſo gern thut, dürfen wir nicht; der Feind hat Haare auf den Zähnen und hat die Möglichkeit, eine Macht zu werden für ein Jahrzehnt, und in einem Jahrzehnt kann der Teufel viele Seelen verderben."

„Lob und Preis ſei Gott", ſchrieb Perthes um dieſelbe Zeit, „daß er ſich den Einfältigen, Schwachen und Kranken durch Chriſtus und ſeine Apoſtel unmittelbar erkennbar gemacht hat und nur den Weiſen dieſer Welt die Aufgabe ſtellte, im Schweiße ihres Angeſichts das unmittelbar Gegebene ſo zuzurichten, daß es auch dem menſchlichen Geiſtesorganismus ſich aneignen kann."

Die Frage nach den ſtändiſchen Verfaſſungen. 1834—1838.

„Dem jetzt heranwachſenden Geſchlechte ſteht eine langweilige Zukunft bevor", hatte Riſt an Perthes geſchrieben; „Geſchichte wird es nicht zu ſehen bekommen; Philoſophie, Poeſie, Politik, Krieg, das alles haben wir vorweg gegeſſen und abgenutzt, für unſere armen Jungen bleibt nichts übrig als Dampfſchiffe, Eiſenbahnen und Maſchinen, nicht einmal eine Litteratur, die das Innerſte bewegen oder auch nur uns anziehen könnte." „Die Anſicht teile ich nicht", antwortete Perthes. „Wir befinden uns mitten in einer Umwandlung aller Verhältniſſe in Kirche, Staat und Geſellſchaft, wie wohl kaum irgendein früheres Jahrhundert ſie geſehen; die böſen Kräfte ſind entfeſſelt und kämpfen auf Leben und Tod, und ihnen gegenüber erwachen aller Orten und Enden die guten Kräfte, welche Jahrhunderte hindurch verſchüttet oder gar erſtorben ſchienen. Ein gewaltiges Ringen geht durch unſere Zeit, und das iſt Geſchichte und zwar Geſchichte ſo großartig wie je." „Unſere Kinder

werden", erwiderte Riſt, „keine hervorragenden Individuen zu bewundern, zu lieben, zu haſſen und zu bekämpfen haben, das meinte ich, wenn ich ſchrieb, ſie würden keine Geſchichte erleben. Große Naturbegebenheiten, und das ſind die Entwickelungen der Gegenwart, laſſen kalt; Sie wollen doch nicht, daß die jungen Gemüter ſich durch Kurioſitäten und Technologie, durch Eiſenbahnen und Frauenhoferſche Teleſkope gehoben fühlen ſollen? Auch die Vergangenheit kann uns nicht erſetzen, was die Gegenwart verweigert. Wer kann ſich immerfort für Ariſtides und Themiſtokles enthuſiasmieren? Ich habe es nie gekonnt; aber die Lebendigen, die Zeitgenoſſen haben große Einwirkung auf mich gehabt und ihre gewaltigen Kämpfe haben mich innerlich gekräftigt. Das iſt nun alles vorbei; der alte Fritz hält nicht länger vor und auch Napoleons Glanz wird mit uns untergehen, weil unſeren Kindern jeder Maßſtab zur Vergleichung fehlt." „Alle Welt ſehnt ſich jetzt nach gewaltigen Individualitäten", ſchrieb Perthes einem anderen Freunde, „das heißt denn doch nichts anderes als: alle Welt ſehnt ſich, trotz ihres Liberalismus, beherrſcht zu werden. Solche Sehnſucht iſt auch uralt, ſo alt wie das Menſchengeſchlecht ſelbſt; da aber die Herrſchaft gewaltiger Individuen immer Willkürherrſchaft ſein muß, haben wir Gott zu danken, daß die Geſchichte, um den Menſchen die Freiheit zu bewahren, Monarchen, das heißt Fiktionen gewaltiger Individuen geſchaffen und ihnen die Macht gegeben hat, die wirklich gewaltigen Individuen unſchädlich zu machen."

Die Gefahr, durch wirklich gewaltige Individuen Schaden zu leiden, war damals für Deutſchland nicht gerade groß; aber das Bedürfnis, den Souveränen gegenüber die politiſche Berechtigung der Unterthanen zu ſichern und zu erweitern, ſchien vielen Zeitgenoſſen das dringendſte von allen. Während jetzt auch im nördlichen Deutſchland von der einen Seite mit Eifer daran gearbeitet ward, die ſeit der Julirevolution gegebenen Verfaſſungen in dieſem Sinne zu kräftigen und auszubilden, ſtellte ſich anderſeits die durch das „Berliner Wochenblatt" vertretene Partei den Verfaſſungen, wie ſie in Deutſchland hervorgetreten waren, ſchroff und leidenſchaftlich entgegen. Vielfach ward in dieſem Streite die Frage behandelt, ob im Jahre 1815 der Wiener Kongreß unter der landſtändiſchen Verfaſſung, welche er in der Bundesakte vorgeſchrieben hatte, das mittelalterliche Prinzip des Berliner politiſchen

Wochenblattes oder das repräsentative Prinzip der Gegner desselben verstanden wissen wollte. „Graf Bernstorff sagte mir einmal", heißt es in einem Briefe an Perthes, „daß die Geschichte des Wiener Kongresses, wie sie in den Akten und Protokollen vorliege, in keinem Punkte zu verstehen sei ohne den Schlüssel, den die geheime Geschichte desselben liefere. Wer aber mit diesem Schlüssel alles erklären zu können glaube, würde sich gröblich täuschen; denn es gebe noch eine geheimste Geschichte des Kongresses, in welcher die handelnden Personen auf eine oft sehr überraschende Weise und in den seltsamsten, nicht immer erbaulichen Verhältnissen erschienen. Diese geheimste Geschichte sei aber niemand zu liefern imstande als Gentz, den alle in ihre Karten hätten sehen lassen müssen. Soll denn nun, frage ich, dieses Geheime und Geheimste, was niemand kennt und was wenigstens nichts eine große Nation Befriedigendes geschaffen hat, der Maßstab sein, nach welchem Recht und Unrecht unserer heutigen politischen Institutionen beurteilt wird?" „Lassen Sie Ihren Sohn nur kommen und fragen", heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, „ich spreche mich gerne aus über das, was ich in der Vergangenheit selbst erlebt. Überdies ist die Frage, was man bei Reorganisation Deutschlands auf dem Wiener Kongreß wollte oder nicht wollte, in der That wieder zu einer gar nicht unpraktischen Frage geworden. Es scheint jedoch dabei gänzlich vergessen zu werden, daß man in jener Zeit vor allem auf Effekte ausging und sich um die Theorieen nicht kümmerte. Unsere modernen Doktrinärs streiten sich advokatenmäßig darüber, ob man damals vorzugsweise eine Herstellung der alten ständischen oder eine Schöpfung der neuen sogenannten repräsentativen Verfassung im Auge gehabt habe. Vor lauter kritischen Bestrebungen ist es dahin gekommen, daß die Phantasie gänzlich erlahmt ist und niemand mehr sich in eine Zeit zurückzusetzen vermag, in welcher gar nichts dazu aufforderte, jene Distinktionen, deren lebendige Anschauung erst in einer späteren Zeit erwachsen ist, zur Frage und zur Sprache zu bringen. Den Schrecken der Napoleonischen Herrschaft fühlte man auf dem Kongresse noch in allen Gliedern, nicht minder die eigne Überraschung des über dieselbe erfochtenen Sieges. Daß jene Zeit des Verderbens nicht wiederkehren möge, war der vorherrschende Gedanke; der Rheinbund hatte dieselbe vorzugsweise von-

solidiert; die deutschen Fürsten hatten sich zu demselben verlocken lassen durch die Aussicht auf volle Satrapengewalt in ihren Ländern. Wenn kräftige Stände in denselben bestanden hätten, so wäre das, meinte man, nicht so gekommen. Diese müßten also hergestellt werden überall, wo ihr Mangel das Unheil herbeigeführt habe; bei Österreich und Preußen, wo das nicht der Fall gewesen, komme es, dachte man sich, weniger darauf an. Aber für Bayern, Württemberg, Baden u. s. w. glaubte man diesen Zügel anlegen zu müssen, dessen Art sehr gleichgültig erschien, wenn es nur den beabsichtigten Effekt hervorbringe. Am Ende, als Napoleon wieder von Elba losgebrochen war, willigte man daher gerne in jede Form, unter welcher sich jene die Anlegung desselben gefallen lassen wollten. Die in den Konferenzen zur Sprache gebrachten allgemeinen Sätze waren vage, in der Eile und Not aufgegriffene Formeln, über deren künftige praktische Bedeutung niemand sich klar war. Die weitere Entwickelung und Ausbildung des Verhältnisses fällt durchaus in eine spätere Zeit und läßt sich aus dem, was auf dem Wiener Kongresse darüber vorgekommen, so wenig ableiten, wie Paganinis Spiel aus einer Violinschule. Nach vollendeter Besiegung Napoleons wuchs bei Österreich und Preußen die Lust, sich in die Erbschaft desselben zu teilen und den deutschen Bund, wie jener den Rheinbund, mehr als mesure denn als arrangement anzusehen und zu behandeln. Bayern und die ihm zunächst stehenden deutschen Staaten besorgten die gleiche Hegemonie nur in anderen Händen wiederzufinden; die verschiedenen Chancen, unter denen die Charte Ludwigs XVIII. sich gestaltete, waren von sehr wesentlichem Einflusse bald auf die Regierungen, bald auf das Volk. Die Herstellung der alten ständischen Verfassungen mußte bei dem gänzlich veränderten Territorialbesitz als eine Unmöglichkeit erscheinen; eine Vertauschung derselben mit repräsentativen Formen schien zu einer Zeit selbst der Tendenz zum Absolutismus die Hand zu bieten, zu anderer Zeit wieder vorzugsweise die Volksfreiheit zu begünstigen. Unsere gegenwärtige Musterkarte von diagonalen Gestaltungen war das Resultat."

Die Bedeutung der Ständeversammlungen verkannte Perthes nicht, aber Widerwillen hegte er gegen die herrschende Ansicht, welche in denselben das einzige und unfehlbare Mittel gegen alle möglichen politischen

Übel erblickte und die vielen lebendigen Kräfte übersah und vernachlässigte, durch welche die Gesundheit und das Gedeihen des Staates bedingt ist. Auch konnte er nicht glauben, daß ein deutsches politisches Leben seinen Ursprung von Verfassungen nehmen werde, welche unmittelbar aus dem Tintenfaß der Gelehrten hinüber in die Wirklichkeit geflossen und oftmals nichts anderes wären, als ein in Gesetzesform ausgesprochenes Schulsystem. In seinen Briefen liebte es Perthes, der herrschenden Ansicht entgegen, die politischen Gebrechen und Kräfte hervorzuheben, welche unabhängig von dem Bestehen allgemeiner Stände auf das Leben des Staates einwirkten. „Der Übermut der Geldaristokratie ist", schrieb er einmal, „durch das konstitutionelle Treiben gesteigert, und gegen die Willkür der Fürsten und gegen die Übergriffe des Adels ist es ein schwacher Damm, da es mit nur einiger Schlauheit umgangen oder mit nur einigem Mute beseitigt werden kann." „Der Fürst soll nicht mehr als selbständiger Mann von seinem Vermögen leben", schrieb er ein anderesmal, „sondern der Wohlfeilheit wegen eine Zivilliste bekommen. Ihn selbst macht man dadurch zu einem Baalspfaffen, der gefüttert werden muß, und erreicht nicht einmal, was man erreichen wollte; denn das Volk wird bei einer solchen Einrichtung stets geprellt. Die fürstlichen Helfershelfer wissen schon, welche Wege einzuschlagen sind, um Geldbewilligungen zu erhalten, oder es werden Schulden gemacht, die dann bezahlt werden müssen." „Das Parlament von England hat Österreich allerdings nicht", schrieb er einem anderen Freund, „wohl aber gar manche andere Bedingungen eines festen politischen Bestandes. Sie selbst sagen: England habe unter anderm auch deshalb noch eine Zukunft vor sich, weil dort nur seßhafte und reiche Leute und keine Habenichtse das Wort führten. Ganz dasselbe läßt sich auch von Österreich sagen: hier kommen Habenichtse nicht nur nicht zum Sprechen, sondern auch nicht zum Schreiben, und alles, was zu den oberen Regierungsbehörden gehört, ist seßhaft und reich und Österreich hat kein Irland, höchstens ein Ungarn; aber mit einer legitimen revolutionären Aristokratie ist schon fertig zu werden. Gefährlicher für Österreich scheint mir die Bestechlichkeit der unteren Beamten und die Gleichgültigkeit gegen Religion, die sich nicht nur im Volke, sondern bei einem großen Teile des Klerus findet; allgemeine Stände aber würden

in Öſterreich ſo wenig wie in einem anderen Lande hierin etwas ändern.“ „Weder die Klugheit der Regierungen, noch die Weisheit der Ständeverſammlungen“, ſchrieb er um dieſelbe Zeit, „weder Gendarmen noch Büttel, weder Unterrichts- noch Armenanſtalten werden dem unruhigen Drängen des Volkes Grenzen ziehen können. Die geiſtige Beweglichkeit, der Trieb zum Wiſſen und Verſtehen, zum Können und Haben hat durch den ſeit fünfzig Jahren ſtets ſich ſteigernden Unterricht, durch die Umkehrung aller Verhältniſſe ſeit 1789 und durch die außerordentlichen mechaniſchen Entdeckungen in ſolchem Maße zugenommen, daß keine Staatsfürſorge ihm auf die Länge gewachſen ſein wird. Von unten herauf muß Hilfe kommen, wie von unten herauf die Gefahr kam. Der Pöbel der Städte wird in Zeiten der Gefahr nur durch das eigentliche Volk der Städte, das heißt durch Meiſter und Geſellen, gebändigt werden können. Auf dem platten Lande werden trotz Amtmann oder Landrat ſtets Pfarrer und Schullehrer die wirklichen Leiter des Volkes ſein; die erſteren ſtehen ſehr oft zu niedrig, die zweiten zu hoch, und beide ſind nicht ſelten in proteſtantiſchen wie in katholiſchen Ländern in Oppoſition gegen die Regierung. Hier die rechten Mittel der Einwirkung zu finden, wäre größere Weisheit, als ein gutes Polizeireglement oder auch eine vortreffliche Einrichtung der Ständeverſammlungen.“

Als im Jahre 1834 die däniſchen Verordnungen über die Herſtellung von Provinzialſtänden erſchienen waren, hatte Perthes geſchrieben: „Höchſt begierig bin ich zu ſehen, wie in Holſtein ſtändiſche Verſammlungen und Verhandlungen ſich ausnehmen und geſtalten werden; den Holſteinern fehlt für größere politiſche Verhältniſſe freiere Umſicht und Überſicht, ſie nehmen leicht mit einer gewiſſen rohen Heftigkeit Partei. Unter ſich ſind ſie noch wieder vielfach verſchieden und getrennt; die Eutiner, die Probſteier, die Frieſen ſind ganz etwas anderes als die Kieler; der Adel war der edelſte, würdigſte, gebildetſte, den es in Deutſchland gab, aber er hat nicht vermocht, ſich zu halten; der Mittelſtand ſteht gewiß auf einer niedrigern Stufe als im übrigen Deutſchland, und die Gelehrten ſind doch eigentlich nur gelehrt. Den Umſchwung aller Verhältniſſe und Anſichten in Deutſchland haben die Holſteiner von ihrer äußerſten Grenze aus nur wie durch ein Fernglas betrachtet, und ihre Lage Dänemark gegenüber giebt ihnen auch innerlich

eine ſchiefe Stellung. Generationen hindurch ward Dänemark deutſch und von Deutſchen regiert, dann kam ein plötzlicher Umſchlag: die Holſteiner ſollten Dänen ſein und das Deutſche von dem Däniſchen unterdrückt werden. Nach keiner Seite hin kann man ſich im Lande in die neue Zeit finden.“ „Ich habe es zwar ſchon früher eingeſehen“, ſchrieb 1835 ein Freund aus Holſtein an Perthes, „aber nie ſo lebhaft wie hier im Lande empfunden, daß Stände das notwendige Komplement einer Verwaltung ſind, welche ohne ein ſolches legales Organ nur durch die Hierarchie ihrer Beamten ſehen, hören und wirken kann und darf und ſich gegen ſich ſelbſt zu ſchützen kaum vermag. Die mißtrauiſche oder vielmehr grübelnde, zähe Art meiner Landsleute kennen Sie; ſchwer nur rücken ſie mit ihren innerſten Gedanken heraus. Durch das gegenſeitige Schweigen geraten Volk und Regierung aus reiner Indolenz auf ganz falſche Wege und finden ſich nach einer Reihe von Jahren, bei gutem Willen auf beiden Seiten, weit auseinander gekommen. Bei den lebhafteren und nationaleren Dänen ſpricht ſich der Gegenſatz gegen die Regierung ſchon jetzt etwas naſeweis aus, und die Kopenhagener Zeitungsſchreiber leſen die franzöſiſchen Blätter nicht umſonſt. Die provinzialſtändiſchen Verſammlungen, wie wir ſie nun zuſammentreten ſehen werden, waren ein Bedürfnis, deſſen Befriedigung ungeſtraft nicht länger aufgeſchoben werden durfte. Wenn allein die Liebe zur Perſon des Fürſten alle Gefahren unſchädlich machen ſoll, iſt für die Zukunft ſchlecht geſorgt, und man weiß auch, daß dieſe Liebe ſehr elaſtiſche Natur hat und zuweilen mehr ſcheint, als wirklich iſt. Wir ſind noch lange nicht am Ende der Bewegung und große Prüfungen ſtehen uns noch bevor. Ich wiederhole es aber, meine Holſteiner ſind ein guter Schlag Menſchen; der ſchleswigſche Bauer vielleicht noch beſſer als der holſteiniſche. Überhaupt aber ſind die Leute hierzulande von einer Billigkeit, einem Leben und Lebenlaſſen, einem Fünf-gerade-ſein-laſſen, das den ungeduldigen Ankömmling zuweilen in Erſtaunen ſetzt, aber doch ſein ſehr Gutes hat. Ich will wohl dafür einſtehen, daß dieſes treue, gute Volk ſich durch kein Gerede irre machen läßt, und daß eine rechtliche Regierung, die nicht allzu einfältig iſt, hier allezeit einen geſunden Grund und Boden finden wird. Übrigens müßte ich mich ſehr irren, wenn nicht die holſteiniſchen Stände weniger un-

bequem ſein werden als die ſchleswigſchen; in den Städten Schleswigs iſt mehr Neigung zur Oppoſition als in Holſtein, obſchon doch keineswegs von bedenklicher Art.“ „In Dänemark hat ſich“, ſchrieb Perthes um dieſelbe Zeit, „den politiſchen Zuſtänden eine ſo ſtarke Kryptogamendecke aufgelegt, daß bei der wunderlichen Natur der Dänen eine Exploſion nicht außerhalb der Wahrſcheinlichkeit liegt; aber die Volkszahl iſt ſo gering und die Abhängigkeit des Landes nach außen ſo groß, daß Anfang und Ende einer Bewegung weniger von innen als von außen beſtimmt werden dürfte. Merkwürdiges für Dänemark und auch für Deutſchland kann ſich zutragen, wenn der Mannsſtamm der Königslinie ausſterben ſollte, was doch nicht ganz entfernt liegt. Schleswig und Holſtein würden dann von Dänemark getrennt; aber wird das ſo glatt abgehen?“

Die viel verhandelte Frage, inwiefern die neueren deutſchen Verfaſſungsurkunden Sicherung gegen Willkür wirklich gewährten oder nicht, erhielt eine praktiſche Bedeutung, als nach dem Tode Wilhelms IV. der Herzog von Cumberland 1837 König von Hannover ward. Schon am 5. Juli erklärte derſelbe, daß er ſich durch das ſeit 1833 in Kraft beſtehende Staatsgrundgeſetz nicht gebunden erachte und weitere Entſchließungen ſich vorbehalte. „Das Auftreten des Königs wird ſein Gutes haben“, ſchrieb Perthes unmittelbar hierauf. „Deutſchland hat ſich ſeit Jahren gewöhnt, ein Syſtem von Sätzen theoretiſcher Liberalen und liberaler Praktiker ohne weiteres als unumſtößliche Glaubensartikel einer unfehlbaren, wenn auch unſichtbaren, Kirche hinzunehmen. Das iſt kein guter und geſunder Zuſtand, die dicke Luft bedarf der Bewegung. Die Deutſchen müſſen in ihrem geiſtesträgen Liberalismus ſtutzig gemacht, müſſen aus ihrer falſchen Sicherheit aufgeſtört und genötigt werden, nach Gründen ſich umzuſehen und zu fragen, ob das auch wirklich wahr und recht ſei, was ſie bisher in gedankenloſer Bequemlichkeit als wahr und recht annahmen. Zu dem allem wird eine Perſönlichkeit wie die des Herzogs von Cumberland ihnen ſchon verhelfen. Der König ſpricht redlich nach ſeiner Überzeugung, das glaube ich; viele Fragen und viele Zweifel, manche Unwahrheiten und vielleicht auch manche Wahrheiten werden an den Tag gearbeitet *werden.* Eine Wendung zur fürſtlichen Willkür fürchte ich nicht, ſon-

dern denke, daß der König auf männlichen Widerstand stoßen wird, wenn er sich nicht bloß an Schulsätzen, sondern auch an Rechten vergreifen sollte." „Kampf in vielen Gestalten zu durchleben, sind wir und unsere Kinder bestimmt", schrieb ein Freund an Perthes. „Sitzen die Liebhaber politischer Umwälzung still, so treten die Fürsten an ihre Stelle, bringen alles liberale Gesindel wieder auf die Beine und sorgen für einen Gärungsprozeß in der schleimigen Masse. Der jetzt ausgebrochene Streit wird Fleisch und Bein bekommen, denn es handelt sich um Geld; der Fürst will es haben, die Bürger wollen es behalten. Irgendeine Transaktion muß am Ende aushelfen."

Am 1. November 1837 erschien ein königliches Patent, welches das Staatsgrundgesetz von 1833 für aufgehoben erklärte und die königlichen Diener des auf dasselbe geleisteten Eides entband. Bevor noch im übrigen Lande irgendein Widerspruch gegen diese Maßregeln laut geworden war, reichten am 18. November sieben Professoren der Universität Göttingen eine Vorstellung bei dem Kuratorium ein, in welcher sie aussprachen, daß sie die Gültigkeit des Staatsgrundgesetzes anerkennen und sich durch den auf dasselbe geleisteten Eid für fortwährend verpflichtet halten müßten. „Wenn Professoren und Regierung beide fest bleiben", schrieb Perthes am 1. Dezember, „so müssen die ersteren entlassen werden, darüber kann kein Zweifel sein." Die Entlassung ließ in der That nicht auf sich warten; bereits am 14. Dezember ward sie bekannt gemacht. „Nicht das Recht, wohl aber die Pflicht der sieben Männer zu dem Schritte, den sie offen und ehrlich gethan haben, bestreite ich", schrieb Perthes um diese Zeit. „Ob es der von ihnen verfochtenen Sache schaden oder nützen wird, daß sieben Privatleute, in deren besonderem Beruf der Schutz des Staatsgrundgesetzes doch keinesfalls lag, als alleinige Verteidiger desselben auftreten, hängt lediglich von dem Umfange des moralischen Ansehens ab, welches sie im Lande genießen." „Die Universität ist gekränkt und ihrer besten Lehrer beraubt", heißt es einige Wochen später in einem Briefe an Perthes, „das gesellige Leben ist zerrissen, Faktionen bilden sich auf Faktionen. Eifersucht, Zorn, Verdächtigung und Verketzerung erfüllt die ganze Luft und für das Land ist nichts durch

den Ruin der Universität gewonnen; denn nur Aufsehen hat der Schritt unserer sieben Kollegen gemacht, aber in keinem Teile des Landes hat er irgendjemand zum Handeln bewogen oder irgendeine Frucht gebracht." „Für Seine Majestät will ich nicht zum Ritter werden", heißt es in einem anderen Briefe an Perthes; „aber ich glaube, daß die Professoren sich über die Größe ihrer moralischen Macht getäuscht haben. Sie mußten wissen, daß sie im Lande außerhalb der Universitätskorporation nirgends Terrain für ihre Ansichten finden würden. Sobald es daher feststand, daß auch die Universität mit dem Lande gehen wollte, war alles, was sie thaten, völlig aussichtslos."

Unmittelbar nach der Entsetzung der Professoren forderte die Regierung zur Huldigung und einige Wochen später zur Wahl der Deputierten nach der wenigstens teilweise vom Könige wiederhergestellten Verfassung von 1819 auf. „Das ist eine schwere Gewissensfrage für alle Beteiligten", äußerte Perthes, „aber ich stimme völlig dem bei, was mir N.N. in diesen Tagen schrieb: ‚Ich huldige', sagt er, ‚denn der König ist Erbkönig, ist mein König, das steht mir unumstößlich fest. Aber ich verweigere die Wahl eines Deputierten nach der Verfassung von 1819; denn ich habe meinen Eid auf das Staatsgrundgesetz von 1833 abgelegt, und von dem Eide kann mich niemand, auch nicht der König, entbinden. Will man mich deshalb entsetzen, so muß ich es dulden.'"

Zu weiteren Entsetzungen kam es indessen nicht; die Regierung sah sich zur Vorsicht genötigt, da der Schritt der sieben Professoren eine größere Wirkung gehabt hatte, als anfangs vermutet worden war. Gewiß nicht ohne Zusammenhang mit demselben wuchs in Hannover und im übrigen Deutschland die Opposition gegen den König. Eine Reihe städtischer und ländlicher Korporationen, ein Teil der zusammengetretenen Ständeversammlung wendete sich Hilfe suchend an den Bundestag; mehrere deutsche Regierungen zeigten sich den Schritten des Königs abgeneigt und ließen die Lage desselben schwierig und zweifelhaft erscheinen. Dem hannöverschen Gouvernement kam alles darauf an, sich im eigenen Lande eine möglichst starke Partei zu verschaffen, um mit derselben vor den Bundestag treten zu

können. In der Wahl der Mittel zu diesem Zweck zeigte es sich sehr wenig bedenklich. „John Bull tappt plump in unser deutsches Vaterland hinein", schrieb Perthes im März 1838, „dafür gebühren ihm Schläge auf die Tatzen; er hat sie bekommen; nun ist er im Gedränge und braucht schlechte Mittel; also wird es ihm auch schlecht gehen auf die eine oder die andere Art; sein gefährlichster Gegner möchte die Ruhe und Tüchtigkeit Stüves, des Bürgermeisters von Osnabrück, sein." „Meiner Neigung nach hätte ich wohl noch manches für den König zu sagen", schrieb Perthes im Juli 1838, „aber die niedrigen Mittel, die bisher ganz unbekannt in Deutschland waren, indignieren zu sehr und machen stumm. Solche Mittel, einmal gebraucht, werden in anderer Zeit von anderer Seite schon Nachahmer finden." „Das hannöversche Staatsgrundgesetz ist nicht mein goldenes Kalb", schrieb er etwas später, „aber hol' der Teufel die Mittel, die gebraucht werden, um es tot zu machen."

Über die Zustände, wie sie gegen Ausgang des Jahres 1838 in Hannover sich gestaltet hatten, erhielt Perthes durch den Brief eines Freundes Nachricht. „In Hannover blieben wir nur einen Tag", heißt es in demselben, „der König war gerade abgereist, ich konnte daher den Hof umgehen und alle besuchen, die ich sonst dort gern sah; bald aber überzeugte ich mich von einem solchen unerfreulichen Zustande der Dinge, daß ich froh war, in dieser dicken Atmosphäre nicht länger verweilen zu müssen. An der Stelle der Rechtlichkeit, des Wohlwollens, der Aufrichtigkeit und Humanität früherer Zeit hat der Unglaube an das Bestehen eines Rechtszustandes dergestalt die Oberhand gewonnen, daß Trug und Lüge, Falschheit und Heuchelei und Intriguen aller Art an der Tagesordnung sind. Wäre nicht im ganzen so viel Wohlstand im Lande, nicht so viel Ruhe und Besonnenheit dem Volksstamme eigen, hätten wir es nicht schon mehr als einmal erlebt, daß gerade, wenn es am ärgsten scheint, die Hilfe nicht mehr ferne ist, so würde sich auch hier die Erfahrung wiederholen, daß aus einem Umsturze des Rechtes ein Recht des Umsturzes sich ableitet. So aber ist das nicht zu besorgen; man hält den Glauben an die Kraft des Bundes fest, welcher bei dem Ausbruche von Unruhen sich ohne Zweifel zur Unterdrückung derselben hinreichend wirksam zeigen würde, und hofft, daß von dieser Seite her für eine Lösung der Wirren wenigstens so viel geschehen

werde, daß Selbſthilfe ſich weder als Bedürfnis, noch als Notwendigkeit zeige."

Die Hoffnung, welche viele auf eine Hilfe durch den Bund geſetzt hatten, wurde nicht erfüllt; im September 1839 faßte derſelbe vielmehr den Beſchluß, daß den Anträgen auf ein Einſchreiten des Bundes in die hannöverſche Verfaſſungsfrage keine Folge gegeben werden könne. „In der hannöverſchen Angelegenheit wird jetzt alles auf die Bundesverſammlung losziehen", ſchrieb ein mithandelnder Freund im Auguſt 1839 an Perthes, „weil ſie dem Könige mit ſeiner Revolution von oben durchzuhelfen bemüht ſei. Man ſollte dem Publikum aber nicht verſchweigen, daß dieſe Tendenz nur bei einer geringen Majorität der zu den Bundesſchlüſſen mitwirkenden Staaten vorwaltet, und daß von den konkurrierenden ſiebzehn Stimmen ſieben dahin geſtrebt haben, den Rechtszuſtand aufrechtzuerhalten; dieſe ſieben, nämlich Bayern, Sachſen, Württemberg, Baden, Großherzogtum Heſſen, die ſächſiſchen Herzogtümer und die freien Städte würden ohne allen Zweifel die Mehrheit auf ihrer Seite haben, wenn ſich die übrigen nicht dergeſtalt von Öſterreich und Preußen abhängig fühlten, daß ſie dieſen blindlings zu folgen ſich genötigt glauben. Man ſollte alſo vorzugsweiſe Öſterreich und Preußen nennen und nicht durch eine allgemeine Verdammung des Bundes den Regierungen beider Staaten behilflich ſein, wenn ſie bei allem, was ſie der öffentlichen Meinung nicht Zuſagendes durchſetzen wollen, den Bund voranſtellen und ſich ſeiner als eines Sündenbockes bedienen, in den ſeltenen Fällen entgegengeſetzter Tendenz aber ſorgfältig bemüht ſind, den Bund in den Schatten treten zu laſſen und die Ehre davon für ſich allein auszubeuten. Am Ende freilich ſchaden Öſterreich und Preußen ſich ſelbſt am meiſten dadurch; denn wenn ſie in der hannöverſchen Frage dem Rechte und der Wahrheit die Ehre geben wollten, könnten ſie auf die Kräfte von ganz Deutſchland mit Zuverſicht rechnen und brauchten ſelbſt bei der gegenwärtigen orientaliſchen Komplikation keinem anderen nach den Augen zu ſehen, während ſie jetzt von Furcht und Zittern bei dem Gedanken der Möglichkeit ergriffen werden, daß Rußland und Frankreich ſich über kurz oder lang die Hände reichen könnten. Sagen Sie mir, wer iſt der Verfaſſer der *Pentarchie*? Sie wiſſen es bei Ihren Verbindungen gewiß."

Nachdem jede Hoffnung auf Bundeshilfe für die Opposition verschwunden war, gelang es dem König von Hannover zwar, einen geordneten Rechtszustand wiederherzustellen; aber die durch den langen Kampf hervorgerufene geistige Bewegung blieb auch dann nicht ohn nachhaltige Einwirkung auf die politische Stimmung Deutschlands.

Das Eingreifen der Hierarchie in die Zeitbewegungen 1837 und 1838.

Die Kämpfe, welche in den Jahren nach der Julirevolution innerhalb des Protestantismus und mit gleicher Heftigkeit auch innerhalb des Katholicismus geführt wurden, hatten das Ringen beider Konfessionen gegeneinander zwar nicht zurückdrängen können, aber der Kampf war mehr ein Kampf zwischen protestantischen und katholischen Theologen, als ein Kampf zwischen Protestantismus und Katholicismus. Kirche und Staat, römische Kurie und deutsche Regierungen suchten die Veranlassungen zum offenen Streite möglichst zu vermeiden. In den preußischen Rheinlanden namentlich war bei der versöhnlichen Haltung des dortigen Erzbischofs, Grafen Spiegel, der Friede zwischen politischer und kirchlicher Gewalt ungestört geblieben, und die seit dem Jahre 1834 eintretende neue Besetzung der bedeutendsten Regierungsämter gewährte auch für die Zukunft die beste Aussicht. „In unsere Provinz kommt frisches Leben", schrieb im Januar 1835 ein Freund aus den Rheinlanden an Perthes. „Seltene Eigenschaften vereinigen sich in dem neuernannten, kaum vierzigjährigen Oberpräsidenten v. Bodelschwingh: ein reines, frommes Herz, ein starker, männlicher Mut, eine unermüdliche Arbeitskraft und die großartige Gesinnung eines echt deutschen Mannes. Als er noch Landrat war, hat schon Stein auf ihn hingewiesen und begehrt, daß er bald in einen bedeutenden Wirkungskreis gebracht werde. Wenn Bodelschwingh zehn Jahre bei uns gewesen sein wird, so werden die Rheinlande unauflöslich mit den alten Landen verwachsen

ſein. Auch die Präſidentenſtellen in Aachen, Köln, Düſſeldorf und Trier ſind mit tüchtigen, zum Teil noch jungen Männern beſetzt. Die Grafen Arnim in Aachen und Stolberg in Düſſeldorf ſind ein Paar Ehrenmänner; der letztere wird durch die einfache Gradheit ſeines Charakters, der erſtere durch die vornehme Gewandtheit ſeines Weſens die Rheinländer bald gewinnen. Kurz, wir haben nach manchen früheren Mißgriffen jetzt Männer bekommen, die wohl geeignet ſind, den redlichſten und wohlmeinendſten König zu vertreten. Gott ſegne ihn und ſeine Beſtrebungen für das gemeinſame deutſche Vaterland und erleuchte die anderen deutſchen Fürſten, daß ſie nicht aus eiteler Furcht vor einem mächtigen Freunde ſich dem Feinde zuwenden. Deutſchlands Glück und Ehre ſteht und fällt mit Preußen, ſo wie umgekehrt!"

Als aber nach dem Tode des Erzbiſchofs von Köln, im Herbſte 1835, Clemens Auguſt Freiherr Droſte v. Viſchering zu deſſen Nachfolger erwählt ward, fürchteten manche ſogleich, daß neben den Theologen nun auch die Hierarchie Roms auf den Kampfplatz treten werde. „Die Wahl des Herrn v. Droſte wird die geſamte Stellung des Katholicismus in Preußen neu geſtalten", ſchrieb Perthes im Dezember 1835; „Droſte iſt ein ſehr ſtrenger Katholik, iſt ein frommer, ernſter Chriſt und ein eiſenfeſter Mann. Der Kampf mit ihm kann in Preußen nicht ausbleiben; die Regierung möge ſich inacht nehmen." „Der nächſte Krieg wird ein Seekrieg ſein", ſchrieb ein in großen Geſchäften erfahrener Freund an Perthes, „allein der Krieg gebiert Krieg, wie jedes Übel wieder Übel. Der böſe Feind und Menſchen, die in ſeinem Dienſte ſtehen, möchten gern politiſche Religionskriege in die nach zweihundertjährigem Kampfe aufatmende Menſchheit werfen und uns glauben machen, wir hätten auch in Deutſchland die beiden ſchroffen religiöſen Gegenſätze, welche in manchen Ländern Europas dergleichen Schrecken nötig machen. Das iſt die eigentliche Gefahr für unſere Zukunft." Das erſte Jahr der Amtsführung des neuen Erzbiſchofs ließ indeſſen noch nicht Hader, ſondern nur das Walten eines neuen Geiſtes in der Diöceſe erkennen; denn die im ſtillen geführten, ſchon gereizten Verhandlungen zwiſchen ihm und der Regierung wurden nur kleinen Kreiſen bekannt. Mit dem Anfange des

Jahres 1837 aber trat der tief liegende Zwieſpalt hinaus in die Öffentlichkeit. Briefe, welche Perthes Anfangs Mai 1837 aus der Rheinprovinz erhielt, ſtellten ihm den Hergang in folgender Weiſe dar. „Der Kampf zwiſchen römiſcher Kurie und deutſchem Staate iſt in vollem Gange“, heißt es in einem derſelben; „ein Kampf, welcher jeden Abſchnitt der Geſchichte erfüllte, in welchem Staat und Kirche Leben und Kraft in ſich fühlten. Wo hört das Recht des einen auf, wo fängt das Recht des andern an? Jede Feſtſtellung des Grenzgebietes war von jeher nur eine proviſoriſche, und von Rom kann die weltliche Obrigkeit lernen, wie ſie ſich nach Lage der Dinge zu verhalten hat. So oft die Kurie ſich ſtark genug glaubte, um des Sieges gewiß zu ſein, ergriff ſie ſtets die erſte die beſte Veranlaſſung zur Herbeiführung des Kampfes; ſo oft ſie dagegen ihren Kräften mißtraute und deshalb den Frieden wünſchen mußte, verſtand ſie durch vorſichtige Klugheit und rückſichtsvolles, thatſächliches Nachgeben den Ausbruch des Kampfes bis auf gelegnere Zeiten zu vertagen. Der ernſte Zwieſpalt im gegenwärtigen Augenblicke möchte der vielen gemeinſchaftlichen Feinde wegen weder Rom noch der preußiſchen Regierung erwünſcht ſein, und hat, wie mir ſcheint, ſeinen Grund nur in örtlichen Umſtänden und in der Leidenſchaft untergeordneter Perſönlichkeiten.“ „Unter dem vorigen Erzbiſchof war“, ſchrieb ein anderer an Perthes, „die theologiſche Schule und Richtung des verſtorbenen Profeſſor Hermes die allein begünſtigte. Das Domkapitel, die große Mehrzahl der Pfarreien, faſt alle Lehrſtellen an den Seminaren und, mit einziger Ausnahme des Profeſſors Klee, die ganze theologiſche Fakultät in Bonn waren durch Hermeſianer beſetzt, welche von ihrer Macht einen rückſichtsloſen, plumpen Gebrauch machten. Nun iſt durch den jetzigen Erzbiſchof die bisher unterdrückte Partei plötzlich in den Beſitz der Gewalt gekommen und iſt von Rache und Herrſchaftsgelüſten erfüllt nicht nur gegen die Hermeſianer, ſondern auch gegen die Regierung, welche dieſelben nicht verfolgte und vielleicht begünſtigte. Die Partei hat einzelne echt chriſtliche und fromme Männer in ihrer Mitte, zu denen namentlich der lebendige und geiſtige Klee und Windiſchmann, den Sie ja kennen, gehören. Auch dieſe hegen Mißtrauen gegen die proteſtantiſche Regierung, wurden jahrelang durch

ihre theologiſchen Gegner ſchwer gereizt und fürchten, gewiß nicht ohne Grund, wenn auch mit zu viel Leidenſchaft, das trockene, ausdörrende, rationaliſtiſche Element in Hermes' Richtung; aber dennoch ſind nicht ſie die eigentlichen Treiber und Dränger. Neben ihnen ſtehen zerſtreut in den größeren rheiniſchen Städten einzelne wirkliche Fanatiker, die, von Haß gegen den Proteſtantismus erfüllt, nicht links, nicht rechts ſehen und zur Glorie Roms die preußiſche Regierung erniedrigen und die Hermeſianer von dem Erdboden vertilgen möchten. Es ſind ihrer indeſſen nur wenige und dieſe wenigen finden ſich mit ihrer ſtarren Beſchränktheit vereinſamt unter den leichtblütigen Rheinländern. Sie würden wenig gefährlich ſein, wenn ſie nicht als Mauerbrecher vorgeſchoben und gebraucht würden von einigen gewandten, klugen und ſehr ehrgeizigen Männern, welche ſich von der Regierung zu wenig beachtet glauben, um jeden Preis eine Rolle ſpielen wollen und dennoch fühlen, daß ſie dieſelbe nur als Oppoſition gegen die Regierung ſpielen können. Eine Oppoſition aber zugunſten Roms bietet viele Vorteile; man kann ſeine negative Stellung vor ſich und anderen durch die ernſte Forderung ſeiner kirchlichen Überzeugung rechtfertigen und ſich den Schein geiſtiger Tiefe und Großartigkeit geben; man nimmt ſich der unterdrückten wehrloſen Kirche an und läuft überdies nur wenig Gefahr, da man für den ſchlimmſten Fall, wenn auch nicht innerhalb, ſo doch außerhalb des Landes einen mächtigen Rückhalt hat, welcher der Regierung die Hände bindet. Angeſtachelt von auswärtigen, namentlich bayeriſchen und belgiſchen Geſinnungsgenoſſen, mit denen ſie in ununterbrochener Verbindung ſteht, zeigt ſich nun dieſe ſo zuſammengeſetzte und von den rheiniſchen Katholiken ſelbſt ‚ultramontan' genannte Partei entſchloſſen zu einem Kampfe auf Leben und Tod. Sie hat ſich des ehrlichen Erzbiſchofs völlig bemeiſtert und in ihm ein Werkzeug gefunden, welches, geſchickt geleitet, wohl geeignet iſt, auch die ſtärkſten Mauern niederzurennen. Der Feldzug iſt mit einem Schritte eröffnet, der kühn und unerwartet die Regierung und die Hermeſianer zugleich empfindlich verwundet. So lange der derbe Hermes und ſein gewandter Schützer, der Erzbiſchof Graf Spiegel, lebten, hatte die Kurie weder Hermes' Lehre noch Hermes' Anhänger angefochten; ſobald aber beide unter der Erde lagen, verdammte ſie

in einem Breve vom 28. September 1835 Hermes' Schriften als im Widerſpruche ſtehend mit den Lehren der katholiſchen Kirche. Geſtützt auf dieſes Breve, hat nun im Anfange des jetzt laufenden Jahres der gegenwärtige Erzbiſchof alle von den theologiſchen Profeſſoren in Bonn angekündigten Vorleſungen mit einziger Ausnahme derer des Profeſſors Klee geſtrichen und damit die geſamte Wirkſamkeit der theologiſchen Fakultät an der königlichen Univerſität vernichtet. Die Regierung ließ die geſtrichenen Vorleſungen dennoch in dem Lektionskatalog der Univerſität abdrucken; da aber der Erzbiſchof erklärte, keinen Theologen anſtellen zu wollen, welcher eine Vorleſung bei den Hermeſianern gehört habe, ſo blieben alle Auditorien derſelben leer. Die Regierung legte hierauf, um dem rohen Gezänke in Druckſchriften entgegenzutreten, allen theologiſchen Profeſſoren, ſowie den Profeſſoren Walter und Windiſchmann, unter Androhung der Suspenſion, Stillſchweigen auf und verpflichtete überdies die jungen Theologen des Konvikts in Bonn, den Anordnungen ihres Vorſtehers, der Hermeſianer iſt, nachzukommen. Die Folge iſt, daß alle bis auf ſieben das Konvikt verlaſſen haben und daß Profeſſor Klee die bösartigen Angriffe eines auswärtigen Gegners ſtillſchweigend hinnehmen muß." „Faſt alle Gemeinden der Provinz müſſen", heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, „nach den neueſten Vorgängen ihre von der Kirche ihnen gegebenen Pfarrer als Ketzer betrachten, während doch zugleich die Stimmung ganz allgemein gegen den Erzbiſchof gerichtet iſt, dem auch ſehr gute Katholiken Eigenſinn, Beſchränktheit und Fanatismus ſchuldgeben. Profeſſor Braun iſt mit einem Breslauer Kollegen nach Rom gegangen, um das, wie ſie glauben, erſchlichene Verdammungsurteil rückgängig zu machen. So liegen gegenwärtig die Sachen. Die Regierung befindet ſich in einer ſchwierigen Stellung. Bleibt es ihr möglich, ſich von der Einmiſchung in den erbitterten häuslichen Streit der Katholiken fernzuhalten, ſo wird ſie von der großen Mehrzahl der Rheinländer als Schutz und Schirm gegen den Fanatismus einer kleinen, ſehr gefürchteten Partei betrachtet und vielleicht ſelbſt angerufen werden. Eine Einmiſchung aber, und ſie wird kaum zu vermeiden ſein, würde leicht als ein Angriff auf die Kirche angeſehen werden und könnte die jetzt ſich gegenſeitig verfolgenden Parteien

zum gemeinsamen Angriff auf den Staat vereinigen: denn ungeachtet des entgegengesetzten Ausspruches der Kurie sind dennoch die Hermesianer gute Katholiken und stehen dem Protestantismus und auch der protestantischen Regierung so feindlich gegenüber wie ihre jetzigen Gegner."

„Die örtlichen Verhältnisse und Parteien Ihrer Provinz kann ich nicht beurteilen", antwortete Perthes, „aber das weiß ich, daß ein solcher Zwiespalt, auch wenn er nur aus lokalen Wurzeln hervorgegangen ist, unausbleiblich in die großen Prinzipienfragen übergreift, und kommen diese im gegenwärtigen Augenblicke zur Sprache, so werden wir ernste Dinge erleben. Eins nur erwidere ich Ihnen noch: Droste ist nicht beschränkt, aber geschlossen, hart und unbeugsam; der Papst kann nachgeben, Droste nicht. Wahrhaft ist er durch und durch, niemals hat er unedle Waffen gebraucht und niemals wird er sie brauchen."

Ein zweites Mittel, den Kampf zwischen der römischen Kurie und der preußischen Regierung heftiger und heftiger entbrennen zu lassen, ward für die nun herrschende Partei die alte Streitfrage der gemischten Ehen. Bekanntlich war im Jahre 1834 auf Grund des päpstlichen Breve vom 25. März 1830 ein Übereinkommen zwischen der preußischen Regierung und dem Erzbischof Graf Spiegel getroffen, welches zwar manchen Zweifel übrig ließ, aber in der Praxis doch als leidliches, beiden Teilen annehmbares Auskunftsmittel sich gestaltete. Auch der neue Erzbischof war anfangs auf dieses Übereinkommen eingegangen; seit dem Ende des Jahres 1836 aber hatte seine Ansicht sich geändert; er glaubte in dem Übereinkommen Widersprüche gegen das päpstliche Breve zu finden und erklärte, daß er, wo er solche Widersprüche finde, sich nicht nach dem Übereinkommen, sondern nach dem Breve richten werde. Da die Regierung an dem Übereinkommen festhielt, das Auftreten des Erzbischofs aber schroffer und schroffer ward, so konnte nach dem vergeblichen Verständigungsversuche vom 17. September 1837 eine sehr ernste Wendung kaum ausbleiben. In Beziehung auf die gemischten Ehen äußerte Perthes damals, wie schon früher, eine sehr bestimmte Ansicht. „In einzelnen Fällen kann ohne Zweifel", schrieb er einmal, „der Glaube

und die Liebe, welche Gottes Offenbarung im Menſchen wirkt, den Katholiken wie den Proteſtanten mit ſolcher Kraft und Innigkeit durchdringen, daß die Spaltung in Konfeſſionen ihre trennende Macht verliert und eine gemiſchte Ehe zuläſſig wird; aber abgeſehen von ſolchen ſeltenen Menſchen muß die gemiſchte Ehe zu ſtumpfer religiöſer Gleichgültigkeit oder zu greuelvollem Familienhader führen. Mir iſt ſie in der Seele zuwider. Hätte ich das Unglück gehabt, daß eine meiner Töchter einen Katholiken hätte heiraten wollen, ſo würde ich mit allen Kräften dagegen geweſen ſein; hätte ich nachgeben müſſen, ſo würde ich zur Tochter geſagt haben: ‚Werde katholiſch.‘ Hätte ich die Verheiratung eines Sohnes mit einer Katholikin nicht verhindern können, ſo wäre mein Wort zum Sohne geweſen: ‚Mache deine Frau evangeliſch.‘“

Zu den Verhandlungen mit dem Erzbiſchof war der preußiſche Geſandte in Rom, Geheime Legationsrat Bunſen, zugezogen worden und benutzte Ende Oktober einige freie Tage, um ſeine Freunde in Gotha zu beſuchen. „Bunſen brachte zwei Tage, die ſehr aufregend und anregend waren, bei uns zu“, ſchrieb Perthes um dieſe Zeit. „Es iſt doch ein höchſt ungewöhnlicher Geiſt in ihm und die Treue gegen alte Freunde, die Unſchuld, die Jugendraſchheit und deutſch-bürgerliche Gradheit, die er ſich trotz Welt und Stellung bewahrt hat, machen ihn überaus ehrenwert und liebenswert; er wird Ende November nach Rom zurückkehren, wenn nicht Unerwartetes eintreten ſollte. Geneigt iſt er wohl, dem lieben Gott zu wenig Zeit zu laſſen. Abwarten können, bis der rechte Moment kommt, iſt eine große Sache.“ Ein den meiſten Unerwartetes trat wirklich ein: am 20. November 1837 ward dem Erzbiſchof einem königlichen Befehle gemäß eröffnet, daß er unverzüglich die Reiſe nach Minden, nötigenfalls zwangsweiſe, antreten müſſe, welchen Ort ihm der König einſtweilen zu ſeinem Aufenthalt beſtimmt habe. Der Erzbiſchof erklärte hierauf, daß er bereit ſei, ſich dieſer Zwangsmaßregel zu fügen. „Das Kölner Ereignis ließ ſich ſeit Wochen vorausſehen“, ſchrieb Perthes Ende November; „in der entſcheidenden Zuſammenkunft ſcheiterte jeder Verſuch zur Vermittelung irgendeiner Art an der Hartnäckigkeit des deutſchen Mannes, der keine Vorſtellung hat von römiſcher Schlauheit. Rom

hätte nie den Mut gehabt, jetzt aufzutreten, wenn es nicht einen Mann von deutschem Verlaß gefunden hätte; aber Rom hat sich, weil es irrtümlich voraussetzte, daß in einem Erzbischofe doch einige päpstliche Klugheit sein müßte, in eine schlimme Lage gebracht. Zwar muß ich das innere und tiefere Recht der preußischen Regierung zu diesem Schritte bestreiten, wenn Advokaten auch, wie es scheint, aus dem Buchstaben der Erlasse und Übereinkommen die formelle Berechtigung nachweisen könnten; aber ich gestehe zu, daß es politische Notwendigkeiten giebt, bei denen man nach dem tieferen Rechte nicht fragen darf, und das mußte auch Rom wissen und mußte sich hüten, Preußen in solche Notwendigkeit hineinzutreiben." „Die Kölner Angelegenheit betrübt mich je länger, desto mehr", schrieb Perthes anfangs Januar 1838; „seit vierzig Jahren darf ich Droste und seit zehn Jahren Bunsen meinen Freund nennen, und nun sind beide Männer in einen Strudel hineingezogen, in welchem beide ihren Untergang finden können. Doch bei solchen Ereignissen muß die Teilnahme an dem Schicksal der Personen zurücktreten. Was wird, was kann geschehen, wenn Rom sich nicht unerwartet nachgiebig zeigt? Die preußische Regierung kann nun, selbst wenn sie wollte, nicht mehr zurück. Den ersten, aber nicht den einzigen schweren Fehler beging sie, als sie diesen Mann sich zum Erzbischof auswählte. Kennen mußte sie ihn; Nicolovius war von alter Zeit her genau unterrichtet über ihn und der Oberpräsident v. Vincke hatte lange Jahre hindurch mit beiden Brüdern Droste in hartem Streite gelegen. Kannte aber die Regierung ihn, so frage ich, was dachte sie sich, was konnte sie wollen, als sie ihn auswählte? Sehr bald nach des Grafen Spiegel Tode ward ich nach Drostens Persönlichkeit gefragt, und das Endresultat meiner Antwort war damals: Mit ihm als Erzbischof durchzukommen, wird unmöglich sein."

„Preußen hat es in seiner gegenwärtigen schwierigen Lage", heißt es in einem Briefe aus Süddeutschland, „mit einer Macht zu thun, die sich nicht nur wie jede auswärtige Macht dem Einflusse der Kabinettsordres und Ministerialverfügungen entzieht, sondern auch anders als jede andere auswärtige Macht eine Partei im Lande selbst hat und haben darf, ohne dieselbe zu einer hochverräterischen zu machen. Wir

bei uns fürchten sehr, daß eine Regierung, welche alle Staatsangelegenheiten durch den Mechanismus einer wohlwollenden Administration abzumachen gewohnt ist, die schlimmsten Fehler in einem Zeitpunkte begehen wird, in welchem ein Problem gelöst werden soll, das gänzlich außerhalb des büreaukratischen Gesichtskreises liegt." „Herr v. Droste ist ein Ehrenmann", schrieb ein norddeutscher Freund im Februar 1838, „und um so mehr schmerzt es mich, daß er sich für eine Sache opfert, die nicht nur nicht rein, sondern auch nicht möglich ist; in einer Epoche der Geschichte, in welcher die Nationalitäten schärfer als je sich abzuschließen streben, kann die alte, alle knechtende Gewalt nicht wieder zur Alleinherrschaft über Europa gelangen. Das Wiedererwachen des religiösen Sinnes im katholischen wie im protestantischen Deutschland begrüße ich mit Freuden, aber nicht die ultramontane Karikatur desselben, die jetzt abwechselnd mit dem Hanswurst in der Kölnischen und in der Mainzer Zeitung den Fasching belebt. Nach meiner Kenntnis der Zeitgeschichte halte ich den Ultramontanismus für ein Gespenst, und ist er in einigen Fällen mehr, so wird er vermutlich von gebildeten Zeloten getragen, bei denen eine politische Färbung kaum fehlen dürfte. Aber freilich nicht jeder ist fähig, Gespenster zu bannen; daß die Klugheit der preußischen Regierung nicht sehr weit reichen würde, wenn sie sich mit der Kurie zu messen hat, war vorauszusehen. Ob die Energie nun die mangelnde Klugheit ersetzen wird? Wir werden sehen; aber mein Vertrauen ist nicht groß." „Die Begebenheit ist die wichtigste seit dem letzten Pariser Frieden", schrieb ein Freund vom Rhein, „und wir Deutschen haben alle Ursache, uns mit ganzer Kraft gegen einen Feind zu erheben, der in den Friedensjahren seine Pläne so still und geschickt verfolgte, daß er weit mehr erreichte, als die meisten ahnen."

Der Kampf mit der Kurie und deren Partei in Deutschland schien um so bedenklicher, als die Gefahr einer zugleich auch politischen Gestaltung desselben nicht fern lag. „Tritt nicht ein unvorhergesehener Glücksfall ein", schrieb Perthes Ende Januar 1838, „so haben wir lange Jahre eines gefährlichen Zwiespaltes im Innern vor uns, eines Zwiespaltes, der uns bei wiederkehrenden politischen Zerwürfnissen zu einer Beute der Fremden machen kann. Auf Preußen ruht Deutsch-

lands Bestand und Sicherheit in Europa, und Preußen ist schwer bedroht. Wie schnell werden jetzt die westlichen Nachbarn, wenn auch nicht gute Christen, doch so eifrige Katholiken werden wie die Belgier, und wie geschickt werden sie die Mißstimmung in den katholischen Provinzen am Rhein und in Westfalen zu benutzen wissen. Ich hoffe, daß man in Berlin nur den Schein annimmt, als glaubte man, allein die Ultramontanen seien wild erregt, die große Mehrzahl der Katholiken aber auf seiten der Regierung. Sollte man sich wirklich in diese Täuschung einwiegen, so könnte das Erwachen furchtbar sein; denn jetzt, wo es gilt, heißt es unter allen katholischen Parteien: ‚Und an dem Tage wurden Herodes und Pilatus gute Freunde.' Auch die entschiedensten hermesianischen Priester sind katholische Priester und reißen die Masse der Bürger und Bauern mit sich fort, und der deutsche O'Connell in München hat, so alt er ist, noch ein Redeorchester, rauschend genug, um die Masse der Gebildeten zu betäuben und in Bewegung zu bringen. Freilich auch unter den Protestanten werden Herodes und Pilatus gute Freunde; seltsame Bündnisse stehen in Aussicht, und schon jetzt ist es unter den Widerwärtigkeiten, welche die preußische Regierung zu tragen hat, nicht die kleinste, daß der ganze Haufe der Liberalen ihren Schritten Beifall zujubelt." „So schlimm, wie Sie annehmen, stehen die Sachen doch wohl nicht für uns", antwortete ein Freund; „der rheinische Klerus ist, weil er hermesianisch, wenigstens nicht mit dem Herzen auf seiten der Kurie, und das rheinische Volk mit seinen Traditionen von 1793 bis 1814 ebenso wenig; das Münsterland ist zu klein, um in Betracht zu kommen, und die oberrheinische Kirche ist seit Wessenberg in Opposition gegen Rom. Vom Volke fürchte ich in der That nur wenig; aber die Regierungen von Österreich und Bayern werden mit Lust die Lage ausbeuten, in welche Preußen sich versetzt findet."

Die damalige Regierung Bayerns hatte sich in der That enge mit der ultramontanen Partei verbündet und schien nicht abgeneigt, aus Preußens schwieriger Lage möglichsten Vorteil für sich zu ziehen. Schon früher hatte Perthes über die bayerischen Zustände manche nähere Nachrichten erhalten. „Dem Protestantismus in München und bis zu einem gewissen Grade in ganz Bayern fehlt die breite Basis",

hatte ihm einmal ein Freund aus München geſchrieben, „welche er in Norddeutſchland durch die ſtetige und unmittelbare Beziehung zur Wiſſenſchaft der neueren Theologie hat. Wir kennen daher allerdings die ſeichten Köpfe und theologiſchen Dilettanten Norddeutſchlands nicht, die allezeit bereit ſind, ſich und andere mit einer Anzahl fertiger Formeln und Redensarten abzuſpeiſen; aber dieſer Gewinn iſt um einen ſehr hohen Preis erkauft, und der Eifer mancher Geiſtlichen kann allein dieſen Mangel nicht erſetzen. Sind die paar Examina beſtanden, ſo hört bei den meiſten Geiſtlichen der Zuſammenhang mit der Wiſſenſchaft auf, und das Bewußtſein, ſich auf feſtem hiſtoriſchen Boden und in einem großen hiſtoriſchen Zuſammenhang zu befinden, kann ſich nicht erzeugen. Sie bewegen ſich in ſubjektiver Überzeugung, nicht in einem großen Organismus, und weil ſie die Erfahrungen des eigenen Lebens nicht der von unſerer Kirche ſanktionierten Erkenntnis unterzuordnen haben, wird es ihnen ſchwer, Demut in ſich aufzunehmen. Bei alledem haben wir in München aber doch die Hauptſache, nämlich eine große proteſtantiſche Gemeinde, welche allein in unſerer Kirche Beruhigung findet. Die Schattierungen des norddeutſchen Proteſtantismus ſind ihr auch keineswegs fremd. Den Kern bildet der ehrliche aber unduldſame Kreis ſittlicher und frommer Bürger, die, von proteſtantiſchen Dogmen erfüllt, im Katholicismus nur den Gegenſatz von dem ſehen, was ſie als den ſicheren Weg zur Seligkeit erlernt haben. Ihnen gegenüber ſtehen die ſogenannten Gebildeten, welche gewohnt ſind, mit Anſichten und Doktrinen umzugehen, ſie zu verteidigen und zu bekämpfen; meiſtens huldigen ſie dem modernen Liberalismus und ſind von Haß gegen das Pfaffentum und gegen kirchliche Starrheit erfüllt, und möchten die religiöſen Überzeugungen lieber ganz untergehen, als ſie zu einer Hemmung ihres mechaniſchen Staatsformalismus werden ſehen.“ So wenig Gefahren die Proteſtanten in Bayern ihrer Obrigkeit auch bereiten wollten und konnten, fühlten ſie dennoch, daß ſie ängſtlich und mißtrauiſch überwacht wurden. „Es iſt wahrlich“, heißt es in einem Briefe aus München, „ein demütigendes Gefühl, zu ſehen, welche Stellung die proteſtantiſche Kirche und deren Diener und Gottesdienſt in Bayern einnehmen, und dann erfahren zu müſſen, daß die Katholiken in Preußen ſchon über unerträglichen Druck klagen, wenn

die Regierung sich nicht mit ihrer ganzen Gesetzgebung dem Willen der römischen Kurie unterordnen will."

Am 4. November 1837, in eben dem Augenblicke also, in welchem der Zerfall Preußens mit dem Erzbischof unheilbar hervortrat, ward der bisherige Staatsrat Abel an der Stelle des zurücktretenden Fürsten von Wallerstein die Seele des bayerischen Ministeriums, und dieselbe Partei, welche in der Rheinprovinz die kirchliche Bewegung leitete, hatte nun in Bayern die politische Gewalt in Händen. „Blöde ist das neue Regiment nicht", heißt es in einem Briefe vom 18. Dezember an Perthes; „können Sie sich es vorstellen, daß Stahl (damals noch Professor in Erlangen) Staatsrecht nicht mehr lesen darf und Prozeß lesen muß? Zweifelhaft ist uns nur geblieben, ob die Regierung von diesem Manne den Umsturz des Staates oder der Kirche fürchtet." „Wir besorgen sehr", schrieb ein anderer Freund gleichfalls im Dezember aus München, „daß aus der Abführung des Erzbischofs sich für uns die Befestigung der ultramontanen Partei in ihrer neugewonnenen Herrschaft als Folge ergeben wird; jeden Angriff und jeden Druck des Protestantismus wird sie mit der Hinweisung auf Köln rechtfertigen. Nur unter vier Augen und bei verschlossenen Thüren dürfen wir jetzt über unsere Lage zu flüstern wagen." „So klein auch die Partei zur Zeit noch ist", heißt es in einem anderen Briefe aus München, „so fehlt es ihr doch weder an intensiver Kraft, noch an Entschlossenheit, und es ist vorauszusehen, daß ihr in einer wild aufgeregten Zeit alle die vielen zufallen werden, welche immer dort, wo sie Kraft und Entschlossenheit sehen, auch das Recht und die Wahrheit zu finden glauben." „Die Partei, welche jetzt in den Besitz der Gewalt gelangt ist", schrieb ein anderer aus München, „will eine politisch-kirchliche Umgestaltung des ganzen Landes und wird von manchen Protestanten unterstützt, die am Ende die dupes sein werden. Das Ministerium ist allerdings mit allen Mitteln ausgerüstet, die eine mechanische Zentralisation gewähren kann, aber demungeachtet bleibt seine Stellung eine höchst unsichere: denn ihm gegenüber steht ein Land, welches aus den verschiedensten, zum Teil dem Ultramontanismus sehr feindlichen Bestandteilen der Bildung und Neigung zusammengesetzt ist, und eine Verfassung, die in einigen Teilen Bayerns mit wirklicher Liebe festgehalten wird. Es hat überdies

mächtige Feinde und Neider, welche den König zu gewinnen wissen, indem sie ihm auf alle Weise die Geldmittel zur Befriedigung seiner Liebhabereien zu verschaffen suchen, und verlassen kann sich kein Ministerium auf den König; namentlich die Geldfragen pflegen oft zu persönlichen Spannungen zu führen, die leicht einmal mit dem rücksichtslosesten Fortstoßen eines Ministers enden können. Der König ist fähig, große Ideeen aufzufassen, aber jedes ihn unmittelbar berührende Interesse, sei es groß oder klein, reicht hin, um sie sofort fallen zu lassen. Fortdauernde Schwankungen in der Verwaltung können unter solchen Umständen nicht ausbleiben, die um so fühlbarer werden, je zentraler die Regierung ist; ein mißglücktes Experiment folgt auf das andere, heute dieses, morgen das entgegengesetzte. Die notwendige Folge ist für die Beamten politische Unsittlichkeit, und für das Volk, vorläufig wenigstens, politische Gleichgültigkeit. Das Erwachen wird nicht ausbleiben, — wehe uns, wenn man dann nicht gerüstet ist!"

Als Fahne, unter welcher die in Bayern herrschende Partei zu fechten gedachte, als Wahrzeichen dessen, was sie sann und was sie wollte, erschien anfangs Februar 1838 der „Athanasius" von Görres. Die Schrift, in welcher Görres seinen ganzen, lange verhaltenen Haß gegen Preußen ausgoß, ward nicht nur in Bayern gedruckt, sondern durfte auch in einer Reihe neuer Ausgaben wieder aufgelegt und verbreitet werden. „Der ‚Athanasius' von Görres ist eben erschienen", heißt es in einem Briefe aus München an Perthes, „und kehrt das Unterste und Innerste der Zeit heraus. Eine Sprache wie diese hat Preußen noch nicht gehört. Für die Selbstgefälligkeit, in welche man in Berlin von jeher gern verfiel, wird sie heilsam genug sein, und für jeden Deutschen ist die Wahrheit erschütternd, daß in Preußen die wichtigsten Verhältnisse des öffentlichen Lebens noch immer jeder positivrechtlichen Ordnung gänzlich entbehren und ohne Wurzel im Volke und ohne Wurzel in der Regierung allein dem Zentrum einer Administration anheimfallen, die bei allem Wohlwollen und aller Arbeitsamkeit größeren politischen Aufgaben sich nie gewachsen gezeigt hat." „Das ist ein tolles Buch", heißt es in einem anderen Briefe. „Gleich zum Eingang wird in der Vorrede Preußen abgethan und dringlichst ermahnt, sich vor sich selbst zu hüten. Zwei Staat-Ichs nimmt Görres

in Preußen an, ein allenfalls erträgliches und ein ſehr ſchlechtes; das ſehr ſchlechte iſt natürlich das, was nicht ſo denkt und thut, wie Herr Görres es wünſcht; es ſei, meint er, das böſe Geſpenſt, das nicht ablaſſen wolle, im preußiſchen Staate umzugehen und Unheil anzurichten; in allen kritiſchen Augenblicken erhebe es ſich immer wieder auf das neue aus ſeiner Modergrube und biete dem beſſeren Doppelgänger Fehde und Feindſchaft an; jetzt eben habe wieder einmal der ſtarre Knochenmann ſich in rohen, ungeſchlachten Ausbrüchen kundgethan, alle Konkordate beſeitigt, alle Rechtsanſprüche niedergetreten, die rohe Gewalt herausgefordert, und rühme dabei noch aller Welt ſeine Freiſinnigkeit und Verſöhnlichkeit. Auch im Proteſtantismus findet Görres zwar zwei Elemente, aber die taugen alle beide nichts; das eine iſt der Rationalismus: das iſt ein freſſendes Gift, welches, dem Arſenik vergleichbar, mit dämoniſcher Gewalt alles annagt, auflöſt und zerſtört: das andere iſt der Pietismus: das iſt ein betäubendes Gift, der Blauſäure vergleichbar, deſſen bloße Berührung ſchon die Glieder im Tode löſt. Faſt ſcheint es, als ob Görres dem Katholicismus nicht gar große Feſtigkeit zutraue; wenigſtens fürchtet er offenbar, daß der Katholik, der mit dem Proteſtantismus zuſammentrifft, ſich von einem jener Gifte, man ſieht nicht recht, ob von dem freſſenden oder dem betäubenden, ergreifen laſſen werde. Bei dem Gedanken an eine Ehe zwiſchen Proteſtanten und Katholiken ſtehen ihm daher die Haare zu Berge. Daß ſein jetziger König in gemiſchter Ehe lebt, daß ſein künftiger König in gemiſchter Ehe geboren iſt, hindert den frommen Mann nicht, die gemiſchte Ehe als eine Schändung des Sakramentes und den in gemiſchter Ehe Geborenen als einen zweiſchlächtigen Baſtard zu bezeichnen. Es iſt doch wirklich kaum glaublich, daß ſolches Zeug von dem bayeriſchen Miniſterium wirklich ſollte verbreitet werden."

„Endlich habe auch ich den ‚Athanaſius' geleſen", heißt es in einem anderen Briefe an Perthes; „es ſind Schilderungen darin der kümmerlichen Zuſtände, wie eine proteſtantiſche Kirche ſie haben kann, die durch Kraft und glücklichen Ausdruck an den ‚Rheiniſchen Merkur' erinnern. Im ganzen aber iſt es doch ein recht geringes, ich möchte ſagen greiſenhaftes Buch; die alte Schlachtluſt iſt noch da, aber es fehlt die Potenz; tönende Worte und Schwulſt der Rede ſind an die Stelle der

früheren oft großartigen Bilder getreten, und heftiges Poltern, ja zuweilen selbst sehr gewöhnliches Schimpfen sollen die Kraft der fehlenden Gedanken ersetzen. Der Alte muß jetzt nicht mehr schreiben; es wäre schade, wenn er das Bild seiner jungen Jahre, welches immer einen Ehrenplatz in unserer politischen Litteratur einnehmen wird, im Alter zur Karikatur machte. Daß das Buch so viel gelesen wird, hat es doch wohl hauptsächlich der rücksichtslosen Plumpheit der Ausdrücke in den Angriffen auf Preußen und den Protestantismus zu danken. Man kannte so etwas in Deutschland nicht, und wer einen solchen Ton zuerst anschlägt, macht immer Aufsehen; es dauert aber meistens nicht lange.“ „Trotz Görres und ‚Athanasius‘ gewinnt“, schrieb ein anderer, „die Münchener Gesellschaft Boden, auch die ‚Augsburgische Allgemeine Zeitung‘ neigt aus Haß gegen Preußen sich ihr mehr und mehr zu, und die ‚Frankfurter Oberpostamtszeitung‘ ist gänzlich in das bayerische Interesse gezogen.“ „Ich bekenne“, heißt es dagegen in dem Briefe eines preußischen Freundes vom 4. April 1838, „daß sich mir, wie verletzt mein Gefühl auch durch das Zufahren unserer Regierung war, doch die Welt umgedreht hat, seitdem ich den ‚Athanasius‘ gelesen. Wir Protestanten waren sehr im Irrtum, als wir glaubten, so weit mit dem Katholicismus im Frieden zu sein, daß wir unsere Freude an seiner Geschichte im Mittelalter ungestraft aussprechen dürften. Während wir ohne Arg uns preisgaben, hat diese Partei im stillen uns Verderben bereitet; ich denke aber doch, für sie ist Görres zu früh losgefahren. Über viel kleines Zeug, was mich sonst geärgert hätte, hat mir der ‚Athanasius‘ hinweggeholfen; er giebt doch wieder einmal das Gefühl großer und frischer Interessen und erfüllt mit Parteilust. Auch ich bin eine Art Sturmvogel, und wenn ich selbst nicht zuschlagen kann, so freue ich mich, wenn andere zuschlagen, wenn es einiges Wellenspiel giebt und es so ein weniges drunter und drüber geht. Ich will keinen Religionskrieg wünschen; es wäre Sünde und Frevel, herbeizusehnen, was von dem furchtbarsten Unglück für Tausende begleitet sein müßte; aber wenn nun dennoch einer ausbräche! Ich würde vor innerer Lust davon gesund, und wenn ich am Tode läge.“

Der ‚Athanasius‘ war nicht die einzige bedeutende litterarische Erscheinung, durch welche der Münchener Kreis in den Kampf eingriff,

es ward vielmehr schon bei dem ersten Erscheinen desselben im Februar 1838 ein anderes noch weit nachhaltiger wirkendes Unternehmen vorbereitet. „Das ‚Berliner politische Wochenblatt' hatte bisher", heißt es in einem Briefe aus München, „die politischen Anhänger des Herrn v. Haller und die Ultramontanen vereinigt; diese Vereinigung ist nun gesprengt; die einen können Preußen nicht fallen lassen und die anderen wollen es nicht schonen. Ein neues Organ bildet sich jetzt hier unter dem Namen: ‚Historisch-politische Blätter', herausgegeben von Phillips und dem jüngeren Görres. Der ausgesprochene Zweck ist: die Rechte der Kirche und die Freiheit der einzelnen auf Grund des historischen Rechts und mit Verleugnung aller revolutionären Staatsentwickelung zu verteidigen. Daß in dem Begriffe der Revolution der Protestantismus mit eingeschlossen ist, versteht sich von selbst. Eine Partei, welche wie diese nicht allein die wissenschaftlichen, sondern auch die praktischen Interessen der Zeit vertreten will, wird schnell in den Strudel des Tages hineingezogen sein und in keinem Falle ohne Bedeutung bleiben. Der deutsche Katholicismus ist nicht wie früher der französische durch den Hof und die Hofpfaffen abgenutzt, sondern hat noch in der Tiefe der Gemüter einen Grund, der stärker ist, als der protestantische Norden glaubt. Will nun der abstrakte moderne Staat Sieger über die allen handgreifliche und alle greifende Kirche bleiben, so wird er sich an die Gemüter wenden müssen, und dann ist es mit der Entscheidung durch Kabinettsordres zu Ende." „Die neue Zeitschrift wird wenigstens anfangs sich vor heftigen Ausfällen inacht nehmen", heißt es in einem Briefe vom April 1838; „die Leute sehen die Notwendigkeit der Vorsicht ein; Görres' Polemik hat so viel Ärgernis gegeben und der Partei so viel geschadet, daß der Minister jetzt schon den hiesigen kleinen Schmutzblättern erlaubt, den alten Görres anzubellen." „Glauben Sie mir", schrieb ihm ein mithandelnder Freund aus Berlin, „daß mich der unerquickliche Kampf dieser Zeit nicht weniger tief schmerzt als Sie. So viel Liebe geht unter und so wenig Licht wird heraufgefördert. Aber unter den mannigfaltigen Gefühlen, die dadurch erregt werden, ist mir doch das schmerzlichste dieses, daß so wenig Kraft des Geistes auf unserer Seite sich zeigt. Die da drüben, so schlecht und unwahr sie sein mögen, haben wenigstens in der sicht-

baren Erſcheinung ein Siegesgefühl voraus, das zwar nicht abſolut iſt, da es von der tieferen Wahrheit völlig entfernen kann, aber doch eine Realität hat. Wer aber hat von unſerer Seite in der Kraft des Glaubens und der Liebe geredet!“

Die während des Sommers 1838 immer heftiger und immer allgemeiner werdenden Angriffe jener katholiſchen Partei ſteigerten bei vielen die früher ſchon ausgeſprochene Befürchtung, daß das kirchliche Zerwürfnis zu einer politiſchen Auflöſung Deutſchlands führen könne. „Was ich“, ſchrieb ein norddeutſcher Freund im Auguſt 1838 an Perthes, „aus dem weſtlichen Deutſchland leſe und durch Reiſende höre, gefällt mir nicht. Es iſt da eine jener Zerſetzungen in vollem Gange, welche die Ruhe der Völker bedrohen. Der Mißmut der Rheinländer und Weſtfalen, dem die Prieſterfehde als Anlaß und Kryſtalliſationspunkt gedient, greift gewaltig um ſich und wird nicht mehr verhehlt. Es iſt mir klar, daß er ſeinem eigentlichen Grunde nach gegen das preußiſche Weſen, gegen die knappe, alles regelnde, viel fordernde und beläſtigende Verwaltung gerichtet iſt, und daß dieſe Verwaltung ſelbſt ihre beſte Zeit erlebt hat und nirgends mehr ausreicht, nicht im Oſten und nicht im Weſten, nicht in Schleſien und nicht am Rhein.“ „Überaus gern brächte ich einige Wochen in Berlin zu“, heißt es in einem anderen norddeutſchen Briefe an Perthes, „um mir eine klare Anſchauung von dem jetzigen Leben der Monarchie zu verſchaffen, für die ein Wendepunkt eingetreten iſt oder in nächſter Zeit eintreten wird. Mehr als in irgendeinem anderen Staate iſt in ihr die öffentliche Meinung eine Macht, und dieſe öffentliche Meinung iſt jetzt gänzlich zerſetzt auf einem durchaus unerreichbaren Gebiete des geiſtigen Lebens. Wenn das religiöſe Bekenntnis verſchiedene Staaten trennt und unlösbare Kolliſionen erzeugt, ſo kann und muß ein geſunder Krieg die Hilfe bringen. Wo aber gemiſchte Bevölkerung in demſelben Staate iſt, kann, wenn es beiden Teilen Ernſt iſt, eine Ausgleichung kaum gedacht werden ohne inneren Krieg. Iſt aber der Ultramontanismus nicht wahre, ernſte Volksüberzeugung, ſondern zurückgedrängter Oppoſitionsgeiſt, ſo bleibt nichts übrig, als alle Kräfte zu konzentrieren und auf einen äußeren Feind zu werfen.“ „Die Glocken ſchlagen laut“, ſchrieb Perthes; „Strauß, Hannover und vor allem Köln. Sollte es wirklich wahr ſein, daß die Wunde,

welche die deutſche Nation in zwei feindliche Teile zertrennt hat, noch eitert und blutet wie vor zweihundert Jahren, ſollte wirklich dieſer jetzige Kampf nur das äußere Zeichen tiefer, innerer Spaltung ſein, nun denn, ſo iſt offener Streit beſſer, als phariſäiſch zu wandeln auf übertünchten Gräbern.“ „Auf keiner Seite iſt nur Unrecht“, ſchrieb er um dieſelbe Zeit, „und auf jeder Seite mangelt es an Recht und Gerechtigkeit; alles löſt ſich in Parteileidenſchaft auf, und nirgends ſehe ich Männer, welche auch im Gegner einen berechtigten Streiter anzuerkennen vermöchten; täglich wird man verſucht, bald links, bald rechts um ſich zu ſchlagen, und dennoch iſt es das Richtigſte, ſich ſtille in ſich zu verſchließen und abzuwarten, bis der Tumult ſich gelegt hat.“

Das Kölner Ereignis hatte ſehr allgemein die Meinung erregt gehabt, daß es augenblicklich und unmittelbar ſchwere und außerordentliche Folgen nach ſich ziehen werde. Das war nicht der Fall geweſen. Die Einſetzung einer Bistumsverweſung für Köln ſtellte ein leidliches äußeres Einvernehmen zwiſchen der Regierung und der Kurie wieder her und politiſche Unruhen brachen nirgends aus. Weil die mit großer Spannung erwarteten bedeutenden Folgen unmittelbar nicht eintraten, wähnten nun viele, daß bedeutende Folgen überhaupt nicht eintreten würden, während doch hiſtoriſche Ereigniſſe meiſtens als Glieder einer großen Kette wirken und eine Saat ſind, die langſam reift.

Politiſche Richtungen und Ereigniſſe.

1838—1843.

Die vielen bedeutenden Ereigniſſe religiöſer, politiſcher und ſozialer Natur, welche in dem letzten Jahrzehnt nacheinander und nebeneinander hervorgetreten waren, hatten geiſtige Unruhe und Aufregung aller Art zurückgelaſſen. „Gefährliche Elemente entgegengeſetzten Weſens drängen ſich auf das neue an den Tag“, ſchrieb Perthes einmal. „Einerſeits ein übermäßig irdiſch-geſchäftliches Treiben, welches ſchlaff und tot allem Geiſtigen gegenüberſteht; anderſeits die überſpannteſte Unruhe im geiſtigen Leben, aber nur um alles, was bisher das Gemüt beruhigte, in

Zweifel zu ſtellen und kraftlos zu machen. Dazu eine luxuriöſe, frivole, zur Deſperation führende Litteratur.“ Auch die Briefe an Perthes geben manche Andeutungen über das, was damals noch immer oder ſchon wieder die Nation bewegte. „Die Träume von Republik oder republikaniſcher Monarchie halte ich keineswegs für abgethan“, ſchrieb ein Norddeutſcher, „auch nicht im Norden Europas, wo Norwegen als lockendes Vorbild daſteht. Immer neu wächſt die Jugend heran, und mit ihr werden immer wieder Anſprüche und Hoffnungen des Prometheus hineingeworfen in die Zeit. Jahraus jahrein lehren die Schulen das Mark der alten Republiken aus den Knochen der Griechen und Römer ſaugen; überall drückt der Schuh; die trübe Ausſicht der ſo herangebildeten Jugend, ihre Jahre der Kraft im Staatsdienſte oder im Gewerbe zu verkümmern, bürgt dafür, daß es auch künftig an Unzufriedenen nicht fehlen wird, und ſolange es Unzufriedene giebt, wird es auch Republikaner geben.“ „Iſt Frankreich auch ſchon ſeit Jahren“, ſchrieb ein anderer, „nicht gerade ein glänzendes Vorbild für politiſche Hoffnungen und nicht imſtande, durch einzelnes die Zuneigung der Völker zu erwerben, ſo begegnen wir doch oft Äußerungen, die verraten, daß auch jetzt noch viele das Daſein eines ſolchen Volkes und eines ſolchen Staates für ein Glück halten, weil ohnedem Europa verknöchern und erſtarren würde.“ „Der N.N. iſt doch meiner Seele zu deutſch“, heißt es ein anderesmal, „deutſcher als Deut oder Teut. Ich habe, wie Sie wiſſen, zu viel von der übrigen Welt geſehen, um über Maßen deutſch ſein zu können, und gebe Gott die Ehre, der die anderen Wichte alle und ſogar die Welſchen auch gemacht hat. Dennoch lobe ich mir ſolch ehrlich Gemüt, rein und echt, und wahrlich die Könige, wenn ſie ihr Handwerk verſtehen, dürfen ſolche treue Bullenbeißer, die den heiligen Gral bewahren, nicht verſcheuchen; die Raſſe wird ſelten.“ „Ich halte es“, ſchrieb ein Anhänger Hallers, „mit Gentz: ‚Wenn, wie in unſerem Jahrhundert, Zerſtörung alles Alten zur herrſchenden Tendenz wird, ſo müſſen einzelne Menſchen bis zur Halsſtarrigkeit altgläubig werden.‘ Daß Wahrheit und Recht auf den Thronen, in der Kirche, unter dem Volke niemals in ungetrübter Glorie geſtrahlt haben, iſt gewiß; aber jene höchſten Güter waren doch nicht prinzipiell ſo vernichtet, wie dieſes in unſerer Zeit ſo vielerorten geſchieht. Wie manches Band haben wir

gewaltſam zerreißen ſehen, und die Mitlebenden erkannten die Gewalt jubelnd an! Wie manches alte Band wird heute Schritt für Schritt gelockert und die Geſetzgebung ſelbſt erkennt dies an! Weit um mich her erkenne ich nur Verweſung, überall ſteigt nur Modergeruch an mich heran; aber dennoch will ich das Keimen und Grünen einer jungen und beſſeren Saat gewiß nicht verkennen, obſchon ich keine Hoffnung hege, ſie noch in Ähren ſchießen zu ſehen. Es hat oftmals ſchon Zeiten wie die unſrige in der Geſchichte gegeben, und es waren nicht die ſchlechteſten, in welchen die Beſten ſich reizbarer für das Böſe als für das Gute ihres Zeitalters zeigten, und ſollte in einer Zeit, welche ſo hohen Wert auf das Daſein einer Oppoſition legt, nicht auch eine rückläufige Oppoſition ihren Wert haben, die mutig auftritt, wenn alles mit Siebenmeilenſtiefeln voraneilt und mit dem Hufe von Attilas Roß das aus dem Sturme der Zeit noch Gerettete vollends zerſtampfen will?“ „Die Öſterreicher liegen uns Deutſchen wohl etwas ſchwer in den Füßen“ heißt es in einem Briefe aus München, „aber ſie ſind doch auch die Urſache geweſen und werden es wohl auch künftig noch oft ſein, daß wir immer wieder auf die Beine zu ſtehen kommen, wenn es ans Purzeln geht. Sie laſſen uns gern die Ehre, der Kopf zu ſein, und begnügen ſich mit ihren ſchweren Fundamentaleigenſchaften. Mir ſcheint für die mittleren und kleineren deutſchen Staaten faſt keine Konzeſſion zu groß, um Öſterreichs Intereſſe dem ihrigen nahe zu bringen, nicht allein weil das nervöſe Leben der Mark Brandenburg Beruhigung bedarf, ſondern auch aus poſitiven Gründen. Keineswegs will ich damit gutheißen, was das Haus Habsburg in früherer und ſpäterer Zeit geſündigt hat. Gentz' Briefe aus dem Jahre 1805 zeigen eine Verſchlammung, von der auch jetzt ſich ſtarke Spuren finden. Ich kann zuweilen Blicke in die dortigen Zuſtände thun, die Schlechtes und Verfaultes an vielen Orten vermuten laſſen. Doch abgeſehen davon, welch greulicher Abſchaum der Litteratur findet in dem ſtreng bewachten Öſterreich ſtets einen guten Markt! Die Leute haben dort zwar bekanntlich einen guten Magen, aber ſolches Zeug, einmal verſchlungen, will irgendwo wieder heraus.“

„In acht Tagen beginnt der ſchleswigſche Landtag“, ſchrieb ein Freund im September 1840 an Perthes. „Er wird bedeutend werden durch die Gelegenheit, die den Schleswigern dargeboten, ja aufgedrungen wird, ſich

über ihr Verhältnis zu Holstein und zu Dänemark zu äußern. Die radikalen Dänen möchten das Herzogtum, weil in den nördlichen Ämtern ein korrumpiertes Dänisch gesprochen wird, ganz nach Dänemark hinziehen und vorerst der dänischen Sprache das Übergewicht verschaffen. Dagegen sträubt sich das Gefühl der großen Mehrzahl; die beiden Augustenburgischen Fürsten nehmen in der Sache leidenschaftlicher Partei, als es von den Schwägern des Königs zu erwarten wäre. Man darf heftigen und entschiedenen Manifestationen entgegensehen. Schleswigs Geschichte, Verwaltung, Gesetzgebung, Bildung ist deutsch. Friesen und Dänen werden von Deutschen administriert und vertreten ohne alle Benachteiligung. Es trägt aber dieses Land den nicht geringen und nicht zu beseitigenden Nachteil, daß in ihm die Grenze zweier Sprachen ist; da, wo sie sich berühren, entstand ein Kauderwelsch, welches die Bildung erschwert, aber langsam immer weiter nordwärts rückt. In Angeln ist das Dänische fast verschwunden, während es dort vor vierzig Jahren alleinige Sprache des gemeinen Lebens war. Nun aber stellen sich die Dänen auf das ungebärdigste zur Wehr, werben, drohen, verteilen Bücher. Eine Partei holsteinischer Germanen beginnt von der anderen Seite die Lehre zu predigen, daß man von Schleswig sich lossagen, es seinem Zwittergeschick überlassen solle, wobei der Hintergedanke durchschimmert, daß durch die Vereinigung dreier dänischen Ständeversammlungen (Inseln, Jütland, Schleswig) die norwegische Konstitution um so leichter werde zu erzwingen sein. Die große Mehrheit in Holstein will dagegen dem alten Bunde treu bleiben, und die Ständeversammlung hat sich laut und bestimmt darüber ausgesprochen. So, lieber Freund, sind die Geister lebhaft bewegt; der politische Mergel bringt zum erstenmale ein neu umgebrochenes Land in Gärung. Wer nur zur rechten Zeit das Unkraut jäten könnte! Denn die Pflanze selbst wächst ohne unser Zuthun und ist keine Treibhauspflanze, wie einige möchten glauben lassen."

Während die Deutschen sich eifrig ihren häuslichen Angelegenheiten und Richtungen, Hoffnungen und Befürchtungen, Zwisten und Versöhnungen hingaben, wurden sie durch das Jahr 1840 lebhaft daran erinnert, daß Deutschland inmitten der großen europäischen Gegensätze liege und etwas früher oder etwas später noch andere als häusliche Auf-

gaben zu lösen haben werde. „Das Jahr vierzig eines jeden Jahrhunderts soll“, schrieb Perthes im Dezember 1839, „große Bedeutung haben; so behauptet man und weissagt dergleichen auch von dem jetzt kommenden Jahr. Es läßt sich wohl so an, als ob große Ereignisse eintreten könnten. So zu sagen wird es auch Zeit, daß das Blut einmal wieder zum Kochen kommt.“ Der siegreiche Kampf Mehemed Alis, des Paschas von Ägypten, gegen die hohe Pforte hatte die Besorgnis hervorgerufen, daß Kaiser Nikolaus, um das ottomanische Reich zu beschützen, Konstantinopel besetzen und dadurch den Ausbruch eines großen europäischen Krieges herbeiführen werde. „Wer könnte zweifeln“, schrieb Perthes im Frühjahr 1840, „daß Rußland in der großen Geschichtsepoche, welcher Europa unaufhaltsam entgegengeht, eine Hauptrolle spielen wird? Aber wir haben zunächst wohl wenig von ihm zu fürchten; es wird, solange die jetzigen europäischen Verhältnisse fortbestehen, alle Ursache haben, Österreich zu schonen und Preußen und Deutschland in der Lage zu erhalten, in welcher sie sich befinden. Zu wenig Gewicht wird dagegen, wie mir scheint, auf die Wiedervereinigung der bisher unierten griechischen Polen mit der russischen Kirche gelegt. Sie ist ein neuer bedeutender Schritt zum gänzlichen Einswerden der griechischen Kirche mit dem russischen Reiche, und es wäre wohl nicht unmöglich, daß die griechische Kirche in ihrer Verbindung mit der russischen Macht eine Rolle neben Katholicismus und Protestantismus zu spielen bestimmt wäre.“ „Durch seine Massen wird Rußland Deutschland nicht erdrücken“, heißt es in der Antwort: „es hat sie, aber es kann sie nicht auf den Kampfplatz bringen; gefährlich wird es nur durch seinen Einfluß und seine Schlauheit; die Völker gewinnt es schwerlich, wohl aber die Fürsten und deren Diener. Nun ist es durch die monströse Verbindung geistlicher und weltlicher Macht in einen neuen Gegensatz gegen Petrus und Paulus getreten, die sich in das römisch-deutsche Abendland geteilt hatten. Die Freiheit der Welt wird sich vielleicht noch unter des Papstes Fahne flüchten müssen, vorausgesetzt, daß es gelingt, den Papst zum Protestantismus zu bekehren, wozu ich Zacharias Werner einmal aufmunterte, nachdem er mir seine ‚Weihe der Unkraft‘ vorgelesen hatte. Die nächste Aufgabe wird es jedoch nun allerdings wohl sein, die Russen fern vom Bosporus zu halten.“

Wie Rußland durch den Schutz der Pforte, gedachte Frankreich durch den Schutz Mehemed Alis seine Herrschaft im Orient zu kräftigen. Der Vertrag vom 15. Juli 1840, durch welchen die vier Großmächte ohne Mitwirkung des Pariser Hofes dem Pascha von Ägypten den Frieden diktierten, versetzte daher ganz Frankreich in die größte Aufregung. Thiers, seit dem 1. März Präsident des Ministeriums, drängte zu gewaltigen Kriegsrüstungen, und da im Orient nichts zu ändern war, ward die Kriegswut auf Deutschland und den Rhein gelenkt. „Der Teufel und die Franzosen, seine alten Gesellen, sind wieder auf dem Plan und wollen zu Felde ziehen", schrieb im September ein befreundeter Staatsmann. „Der Hahn schämt sich gekräht zu haben und fürchtet sich vor denen, die ihm helfen wollen, noch mehr als vor den drei Landhähnen und selbst dem einen Seehahn, die ihn jedoch wohl sicherlich tüchtig zudecken werden. Doch Gott erhalte uns den Frieden!" Als Thiers im Oktober 1840 eine Haltung annehmen wollte, welche einer Kriegserklärung gegen Europa gleich kam, fiel er und an seine Stelle trat das Ministerium Soult und Guizot. „Vor der Hand also behalten wir den sogenannten Frieden", schrieb Perthes, „aber ich kann nicht glauben, daß die Verhältnisse noch lange ohne den Einbruch roher Gewalt bestehen oder vielmehr auseinander gehalten werden können. Frankreich als Staat und als Nation geht gewiß einer Auflösung entgegen, aber leicht könnte es mitten in seiner Zersetzung noch einen Versuch zur Oberherrschaft über Europa machen und dieser Versuch könnte für eine kurze Zeit gelingen." Noch im Dezember 1840 schrieb ein mit dem Gange der Dinge sehr bekannter Staatsmann an Perthes: „Der Herr wache über unser geliebtes Vaterland in dieser verhängnisvollen Zeit, wo jeder gut thut, sich gegen den Teufel und seine Helfershelfer in Paris zu rüsten, damit wir Frieden behalten oder ihn uns ruhmvoll erkämpfen." Bald darauf aber gelang es dem Fürsten Metternich, Frankreich aus seiner isolierten Lage und zum Wiedereintritt in die europäischen Verhältnisse zu verhelfen. „Die Kriegsgefahr ist vorüber", schrieb Perthes; „ob aber den Deutschen jetzt der Krieg mit Frankreich, der für nicht ferne Zukunft doch unvermeidlich ist, nicht besser als später gewesen wäre, wage ich nicht zu beantworten." „Frankreichs Demütigung war wohlverdient", heißt es in einem Briefe an Perthes,

„aber sie wird uns viele Früchte bringen. Die Majestät der Franzosen läßt sie sich recht des Friedens wegen gerne gefallen, aber nicht die Majestäten, sondern die Kanonen regieren die Welt. Jedenfalls hat England wie gewöhnlich den Vorteil, und wir Deutschen bezahlen wie gewöhnlich die Zeche, zunächst schon durch die Kosten der Kriegsrüstung."

Österreich vor allem hatte in der That eine schwere Geldkrisis zu bestehen. „Die finanzielle Lage, in der wir uns befinden, ist sehr bedenklich", heißt es in einem Briefe aus Wien vom 9. August 1841. „Unser neuer Finanzminister Herr von Kübeck erkannte nach der vorjährigen politischen Krisis die Gefahr, in welche die Bank bei der großen Ausdehnung ihrer Geschäfte und der unverhältnismäßig großen Emission von Noten kommen könnte, und drang deshalb mit Ernst auf die Beschränkung des Kreditsystems. Seine Maßregeln beleidigten den Stolz der beteiligten großen Häuser und veranlaßten die mächtigsten, ihre Verbindlichkeiten auf einmal einzulösen. Dadurch verlor die Börse in wenigen Monaten ein Operationskapital von 10 bis 15 Millionen. Das Geld ward daher außerordentlich gesucht und die schwächeren Häuser mußten nun ihre Wechselzirkulation unter allen möglichen Masken vermehren. Das Mißtrauen wuchs, die öffentlichen Papiere, vorzüglich aber die Aktien der Industrieunternehmungen, sanken schneller und schneller und die gefürchtete Katastrophe trat ein; Steiner, Geymüller fielen und rissen eine Anzahl kleiner Häuser mit sich. Die Staatsverwaltung sah sich nun genötigt, um der Unglücksflut einen Damm zu setzen, eine Aushilfskasse zu schaffen und fünf Millionen in die Hände der drei Banquiers Rothschild, Sina und Arnstein niederzulegen, um dafür Staatspapiere und Eisenbahnaktien in Versatz zu nehmen. Zugleich kam man der Stadt Triest, deren Kaufmannschaft durch den Verlust des hiesigen Kredits in enorme Verlegenheit geraten war, mit einer Million gegen Warenverpfändung zuhilfe. So stehen nun die Sachen und wie soll dem zerstörten Kredit der hiesigen Börse wieder aufgeholfen, wie die Millionen verlorener Kapitalien wieder gewonnen werden? Herausgestellt hat es sich, daß wir für unsere vielen großen Unternehmungen nicht Geld genug haben und daher neue Repräsentationsmittel bedürfen. Der Wert alles Eigentums und damit zugleich

das Einkommen des Staates ist dagegen durch alle diese Ereignisse so gestiegen, daß jetzt den großen Ausgaben genügt werden kann, ohne neue Schulden machen zu müssen, während noch vor einem Monate ein neues Staatsanlehen von vierzig Millionen kontrahiert werden mußte. Die Hilfsquellen unseres Landes sind zwar groß, aber der Zeitgeist ist außerordentlich gefährlich; die Gemüter sind in eine solche Unruhe gesetzt, daß alles nur immer geschwinder leben, immer schneller reich werden will und große Krisen notwendig eintreten müssen. Ich fürchte sehr, daß die jüngere Generation schwere Proben zu bestehen haben wird. Doch davon läßt sich näheres nicht schreiben."

Mehr als auf irgendeinen anderen europäischen Staat hatte ganz Deutschland in dem verhängnisvollen Jahre 1840 auf Preußen geblickt. Preußen hatte, das ließ sich nicht verkennen, während der zunächst vorangegangenen Jahre an Ansehen und Vertrauen unter den Deutschen verloren gehabt. „Leider ist es wohl wahr, daß Preußen im Rückzuge ist", schrieb Perthes im November 1838, „ich glaubte nicht, daß den edlen, tüchtigen Bestrebungen der Atem so bald ausgehen werde. In allen Zweigen der Verwaltung gewahrt man ein unentschlossenes vorwärts und rückwärts und somit Verwirrung. Bei N.N.'s letzter Anwesenheit waren diese Verhältnisse sehr oft der traurige Gegenstand unserer Unterhaltung; der König ist alt, und ein Nachwuchs kraftvoll ausgezeichneter junger Männer für die höheren Ämter will sich nicht zeigen. Eichhorn im Auswärtigen ist allein noch eine Stütze. Dazu nun die Zerwürfnisse mit den Priestern und mit einem Teile des katholischen Adels. Die schwüle, düstere Ruhe dieser Tage ist keinem Staate heilsam, und doch für Preußen am meisten läßt sich hoffen; es gebietet über sehr viel Intelligenz, Arbeitstüchtigkeit und guten, redlichen Sinn, und wenn die Charakterkraft des künftigen Monarchen dem Reichtum seines Geistes entspricht, so werden auch im Volke schon Geister wach werden und höhere Kräfte sich zeigen." „Berlin ist eine wundersame Geburtsstätte, aber auch ein offenes Grab", äußerte sich Perthes im März 1840; „dort muß eine Umgestaltung eintreten, oder es kommt wieder eine Zeit, wie die der letzten Jahrzehnte vor 1806, in denen ausgezeichnete Männer, wie Gentz und Prinz Louis, Roués wurden, und die Hardenbergische Salonwirtschaft mit allen ihren Anhängseln zu dem heranwuchs, was sie später

war. Niebuhr ſah, nachdem er die große Zeit der Verzweiflung von 1806—1813 durchlebt hatte, ſeit 1820 ähnliche Zuſtände wieder auftauchen; er fühlte das mehr, als er es erkannte, und gerade deshalb übermannte ihn die Angſt, als das Jahr 1830 hereinbrach. Alles, was man heute ſieht und hört, alle Mitteilungen, die ich von ſo verſchiedenen Seiten erhalte, zeigen Verdumpfung und Verſchleimung, Übergeiſtigung und Blaſiertheit, und infolge davon Verwirrung bis hoch oben hinauf. Die Kräfte von Männern, wie Eichhorn, werden abſorbiert, und ſollte das, der alten Generale nicht zu gedenken, nicht auch bei dem Mann bald eintreten müſſen, auf den alle Augen ſich richten? Durch ganz Deutſchland geht ein Gefühl, daß es in den Grundfeſten Preußens nicht ſicher ſei; an manchen Orten freut man ſich deſſen, und ein Buch wie die Pentarchie findet Beifall und hat Erfolg. Man darf, wenn es ſich um große Umwandlungen handelt, nicht um Jahre markten; aber ſoll nicht ſchweres Übel feſt wurzeln, ſo muß bald Großes geſchehen, und ich glaube, es wird bald geſchehen. Nicht gerade, als ob die Entſcheidung ſich aus dem Inneren Preußens hervordrängte; aber alles, alles in dem großen Weltgange deutet auf eine außerordentliche Weltepoche hin. Für euch junge Männer gilt es ſich friſch zu halten und die Kraft zu bewahren.“ „Es kommt hier mehr und mehr eine Richtung des Geiſtes und des Charakters zur Herrſchaft“, ſchrieb im März 1840 ein Freund aus Berlin an Perthes, „die ich kurzweg eine franzöſiſche nennen möchte. Der Franzoſe hält das Leben für eine Repräſentation, darauf geht alles bei ihm hinaus; die Idee der Freiheit exiſtiert für ihn nicht, ſondern nur die Freude, durch ſeine Rede andern die Meinung beizubringen, als ſei er von dieſer Idee ergriffen. Der kühne Redner der Freiheit iſt ein ſchamloſer Kriecher im Handeln; auf dem Sterbebette noch ſpielt er Komödie mit dem lieben Gott; in der Wiſſenſchaft will er nur das Pikante, nur was Geſpräch in den Salons bewirkt und große Meinung von ſeinem Scharfſinn erweckt; alles übrige ſchiebt er fort, ſo weit wie möglich. So etwas greift jetzt auch hier wie eine Wucherpflanze weiter und weiter um ſich. Hofverbindungen zu haben, in einer Unſumme von Verhältniſſen zu ſtehen, das iſt das höchſte Ziel; alles in der Welt, Religion und Politik, Wiſſenſchaft und Kunſt ſcheint eigentliche Bedeu-

tung nur zu haben, insofern es einen glänzenden Gegenstand der Salonunterhaltung abgiebt; der Ernst des Mannes, die Tiefe des Geistes geht verloren und Zeit und Kräfte werden zersplittert und der Charakter verschwindet. Nur wenige giebt es, die auf ihren eigenen zwei Beinen stehen und nicht in ein Mäuseloch kriechen, wenn sie die öffentliche Meinung gegen sich gerichtet sehen; und was ist dieser Rohrstengel anderes als eine Pfeife, auf welcher ein paar Tonangeber blasen." „In unserem Staate hat das sehr geordnete Verwaltungswesen es zu einer fixen Idee werden lassen", heißt es in einem anderen Briefe, „daß das Verwalten die Hauptsache und das Verwaltete etwas Gleichgültiges sei. Die Freude an der Zusammensetzung der Maschine ist so groß, daß das, was sie wirken soll, fast übersehen wird. In der nächsten Umgebung des Königs ist es doch wirklich einzig und allein nur noch Alexander v. Humboldt, durch welchen Lebendiges demselben nahe gebracht wird."

Ende Mai 1840 setzte die Kunde von dem herannahenden Ende des Königs ganz Deutschland in Spannung. „Der Herr schreitet wieder hörbar und fühlbar durch die Welt", heißt es in einem Briefe vom Juni an Perthes, „und spricht die Jahrhundertstimme zu seinem Volke. Gestern erhielt ich das alle Hoffnung abschneidende Wort eines Freundes aus Berlin, morgen sehen wir der Todesnachricht entgegen; alle Gedanken sind noch bei Friedrich Wilhelm III.; er ist gewiß den Tod des Gerechten gestorben, wie wenige. Auch wo er fehlte, handelte er nach Gewissen. Als er die Gefahr der Krankheit empfand, waren seine Worte: ‚Ich weiß, an wen ich glaube; ich sterbe in meinem Erlöser.' Die Mitwelt weiß wenig von seinem Herrlichsten; die Nachwelt soll es wissen. Lassen Sie mich meine Gefühle in dieser späten Mitternachtsstunde aussprechen, Sie verstehen mich wie wenige. — — — Das aber bleibt wahr, ins Herz muß der Hebel angesetzt werden, wenn die schwere Last gehoben werden soll, nicht in den Kopf allein."

Am 7. Juni, dem zweiten Pfingsttage, trat der Tod des Königs ein. „Ein gerechter, braver Mann, ein guter Mensch ist weniger auf der Welt", schrieb Perthes; „mit Achtung und mit Freude wird alle spätere Zeit auf ihn zurücksehen. Die Aufgaben des Nachfolgers sind ungeheuer; wenn nicht Ereignisse zuhilfe kommen, wird kein Mensch, sei er auch noch so reichbegabt, die Flut der Gegensätze und Wider-

ſprüche löſen können, welche die Zeit bewegt.“ „Mein tägliches Gebet ſteigt auf für unſeren König“, ſchrieb im Juli ein Freund an Perthes; „von ſeinem Geiſte und von ſeinem Herzen haben wir vieles zu erwarten, und es zeugt von praktiſchem Takt, daß er zum Anfang nur ſolche Dinge thut, welche die allgemeine Stimme für ſich haben. Ein großes Herz, einen weiten Sinn fordert das Volk von einem Könige, für den die Herzen aller höher ſchlagen ſollen; dann fürchtet es auch ſeine Frömmigkeit nicht, weil es vertraut, daß ſie nicht enge, ſondern königlich ſei.“

Am 10. September war die Huldigung in Königsberg, am 15. Oktober in Berlin. „So mit Geiſt, Kraft und Herz hat kaum einer vom Throne geſprochen“, ſchrieb Perthes, „und faßt man die Königsberger Rede und die Berliner an die Ritterſchaft, an das Volk, an die Geiſtlichkeit zuſammen, ſo läßt ſich auch ungefähr erkennen, was der König nicht will, und es iſt gut, daß man wenigſtens das weiß; aber ich wünſche doch, daß er nun ſo bald nicht wieder öffentlich rede: es bleibt eine bedenkliche Sache für Kaiſer und Könige.“ Ganz Deutſchland war durch das Auftreten des Königs mächtig erregt. „Gott erhalte uns den Frieden“, ſchrieb ein Staatsmann an Perthes; „Friedrich Wilhelm bedarf des Friedens, um ſeine Pläne zur Wirklichkeit zu bringen. Es iſt ein Segen Gottes, daß er gerade in dieſer Zeit auf Preußens Thron ſitzt.“ „Ich war“, ſchrieb ein norddeutſcher Freund an Perthes, „einige Tage mit N. zuſammen; in manchen Dingen gingen wir weit auseinander, aber immer vereinigten wir uns wieder in der aufrichtigen Verehrung ſeines königlichen Herrn, deſſen erwärmender Einfluß ſo manchen meiner Jugendträume zur Blüte treibt.“ „Wohl geht es noch etwas bunt und wild in Preußen zu“, ſchrieb ein anderer; „aber die geiſtige Friſche und die Macht des Gemütes thut um ſo wohler, je ungewohnter ſie uns in der Politik iſt; ich möchte wohl in Preußen leben.“ „Wann in der Geſchichte iſt das Königtum ſo edel und glanzvoll erſchienen wie jetzt in Berlin“, heißt es in einem Briefe aus München an Perthes, „und wann ſo tief herabgewürdigt wie jetzt in Paris? Die Erſcheinung dieſes Königs von Preußen wird immer eine ergreifende, aber ich weiß nicht ob eine freudig bewegende oder eine tragiſch erſchütternde Erſcheinung bleiben. Iſt es möglich,

das Königtum so innig persönlich überhaupt und insbesondere jetzt zu entfalten? Sollte auch dieser König bestimmt sein, die alte Tragödie zu wiederholen von dem edeln, himmelanstrebenden Wollen des einzelnen gegenüber dem unerbittlichen Gange der Ereignisse? Fast ist es für den Deutschen Verbrechen, solcher Furcht sich hinzugeben, und gewiß ist es, daß in der Persönlichkeit dieses Königs die Möglichkeit liegt, ganz Deutschland mit sich fortzureißen. Hier war der Eindruck seines Auftretens ein gewaltiger; je elender unsere eigenen Zustände sind, um so mächtiger wirkte auf Freund und Feind das Ungewöhnliche einer solchen Erscheinung." „So wunderlich es auch zur Zeit noch in der Welt aussieht", schrieb ein anderer Freund, „und so wenig ein Ende des Wirrwarrs abzusehen ist, so wird ganz Deutschland doch immer dafür dankbar bleiben müssen, daß in diesem Momente großer Gefahr dem kriegslustigen französischen Ministerium gegenüber eine Persönlichkeit wie die Friedrich Wilhelms IV. auf dem preußischen Thron saß. Ohne ihn wäre ein solches kräftiges Erwachen des nationalen Bewußtseins, wie wir es erlebt haben, kaum denkbar gewesen."

An einzelnen bedenklichen Stimmen hatte es freilich auch im Sommer 1840 nicht gefehlt. „Der Jubel und Triumph in Preußen ist mir zu groß oder vielmehr zu früh", schrieb im September ein Freund an Perthes. „Wie kann das dauern? Langsam begonnene Freundschaften halten am längsten aus. Die alten, schweigsamen, kurzhändigen, ablehnenden Könige hatten es doch leichter, zu regieren; mit vielen Dingen kam man ihnen gar nicht, auf welche die Nachfolger sich einlassen müssen." „Die Huldigungsfeierlichkeiten haben einen ungemein lebhaften Eindruck gemacht", heißt es in einem Briefe aus Berlin, „mich erfüllen solche Tage stets mit Besorgnis. Die Zeiten hingebender Begeisterung liegen hinter mir, und nie kann ich mich des Gefühls der Furcht erwehren, wenn ich eine Menge von ungewöhnlicher Aufregung, sei sie auch freudigster Art, ergriffen sehe. Überaus wert ist mir dagegen Eichhorns Ernennung zum Kultusminister und Boyens Aktivitätserklärung, wenn nur nicht wie ein niederschlagendes Pulver die Nachricht gewirkt hätte, daß Hassenpflug, der in Luxemburg plötzlich entlassen ist, unfehlbar hierher kommen wird. Die Laufbahn, die er in

Kaſſel und Luxemburg hinter ſich hat, giebt wenigſtens von ſeiner Gewandtheit, ſich in Verhältniſſe und Menſchen zu ſchicken, keinen großen Begriff.“

Gegen Ausgang des Jahres 1840 war bereits in vielen Kreiſen Mißmut und Argwohn an die Stelle des Jubels getreten, und von Monat zu Monat nahm ſeitdem die feindliche Stimmung zu. „Wohin man hört und ſieht, wird rückſichtslos gegen den König geſprochen“, ſchrieb Anfangs Dezember ein vorübergehend in Berlin ſich aufhaltender Freund an Perthes; „aber beſtimmte einzelne Maßregeln, Handlungen der Regierung oder des Königs, über die man ſich ereifert, kann ich ungeachtet alles Fragens nicht erfahren. Der Pietismus, das Junkertum, der Hallerianismus ſolle zur Herrſchaft gebracht, ſagt man, der Zuſtand der Zeit des Religionsediktes wieder hergeſtellt und Männer wie Thiele und Stolberg, wie Gerlach und Haſſenpflug und Götze, ſollten zu Mitregierern in dem Staate Friedrich des Großen gemacht werden.“ „Berlin iſt gegenwärtig ein politiſches Kriegslager“, ſchrieb ein mithandelnder Freund gleichfalls im Dezember 1840 an Perthes, „und die Parteien ſtehen ſo zueinander, daß ſich Kryſtalliſationspunkte noch lange nicht finden werden. Politiſch iſt die Nation gegen alles mißtrauiſch, bis die Frage zwiſchen ihr und den Junkern entſchieden iſt. Der König hat es gefühlt, aber das Kind iſt zweimal totgeboren, trotz des herrlichen väterlichen Lebenselementes. So wird man wieder in den undeutſchen Gegenſatz von Liberalen und Hallerianern zurückfallen. Welche Thoren ſind die deutſchen Gelehrten! Sie haben Hallers Syſtem eine Macht werden laſſen, teils weil ſie ſelbſt nichts beſſeres Poſitives wußten, teils auch weil Haller kein profeſſoriſches Syſtem von wiſſenſchaftlich-philoſophiſchem Wert hat. Man ſolle ihm nicht die Ehre anthun, ihn zu bekämpfen, hieß es früher, er ſei gar zu unwiſſenſchaftlich. Was wollen Sie mit einer ſolchen Nation machen?“ „Der ſoziale Kampf geht heftig und unaufhaltſam weiter“, ſchrieb ein Mann, der nach 1850 ſehr verſchiedener Anſicht geworden zu ſein ſcheint, damals an Perthes, „und leider macht der Junker reißende Fortſchritte; aber ſeine Tage ſind gezählt, und bedauerlich iſt nur, daß durch ſeinen Sturz auch das Königtum leiden wird, welches in unſeliger Verblendung

den Adel für die Stütze der Souveränetät und der Monarchie hält.“ „Wer kann ſich über die immer allgemeiner werdende herbe Stimmung wundern?“ heißt es im Februar 1841 in einem Briefe aus Berlin. „Die Hinneigung zur Frömmelei und zum deutſchen Reiche trat immer unverkennbarer hervor, während doch jeder Preuße gegen beides ſchon inſtinktmäßig Ekel empfindet.“ „Das iſt wieder der alte Pferdefuß, der zum Vorſchein kommt“, äußerte ſich Perthes über dieſe Worte, „der alte Berliner Haß gegen die deutſche Nation und gegen fromme chriſtliche Geſinnung, das alte Übel, welches vor einem Vierteljahrhundert mich hinderte, in die großen Worte meiner preußiſchen Freunde einzuſtimmen: Deutſchland muß in Preußen untergehen, um als Phönix aus der Aſche wieder aufzuſtehen.“ „Das Berliner Publikum zeigt ſich jetzt in ſeiner ganzen Jämmerlichkeit und Nichtswürdigkeit“, ſchrieb Perthes Anfangs März; „in leeren Wortſpielen und widerwärtigen Witzeleien macht eine nur negative Stimmung ſich kund und in Anekdoten aller Art wird die Gehäſſigkeit gegen den König zu Markt gebracht. Grade das Beſte in ihm iſt für die meiſten der Stein des Anſtoßes.“ „Wie abſichtlich wird von der Regierung ſelbſt die Spannung auf etwas, das da kommen ſoll, geſteigert“, ſchrieb Perthes um dieſelbe Zeit. „Auf einen und denſelben Tag werden ſämtliche Provinzialſtände berufen, permanente Ausſchüſſe derſelben und deren Vereinigung zu einer Verſammlung werden zugeſagt und die Eröffnungsdekrete in faſt aufregender Sprache abgefaßt. Wo ſoll das hinaus? mit welchen Dingen wird man die auf Ungewöhnliches gerichtete Erwartung befriedigen können?“ „Welche Aufgaben ſind jetzt einem preußiſchen Miniſter, welche Aufgaben dem Könige geſtellt?“ ſchrieb Perthes im April 1841. „Das Drängen der Provinzialſtände kann ſo ſtark werden, daß man, um ſich von ihm zu befreien, in allgemeinen Ständen eine Hilfe ſuchen muß, und wo iſt, abgeſehen von allem anderen, der Mann in Preußen, der allgemeinen Ständen ſich gegenüberſtellen kann? Es iſt keine Frage, der König ſelbſt hat dieſe Lage mit herbeigeführt, indem er ſich aus vollem Geiſte und Herzen in Offenheit der Rede gehen ließ. Mit den Menſchen unſerer Zeit darf man ſich menſchlich nicht einlaſſen, wenn man ſie zu regieren hat.“

Eine neue Gestalt schien die herrschende Mißstimmung seit dem Ende des Jahres 1841 anzunehmen. „Unter den zahlreichen, mit allen Lebenskreisen der Stadt vielfach verflochtenen Beamten der hiesigen Zentralbehörden greift Mißstimmung und Besorgnis mehr und mehr um sich", schrieb im Januar 1842 ein Freund aus Berlin an Perthes. „Fast alle diese Männer sind preußische Beamte im alten Sinne des Wortes; in dem hergebrachten Geschäftsgang, in der festen Ordnung der Verwaltung sehen sie das einzige Heil für Preußen. Die neue, ungewohnte Behandlungsart der Geschäfte führt einige Unbequemlichkeit mit sich und macht, daß sich manche höchst unbehaglich fühlen. Viel alter Schlendrian mußte ausgefegt werden und vielleicht ist bei der Gelegenheit auch manches Gute mit verloren gegangen; einige Dinge sind schnell angefangen und schnell wieder aufgegeben worden; viele werden deshalb überhaupt besorgt, daß der für unsern Staat vor allem unentbehrliche feste, ordnungsmäßige Gang der Regierung erschüttert und zu viel durch unmittelbares Eingreifen und nach augenblicklichen Ansichten gethan werden möchte. Eine Menge von Thatsachen werden erzählt, durch welche solche Besorgnisse begründet werden sollen, aber bis jetzt haben noch alle, denen ich näher nachgeforscht, sich als grundlose Erdichtungen ergeben; lange, von allen möglichen Nebenumständen begleitete Erzählungen, ganze ausführliche Briefe sind von Anfang bis zum Ende oft sehr geschickt erfunden und in Umlauf gebracht. Eine Stimmung, die solche Dinge möglich macht, ist nicht gut, und nur sie erklärt es, daß die täglich neu auftauchenden Sticheleien und Witzeleien böswilliger Buben über das neue Regiment so schnelle Verbreitung und so große Beachtung finden." „Eichhorn besitzt ungeachtet aller Angriffe und Intriguen nach wie vor das volle Vertrauen des Königs, wie ich höre", schrieb Perthes im April 1842. „Das ist sehr gut: sein gediegener, fester Charakter, seine unerschrockene Redlichkeit, sein Alter mit so reichen Erfahrungen bilden eine glückliche Ergänzung. Ich wollte, der König hielte, wie es voralters geschah, sein Hoflager bald hier und bald da, damit er diese unglückliche Berliner Atmosphäre nicht einzuatmen brauchte." „Nur drei Jahre Zeit und guten politischen Wind von Berlin wünschen Sie?" schrieb Perthes im Mai. „Der Berliner Wind,

ſofern er aus dem Volke durch deſſen Sprecher und Schreiber bläſt, iſt ein ganz miſerabler. Die öffentliche Meinung iſt dort vielleicht noch ſchlechter als in Paris; eigentliche Parteien giebt es nicht; alles iſt ausgetrocknet, abgedroſchen, ausgeledert; bis in die höheren Kreiſe hinein wird räſonniert, intrigiert und malitiös unterminiert. Gewiß, es ſind auch dort freiſtehende Männer, welche der Wahrheit und dem Rechte huldigen, aber ſie halten es unter ihrer Würde, der öffentlichen Meinung entgegenzutreten, und — ſchweigen."

Im Sommer 1842 war auch die Regierung zu der Überzeugung gelangt, daß ſie den Angriffen, der Verfälſchung von Thatſachen und der Entſtellung ihrer Abſichten gegenüber eines ſelbſtändigen, von mutigen und unerſchrockenen Männern geleiteten, täglich erſcheinenden Organs nicht entbehren könne. Da alle offiziellen Zeitungen ſich als unwirkſam gezeigt hatten, wollte ſie das neue Unternehmen nur anregen und die nötigen Geldmittel gewähren, im übrigen aber dasſelbe ganz unabhängig von ihrer eignen Einwirkung ſtellen. „Heute wieder, wie im Jahre 1830, fühlt man in Berlin das Gewicht der öffentlichen Meinung und ſucht nach einem Mittel, Einfluß auf dieſelbe zu gewinnen", ſchrieb Perthes im Sommer 1842; „aber heute droht nicht, wie damals, die Gefahr von außen, ſondern von innen. Die Zahl der Feinde iſt ſehr groß und ſie bilden kein geſchloſſenes Ganzes, ſondern ſind ein Otterngezücht, aus allen denkbaren Farben zuſammengeſetzt. Grade deshalb aber iſt es faſt unmöglich, ihnen beizukommen." „Das Bedürfnis nach einer Zeitung", ſchrieb er um dieſelbe Zeit, „welche durch wahrhafte Berichte der Thatſachen und durch offene Darlegung der Abſichten und des Wollens der Regierung auf die Gemüter und Geiſter im ganzen deutſchen Vaterlande verſöhnend einwirkt, iſt ein allen erkennbares Bedürfnis; man wünſcht deshalb ein großartiges Inſtitut zu ſchaffen, ein Inſtitut, welches ſich im preußiſchen Sinne neben die ‚Augsburgiſche Allgemeine Zeitung' ſtellen könnte. Das Beſtehen der ‚Augsburger Allgemeinen Zeitung' iſt für die Gründung eines ſolchen Blattes jetzt nicht mehr ein Hindernis. Sie war 1798 recht eigentlich aus der franzöſiſchen Revolution hervorgegangen, und ihre Leiter gehörten Jahrzehnte hindurch dem gemäßigten franzöſiſchen Liberalismus an. Deutſches, Nationales

hatte ſie gar nicht. Eben deshalb hatte ſie faſt alle Gebildeten zu ihren Leſern und galt als Autorität; neben ihr wäre ein zweites großartiges Blatt faſt unmöglich geweſen. Jetzt iſt das anders. Seit der Julirevolution lenkte ſie vom Liberalismus mehr und mehr ab, bekämpfte etwas ſpäter das junge Deutſchland und die Junghegelianer und trat ſeit den Kriegsbewegungen im Jahre 1840 entſchieden deutſch-national auf. Dazu kommt, daß ſie, um ſich den Eingang in die öſterreichiſchen Staaten nicht zu verſperren, mancherlei Rückſichten bei Darlegung von Thatſachen und Anſichten nehmen muß. Aus beiden Gründen hat ſie bei einem großen Teile der Liberalen ihr altes Anſehen eingebüßt und die Entſtehung der ‚Leipziger Allgemeinen Zeitung‘ möglich gemacht, welche durch ihre böswilligen, lügenhaften Mitteilungen und durch ihre allem Beſtehenden feindſelige Richtung einen weit verbreiteten, verderblichen Einfluß übt. Eine neue Allgemeine Zeitung, nicht um die Augsburger, ſondern um die Leipziger zu erſetzen, würde ein wahres und wirkliches Verdienſt ſein. Aber auch der ‚Augsburger Allgemeinen Zeitung‘ entgegen zu wirken, iſt in einer weſentlichen Beziehung nötig. Antipreußiſch möchte ich ſie nicht nennen, ſie iſt auch nicht bayeriſch oder württembergiſch, nicht einmal öſterreichiſch, aber ſie iſt durch und durch einſeitig ſüddeutſch und in ihrer ganzen Haltung ungerecht gegen Norddeutſchland und deshalb auch gegen Preußen. Der Verfaſſer des bekannten Manuſkriptes aus Süddeutſchland war längere Zeit hindurch an der Redaktion derſelben beteiligt. Dem ſüddeutſchen Blatte gegenüber nicht ein norddeutſches, ſondern ein deutſches Blatt zu gründen, würde für ganz Deutſchland ein Gewinn ſein; aber ein ſolches Inſtitut läßt ſich nicht machen, es kann nur werden. Cottas zähe, ausdauernde Natur, ſeine eiſerne Beharrlichkeit, ſeine Kenntnis größerer Verhältniſſe wußte während der republikaniſchen und napoleoniſchen Zeit, während der Freiheitskriege, des Wiener Kongreſſes und unter den Bundestagsſchlüſſen alle Verhältniſſe zu benutzen; Jahrzehnte hindurch ſtand Stegmann als ſehr intelligenter, kenntnisreicher und gewandter Redakteur der Zeitung vor und bildete eine Schule jüngerer Männer heran, die ſeine Gehilfen wurden und ſich befähigt zeigen, auch jetzt das Werk fortzuführen. So erwuchs die Augsburger Zeitung im Laufe eines

halben Jahrhunderts zu dem großen, über das ganze Erdenrund verbreiteten Weltinstitut. Das nachzumachen oder gar plötzlich nachzumachen ist keine Regierung imstande. Mir scheint daher, daß jeder Versuch, ein der ‚Augsburger Allgemeinen Zeitung' gleichartiges Unternehmen schaffen zu wollen, notwendig scheitern muß. Die Zeitung, deren Preußen jetzt bedarf, muß einen lokalen, nicht einen allgemeinen Charakter haben; sie muß vor allem die besonderen und nur in großen Umrissen die allgemeinen Verhältnisse besprechen; sie muß zunächst auf preußische, dann erst auf deutsche und wenig auf europäische Leser zählen. Nur dann wird sie Boden und vielleicht für die Zukunft eine weitere Stellung gewinnen können. Doch selbst in dieser Beschränkung das Blatt genommen, sind meine Hoffnungen nicht groß. Daß es von der Regierung ausgeht, kann nicht unbekannt bleiben, und gegen die Regierung ist heute eigentlich alles. Auch ist es wenig wahrscheinlich, daß die Regierung, obschon sie es heute will, einem auf ihren Anstoß und mit ihren Mitteln gegründeten Blatte wirkliche Selbständigkeit gewähren wird und kann; ohne die Möglichkeit aber, offen und entschlossen gegen einzelne Zwecke, welche die Regierung verfolgt, aufzutreten, ist Frische, Leben und Wahrheit für das beabsichtigte Blatt nicht gedenkbar. Trotz alledem wünsche ich sehr, daß der Versuch gemacht werde; unvorhergesehene Umstände können meine Befürchtungen zuschanden machen." Bekanntlich ging aus diesen Bestrebungen die Gründung des „Rheinischen Beobachters" hervor, dessen Mißlingen nicht an dem leitenden Manne, sondern an der Ungunst der Verhältnisse lag.

Inzwischen waren im Oktober und November 1842 die Ausschüsse der Provinzialstände zu einer gemeinsamen Versammlung vereinigt gewesen. „In den vereinigten Ausschüssen waren viele", schrieb Perthes, „die ihr Licht gern leuchten lassen wollten; eine Adreßdebatte ward versucht, Bülow-Cummerow erschien in Berlin, um eine Partei zu bilden; aber die Minister verstanden, alle Versuche der Opposition in der Geburt zu ersticken. Das ist nun wohl recht gut, aber mich dünkt doch, daß die Regierung, wenn sie kein anderes Resultat beabsichtigte, als die Oppositionsversuche der Versammlung zu unterdrücken, besser gethan haben würde, die Ausschüsse gar nicht zu berufen. Um die Minister Arnim und Bodelschwingh größeren Versammlungen gegenüber

einzuſchulen, war das Experiment doch zu gefährlich.“ Gewiß wenigſtens war es, daß der Groll und die Leidenſchaft der Oppoſition durch das inhaltsleere Zuſammenſein der vereinigten Ausſchüſſe nicht gemindert, ſondern geſteigert worden war. „Es ſieht wirklich recht ſchlimm aus“, ſchrieb Perthes im Dezember 1842. „In Königsberg und Berlin macht das fade Räſonnieren der Commis Voyageurs Brüderſchaft mit der Überweisheit der Profeſſoren und der Phantaſterei der Studenten; die Berliner Oppoſition geht mit kecker Lügenhaftigkeit Schritt für Schritt weiter und bemeiſtert ſich der Preſſe nach allen Seiten hin; die Verleumdungen ehrenwerter Männer, die Tageslügen und ekelhaften Klatſchereien, welche unter dem hohen und niederen Berliner Pöbel umlaufen, werden tagtäglich in der ‚Leipziger Allgemeinen Zeitung‘ abgelagert. Von den ‚Deutſchen Jahrbüchern‘ wird in Zürich eine zweite Abteilung erſcheinen, welche wahrſcheinlich unter Herweghs Leitung alle Aufſätze enthalten ſoll, die in Sachſen geſtrichen werden. In Köln erſcheint ſeit Anfang des Jahres die ‚Rheiniſche Zeitung‘; Klatſchereien und Verleumdungen enthält ſie wenig, aber ſie bildet den Tummelplatz für alle regierenden politiſchen Richtungen und verbreitet in täglichen Artikeln beißend und gewandt und mundgerecht für alle das, was die ‚Deutſchen Jahrbücher‘ den Ariſtokraten der Revolution bieten. Die Dinge ſind ſo weit gekommen, daß jedes Gegenreden vonſeiten der Regierung zu ſpät, und jedes Berichtigen, Aufklären, Bekämpfen vergeblich ſein würde. Mich dünkt, die Regierung muß ſie gehen laſſen und ſchweigen; bald wird das Schlechte auf ſeinen Kulminationspunkt kommen; dann muß ſie handeln und wiederum ſchweigen.“

Mit dem Anfange des Jahres 1843 ſah die Regierung ſich veranlaßt, die Unterdrückung der ‚Deutſchen Jahrbücher‘, der ‚Leipziger Allgemeinen‘ und der ‚Neuen Rheiniſchen Zeitung‘ zu bewirken. „Nun hat das Gewitter eingeſchlagen“, ſchrieb Perthes im Januar 1843; „es wird weiter ziehen und ſich entladen; es konnte nicht anders kommen. Die Motive zum Verbote der ‚Leipziger Allgemeinen Zeitung‘ ſind recht gut, aber ſchlimm genug iſt es, daß die Regierung nötig hat, ſich wegen des Verbotes eines ſolchen Blattes ſo ausführlich vor dem eigenen Lande zu verteidigen.“ „Wie aber nun weiter?“ ſchrieb

er in einem anderen Briefe. „Ist die Regierung nicht folgerecht, so sind wir nach Jahresfrist wieder auf dem alten Fleck; ist sie folgerecht, so wird sie bald noch weit über die Karlsbader Schlüsse hinausgehen müssen. Ich würde meiner Überzeugung nach nichts wider scharf durchgeführte Strenge haben, aber auch nichts dawider, daß die Regierung, indem sie sich auf alles, was kommen kann, still vorbereitet, die Zügel gänzlich schießen läßt; nur muß sie wissen, was sie will, und wenn sie es weiß, muß sie es durchführen." „Ein überraschend helles Bild unserer eigenen Zustände giebt Gelzers Schrift über die Straußischen Zerwürfnisse in Zürich", schrieb Perthes einige Wochen später an den Minister Eichhorn. „Gelzer hat es verstanden, den Mikrokosmus dieser Ereignisse so darzustellen, daß in ihnen die Gegenwart des gesamten protestantischen Deutschlands und insbesondere Preußens sich spiegelt. Wie in dem kleinen Zürich die radikale Partei, festen Schrittes vorwärts gehend, ihre Herrschaft über die zahlreiche Klasse der Halbgebildeten, der heranwachsenden Schüler, der Studenten, über die rationalistischen Pfarrer und über schwache Enthusiasten unter Schullehrern und Professoren verbreitet und sie vergessen macht, daß sie gleich der Gironde sich das eigene Grab graben, so ist es in Deutschland auch. Noch freilich steht der Radikalismus in Deutschland nicht entschlossen zur That da, aber was noch nicht ist, wird sicher kommen. Gott erhalte Ihre Gesundheit, so wird es Ihnen an Kraft und Weisheit zum Kampfe nicht fehlen, und frischer Mut muß uns Alte beleben, wenn wir bedenken, daß unser Lebenslauf in eine der größten Entwickelungsperioden der Weltgeschichte fiel." „Es sind Wolken am politischen Himmel, schreiben Sie, die man bald auch im Thale sehen wird", heißt es in einem Briefe, den Perthes einem anderen Freunde schrieb. „In Gottes Namen mögen die Wolken sich zusammenziehen und Licht und Feuer in die Thäler werfen; besser ist es immer, als wenn die aus den Sümpfen aufsteigenden mephitischen Dämpfe auch die Höhen umlagern. Krieg! Ja Krieg kann aus diesem düsteren, schwülen Zustande helfen; Preußens Könige müssen Kriegshelden sein; der König voran, werden mit den Preußen alle Deutsche kräftig folgen; Österreich und Bayern sind jetzt gleichen Sinnes; unter Schloß und Riegel wäre auf der Stelle das ganze

räſonnierende Schreibgetier gebracht. Hart iſt es, nach Krieg rufen zu müſſen; aber wo iſt ſonſt eine ableitende Hilfe?" „Wir ſtehen", ſchrieb er in einem anderen Briefe, „an dem Vorabende großer, gewaltiger Ereigniſſe; die politiſchen Verhältniſſe drängen zu einer europäiſchen Kriſis; der Umſchwung in allen materiellen Verhältniſſen macht den großen wie den kleinen Staaten eine Neugeſtaltung der geſamten inneren Verwaltung zur Notwendigkeit, und die Umkehr aller geiſtigen Zuſtände reißt zu einem noch unbekannten Neuen fort. Die letzten fünfundzwanzig Friedensjahre werden, ſolange es Geſchichte giebt, als eine der größten und entſcheidendſten Epochen daſtehen." „Ein unhemmbarer Wirbel hat uns ergriffen", ſchrieb Perthes in einem anderen Briefe; „alles ſtrebt nach immer eiligerem Umdrehen und Umwenden. Die jetzige Generation kann dem nicht widerſtehen, der Naturgeiſt hat uns überwältigt und ſeine Kraft iſt für jetzt uns zu mächtig geworden; aber gerade darin liegt die Anforderung für alle und jeden, die Kraft des Geiſtes aus Gott in ſich lebendig zu machen, um das wüſte Naturweſen in ſeine Grenzen zurückzudrängen. Irre ich nicht, ſo iſt der Kulminationspunkt der Unruhe und Eile auch nicht mehr ferne."

Theologiſche und kirchliche Gegenſätze 1840—1843.

Im Jahre 1840 erſchien Strauß' neues Werk: „Die chriſtliche Glaubenslehre", welche, weitergehend als das früher erſchienene „Leben Jeſu", nicht nur die hiſtoriſche Wirklichkeit, ſondern auch die Idee des Chriſtentums als unwahr verwarf. Zugleich ſetzten die „Halliſchen Jahrbücher" und ihre Genoſſen in der allgemein erregten Zeit jede Rückſicht und jede Vorſicht unbedenklich beiſeite und ließen mehr und mehr auch ihre geheimſten Gedanken laut werden. „Mit einer Wut wie noch nie tritt jetzt die Philoſophie allem Heiligen entgegen", ſchrieb Neander an Perthes. „Wenn die Sprechenden die Macht in Händen hätten, ſo würden ſie, die jetzt, weil ihnen die Macht fehlt, die Freiheit im Munde führen, alles über den Haufen werfen

und den ärgſten Despotismus üben. Die freche Rotte, die ſich um die ‚Halliſchen Jahrbücher‘ ſammelt, verſchmäht keine Künſte und keine Lüge, um Anhang zu gewinnen, und ſchämt ſich nicht, ihr Widerchriſtentum in Worte chriſtlicher Theologie zu kleiden, weil ſie hofft, auf dieſem Wege auch einfach gläubige Chriſten in ihr Netz zu ziehen.“ „Immer mehr Boden gewinnen die ‚Halliſchen Jahrbücher‘ bei der Jugend“, ſchrieb Perthes. „Dieſe liebt Entſchiedenheit, und die findet ſie hier, dabei Keckheit, Selbſtgefühl und das, was man Geiſt nennt, und den Liberalismus, den die Zeit begehrt. Eben leſe ich die Erklärung der Halliſchen Studenten über das Geſuch an den König, Strauß nach Halle zu rufen. Das grenzt an den Fanatismus, der zu Sand führt, und Ruge iſt durch Kraft und Talent der Mann, das, was noch nicht da iſt, zu wecken.“ „Die Angriffe werden jetzt, wie es ſcheint, nach einem verabredeten Plane gemacht“, ſchrieb Perthes in einem anderen Briefe; „es gilt, die einzige Grundlage der proteſtantiſchen Theologie, die heilige Schrift, zu ſtürzen; Bauers Kritik der evangeliſchen Geſchichte iſt für den Augenblick die Fahne, unter welcher gefochten wird. Bis wohin hat uns die freie Forſchung geführt? Der Kanon der Schrift iſt aufgelöſt, ein Buch nach dem anderen wird als unecht verworfen, und die Bücher, die man noch gelten läßt, ſind zerbröckelt, indem die eine Stelle als untergeſchoben behandelt, die andere durch künſtliche Auslegung in ihr Gegenteil umgekehrt wird. Nachdem es einmal ſo weit gekommen, mußte der Verſuch, die heilige Schrift wie eine Art von Odyſſee zu behandeln, wohl imponierenden Eindruck machen. Wenige nur haben ihn als Frevel zu brandmarken gewagt; Theologen erſten Ranges und frommer Geſinnung ſprechen vielmehr mit Achtung von dem ernſten, wiſſenſchaftlichen Streben des ehrlichen und gelehrten Dr. Strauß.“

„In bedenkliche Lagen können alle dieſe Dinge uns bringen“, ſchrieb Perthes 1841; „aber den Untergang bringen ſie uns nicht, dazu ſind weder die Perſonen, noch die Sachen angethan. Auch dem Kräftigſten und Entſchloſſenſten unter der anſtürmenden Rotte fehlt doch gar viel, um ſich als Antichriſt auch nur ausgeben zu können. Noch zwanzig Jahre weiter, und der eine iſt ein fanatiſcher Katholik, der andere ein ausgeleſener Profeſſor, der dritte ein lüſterner Alter

geworden, während der Rest sich seines Hauses und Gartens freut. Fichte war ein anderer Mann als unsere heutigen Helden, und doch ist die Bewegung seiner Zeit, welche die Welt aus den Angeln zu heben dachte, heute wenig mehr als ein interessanter historischer Stoff. Unser Geschlecht ist krank, aber die Symptome der Krankheit: Strauß, Ruge, Feuerbach, Bauer, erscheinen mir in manchen Augenblicken schon wie eine Weissagung auf die Wiederkehr der Gesundheit." „Mit Christus und der Kirche selber hat es keine Not", antwortete im März 1841 ein Theologe an Perthes; „wohl aber kann es uns, uns Deutschen oder uns Protestanten oder unserer Generation so ergehen, wie es oft schon Völkern ergangen ist, welche, nachdem sie mit dem Grundprinzip ihres ganzen Daseins zerfallen waren, die Kraft und Frische, den Frieden und das Glück ihres Lebens verloren. Immer habe ich mißtraut und oft gewarnt, wenn manche Freunde die Zeit des Unglaubens hinter sich und den Rationalismus gänzlich überwunden zu haben glaubten. Daß es aber so bald dahin kommen werde, daß Männer, die wie Marheineke sonst als Vorkämpfer der Hyperorthodoxie betrachtet wurden, jetzt ein System verfechten, gegen welches der Rationalismus vulgaris gläubig heißen kann, ist doch mehr, als man vor wenigen Jahren erwarten mochte. Die eigentlich gefährlichen Feinde sind nicht Ruge, Feuerbach, Strauß, sondern die, welche unchristliche Gedanken in christliche Worte kleiden, und die, welche christliche Gesinnung haben, aber den Ruhm der Spekulation sich nicht entgehen lassen möchten. Diese beiden Klassen verwirren die Grenzen und haben bewirkt, daß viele noch immer nicht wissen, worum es sich eigentlich handelt."

In nicht wenigen Briefen, welche Perthes damals erhielt, sprach sich bei festem Vertrauen zu der siegenden Macht des Evangeliums tiefes Mißtrauen gegen die Kraft der Theologie aus, und manchen war es zweifelhaft, ob die theologische Wissenschaft den gegen sie gerichteten Angriffen widerstehen und auch künftig noch Träger der christlichen Lehre und des christlichen Lebens sein werde. „Die christliche Theologie ist eine herrliche Frucht des Christentums", schrieb ein Theologe, „aber doch nur eine Frucht und nur eine einzelne Frucht. Die Theologen aber haben die Frucht zur Wurzel machen wollen, und die Folge könnte

ſein, daß dieſer Irrtum der Theologie das Leben koſtet. Wenn das Chriſtentum für die nächſte Zeit der Theologie beraubt wird, ſo geſchieht es nicht, weil eine feindliche Gewalt, ſondern weil die eigene Entwickelung es begehrt. Der Verluſt der Theologie würde dem Chriſtentum möglicherweiſe reichlich durch innere Kraft und inneres Leben erſetzt werden.“ „Die Wahrheit zu ſagen“, ſchrieb ein anderer, „Strauß hat mit ungemeiner Geſchicklichkeit die wirklichen Schwächen unſerer Dogmatik aufgedeckt. Die kirchliche Dogmatik hat den Kern der Wahrheit, aber um die Beweiſe für dieſelbe ſteht es ſehr ſchwach. Die Kirche iſt auf den Glauben an die Zeugniſſe des ſprechenden Gottes und ſeines fleiſchgewordenen und verklärten Sohnes gegründet. Wer aus Gott iſt, der glaubt dieſen Zeugniſſen; wer nicht aus Gott iſt, glaubt ihnen nicht. Zum Glauben kann und ſoll man erziehen, den Glauben kann und ſoll man zur Erkenntnis und zum Syſtem entwickeln, aber andemonſtrieren kann ihn keine Theologie. Unſere Theologen irren, wenn ſie meinen, das Heil komme von der Wiſſenſchaft. Die Wiſſenſchaft als ſolche iſt dem Straußianismus nicht gewachſen. Es bereitet ſich eine Ausſonderung vor, die gar nicht mehr aufzuhalten iſt. Eine große Menge, Katholiken wie Proteſtanten, fühlt ſich dem altkirchlichen Glauben total entwachſen. Die Kirche wird darüber nicht zugrunde gehen, aber die Theologie mag ſich vorſehen. Die Hervorbildung neuer ſozialen Geiſteszuſtände iſt eine Thatſache; es giebt Hunderttauſende, die nicht chriſtlich-kirchlich, rationaliſtiſch oder frivol oder atheiſtiſch, ſondern geiſtig klar, beſonnen, gründlich und in ihrer Art auch ſittlich und fromm ſind. Dieſer ganzen Maſſe von Leuten läßt ſich mit Theologie nicht beikommen.“

„Ich danke Ihnen“, heißt es in der Antwort eines Freundes an Perthes, „daß Sie mich mit den Schriften des Dompredigers Veith bekannt gemacht haben. Wer hätte eine ſolche Erſcheinung in Wien geſucht? Veith ſtreut eine reiche Fülle guten Samens aus und hat feſten Grund und Boden unter ſich, aber in ſeinem Hinſchauen nach den Höhen des Begriffes und der Idee bleibt er von Illuſionen nicht frei. Seine Auffaſſungen bibliſcher Gedanken und Dogmen ſind meiſtens rund und ſchön, ſind geiſtvoll, innig und anſprechend; aber größtenteils iſt es doch nur ſubjektive Stimmung, ſubjektive Erregung, ſubjektive

Geistesbildung, was Form und Inhalt dieser Auffassungen hergiebt, und auf solche Auffassungen und Auslegungen viel Zeit und Thätigkeit zu verwenden, halte ich für bedenklich und vergeblich. Den Neuplatonikern half es nichts, als sie dem erlöschenden Heidentum mit geistreichen Ausdeutungen zuhilfe wollten. Nicht dem Christentum, wohl aber der Theologie wird der völlige Zersetzungsprozeß nicht erspart werden — warum also jetzt noch mit dem Produzieren neuer Theorieen sich abmühen, die doch nur Stoff werden für die gierige Flamme und für das um sich fressende Scheidewasser?"

Perthes selbst konnte sich auch in den letzten Jahren seines Lebens der Besorgnis nicht erwehren, daß die Theologie innerhalb des christlichen Lebens eine Stellung einzunehmen trachte, welche auszufüllen keine Wissenschaft die Kraft und den Beruf besitze. „Während der verflossenen Monate haben sich", schrieb er im Juni 1842 an Dorner, „die Angriffe auf den christlichen Glauben vervielfältigt, wobei eine Verabredung, ein Operieren aus gemeinsamen Anhaltspunkten stattzufinden scheint; die derzeitigen Organe des Unglaubens haben sich erkannt, erhitzen sich untereinander, kommen als Partei auf schwindelnder Höhe an, von wo, alter Erfahrung nach, der Sturz in den Abgrund nahe bevorsteht. So, meine ich, ist jetzt die Stellung von Strauß, Ruge, Feuerbach, Bruno Bauer und Konsorten. Wird's aber mit diesem Sturz in den protestantisch-kirchlichen Zuständen besser werden? Wenn der Teufel heute in den Abgrund dialektisiert wird, wer weiß, ob nicht morgen seine Großmutter mit noch geläufigerer Zunge und noch gewandterer wissenschaftlichen Begriffsgewandtheit erstehe? Die Dialektik ist eine schöne Kunst! Durch das Bewußtsein der Sünde in Sinnlichkeit und egoistischem Hochmut und durch die stets vergebliche qualvolle Arbeit, mich frei davon zu machen, wurde das Bedürfnis der Erlösung mir immer lebendiger, und so wurde mir die Offenbarung Gottes in Christo zur Wahrheit. Jeder kann diesen Weg finden und gehen; wer ihn verschmäht, wird, wenn er geistig, durch Spekulation oder in mystischer Sinnigkeit dem Pantheismus verfallen; ist er flacher Natur, so wird er die bequem ebene Bahn der Perfektibilität, wo Jesus von Nazareth Lehrmeister ist, betreten. Sie sagen: ‚Viele kommen schwer zum Glauben, bevor gewisse Schwierigkeiten ihnen wissenschaftlich gelöst

sind; darum bedarf die Kirche der Wissenschaft.' Ich bezweifle, daß einer von den vielen, wenn ihm nicht die Frage: ‚Unruhhabender Mensch! wer wird Dich frei machen von dem Leibe des Todes?' ins klare Bewußtsein getreten und durch Mark und Bein gegangen ist, durch die Wissenschaft zum Glauben geführt werden wird. Gewiß bedarf die Kirche der Wissenschaft; befindet sich die theologische protestantische Wissenschaft innerhalb der Kirche?" „Der heutige Protestantismus fängt mit der Wissenschaft an", schrieb Perthes an einen anderen Freund, „und hat die Wissenschaft zum Ziel. Auch den besten unter den Theologen bleibt das Christentum ein auf dem Wege der Wissenschaft errungenes Gut; während sie ängstlich und beklommen ihren Glauben auf wissenschaftliche Resultate zu stützen und durch wissenschaftliches Forschen zu kräftigen suchen, verlangt unsere Zeit nicht christliche Theologie, sondern christliche Kirche, nicht Ideen, sondern Thaten, nicht den Christusbegriff, sondern die Christusperson."

Das Jahr 1840 hatte nicht allein die theologischen, sondern auch die kirchlichen Gegensätze belebt und geschärft. Als der Thronwechsel in Preußen eintrat, wurde wohl mit ebenso großer Spannung auf die kirchliche wie auf die politische Haltung des neuen Königs hingesehen. „Keine neue, auf das geistige Leben frisch eingehende Regierung könnte sich", schrieb Perthes, „den bestehenden Gegensätzen gegenüber gleichgültig verhalten, und ganz undenkbar ist es, daß ein König, welcher sich wie dieser seines Geistes und seines Sinnes für Religion und Kirche bewußt ist, still und stumm in die allgemeine Bewegung hineinsehen sollte, ohne sich selbst in derselben zur Geltung bringen zu wollen. Merkwürdig, daß er gerade das Kultusministerium durch den Tod Altensteins erledigt vorfindet, und daß eine seiner ersten Regierungshandlungen die Besetzung dieses Ministeriums sein muß. Der Entschluß, den der König faßt, wird einen Blick in das, was er will, und in die Entwickelung der Zukunft thun lassen." Nicht vor dem Herbste des Jahres erfolgte die Ernennung Eichhorns zum Minister der geistlichen Angelegenheiten. „Sie werden bemerkt haben", schrieb ein Freund an Perthes, „daß der König sich nur spät und zögernd entschlossen hat, das Kultusministerium ungeteilt an Eichhorn zu geben. Es war die Absicht, ein Oberkonsistorium so gut wie unabhängig vom Ministerium

zu gründen. Aber auch in dieſe Frage miſchen ſich politiſche Parteiintereſſen. Die kirchliche Frage iſt ihrer Wirkung nach allerdings zugleich eine große politiſche Frage und Staatsangelegenheit; aber behandelt darf ſie als ſolche nicht werden, oder ſie mißlingt gewiß." „Was beſteht", ſchrieb ein anderer, „kann nicht bleiben: die ganze kirchliche Ordnung der Gegenwart iſt ohne tiefere Wurzel, die papierenen Biſchöfe der letzten Regierung werden nimmermehr kirchliche Biſchöfe werden und könnten ohne Bedenken bei den Oberzollämtern Anſtellung finden. Wir gehen gewiß einer Zeit wahrhaft kirchlicher Schöpfung entgegen, und wenn ſie, wie wir hoffen dürfen, im Glauben begonnen wird und Gott ſeine Hilfe nicht verſagt, ſo läßt ſich eine neue große Geſtaltung erwarten." „Ich muß", ſchrieb dagegen ein Theologe an Perthes, „allen Plänen zu kirchlichen Neubauten als entſchiedener Gegner entgegentreten; durch organiſierende Maßregeln läßt ſich die Macht der negativen Potenz nicht brechen; die gegenwärtige Gärung iſt ſo ungeheuer, daß ſie zunächſt auf dem Wege wiſſenſchaftlichen Kampfes ſich abklären muß. Die evangeliſchen Kirchen haben die heilige Schrift zur einzigen Norm des Glaubens gemacht, aber von Anfang an den ganzen Inhalt der Schrift im Intereſſe der pauliniſchen Heilsordnung bearbeitet und gedeutet. Um dieſe beſtimmte und einſeitige Richtung feſthalten zu können, waren die ſymboliſchen Bücher nötig; aber die Zeit rollte fort und weckte große allgemeine Fragen, die in der Zeit der Reformation noch geſchlummert hatten; die Philoſophie, die Naturkunde, die Pädagogik, die Politik, alles emanzipierte ſich; die Schrift ſelbſt und der Bibelkanon wurden der Gegenſtand der Kritik und nicht nur die Gegner, ſondern auch die Verteidiger der Schrift ſahen ſich auf ein Gebiet verſetzt, wo die Schrift als Angeklagte nicht zugleich Richterin ſein konnte. Das formelle Grundprinzip der evangeliſchen Kirche iſt erſchüttert und über ihre Verfaſſung und ihr Verhältnis zum Staate iſt es noch nicht einmal bis zu einem Verſuche der Verſtändigung gekommen. Was will man unter dieſen Umſtänden für ein Haus bauen, und wenn man es bauen könnte, wer wird darin wohnen wollen? Ich habe auch noch ein zweites gegen die Pläne, die jetzt in Berlin umgehen. Man kennt die große Reizbarkeit und die Macht des religiöſen Gebietes nicht, man vertraut zu viel auf Geſetze und Einrichtungen, als ließe ſich

dadurch der Kirche das Leben zubringen. Möglich ist das, wenn die Einrichtungen aus dem herrschenden Geiste der Zeit und der Kirche selbst hervorgehen; unmöglich aber, wenn sie denselben widersprechen. Die Erneuerung der Kirche ist nicht Menschenwerk, welches von außen nach innen geht, sondern Gotteswerk, welches von innen nach außen hervorbricht. Wir brauchen starke christliche Charaktere mit überragendem Geiste; die kann aber kein König und Minister machen; Gott muß sie wecken, in Kampf und Leiden müssen sie erzogen werden. Wenn man der Kirche zu viel anorganisieren will, so kann leicht ein Feuer entbrennen, das den preußischen Staat und nicht nur diesen verzehrt. Es darf nichts äußerlich angeordnet werden, was nicht im Geiste der Kirche schon vorbereitet ist, was nicht vorher schon als Wunsch in dem Herzen der Kirche gekeimt. Solche Keime in die Herzen zu legen und zu pflegen, scheint mir die bescheidene Aufgabe unserer Zeit sein zu sollen."

Die ersten Anordnungen, welche die neue Regierung traf, hatten nur den Zweck, der Unsicherheit und dem Schwanken, in welchem sich einzelne besonders wichtige kirchliche Verhältnisse befanden, ein Ende zu machen. Zur römischen Kurie stellte sie schon gegen Ende des Jahres 1840 durch große Nachgiebigkeit, insbesondere durch vorläufigen Verzicht auf das Placet ein, so viel es möglich ist, freundliches Verhältnis wieder her. „Der Schlußakt der Kölner Angelegenheit ist merkwürdig genug", schrieb Perthes im Januar 1841; „der protestantische König thut das, was keine katholische Regierung bisher zu thun gewagt hat, und ich glaube, er kann es ohne Gefahr. Nicht allein großartig und weise, sondern auch politisch klug erscheint mir der Schritt, so wunderlich auch ein solches Ende nach solchem Anfange bleibt. Daß die Protestanten jetzt dem Könige sehr allgemein schuld geben werden, daß er katholisiere, versteht sich von selbst." Den Dissidenten aller Art suchte die neue Regierung gerecht zu werden, indem sie ihnen die Möglichkeit gewährte, sich neben der Landeskirche in größerer Freiheit zu bewegen. „In Preußen dürfen nun", schrieb Perthes, „die Altlutheraner eine besondere Kirche bauen und Sekten und Separatisten ungestört ihren Gottesdienst sich einrichten. Man sieht nicht recht, ob diese Bestimmungen als Folge eines festen Prinzipes, welches die Regierung angenommen hat, erlassen sind oder nur als ein Notbehelf, weil man

die Stellung, die den Katholiken gewährt wird, doch den Lutheranern nicht versagen mochte. Höchst wahrscheinlich wird in dieser Zeit allgemeiner Verwirrung eine solche Freigebung die Zersetzung des Protestantismus beschleunigen. Wie, wenn auch Ruge, wenn auch Strauß eine Sekte bilden und einen ihren Grundsätzen entsprechenden Gottesdienst einrichten wollten!"

Als eigentliche Aufgabe der neuen Regierung wurde indessen nicht die Ausgleichung dieser einzelnen schwierigen Verwickelungen, sondern die Herbeiführung einer festeren kirchlichen Form für den Protestantismus betrachtet. Bedeutende Männer glaubten, daß diese Aufgabe nur in einem möglichst engen Anschluß an die früheren Formen der lutherischen Kirche ihre Lösung finden könnte. „Die Hauptwurzel der Uneinigkeit unter denen, die es wirklich mit dem Evangelium halten", schrieb im März 1841 ein Theologe an Perthes, „liegt ganz gewiß in dem Mangel an Liebe und Sinn für die Kirche als Kirche. Wie manche, die milde und anerkennend sind gegen Gnostiker und Mystiker, gegen Hildebrand und Wiclef und gegen alles, in dem sie nur noch irgend ein christliches Element erkennen, wenden sich von der Theologie des 17. Jahrhunderts mit Abscheu ab und die Richtung von Hengstenberg, von Sartorius und von den Erlangern ist ihnen ein Greuel. Und doch sehe ich nicht, wie uns geholfen werden kann, wenn wir den Einigungspunkt, den wir vorwärts so bald noch nicht finden werden, nicht rückwärts zu ergreifen suchen, wo er gegeben ist. Oken sagt einmal: ‚Gerechtigkeit in der Anerkennung seiner Vorzüge erwarte er auch von einem ehrlichen Feinde; ein Freund müsse sich aber auch durch seine Fehler nicht abstoßen lassen.' Das wollen aber viele in Anschauung unserer Kirche weder anerkennen noch üben. Wir sollten festhalten, daß die protestantische Kirche des 17. Jahrhunderts, wie sie nun einmal ist, mit ihren Schwächen und Fehlern doch diejenige bleibt, der wir angehören, und einer anderen weder angehören können noch mögen. Wann aber werden wir dahin kommen, uns auf diese Weise in derselben Kirche geeinigt zu finden? Und doch, geschieht es nicht, so sehe ich keinen anderen Ausgang, als eine Spaltung, bei der die eine Hälfte zum Katholicismus zurück, die andere zum Unglauben oder zur ungläubigen Spekulation vorwärts steuert." „Wie kann man glauben", schrieb

dagegen Perthes, „die wilde Gärung der Zeit durch die symbolischen Bücher und die Konsistorialverfassung beschwichtigen zu können? Hier wird Sturm gelaufen gegen die heilige Schrift, dort ihr Inhalt verdächtigt, und selbst gläubige Theologen und Christen tragen kein Bedenken, bald dieses, bald jenes, was ihnen unbequem und störend erscheint, in Frage zu stellen. Jeder Theologe hat sein besonderes christliches Bewußtsein; die Tieferen, Christlicheren suchen wohl einen festen Standpunkt, aber wo finden sie ihre Stütze? Einige jetzt bei Schelling; früher ging die Philosophie bei der Theologie zu Gast, jetzt umgekehrt. Ein lieber Freund und wahrhaft christlicher Mann antwortete mir vor kurzem auf ähnliche Mitteilungen: ‚Was Sie mir schreiben, ist zu desperat für einen Theologen. Ja wohl, es ist desperat, aber es ist wahr. Wie sollte solche Bewegung sich eindämmen lassen durch die Berufung auf die symbolischen Bücher? Eine Zeit, die sich nicht scheut, das Wort Gottes an der Wissenschaft zu prüfen und zu messen, wird sich wahrlich nicht beugen, wenn Menschenwerk ihr vorgehalten wird.‘“

Obschon Anordnungen zur neuen Gestaltung der evangelischen Kirche nicht so schnell, als man vorausgesetzt hatte, erschienen, zweifelte doch niemand daran, daß der König sich sehr lebhaft mit denselben beschäftige, und Umstände verschiedener Art erweckten bei vielen die Meinung, daß eine durchgebildete Synodalverfassung das Endziel sein werde. „Sie setzen Ihre Hoffnung auf Synoden“, schrieb Perthes im Januar 1842. „Eine allgemeine Synode ist unmöglich in Deutschland, möglich in Preußen. Sollte sie hier zur Herstellung der Kirche führen, so müßte ihr erster Schritt die Anerkennung des Kanons der heiligen Schrift als unwidersprechlicher Autorität und des lutherischen Katechismus als Grundlage des Religionsunterrichtes sein. Weder auf Kanzel und Katheder, noch in der Schule dürfte von der Schrift abgethan oder zu der Schrift zugethan, und nichts, was dem Katechismus widerspräche, gelehrt werden. Ist es gedenkbar, daß eine Synode einen solchen Schritt wagen sollte? Die Männer, welche die Synode zu einem solchen Anerkenntnis bringen wollten, müßten sich wie Huß auf ein Märtyrertum gefaßt machen; unsere humane Zeit versteht auch Scheiterhaufen zu bauen. Aufruhr und Entsetzen würde auf den Bänken der Pastoren, Professoren und Schulmeister sein, aber unmöglich wäre

es nicht, daß die Gemeinden der Mehrzahl nach auf seiten einer solchen Synode ständen.“ „Synoden aus dem Stegreif sind freilich ein höchst gefährliches Experiment für Preußen“, antwortete ein theologischer Freund. „Bevor sie fruchtbar werden können, muß die Kirchenregierung wissen, was sie will, was sie kann und was sie soll; ich fürchte aber, das weiß sie nicht, sondern schwankt einem Wege zu, welcher dem innersten Leben und Bedürfnisse des deutschen Volkes und der deutschen Kirche fremd ist.“

Diese Befürchtung ging aus der Meinung hervor, daß der König sich mit entschiedener Vorliebe der anglikanischen bischöflichen Kirche zuneige. „Die Sendung der Pastoren Sydow und Gerlach nach England“, heißt es in einem Briefe vom 2. Januar 1842 an Perthes, „das Bemühen um Herstellung eines evangelischen Bistums in Jerusalem und nun die Reise des Königs nach London sind Umstände, welche auf das äußerste fürchten lassen, daß lebhaft an eine Übertragung der anglikanischen Hierarchie für Preußen gedacht wird. Sollte das wirklich der Fall sein, so giebt es gegen die daraus erwachsenden Gefahren und Widerwärtigkeiten nur ein Mittel: einen recht ordentlichen Krieg, und den würde ich für solchen Fall wünschen.“ „Wenn in einer Familie oder Gemeinde Uneinigkeit waltet“, hatte Perthes im Mai 1842 geschrieben, „wenn ein Glied dem anderen widerspricht und die Sicherheit verloren worden ist, so kann unmöglich von da heraus eine neue gedeihliche Schöpfung ausgehen; und deshalb bezweifle ich das Gedeihen des Bistums in Jerusalem, ehre aber den Versuch dazu.“ „Die anglikanische Kirche ist für uns Deutsche nicht“, heißt es in der Antwort. „Bei uns hatte schon der Pietismus des 17. Jahrhunderts einen Weg eröffnet, der zu Entwickelungen geführt hat, von denen die anglikanische bischöfliche Kirche und die englische Bildung überhaupt keine Ahnung hat. Wie bedenklich es auch mit uns steht, so ist dem deutschen Volke doch nicht mit einem Geschenke von außen zu helfen, sondern nur durch eine Wiedergeburt, und zwar zunächst durch Erziehung eines recht frommen, gelehrten und tüchtigen Predigerstandes.“

„Es giebt wohl wenige christliche Richtungen“, schrieb Perthes um diese Zeit, „denen der König sich nicht nach der Meinung der einen oder der anderen ganz und ausschließlich hingegeben haben soll. Er sei im

Herzen katholisch, sagt man, oder wohl schon heimlich übergetreten, er sei entschieden Altlutheraner, er sei schwärmerischer Pietist; er wolle anglikanische oder schwedische Bischöfe kommen lassen, um eine protestantisch-päpstliche Kirche zu gründen; er wolle alle Konsistorien beseitigen und auf der demokratischen Grundlage einer durchgeführten Synodalverfassung eine ganz unpreußische Kirche errichten; das Königtum solle zugleich zu einer Art Papsttum gemacht werden; der preußische Staat soll jedes Einflusses auf alle kirchlichen Verhältnisse beraubt werden. Mir fällt bei diesem wüsten Gewirre immer wieder das Wort des alten Friseur ein: ‚Alle haben recht, jeder hat unrecht.' Allerdings kann es nicht ohne Bedeutung sein, daß der König alle die hervorragenden aber sehr verschiedenartigen Männer, mit denen er als Kronprinz verkehrte, auch jetzt noch festhält: Radowitz und Bunsen, Thiele und Humboldt, Stolberg, Gröben und Gerlach stehen ihm zu gleicher Zeit nahe. Es wäre ja freilich möglich, daß diese Männer in ihrer Berührung mit dem Könige nur das ihnen allen Gemeinsame hervortreten ließen; aber wenn nun Bunsen und Radowitz und Gerlach und jeder der anderen gerade das ihm Eigentümliche und Besondere dem Könige gegenüber zur Geltung bringen wollte, was dann? Schwerlich ist in unserer Zeit irgendein Mann imstande, alle die gewaltigen Gegensätze der Zeit unmittelbar auf sich wirken zu lassen, ohne mit in den Wirbel und Strudel hineingerissen zu werden. Wie nahe liegt auch hier das Wort der Verzweiflung: ‚Jeder hat recht, alle haben unrecht.'"

Bis an seinen Tod verfolgte Perthes mit gleicher Teilnahme die mannigfaltigen Versuche, welche gemacht wurden, um in Preußen und in Deutschland für das christliche Leben der Protestanten eine kirchliche Gestaltung zu gewinnen; noch in den Monaten und Wochen seiner letzten Krankheit faßte er in Briefen an verschiedene Freunde, und namentlich in einem Briefe an Graf Mailath, seine früher schon mehrfach ausgesprochenen Ansichten über das Erwachsen der christlichen Kirche zusammen. „Begriffliche Wahrheiten kann allenfalls", heißt es einmal, „die Wissenschaft der Theologie, thatsächliche Wahrheiten des Christentums aber nur die Autorität einer Kirche, und zwar einer allgemeinen, also einer katholischen Kirche bewahren, schützen und von

einem Geſchlechte zum anderen überliefern. Machen läßt ſich eine ſolche Kirche nicht; Autorität läßt ſich überhaupt nicht machen, und am wenigſten kirchliche Autorität; denn wo es ſich um ewige Wahrheiten, um der Seele Seligkeit handelt, erkennt kein Menſch das von Menſchen Gemachte an. Die katholiſche, das heißt die allgemeine Kirche kann nur unter der Führung Gottes in der Geſchichte erwachſen, aber an Gottes Kirche wird, wie an allem Irdiſchen, des Teufels Kapelle nie fehlen.“ „Hoch und groß ſtand die römiſch-katholiſche Kirche Jahrhunderte hindurch da“, ſchrieb er dem Grafen Mailath; „dann aber verweltlichte ſie; der Kultus und die Zeremonieen verhölzerten, Sucht nach Geld und Macht herrſchte in Rom, Greuel und Unſittlichkeit dazu, und das alles verbreitete ſich durch alle Glieder der Hierarchie. Die ſcholaſtiſche Philoſophie drohte den Glauben in die Formeln aufzulöſen, und die Myſtik von Meiſter Eckart an drängte bis an die Grenzen des Pantheismus. Das Bedürfnis nach einer Reform war gegen Ende des Mittelalters ganz allgemein gefühlt; Volk, Städte, Adel, Fürſten, Könige und Kaiſer, ja ſelbſt Papſt und Kardinäle wollten Reform, und als demungeachtet das Baſeler Konzil ſich auflöſte, war die Spaltung der Kirche entſchieden; hier, nicht in Luther, liegt der eigentliche Grund, wie ſelbſt der Chorherr Chmel im zweiten Teil ſeiner Geſchichte Friedrichs IV. Seite 450 und 454 verſtändlich genug andeutet. Von nun an verloren Papſt und Kardinäle im Inneren der deutſchen Nation immer mehr an Vertrauen, und in dem Maß, als deren geiſtige Leitung zurücktrat, nahm die Verwirrung in allen Klaſſen der deutſchen Nation zu. Eine Umwandlung aller Verhältniſſe mußte kommen; aber bei der Kraftloſigkeit des Papſtes wie des Kaiſers nun nicht durch Reform, ſondern durch Revolution. Die Elemente zu derſelben waren vorhanden: Bundſchuh, Genoſſenſchaften rüſtiger Bürger, Raubritter, klaſſiſche Gelehrte, Heiden, wie Leo X. und die Kardinäle, liederliche Geiſtliche, fahrende Schüler und Abenteurer jedes Standes. Da trat Luther auf und rettete den chriſtlichen Sinn im Volke, indem er den Glauben in den Herzen der Deutſchen wieder lebendig machte; mit der Kraft des Glaubens predigte er die Religion des Herzens, wie ſie gegründet auf die drei Glaubensbekenntniſſe iſt, die von der erſten

Kirche auf die römisch-katholische übergegangen und heute noch bei uns niedergelegt sind in der Augsburgischen Konfession und in Luthers Katechismus. Noch erkannte er die Autorität des Papstes an, aber von einem Schritte zum anderen ward er gedrängt bis zur Trennung von der alten historischen Kirche. Nun ging im Protestantismus die päpstliche Hierarchie unter, aber nicht allein die päpstliche Hierarchie, sondern auch die Kirche; weder Luther, noch Calvin, noch Zwingli vermochten eine Kirche zu erhalten oder neuzugestalten. Was in England von kirchlicher Form sich bildete, war innerlich nie stark und ist jetzt mehr und mehr ein Äußerliches geworden. Woher auch sollte die Reformation Einheit und Autorität nehmen für das Neue? Das klare Wort der heiligen Schrift sollte es sein, und doch war es preisgegeben der Kritik menschlicher Wissenschaft, und ward weder bewahrt noch getragen und weiter überliefert durch eine kirchliche Autorität. Drei Jahrhunderte hindurch ist von frommen Theologen aller Farben gekämpft, um in und durch das Wort der heiligen Schrift die Thatsachen des Christentums zu bewahren. Es ist nicht gelungen; die orthodoxen Theologen des 17. Jahrhunderts bauten nur hölzerne Gerüste; Arndt, Spener, Francke brachten einzelnen reichen Segen, aber nicht der Kirche. Zinzendorf rief nur eine zurückgezogene Gemeinde ins Leben, am Ende des 18. Jahrhunderts verschwand fast jeder kirchenartige Zusammenhang im Protestantismus; nur der Geist der Schrift übte noch seine Gewalt; aus ihr strömte der heilige Geist in die Gemüter einzelner, aber die Massen wurden beherrscht von Freimaurerei, Aufklärung und Rationalismus; die Wolfenbütteler Fragmente und Nicolais allgemeine Bibliothek waren der treffende Ausdruck für den Indifferentismus der Zeit, die nur durch Karikaturen, wie Bahrdt und den Hofprediger Schulz, belebt ward. Mit dem Anfange dieses Jahrhunderts lockerte die Romantik und Schellings Naturphilosophie den dürren Boden des Rationalismus und der philosophischen Systeme; die Not, welche die Franzosenherrschaft begleitete, weckte das Bedürfnis nach Hilfe und Trost; wie ein elektrischer Funke traf der Freiheitskrieg die Nation; religiöse Begeisterung ergriff die Jugend und machte sie zu jedem Opfer fähig. Der Boden war bereitet, um die Saat einzustreuen; aber die rechten Säemänner fehlten, und bei dem Mangel jeder kirchlichen Ord-

nung und Leitung ward aus dem guten und wahren Anfang bald Phantasterei, Verzerrung und ungebändigte Sucht nach äußerer Freiheit. In diesen Zeiten trat Schleiermacher auf, kein Mann des Volkes, aber von unberechenbarem Einfluß auf die studierende Jugend; Tausende von Männern, die jetzt als Universitätslehrer und Geistliche wirken, sind seine Schüler; hart an der Grenze des Irrweges, auf den Meister Eckart geraten war, mag er sich befunden haben, aber die Jugend bemerkte das nicht, und ihn selbst erhielt sein Sinn für Wahrheit und sein Herz voll Liebe. Er starb im festen Glauben an den Erlöser. Neben ihm erschien ein zweiter Theologe von seltsamer Natur, fromm, einfach, erfüllt vom lebendigsten Eifer und von großer Gelehrsamkeit. Neanders kirchenhistorische Werke haben kaum weniger Einfluß geübt als die philosophisch-dogmatischen Schleiermachers. Diese beiden Männer galten von nun an als Grundpfeiler des gläubigen Protestantismus; das jüngere Geschlecht der Theologen baute weiter, aber allein auf wissenschaftlichem Wege; mit einer protestantischen Kirche würde es sich schon finden, meinten sie. Von der Hegelschen Philosophie, deren Macht Schritt für Schritt wuchs, nahmen sie keine sonderliche Notiz und ahnten die destruktiven Kräfte kaum, welche dieselbe in sich barg. Plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, erschien ‚Strauß' Leben Jesu', und ihm zur Seite traten die ‚Hallischen Jahrbücher' als stärker, mit Kraft, Schärfe und vielem Talente ausgerüsteter Verbündeter auf. Ich glaube, daß Strauß von unseren Theologen besiegt werden wird und daß die Richtung der ‚Hallischen Jahrbücher' durch ihre Verbindung mit fanatischen, frechen Gesellen sich bereits ihr Grab gegraben hat; aber die auf Auflösung des Bestehenden, des Christentums wie des Staates, gewendete Richtung ist in die Gemüter der studierenden Jugend hineingeworfen und große Gefahren für die nächste und für die fernere Zukunft stehen uns bevor, und von einer protestantischen Kirche ist nichts mehr zu sehen und zu hören."

„In den Tiefen des Lebens drängt und arbeitet die Sehnsucht nach kirchlicher Gemeinschaft sich hervor", schrieb Perthes ein anderesmal, „vor allem im protestantischen Volke, und Strauß' Angriffe haben die Folge gehabt, daß doch auch unsere Theologen vorsichtiger werden in der Behauptung, die heilige Schrift sei für sich allein die Trägerin des Christen-

tums; schon ist für manchen neben dem biblischen Christentume auch das kirchliche wieder ein Bedürfnis geworden." „Es geht", schrieb Perthes einem anderen Freunde, „ein seltsamer Widerspruch durch alle religiösen Bewegungen der Zeit hindurch; neben dem unhemmbaren Zug nach individueller Ungebundenheit, nach schrankenloser Forschung, nach Ungestörtheit des Glaubens und Meinens jedes einzelnen tritt die Richtung auf Bildung einer Kirche immer gewaltiger hervor. Dieser Widerspruch findet sich nicht etwa als Gegensatz der Katholiken und Protestanten, oder als Gegensatz der Ungläubigen und Gläubigen, sondern er ist innerhalb des gläubigen Protestantismus selbst zuhause. Allerdings ist er in demselben der Sonderungsgrund für die verschiedenen Parteien, aber er findet sich auch in einem und demselben Manne, ja es möchte kein einziger unter uns allen sein, auch nicht unter den entschiedensten Lutheranern, der diesen Widerspruch nicht in sich selbst trüge. Eine Folge desselben ist der Hang zum Separatismus und zu Konventikeln, welche beide beiden Richtungen zugleich einen krankhaften Ausdruck verleihen; sie sind ein wilder Schößling am Baume des kirchlichen Lebens; sie können frisches Grün bringen, aber keine Früchte, und am Ende werden sie totes Holz; ein Beweis aber bleiben sie für das Dasein des Bedürfnisses nach kirchlicher Gemeinschaft."

„Eine unbestreitbare Thatsache ist es", schrieb Perthes um dieselbe Zeit, „daß wenigstens gegenwärtig in keiner Konfession des Protestantismus eine feste äußere Kirche besteht. Wollen wir sie also haben, so muß sie neu gebaut werden, aber wie? Hunderte von Stimmen geistvoller und frommer Protestanten haben in den letzten Jahrzehnten sich über Kirchenbildung vernehmen lassen; aber jeder gewinnt sich auf wissenschaftlichem Wege den Begriff der Kirche, das heißt: seiner Kirche. So viel Stimmen, so viel Kirchen, eine innere Übereinstimmung, eine Gemeinsamkeit der äußeren Gestaltung findet sich nicht und kann sich nicht finden. Der Protestantismus kann seinem Prinzip nach aus sich keine Kirche gewinnen; er wird also gedrängt, dorthin zu blicken, wo die Geschichte eines Jahrtausendes die ganze äußere Form einer allgemeinen Kirche geschaffen hat." „Die katholische Kirche als römische Kirche hat nur allzuviel Weltliches an sich und in sich und ist des Protestantismus bedürftig", schrieb er ein anderesmal, „aber sollte sie nicht, was

nicht der Kirche Chriſti, ſondern nur der römiſchen Kirche angehört, ausſtoßen und dennoch den Charakter der Kirche, der allgemeinen, alle Völker der Welt umfaſſenden Kirche ſich bewahren können, deren äußere Formen ſie ſich in der Geſchichte eines Jahrtauſends gebildet hat? Sie hat, wenn auch entſtellt, was der Proteſtantismus aus ſich nie erzeugen kann, und ſie hat nicht, was der Proteſtantismus ihr zu geben imſtande iſt. Sollte Einigung in irgendeiner Zeit nicht möglich ſein? Mich dünkt, das wachſende kirchliche Bedürfnis im Proteſtantismus und das kräftige Hervortreten des Auguſtiniſchen in Männern wie Sailer, Diepenbrock, Möhler, Veith und ſo vielen anderen, können Vorboten einer wenn auch noch ſo fernen Zukunft ſein. Signatur der Einigung wird ſein, wenn die katholiſche Kirche Luther nicht den Heiligen, aber den Kirchenvätern anreiht und erkennen lernt, daß Luther es war, der durch ſeine Predigt die römiſch-katholiſche Kirche vom Untergange errettete, und daß ohne ihn das klaſſiſche Heidentum eingedrungen wäre, um in weiterer Entwickelung einer dem Jakobinerweſen gleichen barbariſchen Anarchie und Despotie Platz zu machen. Ich bin von einer kommenden Einigung überzeugt — wann? Vor Gott ſind tauſend Jahre wie ein Jahr.“ „Wohl iſt der Kölner Dom in ſeiner Anlage Symbol des tiefen, kraftvollen Sinnes unſerer Nation“, ſchrieb Perthes am 30. März 1843 an Sulpice Boiſſerée; „wohl iſt er in ſeiner Unvollendung Symbol jenes deutſchen Zuges, der, weil er das Höchſte will, nie zum Abſchluß kommt; aber er wird auch, glaube ich, durch den jetzigen Aufſchwung zu ſeiner Vollendung das Symbol werden unſeres gegenwärtigen Zuſtandes: uns fehlt die Einheit und wir klammern uns an den Schein derſelben. Der Kölner Dom wird der Eckſtein werden, an dem der Schein zerſchellt und der tiefe innere Zwieſpalt, der nicht übertüncht werden darf, wieder zutage kommt. An endlicher Einigung, politiſcher und kirchlicher, zweifle ich nicht; das Kreuz nicht der römiſchen, nicht der proteſtantiſchen Kirche, ſondern der Kirche Chriſti, aufgepflanzt auf dem Turme des Domes von Köln, wird das Symbol des endlichen Sieges ſein.“

Neuntes Buch.

Perthes' Berufs- und Familienleben.

1830—1843.

Perthes' Thätigkeit in seinem Beruf.

1830—1843.

Das Verlagsgeschäft, welches Perthes seit 1822 als Lebensberuf betrieb, hatte dem Umfange und dem Inhalte nach schnell eine großartige Bedeutung gewonnen. Mit sicherer Hand war es umgrenzt und auf Theologie und Geschichte beschränkt. Außerhalb dieses Kreises fühlte Perthes sich fremd, und nur besondere Neigung zu Person oder Sache konnte ausnahmsweise ihn zu Unternehmungen wie die der weitverbreiteten fünfzig Fabeln von Hey, mit Bildern von Speckter, bewegen. In den letzten Jahren seines Lebens, als sich die Anerbietungen von wissenschaftlichen, nicht theologischen und nicht historischen Werken häuften, bildete er aus denselben einen besonderen Zweig seines Geschäfts, welches er unter der Firma Friedrich und Andreas Perthes seinem Sohne Andreas übertrug; eigentlich zuhause aber fühlte er sich bis an sein Lebensende nur auf dem theologischen und historischen Gebiete.

Innerhalb der Theologie war es nicht die erbauliche, sondern die wissenschaftliche Seite, für welche Perthes am liebsten als Verleger thätig war. Die nur negierende Richtung der Wissenschaft blieb seinem Verlage ebenso fremd wie die, welche nichts erstrebt und nichts gestattet als den Erweis der Kirchenlehre, mag sie nun ewige Grundlagen oder irdische Einzelheiten zum Inhalte haben. In Perthes' Verlag trat fast ausschließlich die mit dem Namen „wissenschaftliche Theologie" in einem engeren und besonderen Sinne bezeichnete Richtung hervor. Für alles, was auf diesem so begrenzten und doch noch sehr weiten Spielraum zulassenden Gebiete vorging, hatte er ein bewundernswert

ſcharfes Auge. Ihm war es, man möchte ſagen, inſtinktiv gewiß, was überhaupt notthat und was die Bewegung des Augenblickes forderte oder verbot; er drängte und er warnte, und die Theologen hörten den erfahrenen Mann gern. „Wir Theologen finden keinen Perthes wieder", ſchrieb nach ſeinem Tode ein bedeutender theologiſcher Schriftſteller. Mit Beſtimmtheit läßt ſich aus Perthes' Papieren erſehen, daß ohne ihn manche an ſich oder für einen beſtimmten Zeitpunkt ſchädlich wirkende Schrift erſchienen und ohne ihn manches in die Zeit glücklich eingreifende Werk nicht erſchienen ſein würde. Den Kern ſeines theologiſchen Verlages bildeten die „Studien und Kritiken", welche, nach wie vor in vier Bänden jährlich erſcheinend, wohl ohne Ausnahme alle hervorragenden Theologen Deutſchlands, ſoweit ſie dieſer Richtung angehörten, zu Mitarbeitern hatten. An dieſes große Unternehmen ſchloſſen ſich eine Reihe kirchenhiſtoriſcher Werke an, wie das Leben Jeſu, die Geſchichte der Pflanzung und Leitung der chriſtlichen Kirche und die allgemeine Geſchichte der chriſtlichen Religion und Kirche von Neander, wie die Reformatoren vor der Reformation von Ullmann, Johann Brenz von Hartmann, Calvins Leben von Henry, Tauler von Schmidt, Savonarola von Rudelbach, Meiſter Eckart von Martenſen, Cola di Rienzi von Papencordt, Schenkels Leben von Schenkel; Ritters Geſchichte der Philoſophie trat ergänzend hinzu. Eine zweite Gruppe ſeines theologiſchen Verlages bildeten die Kommentare zur heiligen Schrift, wie Umbreits Kommentar über die Propheten des Alten Bundes und Tholucks Kommentar zum Evangelium Johannis, zur Bergpredigt, zum Briefe an die Hebräer. Die dritte Gruppe umfaßte eine Reihe ſyſtematiſcher Darſtellungen, zu welchen Tweſtens Dogmatik, Sacks Polemik und Apologetik, Ackermann, Das Chriſtliche im Plato, Nitzſch, Religionsbegriff der Alten, Sartorius, Die Lehre von Chriſti Perſon und Werk, gehören. Eine bedeutende Zahl größerer und kleinerer Abhandlungen von Lisco, Olshauſen, Dorner, Ehrenfeuchter, Ebel, Georgi, Krabbe, Schwarz, Schmieder, Reuchlin, Preller und anderen ſchloſſen ſich an, ſowie einige weit verbreitete erbauliche Werke, wie namentlich die Predigten von Tholuck, Oliviers Bilderbibel, Bunſens allgemeines evangeliſches Geſangbuch und Mynſters *Betrachtungen* über die chriſtlichen Glaubenslehren.

Für den historischen Verlag hatte die Geschichte der europäischen Staaten den Ausgangspunkt gebildet. Mit größter Ausdauer und mit einem seine Erwartungen weit übertreffenden Erfolg hatte Perthes seinerseits das große und gewagte Unternehmen durchgeführt. Anerkannte, zum Teil ausgezeichnete Männer hatten die Geschichte der einzelnen Staaten übernommen. Der Schwede Geijer, der Niederländer van Kampen, der Ungar Graf Mailath arbeiteten mit den Deutschen Pfister und Stenzel, Dahlmann und Lappenberg, Leo und Schäfer und manchen anderen an dem Unternehmen, dessen innerer Zusammenhang freilich lockerer geworden war, als man ursprünglich beabsichtigt hatte. Neben der europäischen Staatengeschichte war Perthes vor allem gern förderlich, wenn es die Bearbeitung der deutschen Geschichte galt. Eine Anzahl Territorialgeschichten, wie Rommels ausführliche Geschichte von Hessen, Bartholds Geschichte von Pommern und Rügen und viele Arbeiten über einzelne Zeitabschnitte und einzelne Erscheinungen der deutschen Geschichte, wie Sartorius' Ursprung der Hansa, Grautoffs Chronik des Franziskaners Dettmer, Aschbachs Kaiser Sigismund, des Chorherrn Chmel Friedrich IV., Bartholds Georg von Frundsberg, Guhrauers Kurmainz, Friedrichs II. Anti-Machiavelli liefern dafür den Beweis; aber auch bedeutende außerdeutsche historische Werke, wie Droysens Geschichte des Hellenismus, Hurters Innocenz, Rankes Serbische Revolution erschienen in seinem Verlage. Unter den bei ihm herausgegebenen Biographieen, die er recht eigentlich mit Liebhaberei behandelte, gehören die meisten dem Reformationszeitalter an; aber Schönborns Leben, Otto Runges Leben und vor allem Niebuhrs Lebensnachrichten haben manche verborgene Seiten und Fäden auch der deutschen Gegenwart offengelegt. Oftmals suchte Perthes bedeutende Männer anzuregen, durch schriftliche Aufzeichnungen aus ihrem eigenen Leben unsere Zeit den kommenden Geschlechtern lebendig zu erhalten; zuweilen fand er bereitwilliges Entgegenkommen, zuweilen aber auch nicht. „Ich habe nie ein Tagebuch führen können", antwortete ihm einer seiner Freunde, „weder über mein Geld, noch über meine Gesinnung; gewiß wächst der Mensch geistig weit natürlicher, weit frischer treibend, wenn er in der Gewißheit, mit sich und dem Seinigen im großen hauszuhalten, sich im einzelnen nicht ein solches Schneckenhaus

aus den Äußerungen früherer Zustände baut. Meine schriftlichen Äußerungen sind fliegende Blätter im eigentlichen Sinne; sie fliegen aus mir heraus, sprechen bald diesen, bald jenen, der die Zeit etwa gleich mit mir empfindet, an, bringen ihm gewissermaßen einen freundlichen, rasch vorübergehenden Gruß, ärgern gelegentlich einen anderen, und dann ist alles ins Blaue weg, ehe man sich umsieht. Memoiren zu schreiben, d. h. eine Entwickelungsgeschichte meiner Person an der Zeit zu geben, wird mir, glaube ich, in diesem Leben nie einfallen, der Racheteufel müßte denn einmal ganz über mich Herr werden." Wundern durfte sich Perthes über solche ablehnende Worte nicht, da ja nicht einmal er selbst dazu kam, die Erfahrungen und Ereignisse seines Lebens aufzuzeichnen. „Ich kann nicht", äußerte er einmal, „ich lege immer neue Eier und habe daher keine Zeit, die alten zu begackeln."

Ein ehrenvolles Verlagsgeschäft hatte Perthes im Verlaufe weniger Jahre geschaffen; es enthielt keine schlechten oder gefährlichen und nur wenige geringe Schriften neben einer großen Zahl bedeutender wissenschaftlicher Werke. Perthes allein hatte es in das Leben gerufen. Jahre hindurch arbeitete er sogar ohne Gehilfen, ja selbst ohne Schreiber, und das Betriebskapital, mit welchem er begann, war nicht bedeutend. „In unerhört kurzer Zeit hob sich sein Verlag", äußerte später Frommann, „und gehörte bald an Umfang und mehr noch an Gediegenheit zu den ersten in Deutschland, so daß Perthes sowohl im Verlags- wie im Sortimentsgeschäft, obgleich in beiden von vorn anfangend und weder durch Erbschaft noch durch Kauf gefördert, eine der ersten Stellungen sich errungen hat. Auch in unserem Geschäfte kann man durch richtiges Spekulieren reich werden; aber einen Verlag wie den Cottaschen, den Reimerschen und den Perthesschen bringen nur Männer zusammen, die bei ihren Unternehmungen einen anderen Maßstab anlegen als den des Einmaleins." „Mit Erstaunen sehe ich Ihre buchhändlerische Thätigkeit an", schrieb Rist einmal an Perthes; „sie ist nicht eine nur materielle, sondern strebt, eine Idee wissenschaftlicher Förderung in sich auszubilden. Gewiß, Sie erwerben sich durch die Anregung so gediegener Werke und durch die Durchführung so manches äußerlich gewagten Unternehmens kein geringes Verdienst um unser Vaterland und setzen Ihrem Namen ein Denkmal, welches so leicht nicht vergehen wird. Welche

Masse von Einsicht, Kombination, Rührigkeit und Energie gehört dazu, um mit Geldkräften, die doch nicht unermeßlich sind, so viele Unternehmen auf einmal zu leiten und durchzuführen. Es ist wirklich dahin gekommen, daß manche schon deshalb Vertrauen zu Büchern haben, weil sie in Ihrem Verlage erschienen sind." „Immer wußte Perthes, was er wollte", schrieb später ein Freund, „die Vorzüge des Menschen kamen dem Buchhändler zugute, und was er trieb, das trieb er mit ganzer Seele: darin liegt das Geheimnis seines großen Erfolges." Perthes selbst gab sich mit voller Freude und Liebe dem Berufe hin, in dem er bis zu seinem Tode seinen eigentlichen ihm angemessenen und bestimmten Lebensberuf erkannte. Des Gelingens freute er sich und war dankbar dafür. „In dem langen Leben, reich an Ereignissen und Bedrängnissen, welches hinter mir liegt", schrieb er einmal an Umbreit, „habe ich fast ausnahmslos die Erfahrung gemacht, daß Gottes spezielle Fürsorge durch Zusammenfügen wunderſamer, nicht wunderbarer Ereignisse bei Unternehmungen, die im reinen Sinne begonnen wurden, menschliche Thätigkeit und Umsicht segnet und begünstigt." Daß er von seinem Berufe begehrte, was zu Leibes Nahrung und Notdurft erforderlich ist, versteht sich von selbst, aber Reichtum verlangte er von demselben nicht. Seiner ganzen Natur nach wäre es ihm nicht schwer geworden, mit sehr wenigem zufrieden zu leben; auch hätte er ein großes Vermögen als treuer Haushalter zu erhalten und zu verwalten gewußt; aber großes Vermögen zu erstreben und zu erwerben lag nicht in seiner Natur; Reichtum hatte für ihn nur wenig Reiz. „Darin bin ich wirklich ein glücklicher Mann", schrieb er einmal, „daß jeder meiner Wünsche, der durch Geld und Gut befriedigt werden kann, befriedigt ist. Wenn ich morgen eine Million erhielte, so wüßte ich mir weder für Geist noch für Leib irgendeinen Genuß dadurch zu verschaffen, den ich heute entbehren müßte. Allerdings zu Unternehmungen in meinem Berufe wünschte ich mir einen großen Haufen Geld; in meinem Kopfe wirbeln noch eine Menge Pläne, welche der Wissenschaft zu Nutz und unserem Handel zu Ehren sein würden, aber ohne bedeutendes Kapital nicht ausgeführt werden können." Einen großen Haufen Geld hatte Perthes freilich nicht, aber er war wohlhabend genug, um auch in seinem Berufe mit Großartigkeit verfahren zu können. Handelte es sich

um Herausgabe eines tüchtigen Werkes, welches ihm in seinen Verlag zu gehören schien, so blieb ihm ängstliches Rechnen fremd. Oft genug hat er Schriften übernommen, an denen er einen mehr oder minder großen Verlust mit Sicherheit voraussah. Sein gesamter Verlag, aber nicht jedes einzelne Werk müsse ihm, pflegte er zu sagen, den kaufmännischen Gewinn bringen, der ihm gebühre. Gegen Ende seines Lebens ward er indessen doch gewahr, daß dieser Grundsatz seine Grenze habe. „In den letzten vier Jahren habe ich mit Verlagsunternehmungen recht traurige Erfahrungen gemacht", schrieb er 1842. „Die Werke, an denen ich bedeutenden Schaden gehabt, sind als wissenschaftlich tüchtig und verdienstlich anerkannt, mit gutem Willen habe ich gestrebt zu fördern; aber die Opfer sind zu groß, ich muß einhalten. Ich jubiliere lieber, als ich klage, aber ich bin doch der festen Überzeugung, daß der wissenschaftliche Betrieb nicht mehr lange so wie bisher fortdauern kann. Schon seit einer Reihe von Jahren verschwinden die Bücherſammler und Bibliothekbesitzer immer mehr; das hängt zum Teil mit der steigenden Beweglichkeit des Vermögens, zum Teil mit der wachsenden Arbeitslast der Menschen zusammen. Größere allgemeine wissenschaftliche Werke haben nur geringen Absatz; der Buchhandel erhält sich durch belletristische Schriften, die von Leihbibliotheken und Lesegesellschaften gekauft werden; durch Schulbücher und Kompendien; durch Hilfsbücher für Pastoren und Schullehrer und durch Handbücher für Ärzte und Juristen. Der allgemein wissenschaftliche Verlag hat im großen und ganzen seit Jahren schon nur auf Kosten des Buchhandels bestanden, und diesem werden die Kräfte ausgehen. Schon jetzt möchten ebenso viele ausgearbeitete Manuskripte im Pulte liegen bleiben, als gedruckt werden. Seit vier Jahren habe ich etwa 500 Verlagsanerbietungen zurückgewiesen, und von den zurückgewiesenen sind nicht dreißig in anderen Handlungen erschienen. In den nächsten zwanzig Jahren wird es, wenn ich nicht sehr irre, den Gelehrten immer schwerer werden, für streng wissenschaftliche Werke einen Verleger zu finden."

Selten nur wird einem Mann, der seinen Beruf, möge er bestehen worin er wolle, mit durchgreifender Kraft und mit rücksichtslosem Pflichtgefühl ausfüllt, das Glück zuteil, in seiner Tüchtigkeit von anderen anerkannt zu werden. Perthes hat auch als Buchhändler Zu-

neigung, Achtung und ein sehr weit gehendes Vertrauen, man darf wohl sagen, von allen erfahren, mit denen sein Beruf ihn in Berührung brachte. Ältere und jüngere Schriftsteller suchten mit ihm in Verbindung zu treten und massenweise wurden ihm Schriften aller Art zum Verlage angeboten. Etwa zweitausend solcher Anerbietungen haben sich unter Perthes' Papieren erhalten und eine Durchsicht derselben läßt manchen merkwürdigen Blick in das Getriebe jener alle Stände und Bildungsstufen durchziehenden Klasse unserer Nation thun, die drucken läßt oder doch drucken lassen möchte. Neben den Schriftstellern vom Fache erscheint der Dorfschulmeister und der vornehme Herr, der Beamte und der reiche Mann, und jeder wird zu einem andern, sobald er dem Gelüste, sich selbst gedruckt zu sehen, nachgiebt. Unendlich mannigfaltig sind in den Verlagsanträgen die Formen, in denen der Schriftsteller anzudeuten sucht, daß es sich im vorliegenden Falle um ein seltenes, vorzügliches Werk handle, und dennoch ist keiner von der aus Furcht und Hoffnung gemischten Spannung über die Aufnahme durch das Publikum frei. Hier glaubt ein ernster Mann mit seinem Manuskripte zugleich den besten Teil des eigenen Lebens dem Verleger anzuvertrauen, dort giebt ein frecher Geselle mit cynischer Unverschämtheit zu erkennen, daß Geldgewinn für ihn der einzige Grund zur Thätigkeit sei. Deutlich lassen sich nach Ton und Inhalt der Anträge Glieder einer litterarischen hohen Aristokratie, übermütige Parvenüs, ein litterarischer Mittelstand und litterarische Handwerker und Tagelöhner unterscheiden, und zwischen diesen allen treiben litterarische Aventuriers, Proletarier und Beutelschneider ihr Wesen. Nicht allein der behandelte Gegenstand, sondern auch der behandelnde Schriftsteller ist ein ganz anderer in den verschiedenen Jahren. Die z. B., welche 1830 und die welche 1837 drucken lassen wollten, gehörten einer durchaus verschiedenen Lebensstellung und Bildungsstufe an, und auch der Buchhändler muß seinerseits, wenn er nicht Schaden leiden will, in dem einen Jahre zurückweisen, was er einige Jahre früher oder später gerne übernehmen würde. Große Verlagshandlungen, welche einen weniger scharf abgegrenzten Geschäftskreis als Perthes' Handlung haben, werden alle diese Verhältnisse noch deutlicher bemerken, und es wäre wohl der Mühe wert, Sammlungen von zurückgewiesenen Verlagsanerbietungen, Kataloge also

der nicht gedruckten, sondern nur verfaßten Schriften als einen Beitrag zu der inneren Geschichte unserer Zeit für die kommenden Geschlechter aufzubewahren.

Zu den Autoren, mit denen Perthes in dauernde Verbindung trat, bildete sich fast ohne Ausnahme ein persönlich freundliches und zutrauensvolles, oft ein nahes Freundesverhältnis aus. Die zahllosen Briefe, welche er in seinem Verlegerberufe schrieb, tragen einen eigentümlich gemischten Charakter; es ist der erfahrene Geschäftsmann, welcher, seiner Überlegenheit sich bewußt, Vertrauen wie sich von selbst verstehend voraussetzt; es ist der Laie, der, weil er lebendiges Interesse an dem Inhalt der Schriften nimmt, sich anerkennend dem Schriftsteller unterordnet; es ist der religiös entwickelte und politisch gebildete Mann, der als Gleicher mit dem Gleichen verkehrt. Sein Briefwechsel mit so vielen Theologen und Historikern verschiedener Stellung und Richtung in allen Teilen Deutschlands wird einer späteren Zeit Einsicht in unsere Gegenwart, vor allem aber in unsere Theologie und unsere Theologen gewähren können, wie sie aus keinen Druckschriften und Aktenstücken zu schöpfen ist. Vielen wackern, namentlich jüngeren Gelehrten hat Perthes großartig geholfen und fast alle haben in Geldsachen ihm ein unbedingtes Vertrauen geschenkt. War es in seltenen Ausnahmefällen einmal nicht der Fall, so brach er schnell und ohne irgendeine Rücksicht auf Verlust oder auf Namen des Schriftstellers jede Geschäftsverbindung ab.

Nicht weniger als unter den Gelehrten genoß Perthes unter seinen Berufsgenossen Achtung und Vertrauen. „Seit dem Tode des ‚alten Reich' hat wohl niemand unter uns", schrieb später Frommann, „eine so einflußreiche Stellung eingenommen, so vielfach und nachhaltig auf das Ganze des Buchhandels und auf die einzelnen Kollegen eingewirkt als Friedrich Perthes." Vielen jungen, strebsamen Männern stand er mit Rat und That zur Seite, um ihnen die Ausbildung zu ihrem Berufe und den Eintritt in eine selbständige Stellung zu erleichtern, und manche unter ihnen werden noch heute dankbar den Worten zustimmen, die einer öffentlich ausgesprochen hat: „Perthes hat mir von dem Augenblicke an, in welchem ich zuerst den Fuß über seine Schwelle setzte, viel Gutes und nur Gutes erwiesen, und ist mir

in vollem Sinne des Wortes ein väterlicher Freund gewesen. Möge sein Geist und sein Vorbild unter uns fortwirken und der Gang seines Lebens besonders die Jüngeren unter uns ermutigen, ihre Thätigkeit und ihre Mittel den höheren Interessen des Buchhandels mit rechter Treue zu widmen!"

Sein ganzes Leben hindurch faßte Perthes den Buchhandel in Deutschland als eine einzige deutsche Anstalt auf und betrachtete sämtliche Buchhändler in allen deutschen Staaten als Angehörige einer einzigen großen Verbindung. Der frühere äußere Zusammenhang derselben hatte sich lange schon als unzureichend gezeigt, und der Aufschwung des Buchhandels seit dem Kriege drängte zu neuen Bildungen hin. Als nun während der Ostermesse 1823 das Alte gänzlich zusammenzufallen drohte, forderte Perthes durch Wort und Schrift seine Berufsgenossen auf, Leipzig als Mittelpunkt des deutschen Buchhandels festzuhalten und auf Grund des kursächsischen Mandats vom 18. Dezember 1773 eine Deputation zu wählen, welche als anerkanntes Kollegium die gemeinsamen Angelegenheiten versorgen sollte. In Folge dieser Aufforderungen, wie es scheint, traten 1824 fast zweihundert Buchhändler zusammen und konstituierten 1825 sich, wenn auch zunächst nur zu einem einzelnen bestimmten Zweck, unter dem Namen des Börsenvereins der deutschen Buchhändler als ein Verein, welcher von Jahr zu Jahr an Bedeutung und Zahl der Mitglieder wuchs. Das Hervortreten einer gildenartigen, ganz Deutschland durchziehenden Verbindung war für das dritte Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts in der That eine nicht gewöhnliche Erscheinung; mit großer Wärme gab sich Perthes derselben hin; Sache jedes einzelnen sei es, meinte er, die Ehre des Vereins rein zu halten, dessen moralisches Ansehen stärken und gemeinsame Thätigkeit und gemeinsame Zwecke und Mittel mehren zu helfen. Manches konnte Perthes zum Nutzen und Frommen der korporativen Ehre sagen, thun und durchsetzen, was keinem andern gestattet worden wäre. Als 1827 ein schmutziges Werk von einem deutschen Buchhändler verlegt und verbreitet worden war, trat er in einer von zweihundert Mitgliedern besuchten Versammlung des Vereins mit den Worten auf: Die Ehre des deutschen Buchhandels sei durch diesen Unflat beschmutzt, der Verleger eines solchen Werkes sei gefährlicher als der

gemeinſte —wirth und jede Buchhandlung werde ſchon durch die Zumutung, ein ſolches Buch zu verbreiten, herabgewürdigt. Der deutſche Börſenverein möge im Namen des deutſchen Buchhandels ein Zeugnis ablegen und der Börſenvorſtand die zur Stelle befindlichen Exemplare der Schmutzſchrift am ſchwarzen Brett öffentlich zerreißen laſſen. Wenn Gleiches auch in künftigen ähnlichen Fällen immer wieder geſchehe, ſo werde niederträchtige Schamloſigkeit ſich nicht mehr an den Tag wagen, die Ehre des deutſchen Buchhandels aufrecht erhalten und großem Übel vorgebeugt werden. Der angeſchuldigte Verleger war ſelbſt zugegen. Einen Augenblick ſchwiegen die Anweſenden ſtill, betroffen über das Gefühl der eigenen Macht, dann ſtimmten alle bei und am folgenden Tage vernichtete der Börſenvorſtand wirklich in förmlicher und feierlicher Weiſe die vorhandenen Exemplare der ſchmutzigen Schrift. Perthes ſelbſt ward zwar von dem betroffenen Verleger auf Schadenerſatz und wegen Injurien verklagt, in beiden Prozeſſen aber von dem Rügegericht in Leipzig freigeſprochen.

Im Frühjahr 1833 ward in der jährlichen Verſammlung des Vereins der Bau einer Buchhändlerbörſe in Leipzig als dem Mittelpunkte des deutſchen Buchhandels zur Sprache gebracht. „Der Gedanke, für unſere Zuſammenkünfte ein angemeſſenes Gebäude und für unſere Korporation auch einen äußerlichen Mittelpunkt zu gewinnen, zog mich“, ſchrieb Perthes im November 1833, „ſchon für ſich allein ſehr an, zugleich aber knüpft ſich an dieſen Plan die Ausſicht zur Gründung guter neuer Anſtalten anderer Art, ſo namentlich die Herſtellung einer lange von mir beabſichtigten Lehranſtalt für Buchhändlerlehrlinge und eines Muſeums für die Geſchichte des geſamten Bücherweſens, der Druckerei, der Papiermacherkunſt. Ich trat daher, als das Vorhaben auf dem Punkte ſtand, zurückgewieſen zu werden, lebhaft für daſſelbe auf und begehrte die Niederſetzung eines Ausſchuſſes zur weiteren Unterſuchung und Betreibung der Angelegenheit. Mein Vorſchlag ward allgemein angenommen und ich zur Strafe als Vorſitzender des Ausſchuſſes gewählt. Nun liegt die Verantwortlichkeit zum großen Teil auf meinen Schultern; ich muß weitläufige Korreſpondenz führen, Baupläne und Koſtenanſchläge betrachten, Berichte ſchreiben und mit dem ſächſiſchen Miniſterium verhandeln, welches übrigens ſehr entgegen-

kommend verfährt und den Vorteil des Unternehmens für Sachsen in vollem Umfange erkennt." „Nach mühseligen und anstrengenden Vorarbeiten waren wir Ostern weit genug gekommen", schrieb Perthes im Juni 1834, „um der allgemeinen Versammlung des Börsenvereins einen völlig ausgearbeiteten Plan vorlegen zu können; aber gerade jetzt gab es noch Widerstand aller Art zu überwinden; hier Neigung zur bisherigen Ungebundenheit, dort Festhalten an altem Zunftsinn, kurz Leidenschaften aller Art bewegten sich in heftigem Getriebe. Noch in der Stunde vor Eröffnung der Versammlung war ich ganz unsicher, ob nicht alles scheitern werde; um so größer war meine Überraschung, als einstimmig der Bau beschlossen ward." „Perthes war es", schrieb später Frommann, „der 1833 die Versammlung für den Börsenbau gewann, der als Vorsitzender des vorbereitenden Ausschusses die sich im Schoße derselben zeigenden widersprechenden Ansichten nnd Ansprüche mit Kraft und Gewandtheit zu einigen und endlich dahin zu bringen wußte, daß mit Überwindung nicht geringer Schwierigkeiten Ostern 1834 der Plan in der allgemeinen Versammlung vorgelegt werden konnte. Alle, die damals gegenwärtig waren, werden sich noch der ergreifenden Worte erinnern, mit denen er dieses that, und des tiefen Eindruckes, den sie auf die Versammlung machten."

Fast jugendlich große Erwartungen hegte Perthes von den Folgen, welche dieser Beschluß nach sich ziehen würde. „Mit dem Grundeigentum zugleich wird unser Verein", schrieb er einem Freunde, „neue Stärke, neue Festigkeit und die leibliche Grundlage erhalten, die ihm bisher noch fehlte; je fester unsere Verbindung alle ihre durch die neunundreißig deutschen Bundesstaaten zerstreuten Glieder zusammenfassen, die Schlechten abstoßen, die Schwachen tragen und für alle ein Halt sein wird, um so höher wird sie den deutschen Buchhandel heben und zu dem rechten Werkzeug machen, um das wissenschaftlich Würdige und Wertvolle an den Tag zu fördern und das litterarisch Gute und Nützliche zu verbreiten. Je lebendiger das korporative Gefühl für Recht sich ausbildet, um so mehr wird das Eingreifen der Polizei- und Kriminaljustiz in die litterarischen Verhältnisse unnötig und unmöglich werden. Ohne Bedeutung kann die festere Organisation des Buch-

handels nicht bleiben, und ich hoffe zu Gott, die Bedeutung wird eine gute sein."

Es schien, als ob Perthes' kühne Hoffnungen früher, als irgendjemand hätte erwarten können, ihrem Ziele um einen bedeutenden Schritt näher gebracht werden sollten. Einige wackere Männer in Frankfurt hatten, als im Frühjahre 1834 die bekannten Kabinettskonferenzen zu Wien eröffnet waren, Mittel und Wege gefunden, denselben den Entwurf zu einem Regulativ für den litterarischen Rechtszustand Deutschlands zu überreichen, in welchem auf Gründung einer alle deutschen Buchhändler umfassenden Korporation, auf sehr strenge Bedingungen der Aufnahme in dieselbe und auf Maßregeln gegen den Nachdruck angetragen ward. So geheim die Verhandlungen der Wiener Konferenzen auch gehalten wurden, blieb es doch hier und da nicht unbekannt, daß die Frankfurter Anträge einer näheren Prüfung unterzogen werden sollten. „Alles kommt jetzt darauf an", schrieb Perthes Ende April, „daß nicht einzelne Buchhändler, sondern der Vorstand des Börsenvereins zur Begutachtung aufgefordert werde; in dieser Aufforderung würde schon an und für sich eine Anerkennung unserer Einheit liegen, die nicht ohne bedeutende Folgen bleiben könnte." Ende Mai erhielt der Vorstand des Börsenvereins wirklich den Auftrag, sich gutachtlich über jenes Frankfurter Regulativ zu äußern, aber es war freilich nur die sächsische Regierung, welche diesen Auftrag erteilte. Der Vorstand verstärkte sich durch einen Rechtskonsulenten und einige erfahrene Männer, unter denen auch Perthes sich befand, und bereitete die mündlichen Verhandlungen zunächst durch briefliche Mitteilungen vor. „Mir war vor allem wichtig", schrieb Perthes, „die Stimmung der preußischen Regierung über die ganze Frage zu kennen; ich bin deshalb nach Berlin gegangen. Leider konnte ich Eichhorn, der schwer krank danieder lag, nicht sehen; aber von Bekannten im Auswärtigen und im Polizeiministerium erfuhr ich mit Sicherheit, daß der Frankfurter Entwurf von Ancillon als preußischen Bevollmächtigten in Wien beifällig aufgenommen, von sämtlichen Ministern in Berlin aber als illiberal zurückgewiesen sei. Seltsam und doch begreiflich!" Als am 25. August der verstärkte Börsenvorstand in Leipzig zusammengetreten und von dem königlichen Kommissar, Herrn v. Langenn, der sich mit

großer Liebe und Einsicht der ganzen Angelegenheit annahm, eröffnet worden war, gelangte er bald zu dem Entschlusse, nicht das Frankfurter Regulativ zu begutachten, sondern selbständige Vorschläge zu machen. Die sehr ausführlichen Protokolle der Sitzungen haben sich erhalten und erfüllen den Leser mit Achtung vor dem Verstande und der Besonnenheit, vor der Erfahrung und dem edlen Sinne der Männer, die damals berieten, erfüllt von dem Bewußtsein, an einer großen deutschen Angelegenheit zu arbeiten. „Die zwölf Tage unserer Verhandlungen gehören zu den anstrengendsten und aufreibendsten meines Lebens", schrieb Perthes; „täglich acht Stunden sich in Entwickelungen der zum Teil schwierigsten Rechtsfragen zu bewegen, Verhältnisse der verschiedensten, oft widersprechendsten Art zu durchdringen, die Stellung der Regierung zu wahren und der Selbständigkeit des Buchhandels nichts zu vergeben, Herkommen und Rechte zu achten und zu schonen und doch freie Entwickelung möglich zu machen und zu fördern, das ist keine leichte Aufgabe. Ich begreife, wie ein Landstand in monatelangen Sitzungen vollständig dumm werden kann. Obgleich ich in einigen wesentlichen Punkten in der Minorität geblieben bin, stimme ich dem Ganzen unserer Arbeit doch mit vollem Herzen bei." Die von dem Ausschusse gemachten Vorschläge zur Feststellung des litterarischen Rechtszustandes in den Staaten des deutschen Bundes wünschten vor allem Übereinstimmung in den gesetzlichen Bestimmungen der verschiedenen Länder. Die Rechte des Schriftstellers, die Wirkung des Verlagsvertrages, die Folgen des Nachdruckes sollten überall von Bundes wegen in derselben Weise geordnet werden und der thatsächliche feste Zusammenhang der Buchhändler Deutschlands juristische Form und Anerkennung erhalten. Um letzteren Zweck zu erreichen, sollte zwar nach wie vor das Recht zum Betrieb des Buchhandels von den Regierungen der einzelnen Staaten erteilt werden, die Ausübung des erteilten Rechtes aber nicht eher zulässig sein, bis der Berechtigte in die von dem Vorstande des Börsenvereins geführte Buchhändlerrolle eingetragen wäre. Alle eingetragenen Buchhändler sollten einen ganz Deutschland umfassenden Verein bilden, dessen Vorstand in Leipzig seinen Sitz habe. Die Rechte und Pflichten des Vereins, die Stellung seines Vor-

ſtandes und ſeiner einzelnen Mitglieder finden ſich in den Vorſchlägen mit umſichtiger und beſonnener Berückſichtigung der ſchwierigen Verhältniſſe beſtimmt, in denen ſich ein neununddreißig verſchiedenen Staaten angehöriger, politiſch nicht unwichtiger Verein bewegen ſollte.

Am 26. Oktober 1834 ward der Grundſtein des Börſengebäudes gelegt und an demſelben Tage wurden auch die Vorſchläge unterzeichnet und der ſächſiſchen Regierung zur Mitteilung an die Bundesverſammlung überreicht. In Frankfurt aber ward die ganze Angelegenheit von einem anderen Geſichtspunkte aus als in Leipzig betrachtet. Bereits Artikel 37 des damals freilich noch ſehr geheimgehaltenen Schlußprotokolles der Wiener Kabinettskonferenzen vom 12. Juni 1834 hatte ausgeſprochen, daß die einzelnen Regierungen geachtete Buchhändler ihrer Staaten über die Organiſation des deutſchen Buchhandels vernehmen und die Ergebniſſe dieſer Begutachtung an den Bundestag gelangen laſſen ſollten. Am Bundestage war demgemäß eine eigene Kommiſſion zur Beratung über die Organiſation des Buchhandels ernannt und die Aufforderung zur gutachtlichen Äußerung an die einzelnen Regierungen ergangen. Als nun die königlich ſächſiſche Regierung im Januar 1835 offiziell die Vorſchläge des Komitees der deutſchen Buchhändler überreichte, wurden dieſelben lediglich als Gutachten der im Königreiche Sachſen wohnenden Buchhändler behandelt. Die Hoffnung alſo, daß die Bundesverſammlung den deutſchen Buchhandel ſchon bei dem Beginne der Verhandlungen als eine gemeinſam deutſche, durch den Börſenvorſtand in Leipzig vertretene Inſtitution anerkennen und gutachtlich hören werde, war zerſtört und es blieb jetzt für den Ausſchuß, von welchem die Vorſchläge bearbeitet worden waren, nichts übrig, als die bedeutendſten Buchhändler der einzelnen Staaten zu vermögen, möglichſt gleichlautende Gutachten abzugeben. Zugleich ſuchte Perthes durch ſeine perſönlichen Verbindungen die entſcheidenden Staatsmänner in Öſterreich, Preußen, Bayern, Hannover, Oldenburg, Holſtein, Hamburg und Mecklenburg günſtig für die Vorſchläge des Komitees zu ſtimmen. „Die Regierungen können den thatſächlichen Zuſammenhang der Buchhändler Deutſchlands nicht aufheben“, ſchrieb er unter anderem an Pilat nach

Wien, sie können die freie Bewegung des deutschen Buchhandels und der Macht, welche derselbe dadurch in Händen hat, nicht beseitigen; es fragt sich also nur, ob sie durch Gestaltung einer festeren, korporativen Organisation das ganze Verhältnis ordnen und Mißbrauch und Verbrechen und Gefährdung von Gesellschaft, Kirche und Staat möglichst zurückdrängen wollen oder nicht." „Der richtige und natürliche Gang wäre gewesen", schrieb Perthes an einen anderen befreundeten Staatsmann, „daß die Vorschläge des Komitees von der Bundesversammlung den einzelnen Regierungen zum Berichte darüber vorgelegt worden wären, ob deren Inhalt mit dem besonderen Interesse dieses oder jenes Staates im Widerspruch stände. Statt dessen sind die Regierungen ohne Rücksicht auf unsere Vorschläge um die Gutachten ihrer Buchhändler angegangen worden. Diese Masse Gutachten einzelner können keine Frucht bringen und müssen viel Verkehrtes und Abgeschmacktes enthalten. Gründe verschiedener Art haben die Bundesversammlung zu diesem Schritte geführt; der Hauptgrund aber liegt in der Furcht vor jeder festen, kräftigen Organisation irgendeines Lebensverhältnisses; von den Nadelstichen böswilliger einzelner läßt man sich zu Tode peinigen, aber eine gesunde, kräftige Korporation will man nicht dulden. Angst hatte die Bundesversammlung vor dem Buchhandel als einem gemeinsamen deutschen, Angst vor dem Börsenvorstand als Vertreter einer korporativen Einheit; weil er Leben bekommen könnte, nahm sie an, daß er auch Gefahr bringen werde. Sagte doch der Bevollmächtigte eines kleinen Staates in der Bundesversammlung: jetzt spräche dieser Verein noch bittweise; wenn er aber erst sein Netz über ganz Deutschland ausgespannt hätte, so würde er fordern und zwingen. Zu dieser Furcht vor jedem kräftigen Leben traten mancherlei Zufälligkeiten hinzu. Sachsen war, um Leipzig als Mittelpunkt des deutschen Buchhandels auch für die Zukunft möglichst sicher zu stellen, sehr rasch und entschieden für uns aufgetreten und scheint dadurch die preußische Regierung gereizt zu haben; dafür spricht wenigstens die Haltung, welche Ancillon einnahm, als er im Februar die bedeutendsten Berliner Buchhändler zu Besprechungen versammelt hatte. Endlich wollte der Zufall, daß mit den Verhandlungen über unsere Vorschläge der Börsenbau in Leipzig zusammentraf und die Regierungen

aufmerksam machte. Jetzt geht mein Bitten überall dahin, möglichst ohne Geräusch den weiteren Verlauf abzuwarten; der Bundestag muß, wenn er überhaupt etwas thun will, notwendig unsere Vorschläge als Grundlage benutzen, weil er weder eine andere hat noch haben kann."

In Beziehung auf die späteren Bundesschlüsse über den Nachdruck läßt sich allerdings die Einwirkung jener Vorschläge des Komitees von 1834 nicht verkennen, aber für die Organisation des Buchhandels ist seitdem von den einzelnen Staaten fast nichts und von Bundes wegen gar nichts geschehen; die ganze Frage blieb wie so manche andere lediglich der Thätigkeit von Privatleuten überlassen, und der Buchhandel hat sich kräftig gerührt. Der Börsenverein deutscher Buchhändler, lediglich ruhend auf dem freiwilligen Beitritt einzelner, hat 1836 seine Börse eingeweiht, hat Statut und Vorstand und Bestimmung über Aufnahme und Ausschließung seiner Mitglieder fester ausgebildet und umfaßte fünfzehn Jahre später etwa siebenhundert Mitglieder aus den verschiedenen deutschen Staaten. „Als Mitstifter und Mitglied unseres Börsenvereins war Perthes", schrieb später Frommann, „eine Reihe von Jahren hindurch, obschon er die Wahl zum Vorsteher stets abwehrte, dennoch der eigentliche Mittelpunkt der meisten Verhandlungen und Beschlüsse, und oft der Vorkämpfer."

Perthes' Leben mit Freunden und in der Familie.

1830—1837.

„Perthes war", schrieb später der ihm nahe befreundete Frommann, „als Mensch in dem weiten Kreise seiner Bekannten nicht allein wegen seiner Geradheit, Offenheit, Rechtschaffenheit und Liberalität, sondern auch wegen seiner hervorragenden geistigen Kraft geachtet, und der Ruf seiner ausgezeichneten Persönlichkeit breitete sich weiter und weiter aus. Daß aber dieser Ruf begründet war, das beweist nichts sicherer als die große Zahl vertrauter Freunde, die er sich während seines Lebens unter den Edelsten und Besten der Nation erworben hat. Freund-

ſchaft war ihm Bedürfnis ſowohl des Geiſtes als des Herzens, und in der Freundſchaft bewahrte er die Treue. Die Befriedigung dieſes Bedürfniſſes fand er ſowohl im Verhältniſſe zu Männern, die an Jahren, Stand, Geiſt und Kenntniſſen ihn überragten, als auch zu Jüngeren und Untergeordneten. Die Schwächen ſeiner Freunde entgingen ſeinem Scharfblicke ſelten, doch liebte er ſie darum nicht weniger und war eher geneigt, ihre Vorzüge zu überſchätzen, als ſich über ſie zu erheben. Beſonders ſeinen jüngeren Freunden traute er eher zu viel, als zu wenig Gutes zu. Die Verſchiedenheit der religiöſen und politiſchen Anſichten machte ihn weder blind für die Schwächen der Gleichgeſinnten, noch für die Vorzüge der Andersgeſinnten; mit Rat und That ſtand er dieſen wie jenen gleichmäßig und bereitwillig zur Seite. Er hatte überhaupt keine despotiſche Ader in ſich, aber ebenſo wenig knechtiſchen Sinn, und vielleicht machte gerade das ihn gegen die äußeren politiſchen Formen gleichgültiger als recht, daß er ſich bewußt war, unter allen Formen ſeine Freiheit und Unabhängigkeit zu wahren. Mag man ihm alſo auch Freiſinnigkeit — ein ſehr vieldeutiges Wort — abſprechen, Freimut kann man ihm nicht abſtreiten. Bei hundert Gelegenheiten hat er ihn glänzend bewieſen, ja er beſaß darin eine gewiſſe Virtuoſität; denn er verſtand die Kunſt, mit der heiterſten Offenheit und natürlicher Naivetät den Leuten Wahrheiten ins Geſicht zu ſagen, die ſie nicht zu hören gewohnt waren, ohne daß ſie recht wußten, ob ſie es übel nehmen ſollten oder nicht, und dieſe Kunſt übte er, wie gegen ſeinesgleichen, ſo auch gegen Höherſtehende und gegen die Menge, die bekanntlich nicht weniger empfindlich für Schmeichelei und ihr Gegenteil iſt als irgendein Mächtiger. Heftig konnte er freilich auch werden, ja ſehr heftig; aber Groll gegen ſeine Widerſacher hegte er deswegen nicht, ſondern er konnte ſie in demſelben Augenblicke mit der größten Billigkeit und Unparteilichkeit beurteilen."

In Gotha hatte ſich Perthes' Leben weit über ſein Erwarten reichhaltig und lebendig geſtaltet. Seine früheren Verbindungen, ſeine alten Freunde und Bekannten hatte er ſich bewahrt. „Denke ich an die Weite und Breite des Zuſammenhanges, in welchem ich mit Menſchen ſtehe", ſchrieb er einmal, „ſo fallen mir Goethes Worte ein: ‚Breiter

wallet nun der Strom mit vermehrten Wellen', und allen möchte ich zurufen, daß ſie nun ‚mit gedrängter Kraft brav zuſammenhalten in des Glückes Sonnenſchein und in ſchlimmen Fällen'. Mir wenigſtens iſt es faſt unmöglich, loszulaſſen, was mir jemals nahe ſtand, und unter den Gaben, die Gott in mein Inneres gelegt hat, bin ich für das ſichere Gefühl der Treue, welches ich habe, beſonders dankbar. Immer war es mir ein ſehr ſchmerzhaftes Gefühl, wenn jemand, der mir dem Geiſte oder dem Herzen nach verbunden geweſen war, ſpäter gleichgültig an mir vorüberging." „Was ihr jungen Leute Freundſchaft nennt", ſchrieb er ein anderesmal, „hat freilich keine ewige Dauer, am wenigſten in der gegenwärtigen Zeit; die Wärme und Innigkeit, mit welcher ihr euch umfaßt, gehört nicht dem Unvergänglichen im Menſchen, ſondern der Friſche im Jüngling an. Wenige Jahre weiter, und es haben ſich Überzeugungen, Anſichten, Stimmungen entwickelt, über welche auch die innigſt Verbundenen ſich nicht mehr zu verſtändigen vermögen. Freundſchaft unter älteren Männern iſt, ſoweit ſie nicht aus Erinnerung beſteht, Vertrauen auf das feſte, ernſte Streben nach Wahrheit, und dieſes Vertrauen ſoll und kann jede Altersſtufe und jeden Wechſel der Anſichten und Stimmungen überdauern." Zu dem vielen, was Perthes lange ſchon beſeſſen, war während ſeines Aufenthaltes in Gotha Neues aller Art hinzugetreten. Die Zahl anregender und befreundeter Männer, welche die an den großen Verbindungsſtraßen des ſüdlichen und nördlichen, des weſtlichen und öſtlichen Deutſchlands gelegene Stadt auf längere oder kürzere Zeit beſuchten, mehrte ſich von Jahr zu Jahr; ſein immer weiter ſich verbreitender Briefwechſel mit Freunden und Berufsgenoſſen, mit Hiſtorikern, Theologen und politiſchen Männern aller Art, führte ihn tief hinein in die Bewegungen der Zeit. Aus den verſchiedenſten Teilen Deutſchlands, von den verſchiedenſten Lebensſtellungen, geiſtigen Standpunkten und Parteirichtungen aus erhielt er unmittelbare Einſicht in die thatſächlichen Zuſtände, in den Gang der Ereigniſſe und vor allem in die geiſtigen Strömungen, von denen die Nation ergriffen war. Bei ſeiner fortgeſetzten Beſchäftigung mit den Biographieen, den Briefwechſeln und der geſamten inneren Geſchichte des letztverfloſſenen Jahrhunderts er-

ſchienen ihm die Zuſtände, Richtungen und Ereigniſſe des Tages nicht als Einzelheiten, ſondern als Glieder in dem Zuſammenhange der großen Umbildungsepoche, in welcher wir uns befinden. Sich ſelbſt über ſeine Auffaſſung und Beurteilung der Gegenwart und nächſten Vergangenheit deutlich zu werden, gab ihm ſein Verhältnis zu einem ſeinem Herzen ſehr nahe ſtehenden bedeutenden Freunde eine ſtets ſich wiederholende Veranlaſſung.

Der däniſche geheime Legations- und Konferenzrat Johann Georg Rift, 1775 geboren, ſtammte in grader Linie von dem alten Liederdichter ab; er hatte zu Fichtes und Schellings Zeit in Jena ſtudiert und dann als Sekretär bei dem Finanzminiſter Grafen Schimmelmann in Kopenhagen gearbeitet; 1801 war er bei der däniſchen Legation in Petersburg, 1803 in Madrid angeſtellt und in dem verhängnisvollen Jahre 1807 war er däniſcher Geſchäftsträger in London. Während der Zeit von 1808 bis 1813 nahm er eine gleiche Stellung in Hamburg ein, forderte und erhielt aber ſeinen Abſchied, da die feindliche Haltung, welche der Kopenhagener Hof Hamburg und Deutſchland gegenüber einnahm, mit ſeiner eigenen Überzeugung im Widerſpruche ſtand: 1814 ward er als däniſcher Kommiſſär nach Paris geſchickt, hielt ſich von 1817 bis 1832 in Hamburg und Altona auf und wurde dann als erſtes Mitglied in die neu beſtellte ſchleswig-holſteiniſche Regierung zu Schleswig geſetzt, wo er 1847 geſtorben iſt. Rift war ein edler Mann im vollſten Sinne des Wortes, treu und wahr und feſt durch und durch, an Kopf und Herz gleich ausgezeichnet; in der engliſchen und franzöſiſchen Litteratur war er zuhauſe und ein Kenner der ſpaniſchen. So verſchieden ſein und Perthes' Lebensgang, äußere Stellung und Bildung von einander waren, ſo verſchieden war auch ihre innere Stellung zu allem, was die Zeit bewegte. Rift kannte die Zuſtände des vorigen Jahrhunderts genau, aber in ſeinem Herzen gab er dennoch dem damaligen Geſchlechte den Vorzug vor dem gegenwärtigen. Um Perthes zu necken, konnte er, gewiß, nicht mißverſtanden zu werden, dieſe Neigung wohl mit keckem Übermute zur Schau ſtellen. „Unſere Jugend hatte doch weit mehr Genuß als die heutige", ſchrieb er einmal; „wie angenehm war doch die Sentimentalität und Fichte und Goethe und die Revolution oben darauf! Heiſa,

das waren Tage, jetzt ist alles alt und kalt." Rist war ein frommer, christlicher Mann, aber den dogmatischen und kirchlichen Fragen gegenüber verhielt er sich ablehnend. „Ich lese nicht gern Theologisches", schrieb er einmal; „es hat die unfehlbare Wirkung, Zweifel bei mir zu erregen, welche die heilige Schrift selbst nie erregte." Von aristokratischem Äußeren, vornehm in Formen und Lebensweise, stimmte er dennoch seiner politischen Gesinnung nach manchem zu, was Perthes schon als Frucht des Liberalismus zu betrachten und abzuweisen geneigt war. „Es ist doch fast wunderlich", hatte Perthes ihm einmal geschrieben, „daß Sie, der Sie eine so vornehme Laufbahn hinter sich haben, sich gerade mir, dem Gewerbtreibenden, so oft geflissentlich als Plebejer präsentieren." „Das sollte Sie nicht wundern", antwortete Rist; „den Vornehmen gleichgestellt habe ich ein halbes Leben hindurch meine Persönlichkeit im Kampfe aufrecht zu erhalten gehabt, selbst gegen solche, die ich liebte, wie sie mich." Seit den ersten Wochen seines Aufenthaltes in Gotha stand Perthes in ununterbrochenem Briefwechsel mit diesem ihm schon seit 1795 bekannten und seit 1808 befreundeten Manne. Fortlaufend besprachen beide Freunde die politischen, kirchlichen und litterarischen Ereignisse der Zeit, tauschten politische und religiöse Ansichten gegen einander aus, verständigten und bekämpften sich. Grade die Verschiedenheit des Standpunktes, von dem beide Männer die meisten Verhältnisse des Lebens betrachteten, gab dem Briefwechsel seinen besonderen Reiz. „Es schreibt sich mit Ihnen so leicht und behaglich", äußerte Rist einmal; „Übereinstimmung im großen, Verschiedenheit im einzelnen und etwas selbstbewußte Übertreibung des eigenen Standpunktes auf beiden Seiten; endlich die unerschütterliche Zuversicht, daß jedes Wort des einen von dem anderen zwar bisweilen etwas scharf angefaßt, aber immer nur aufs beste gedeutet werden könne. Es bleibt auch trotz alles Protestierens dabei, daß unsere praktischen Bahnen parallel laufen; wir sind beide gute Bürger, gute Hausväter, gute Nachbarn, treue Geschäftsmänner, geben lieber als wir nehmen, schlagen aus, wenn man uns zu nahe tritt, erziehen unsere Kinder in der Furcht Gottes und leben in der Hoffnung einer fröhlichen Auferstehung. Das nenne *ich* das Praktische in unserm Wesen und Treiben und darin stimmen

wir überein.“ „An unſeren Briefen werden unſere Kinder nicht weniges aus der Zeit, die wir durchlebt, erfahren und werden ſehen können“, ſchrieb Riſt ein anderesmal, „daß es zwei unabhängige Männer in Deutſchland gab, die wacker mit einander und mit der Welt gerungen haben und friſch geblieben ſind, als die meiſten ihrer Zeitgenoſſen welk wurden, und die, frühe auf andere Plätze geſtellt, auch noch andere Seiten ihres Lebens entwickelt haben würden, die nun unentwickelt geblieben ſind.“

Die Mannigfaltigkeit an Eindrücken und Anregungen, welche Perthes aus ſeinem Berufe und durch perſönlichen und brieflichen Verkehr mit ſo zahlloſen Menſchen empfing, konnte ihn auch in ſpäteren Jahren wohl zuweilen mit Bedenken erfüllen. „Von früher Jugend an wurde ich“, ſchrieb er einmal, „durch bunte Phantaſiebilder, durch eine Art innerlicher Novellendichterei, in welcher ich ſelbſt natürlich ſtets die angenehmſte Rolle ſpielte, verfolgt und bei Arbeiten, die meinen Geiſt nicht ganz beſchäftigten, geſtört. Fehler und Irrungen waren die Folge; Nachteil und Verdruß, die nicht ausblieben, ließen mich Herr darüber werden. Aber in anderer Geſtalt dauert die Anfechtung meines eigentlichen Ich durch das Spiel der Phantaſie auch jetzt noch fort. So anhaltend ich auch an innerer Sammlung im Denken und Fühlen gearbeitet habe, ſo habe ich doch heute noch mit Abſpringen und Abſchweifen, mit plötzlichen Einfällen über die verſchiedenartigſten Gegenſtände und Zuſtände Tag für Tag zu kämpfen. Für ſolche Geiſtesrichtung iſt mein Beruf eine gefährliche Verſuchung, weil er mir die Welt in ihrer ganzen verwirrten Buntheit und die Menſchen in den tollſten Narrenkappen tagtäglich vor Augen führt. Mit der Feder in der Hand bleibe ich am leichteſten bei der Stange; bei dem Leſen eines bedeutenden Buches am wenigſten, weil es mich anregt, Eigenes hinzuzudenken und hinzuzudichten. Ich weiß es ja wohl, daß die raſche und volle Bewegung der Phantaſie das irdiſche Salz des Lebens iſt, ohne welches die Natur und die natürlichen Verhältniſſe uns nur Grau und nur Gerippe darbieten würden; aber je höher die Gabe, um ſo größer auch die Pflicht, ſie weder zu vergeuden noch zu mißbrauchen. Bete und arbeite, heißt auch hier der große Erziehungsſpruch für junge Menſchen, und auch für alte.“ „Nitzſch Predigt

über die Heiligung der Einbildungskraft hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht", ſchrieb er ein anderesmal; „wäre doch die Sprache dieſer Predigten weniger ſchwer! Es mögen wohl wenige ſo viele bittere Stunden durchgekämpft haben wie ich, um der Wandelbarkeit des Sinnes Herr zu werden und Beharrlichkeit in dem Trachten nach dem, was droben iſt, zu gewinnen. Die Reizbarkeit des Temperaments und die überaus große Flüchtigkeit der Phantaſie ſind ſchon für ſich allein Natureigenſchaften, deren Überwältigung Fleiſch und Blut nicht gelingt. Von meinen frühen Knabenjahren an verlangte überdies mein Beruf von mir, daß ich eine Unzählbarkeit von Gegenſtänden und Verhältniſſen mit dem Gedächtnis feſthalten ſolle; ich kann aber nichts behalten, woran ſich nicht das Intereſſe meines Geiſtes beteiligt hat; alle jene Dinge berührten mich daher tiefer. So liegen denn heute Millionen von Sachen in meinem geiſtig-materiellen Organismus aufgeſpeichert, die nun oft zur ungelegenen Stunde, Gott weiß wodurch in Bewegung geſetzt, aufſteigen und, wie wenn ſie unabhängig von mir und ihre eigenen Herren wären, ihr Weſen treiben und der inneren Sammlung und dem Streben zu Gott ſtörend in den Weg treten. In dem Kampf gegen dieſen Feind ſtärkt nach meiner Erfahrung am meiſten die feſte, nüchterne Gewohnheit, Tag für Tag, am beſten zu einer ein- für allemal beſtimmten Zeit das Auge auf Gott zu richten, mit ihm zu reden, und wenn man das nicht vermag, ihn wenigſtens zu betrachten. Augenblicke lodernder Erhebung und Verſuche, religiöſes Gefühlsleben gewaltſam zu erzwingen, thun es nicht. Dein Großvater ſpricht eine große und tiefe Erfahrung aus, wenn er ſagt: ‚Ponamus, der da auf der Anhöhe im Morgendämmer biſt Du und ſiehſt hinaus ins Meer, und nun ſteigt die Sonne aus dem Waſſer hervor, und das rührte Dein Herz und Du könnteſt nicht umhin, auf Dein Angeſicht niederzufallen: ſo falle hin mit oder ohne Thränen und kehre Dich an niemand und ſchäme Dich nicht; denn ſie iſt ein Wunderwerk des Höchſten und ein Bild desjenigen, vor dem Du nicht tief genug niederfallen kannſt. Biſt Du aber nicht gerührt und Du mußt drücken, daß eine Thräne komme, ſo ſpare Dein Kunſtwaſſer und laß die Sonne ohne Thränen aufgehen.' Im Urteile über andere übrigens muß man ſich in

solchen Dingen bescheiden, so viel religiöse Fratzen auch heutzutage hervortreten; die Natur, die Art, die Bildung der Menschen ist unglaublich verschieden und hiernach auch die Mittel und Wege, durch welche dieser und jener sich helfen will und auch wirklich helfen kann."

Während Perthes dem einen gegenüber den Kampf nach Sammlung und Sicherheit des Geistes in den Vordergrund stellte, suchte er anders organisierte Naturen anzuregen, sich nicht trübe abzuschließen gegen den Wechsel der Eindrücke, wie das äußere Leben sie bietet. Einem jungen Manne, der nicht nur das Schwere, sondern auch das Leichte schwer zu nehmen und zu tragen geneigt schien, schrieb er zu dessen Hochzeitstag: „Gehe mit Vertrauen und Hoffnung vorwärts, das sagt Dir ein alter Mann, der des Lebens Hitze und Last in vollem Maße ertragen hat. Man soll aufrecht stehen bleiben und dazu gehört, daß man sich den bunten Farben der Welt mit Heiterkeit hingiebt. Nenne das Leichtsinn, Du hast recht; denn Blumen und Farben sind nur täuschende Lichter: aber solcher Leichtsinn ist unserer Menschennatur mitgegeben, damit sie nicht geistig und körperlich untergehe vor der Zeit. Der Mensch bedarf auf Erden des Spieles mit der Erde und mit dem, was auf ihr aufblüht und vergeht. Die Hingebung an Gott und das Bewußtsein, daß das irdische Leben nur ein Weg ist zu einem höheren Ziel, schließt das lebendige Spiel mit dem Erdenleben nicht aus und es muß mit Heiterkeit gespielt werden, sonst fehlt die Kraft zur That."

So vielfach Perthes auch in seinem eigenen Hause durch Personen und Briefe im Zusammenhange mit anderen Verhältnissen als denen seines Wohnortes erhalten ward, sah er sich doch ab und an gerne mit eigenen Augen fremde Zustände an; 1831 und 1834 brachte er in Berlin, 1835 am Rhein, 1836 in Hamburg, 1840 in Wien einige Zeit zu und sah und hörte manches, was weder mündliche noch schriftliche Mitteilung ihm hätte deutlich machen können. Häufig wanderte er auch in seinen späteren Jahren mit diesem oder jenem seiner Söhne oder Schwiegersöhne durch die Berge und Thäler des Thüringerwaldes und gab sich, sobald er die Stadt hinter sich hatte, mit der Freude eines Jünglings, der zuerst in die Welt hinaussieht, den wechselnden Eindrücken hin, hatte seine Lust an den Anstrengungen

und kleinen Unbequemlichkeiten, ward gehoben und gekräftigt durch die herrlichen, bald lieblichen, bald großartigen Blicke, die das Gebirge gewährt, und war gewiß, jedesmal irgendeinem ſonderbaren Menſchenweſen zu begegnen, oder irgendein kleines wunderliches Abenteuer zu ſeiner Ergötzung zu erleben.

Die Möglichkeit, ſich der Fülle von Anforderungen und Eindrücken, welche von allen Seiten an ihn herantraten, ohne Gefahr innerer Zerſplitterung hinzugeben, ward für Perthes dadurch gewährt, daß ſein geſamtes Sein in einem feſtgeſchloſſenen Familienleben wurzelte. Freilich auch die Familie hatte ſich faſt mit jedem Jahre weiter und weiter ausgedehnt. Sein älteſter Sohn, Matthias, war ſeit 1830 Paſtor in Land Moorburg und ſeit 1832 mit Marianne Pleſſing verheiratet; ſein zweiter Sohn, Klemens, war, nachdem er einige Jahre am Stadt- und Landgericht zu Brandenburg und an der Regierung zu Koblenz gearbeitet hatte, ſeit 1834 Docent in Bonn und verheiratete ſich 1839 mit Marie Madelung; ſein dritter Sohn Andreas hatte ſich in Hamburg und Prag und durch einen längeren Aufenthalt in der Schweiz und in Frankreich zu ſeinem Berufe vorbereitet, trat ſeit 1837 in das Geſchäft des Vaters ein und verheiratete ſich 1840 mit Sophie Thienemann; ſein Stiefſohn Heinrich, den er mit voller Vaterliebe umfaßte, verließ 1838 das Gymnaſium, um zuerſt in Bonn und dann in Berlin zu ſtudieren. Schon den Jünglingen hatte Perthes ein großes Maß äußerer und innerer Selbſtändigkeit gewährt und mit zarter Scheu auch in dem Kinde die eigentümliche Perſönlichkeit geachtet, welche wohl, um ihr eigentliches Weſen zur Herrſchaft zu bringen, durch väterliche Leitung unterſtützt, aber nicht nach fremdem Willen künſtlich gezogen und gebogen werden könne. Nachdem die Jünglinge Männer geworden waren, trat Perthes in ein ſo offenes, freies und nahes Freundesverhältnis zu ihnen, daß wechſelſeitig auch die tiefſten und verborgenſten Seiten des inneren Lebens zu Tage gearbeitet wurden. Innere und äußere Erlebniſſe, religiöſe und politiſche Anſichten, Ereigniſſe in Staat und Kirche gaben den Stoff für den ununterbrochen geführten Briefwechſel mit den entfernten Söhnen her. Mit ſeinen Kindern in Gotha ſtand Perthes in nicht minder lebendigem Verkehr; drei Töchter waren ſchon länger

dort verheiratet, 1831 verheiratete ſich auch ſeine vierte Tochter Eleonore mit Moritz Madelung und 1838 ſeine Stieftochter Bertha mit Karl von Zech. Nicht leicht vergingen mehr als einige Tage, an denen nicht jede der Töchter den Vater, und wäre es auch nur auf eine Viertelſtunde geweſen, in ihrer Behauſung geſehen hätte, und nicht leicht vergingen Wochen, in denen nicht ſämtliche Töchter und Schwiegerſöhne wenigſtens einen Abend mit den Eltern zugebracht hätten. Die einzelnen Familien hatten ſich mannigfaltig genug ausgebildet, um durch Gegenſätze aller Art ſolches Zuſammenkommen belebt zu erhalten. Auch nach angeſtrengter Tagesarbeit gab ſich Perthes mit Jugendfriſche einer raſchen Unterhaltung hin und regte, oft ohne es zu wiſſen und zu wollen, jeden an, die geiſtigen Kräfte, welche er beſaß, zu gebrauchen; faſt unmöglich war es, in ſeiner Nähe ſich träge gehen zu laſſen, oder bequemer Langeweile ſich hinzugeben.

Perthes hatte aus zweiter Ehe vier Kinder und die Zahl ſeiner Enkel wuchs von Jahr zu Jahr. In einem ſo großen Familienkreiſe konnte es an harten Wochen und Monaten, an Krankheiten und Todesfällen nicht fehlen. Das ſchwere Jahr 1831, in welchem die Cholera zuerſt in Deutſchland einbrach, war wohl geeignet, Sorge zu erwecken, ſtörte aber Perthes' Ruhe nicht, obſchon zwei ſeiner Söhne damals an Orten lebten, in denen das Übel wütete. „Ich bin überzeugt", ſchrieb er im Juni, „daß, wenn nicht Naturkräfte den Lauf dieſer Krankheit hemmen, ſie ganz Europa überziehen wird und jeder Verſuch des Entfliehens vergeblich iſt. Es liegt nicht in meiner Natur, beſondere Scheu vor Gefahren zu haben, die Gott verhängt; aber grauenvoll ſtehen mir die Ereigniſſe vor der Seele, von denen die menſchlichen Verhältniſſe unfehlbar durch die egoiſtiſchen Hemmungen und Abſchließungen betroffen werden müſſen. Die Selbſtſucht im Kleide der Angſt iſt etwas Entſetzliches und wird an Nation, Gemeinde und Familie nagen. Ein Zerreißen und Zertrümmern des ganzen ſozialen Zuſtandes kann eintreten, von dem wir jetzt noch keine Vorſtellung haben. Die Lage Europas während der früheren Peſtzeiten läßt ſich mit dem, was uns bevorſteht, nicht vergleichen; jetzt iſt alles miteinander verſchlungen und enggeſchloſſen mit dem Nächſten verbunden; das Entfernteſte berührt ſich; jeder Raum wird

auf das eiligſte durchſchnitten. Gott wolle durchhelfen!“ Kein Glied der großen Familie ward von der Krankheit ergriffen; in manchen anderen Jahren aber drängte ſich Schmerz und Leid in derſelben eng zuſammen, vor allem in dem Jahre 1833. „Sechs Monate liegen hinter mir, angefüllt mit Fürchten und Hoffen“, ſchrieb Perthes im Juni 1833; „am vorigen Weihnachten ſchon begann die Not. Oft habe ich erfahren, daß Familien, in welchen Bedrängniſſe ſich zuſammenhäufen, an Mut, Spannkraft und Ruhe wunderbar gewinnen; jeder hat nach allen Seiten hin Aufgaben zu löſen; ein ſich ſeiner Pflicht bewußter Gleichmut erfüllt alle und jeder iſt auf ſeinem Poſten. Leiden gegenüber aber, die ſich durch lange Zeit hinziehen, hält die natürliche Kraft des Menſchen ſelten Stand; durch ihre Dauer verliert die Not ihre erregende, die Entſchloſſenheit zeugende Kraft; ſie ſpannt ab, macht ſchlaff und die Gefahr iſt da, daß eine Paſſivität des Duldens ſich einſtellt, die nicht Stärke, ſondern Schwäche, nicht Ergebung, ſondern Abſtumpfung iſt und leicht in eine hinbrütende Empörung über das Schickſal des Menſchengeſchlechts ausarten kann. Da hilft nur beten und immer wieder beten. Noch halten wir uns tapfer und auch ich vermag das tägliche Übel geduldig und ergeben zu tragen; aber die Sorge um meine Frau, welcher Laſten faſt zu ſchwer für Leib und Seele aufgelegt ſind, macht mich unruhig und drückt mich nieder. Gott wird weiter helfen.“

Ende Juli brach das Nervenfieber im Hauſe aus und ergriff fünf Kinder und Perthes ſelbſt. „Mir ſind dieſe ſchweren Wochen“, ſchrieb Perthes, „eine Zeit neuer großer Erfahrungen. Zu allem Verſtändigen und Geſchäftlichen des äußeren Lebens bin ich gänzlich unfähig, aber die Verbindung meiner Seele mit Gott iſt unberührt von dem Drucke der Krankheit geblieben; mein Geiſt iſt völlig klar und aus dem Innern vermag ich mich deutlicher mitzuteilen, als in den Tagen der Geſundheit. Halt und Troſt ſind mir Nitzſch' Predigten geworden, die Schwierigkeit der Sprache habe ich überwunden und finde bei jedem Wiederleſen neue Schätze und neue Erhebung an dem Manne, der gewiß der tiefſte unter den jetzt lebenden Theologen iſt. Seit acht Tagen iſt mein zweiter Sohn bei uns und wird nicht abreiſen, bevor es in unſerem Hauſe zu irgendeiner Entwickelung

gekommen ist. Täglich bringe ich einige Stunden allein mit ihm zu und habe ihm meine Überzeugung im Zusammenhange mitgeteilt; der Ursprung der Dinge und auch des Bösen, der weite Kreis, innerhalb dessen die Menschheit sich frei, aber auf eigene Verantwortlichkeit nnd auf eigene Kosten bewegt, die Leitung der Geschichte durch Gott, der Mittelpunkt aller Geschichte in Jesus Christus, Materialismus und Pantheismus, politische und kirchliche Ordnung bilden den Inhalt unserer Gespräche." In der letzten Woche des August wurde es Perthes gewiß, daß die Krankheit bei seinem einzigen Sohne zweiter Ehe einen tödlichen Ausgang nehmen werde. Perthes stand zu dem lieblichen, reichbegabten Knaben, der damals sieben Jahre alt war, in einem so nahen, innigen Verhältnisse, wie er es zu keinem seiner anderen Söhne in deren Knabenalter gehabt hatte. Als die älteren Söhne Kinder gewesen waren, hatte er, von dem Gedränge und Getriebe des Hamburger Lebens in Anspruch genommen, nur in kurzen und flüchtigen Begegnungen sich mit ihnen beschäftigen und nur im großen und von weitem ihren Entwickelungsgang verfolgen können. Das Leben aber dieses Sohnes durchlebte er in Freud' und Leid; bei der Arbeit hatte er den spielenden Knaben um sich und auf Spaziergängen war er sein Begleiter. „Es ist ein seltenes Glück", schrieb er einmal, „noch im späteren Alter einen Knaben dieser Art zu haben. Ein Vater in meinen Jahren beobachtet das wachsende Leben mit anderen Augen als der junge Mann, der selbst noch kinderhaft mit den Kindern ins Leben hineintreibt und wirtschaftet. Es ist gar wohlthuend, Liebe und Sinneszartheit in ihren ersten Keimen zu belauschen, und gar merkwürdig, zu sehen, daß auch die Kinderstube eine Welt ist mit Ereignissen, an denen Besonnenheit und Selbstbeherrschung sich zeigt und bildet, der Scharfsinn geweckt und der Sinn für das Komische hervorgelockt wird." Als das Kind erkrankt war und die frische Lebenskraft mächtig mit dem Tode kämpfte, ward Perthes von einem Schmerze ergriffen, wie er ihn heftiger und tiefer wohl nie in seinem Leben gefühlt. „Mit ganzer Inbrunst habe ich gefleht", schrieb er, „daß mein Rudolf mir erhalten bleibe, und ich sah, es war umsonst. Glaube und Mißtrauen rangen miteinander in mir, und ich habe ein

Verſtändnis des Gebetes: ‚Führe mich nicht in Verſuchung‘ erlangt, wie ich es nie gekannt.“

Am 31. Auguſt abends, als eben die untergehende Sonne das Krankenzimmer rötete, ſtarb ihm das Kind. „Das Glück meiner alten Tage hat Gott mir genommen“, ſchrieb Perthes gleich darauf, „aber Thränen hat er mir gegeben, die noch einmal zu weinen ich nicht gehofft hatte. Sie wollen, daß ich Ihnen von meinem Rudolf erzähle. Ich vermag es nicht. Für jeden dritten ſind Kinder in zartem Alter einander ſo gleich und der Verluſt eines Kindes iſt etwas ſo Gewöhnliches, daß Mitteilungen an Freunde über einen einzelnen Fall kein näheres Verſtändnis geben können. Den beſonderen Schmerz fühlt jeder Vater und jede Mutter für ſich allein, kein dritter kann denſelben nachempfinden.“ „Seit dem Tode meines Rudolfs ſpüre ich den Abend des Lebens“, ſchrieb er etwas ſpäter an Nicolovius, „nicht an Abnahme der Kräfte des Geiſtes und Körpers, aber an einer gewiſſen Gleichgültigkeit gegen das Drängen und Treiben der Menſchen. Gott wird mir Treue und Liebe lebendig erhalten, damit nicht Abſpannung mich ergreife und mich unluſtig und untüchtig mache, zu ſchaffen und zu wirken nach ſeinem Wohlgefallen.“ Unluſtig und untüchtig ward Perthes nicht, aber die Sehnſucht nach dem geſtorbenen Kinde blieb ihm, ſo lange er lebte. Noch nach Jahren drängte ſich ihm, wenn er allein auf und ab in ſeinem Zimmer ging, der Seufzer aus der Bruſt: „Mein Rudolf, wo biſt du, wie biſt du!“

Stunden des Kampfes und des inneren Ringens hatte Perthes auch in dieſen Jahren viel. „Wie weit ab vom Wollen und Wünſchen liegen doch“, ſchrieb er einmal, „auch bei dem alten, durch ſo viele Kämpfe hindurchgegangenen Menſchen Werke und Wandel. Liebe ohne Werke und Werke ohne Liebe! Wie matt und ſchwach ſcheint uns die Buße, und doch vielleicht ſieht Gott mehr als wir und weiß, wie tief, wie ſtark, wie fortwirkend die Reue des Sünders iſt.“ „Ihr ſollt heilig ſein, denn ich bin heilig“, heißt es in einem anderen Briefe. „Das Wort dringt in manchen Stunden durch Mark und Bein; manche kannte ich, welche das unmittelbare Wirken des heiligen Geiſtes an ſich erfahren zu haben und durch dasſelbe geheiligt zu ſein glaubten. Daß es auch heute Geheiligte geben könne, will ich nicht beſtreiten; ich aber

gehöre nicht zu ihnen. Geſtrebt und gerungen habe ich viel; aber Welt und Fleiſch haben mich gehemmt; Momente nur waren es, in denen ich im Gebet und durch das Gebet den Frieden Gottes geſchmeckt habe. Nicht aus Trägheit oder Verzagtheit die Augen zumachen gegen die Unheiligkeit, die in uns iſt, nicht Tod als Leben, nicht Angſt für Buße nehmen, und nicht ein Spiel der religiöſen Phantaſie für Liebe, nicht müde werden im Aufſtehen und den Willen zum Wollen lebendig erhalten, das iſt die nie endende Vorarbeit des Menſchen, die ohne Glauben nicht möglich, ohne die aber auch der Glaube nicht möglich iſt." Wurde es ihm ſchwer um das Herz, ſo wendete Perthes noch immer ſich am liebſten zu den Pauliniſchen Briefen. „Suche dein Aufrichten im Römerbrief", ſchrieb er einmal, „in ihm iſt die volle Wahrheit aus Gott, ſoweit ſie uns hier auf Erden dienlich iſt. Kämpfen, kämpfen den guten Kampf bis an das Ende, predigt Paulus Dir wie mir." „Oft, ſehr oft habe ich den Römerbrief geleſen", heißt es in einem anderen ſeiner Briefe. „Es iſt das Buch der heiligen Schrift, welches mich am meiſten getroffen, mir Klarheit gegeben und meinen Glauben befeſtigt hat. Iſt nun einem anderen ein anderes Buch werter, ſo ſoll man darüber mit keinem Chriſtenmenſchen ſtreiten; das iſt gerade ein Zeichen der Göttlichkeit der Bibel, daß das eine Buch und der, welcher es ſchrieb, den einen, ein anderes den anderen je nach Gemüt, Temperament, Bildung und Richtung mehr anſpricht, tiefer auf ſein Chriſtſein wirkt, und daß dennoch alle Bücher zu einem Ziele führen."

Die Überzeugung, die in ihm lebte, beſtimmt und lebhaft anderen gegenüber zu äußern, ward Perthes nicht allein durch ſeine raſche Natur, ſondern auch durch ſeine Überzeugung getrieben. „Wir ſollen der Wahrheit die Ehre geben", ſchrieb er einmal, „wir ſollen nicht dulden, daß man ſie ſchmähe; wir ſollen nicht falſche Toleranz üben und ſollen uns auch ſcheuen, innere Gemeinſchaft mit denen zu haben, welche die Wahrheit nicht erkennen wollen." Oft freilich begegnete es ihm auch in ſeinem ſpäteren Alter, daß er im Kampfe mit Gegnern ſchroffer und ſchärfer im Ausdrucke war, als er ſelbſt für recht halten konnte; er wußte es wohl, daß er durch Heftigkeit und Schärfe manchen gereizt und vorübergehend von ſich entfernt hatte. „Ich fühle",

äußerte er ſich einmal, „daß ich mich in meinen mündlichen und ſchriftlichen Äußerungen über alles, was Kirche und Staat betrifft, ſehr inacht nehmen muß, um nicht mißverſtanden zu werden und ungerechte Urteile über mich und über die Sache hervorzurufen. Schuld muß auch ich, wenn auch nicht allein, tragen, wenn ſelbſt Sie glauben können, daß ich mir ein paar Scheuleder vorgebunden hätte, um durch das, was rechts und links am Wege liegt, nicht irre zu werden an meiner religiöſen und politiſchen Überzeugung. Nein, ich habe ſcharfe Augen für das, was nicht recht, nicht gut, nicht wahr iſt an den Einrichtungen, Verhältniſſen und Überzeugungen, die ich ihrem Weſen nach für notwendig und wahr halte; ich ſehe die Dinge und will ſie ſehen, auch wenn ſie nicht in meine Anſichten paſſen; aber ich laſſe mir durch ſie meine poſitive Richtung nicht abſchwächen. Wer weiß, was er will, und durchdringen und herſtellen will, ſei es im großen, ſei es im kleinen, der darf ſich nicht dabei aufhalten, alle Dinge ſo lange von allen Seiten zu erwägen, bis er durch ſeine Kritik jeden ſchwarzen, jeden faulen Punkt an denſelben entdeckt hat. Wer das thut, zieht in ſich die Gewohnheit des Negierens groß, und wo dieſe iſt, hört alles Schaffen und Herſtellen auf. Wohl weiß ich, daß in das große Weltſpiel hinein auch die negierenden Geiſter gehören, und daß nicht alle, welche negieren, dem großen Negierer mit dem Pferdefuße verfallen müſſen, ſondern zu Gottes Kindern gehören können, wenn auch nicht zu den ſchaffenden. Ich ſelbſt aber bin in meinem Kreiſe auf das Herſtellen angewieſen, will zwar das Böſe und Faule ſehen und bekämpfen, wenn es mir in den Weg kommt, aber weder in großen noch in kleinen, weder in politiſchen noch in religiöſen Verhältniſſen, weder im Thun noch im Denken oder Fühlen deshalb Gottes Kirche fallen laſſen, weil der Teufel ſeine Kapelle daran gebaut hat oder künftig einmal bauen könnte.“

So oft und ſo entſchieden Perthes auch mit voller Überzeugung geltend machte, daß ohne kirchliche Autorität und ohne kirchliche Dogmen ſich das chriſtliche Leben ungeachtet aller Theologie und aller chriſtlichen Geſinnung nicht in der Geſchichte erhalten könne, ſo war doch ſein eigenes Leben nur in ſehr geringem Grade abhängig von der äußeren Autorität kirchlicher Gemeinſchaft und kirchlicher Dogmen.

„Mein Christentum wird einfacher von Jahr zu Jahr", schrieb er einmal. „Daß Gott nicht lieben die Sünde und daß Gott wieder lieben die Erlösung von der Sünde ist, das ist als unausdenkbare Wahrheit und als Lösung aller großen Rätsel unmittelbar aus der heiligen Schrift in mein Geistesleben hinübergegangen. Das Christentum ist praktischer Natur durch und durch; nur soweit es unser Wollen durchdringt, schließt es uns Blicke in das Heiligtum jenseits auf. Forschen der Wissenschaft und Versenkung des Geistes in religiöses Gefühl führen für sich allein nicht weit. Immer mehr lerne ich die göttliche Weisheit, mit welcher die Offenbarung beschränkt ist, erkennen; was wir für unsere Seligkeit bedürfen, ist gegeben, und wäre der Vorhang vor den heiligen Geheimnissen um ein weiteres gelüftet, so wäre ein Ausweg aus der Verwirrung für die Menschen nicht zu sehen."

Die letzten Lebensjahre.

1837—1843.

Nach einem heftigen Grippenanfall im Frühling 1837 hatte Perthes sich in Friedrichroda, drei Stunden von Gotha entfernt, ein kleines Haus gemietet, um die Sommermonate mit Frau und Kindern in der Waldluft zuzubringen. „Sie sehen, mein lieber Freund, daß ich mich ins Gebirge geflüchtet habe", schrieb er Ende Juli; „die Folgen der Grippe sollen vertrieben werden. Noch ist mein Gehör recht krank; Menschengeschwätz verstehe ich schwer, hier aber bilde ich mir ein, die Geier pfeifen und die Forellen plätschern hören zu können. Wenn irgendetwas meine Gesundheit wiederherstellen kann, so ist es der Aufenthalt im Walde. Sie kennen Friedrichroda und ich habe nicht nötig, Ihnen die Herrlichkeit der Lage zu beschreiben; alles begünstigt uns: der Himmel ist blau, die Wälder dunkel, die Wiesen grün." Es war in der That ein schönes Stück Erde, welches Perthes sich zum Aufenthalte ausgesucht hatte. An der Nordseite des Thüringer Waldes läuft ein etwa anderthalb Stunden hingestrecktes Langthal hinaus in die Ebene; an seiner Mündung liegt die Salzmannsche Erziehungsanstalt Schnepfenthal; eine halbe

Stunde lang aufwärts ist das Thal von Gebirgsteichen ausgefüllt, neben welchen der unter hohen, alten Tannen hinlaufende Fahrweg nur eben Raum findet sich durchzuwinden; dann wird es etwas breiter; ziemlich bedeutende, bis an den Fuß bewaldete Höhen schließen Wiesen vom frischesten Grün und Teiche von spiegelheller Klarheit ein, in deren Mitte früher das alte, 1086 gegründete Benediktinerkloster Reinhardsbrunn lag; jetzt steht auf dessen Stelle das 1827 erbaute, freundlich ansprechende Schloß des Herzogs von Coburg-Gotha. Mehrere von der Höhe des Gebirges herabkommende enge Querthäler von wilder Schönheit laufen nahe aneinander in das Reinhardsbrunner Thal aus; mächtige, mit Tannen und Buchen bestandene Bergrücken und hohe Berggipfel von bedeutenden Formen bieten eine reiche Fülle großartiger und lieblicher Ansichten und Aussichten, welche bis zum Inselsberge hin von dem Forstmeister v. Wangenheim durch sinnig angelegte Waldpfade zugänglich gemacht sind. Getrennt von dem Reinhardsbrunner Thale durch einen niedrigen Sattel liegt eine Viertelstunde entfernt das Bergstädtchen Friedrichroda mit seinen Bleichern und Bergleuten in einem von Tannen und Wiesen umgebenen Kessel, und hundert Schritte von dem Städtchen entfernt das kleine Haus, welches Perthes sich zur Wohnung ausgesucht hatte. An einem Hohlwege gebaut, sah die Vorderseite auf die gegenüberliegende kahle, steinige Wand, und manchen Spott mußte Perthes sich gefallen lassen über die schöne Aussicht, die er sich gewählt; von der Rückseite des Hauses aber und von dem daranstoßenden kleinen Garten öffnete sich ein wahrhaft großartiger Blick tief hinein in das Waldgebirge, auf das Bergstädtchen mit seinen Schindeldächern und in den nahegelegenen, aufwärts steigenden Thalgrund, der nach Schmalkalden führt; bis wenige Schritte vom Hause erstreckte sich von den Bergen abwärts der Schwarzwald mit seinem Schatten, seiner Einsamkeit und seinen nach allen Seiten hingehenden Fußpfaden. Einige Jahre nach Perthes' Tode ist Friedrichroda ein vielbesuchter Sommeraufenthalt für Fremde geworden, damals aber trug die Gegend durchaus den Charakter einer abgelegenen, einsamen Gebirgslandschaft; halbe Tage konnte man die Waldwege gehen und traf nichts als etwa ein flüchtiges Stück Wildbret oder einen Förster, Bergmann und Köhler, oder Kinder, die Waldbeeren, und Weiber, die Reisig suchten; man

hörte nichts als den Schlag der Axt eines Holzhauers oder den Accord des Geläutes der Herden aus den Walddörfern; Abend für Abend sammelten sich im Herbste große Rudel Wild auf den nahen Wiesen, und das Schreien der Hirsche hallte von den Bergen wieder.

Seit 1837 brachte Perthes, mit einer einzigen Ausnahme, jedes Jahr den Sommer bis Ende September in Friedrichroda zu und mit jedem Jahre ward ihm der Aufenthalt lieber; vormittags pflegte er nach angestrengter Arbeit einen kürzeren einsamen Gang zu machen und gegen Abend zwei- und dreistündige, ja auch wohl vierstündige Fußwanderungen mit seiner Frau und seinen drei kleinen Mädchen zu unternehmen; neue Wege, neue Aussichten zu finden war seine Freude, und eine ebenso große, die gefundenen anderen zu zeigen. An Gelegenheit dazu fehlte es nicht; Sonnabends und Sonntags ward es lebendig im Hause; Enkel, Töchter, Schwiegersöhne, bald einige, bald alle, fanden sich ein; die Stuben wurden zu enge und Küche und Keller wurden auf manche harte Probe gestellt; oft genug war Perthes unter Kindern und Enkeln der jüngste an jugendlicher Lust. Die auswärtigen Söhne brachten meistens einige Wochen des Spätsommers im elterlichen Hause zu, und auch an Freunden und Fremden aus der Nähe und Ferne fehlte es nicht, besonders wenn der Eintritt der Herbstferien die Theologen und Historiker beweglich gemacht hatte. Im Laufe einer einzigen Woche waren einmal Tholuck, Lücke, Marheineke, de Wette und Olshausen dort; von den vielen Männern verschiedenster Art und verschiedenster Lebensstellung, welche Perthes in Friedrichroda aufsuchten, möchte kaum einer sein, der nicht die Erinnerung an einige freundliche und anregende Stunden mit fortgenommen hätte. Wer freilich keinen Sinn für Naturschönheit mitbrachte, hatte einen schweren Stand; halb mitleidig, halb verwundert betrachtete Perthes sich ihn, ähnlich wie er etwa den Taubstummen oder armlos Geborenen sich betrachtet haben würde. Geringschätzung und Mißachtung der besonderen Naturschönheit Friedrichrodas nahm er fast wie eine persönliche Beleidigung auf und konnte sie unter Umständen auch so behandeln. Der Besuchende dagegen, welcher ein Auge für Wald und Berge zeigte, war gut gebettet; hierhin und dorthin führte ihn Perthes, um ihm den Reichtum der Gegend, die er beinahe wie sein persönliches Gut ansah, im besten Lichte zu zeigen; wo er entdeckt hatte, konnte er

eine Freude haben, wie wenn er Anteil an der Hervorbringung gehabt hätte. Den damals von Fremdenverkehr noch nicht berührten Bewohnern des Städtchens blieb es freilich völlig unbegreiflich, wie ein alter Herr, der weder Kohlen zu brennen noch Theer zu schwelen hatte, die weiten und beschwerlichen Wege gehen mochte, die zu gehen ihnen selbst ihr mühseliges Tagewerk auferlegte; aber gern hatten sie ihn alle und wußten wohl, daß er Herz und Sinn für ihre Freuden und Leiden besaß. Je öfter er nach Friedrichroda zurückkehrte, um so lieber ward er ihnen, und um ihm das auch zu zeigen, verliehen sie ihm 1841 das Ehrenbürgerrecht in ihrer Stadt. „Vier stattliche Männer traten in letzter Woche ernst in mein Zimmer", schrieb Perthes; „ich erkannte sie sogleich als Bürgermeister und Ratsherren. Sie überreichten mir freundlich in Sammet und Seide das Ehrenbürgerrecht der Stadt für mich und alle meine Kinder. Ich erinnere mich nicht, daß mir jemals in meinem Leben eine Ehrenbezeigung solche wahre und herzliche Freude gemacht hat wie diese." Mancherlei ähnliche Beweise der Anerkennung, wie sie nach einem tüchtigen und bedeutenden Leben dem späteren Alter wohl zuzukommen pflegen, hatten Perthes schon seit Jahren daran erinnert, daß er vieles hinter sich habe. Bereits 1834 hatte ihm die Stadt Leipzig das Ehrenbürgerrecht und im Sommer 1835 Friedrich August, Prinz-Mitregent von Sachsen, das Ritterkreuz des Zivilverdienstordens erteilt. „Zivilverdienst für Deutschland möchte ich gern gehabt haben", schrieb Perthes einem Freunde, „und ich lasse mich gern von einem Fürsten wie diesem ehren. Im vorigen Jahre saß ich mittags neben ihm bei Tafel. Über Litteratur und Buchhandel, über Verfassung und Verwaltung Hamburgs, über die Julirevolution, über den Aufstand in Sachsenland und die Stimmung in Deutschland sprach er mit großem Verstand und vieler Kenntnis; aber was mich überraschte und anzog, war die ungesuchte wohlwollende Teilnahme an den Lebensverhältnissen der verschiedenartigsten Kreise im Volke und der Sinn der Anerkennung für das Recht einer jeglichen, nach Geburt, Stand und Beruf auch noch so verschiedenen Lebensstellung bei vollem Bewußtsein der eigenen. Nur wer den Menschen als solchen schon achtet und als Schöpfung Gottes hochstellt, wird jeden Beruf und jede Lebensstellung, eben weil sie menschlich ist, achten und hochstellen

können. Solcher Sinn ist Bildung, ist vorzugsweise deutsche Bildung und ich möchte sie zum Unterschiede von der gelehrten oder vornehmen Bildung wohl allgemeine oder bürgerliche Bildung nennen; denn alle Stände können und sollen sie haben, und sie zu erwerben, ist dem Vornehmen nicht leichter als dem Niedrigen. Geist, Kenntnisse, Tiefsinn, Geburt, Rang drücken den Gegenüberstehenden nieder und entfernen ihn; diese Bildung aber macht jeden, der naht, frei und erweckt Achtung und Vertrauen. Welch eine Umwandlung ist in dieser Beziehung seit fünfzig Jahren eingetreten! Bewahre nur Gott unser Volk, daß es nicht, weil es jede menschliche Stellung zu achten gelernt hat, nun dahin komme, die Verschiedenheit der menschlichen Stellungen zu verachten.

Im Jahre 1840 machte die Universität Kiel Perthes auf Anlaß des Krönungsfestes Christians VIII. zum Doktor der Philosophie. „Mehr als über diese Ehre hätte ich mich wirklich nicht gewundert", schrieb er, „wenn ich Vladika der Montenegriner geworden wäre. So einen Bönhasen wie mich hat die gelehrte Zunft wohl lange nicht in ihrer Mitte gesehen: lateinische Haare möchte ich nicht mehr auf den Zähnen haben, als mein Oxforder Kollege, Doktor Blücher, und das will viel sagen." „Die Fakultät hat es gut gemacht", schrieb ihm ein Freund; „wer Lebensweisheit ein langes Leben hindurch geübt, bedarf, um Doktor der Philosophie zu sein, der lateinischen Haare auf den Zähnen nicht."

Zu den Ehren, welche Perthes im späteren Alter zuteil wurden, gehörte auch die Freundlichkeit, mit welcher das Coburgische Herzogshaus ihn behandelte. Schon im Jahre 1826, als der Herzog von Coburg die Regierung Gothas antrat, hatte Perthes geschrieben: „Mein monarchisches Prinzip hat neue Anhänger gewonnen; denn alles fällt plötzlich dem neuen Fürsten zu. Freilich ist dieser, wie König Saul, eines Kopfes höher als alles Volk, ist voll fürstlicher Würde, sehr gescheit und folglich sehr leutselig; er weiß alles und interessiert sich für alles; alle Welt ist bezaubert und die Napoleonischen Räsonneurs, die Männer von der Wartburg und die Republikaner der römischen und griechischen Autoren haben über Nacht herzogliches Herz bekommen." Die große Klugheit und Welterfahrung des Herzogs

intereſſierte Perthes, und das demſelben tiefeingewurzelte natürliche Wohlwollen gewann ihn. Auch der Herzog hatte Perthes gerne und ſah ihn, ſo oft er ſeinen Aufenthalt in Gotha oder Reinhardsbrunn nahm. Der Wald und die Waldbewohner und deren Leben und Treiben, Erinnerungen an die Begebenheiten ſeit 1806 pflegten, ſowie die politiſchen Ereigniſſe des Tages den Stoff zu den Geſprächen herzugeben. Seine beſondere Freude hatte Perthes an den jungen Prinzen. Im Jahre 1836, als die Coburg-Kohary nach Gotha gekommen waren, um dort die Vermählung des Prinzen Ferdinand Auguſt mit der Königin von Portugal feſtzuſtellen, ſah er ſie zuerſt. „Ich war vor einigen Tagen", ſchrieb er im Januar 1836, „bei der alten Herzogin zur Tafel; die beiden hieſigen Prinzen und die beiden Kohary waren dort, vier lange prächtige Jungen, echte, blanke Jungen, friſch und geſund und voller Mutwillen, dem ſie freien Lauf laſſen, ſobald das Auge der Großmutter ſie nicht ſieht. Prinz Ferdinand, der künftige portugieſiſche König, hat ein edeles, ſchönes Profil, aber er iſt noch Kind durch und durch. Die arme ſchlanke Tanne wird auf einen heißen Boden verpflanzt; vielleicht iſt grade ſeine Kindlichkeit ihm eine Hilfe." „Die herzogliche Jagdwirtſchaft kam auch in dieſem Spätſommer wieder nach Reinhardsbrunn", ſchrieb Perthes 1839, „und mit ihr der Erbprinz aus Dresden und Prinz Albert aus Italien. Der Vater hat wirklich alle Urſache, ſich dieſes Brüderpaares zu freuen. Die Raſchheit, Offenheit und das geſunde Urteil des Erbprinzen zieht mich ungemein an, und Prinz Albert iſt ohne Zweifel ein ſelten begabter und durchgebildeter junger Mann, ſchön und elegant, ſittenrein und wohlwollend. Sein beſonnes, zurückhaltendes Weſen wird ihm die ſchwierige Stellung, welcher er entgegengeht, erleichtern. Auch die Kohary kamen, der Herzog von Meiningen und der König von Sachſen; auf den Jagden und in Reinhardsbrunn waren einigemal vierzehn Fürſten und Prinzen beiſammen. Dieſes Zuſammenkommen des ſächſiſchen Hauſes und der benachbarten kleinen Fürſten ſollte öfter ſtattfinden. Zuſammen bedeuten ſie etwas in den deutſchen Verhältniſſen, und dieſe klugen und raſtloſen Coburger bedeuten auch etwas für Europa; ſie machen nicht weit ausſehende Pläne, ſondern wiſſen, was heute ſo wenige

Fürſten und Menſchen können, den Augenblick zu ergreifen und die ſich darbietende Gelegenheit raſch zu benutzen. Die Throne von Portugal, Belgien und England haben ſie bereits ihrem Hauſe geſichert, und die von Frankreich und Spanien werden nicht aus den Augen gelaſſen.“ „Die Wintermonate dieſes Jahres waren“, ſchrieb Perthes im Frühjahr 1840, „unruhig und intereſſant durch das Stück Geſchichte, welches hier aufgeführt ward; am lärmendſten, als die engliſchen Hochzeitsbitter anlangten und nun der Papa unter dem Gebrumme von hundert und einem Kanonenſchuſſe ſeinem Söhnlein das Hoſenband feſtband. Der Ernſt, der ſich dem Prinzen durch den ſo frühen Beruf zu einer europäiſchen Stellung aufgeprägt hat, giebt ihm ohnerachtet ſeiner großen Jugend ſchon Würde und Sicherheit und erhöht die Lieblichkeit ſeiner ganzen Erſcheinung. Die Königin Viktoria wird den rechten Mann an ihm finden. Waltet nicht ein beſonderer Unglücksſtern, ſo wird dieſer Prinz Albert der Abgott des engliſchen Volkes werden und er iſt gewiß befähigt, in aller Stille inmitten der Parteien der engliſchen Ariſtokratie einen leitenden Einfluß zu gewinnen und tief in die Geſchichte Europas einzugreifen. Vielleicht werden wir noch die erſten Anfänge davon erleben.“ „Was Ihren Prinz Albert betrifft, der es Ihnen angethan zu haben ſcheint“, ſchrieb ein Freund im Herbſte 1840 an Perthes, „ſo habe ich alle Urſache zu glauben, daß Sie ihn und ſeine Stellung in England richtig beurteilen; doch kann er der Natur der Sache nach nur langſam Boden gewinnen. Im Publikum iſt man ihm wohlgeſinnt, in der höheren Geſellſchaft hat er ſchon Einfluß; um politiſch eingreifen zu können, muß er erſt älter werden und ſich freier bewegen.“ „Geſehen habe ich den Prinzen bei meiner Anweſenheit in London nicht“, ſchrieb ein anderer Freund um dieſelbe Zeit, „aber viel von ihm gehört. Überall ſcheint er ſehr beliebt zu ſein, und mehreremal bedankten ſich Engländer ſehr höflich für das großmütige Gegengeſchenk, welches Deutſchland ihnen für den Herzog von Cumberland gemacht habe.“

Einmal in ſeinem ſpäteren Alter entſchloß ſich Perthes noch zu einer längeren Abweſenheit von Hauſe. Am 14. Juli 1840 reiſte er mit ſeiner Frau und ſeinen drei kleinen Mädchen über Coburg und

Nürnberg nach Regensburg und von dort die Donau hinab nach Wien, wo er vier Wochen in dem ihm verwandten und lieben Hause des Kaufmanns Hornboſtel blieb. „Beinahe vier Wochen bin ich jetzt in Wien“, ſchrieb er, „und habe viel geſehen und gehört und zwar von ganz anderer Seite, als vor vierundzwanzig Jahren. Alle die alten Bekannten ſind tot, Hammer verreiſt, nur Pilat lebt noch und ich brachte einigemal eine Stunde mit ihm zu. Sonſt ſehe ich faſt nur Kaufleute und Fabrikherren, aber unter ihnen bedeutende und ſehr unterrichtete Männer. Meine Achtung vor Öſterreichs innerer Kraft iſt nicht dadurch vermindert, daß ich es dieſesmal von unten herauf mir betrachtet habe. Die Lebendigkeit, der Verſtand, die Kenntniſſe und vor allem die friſche Weltgenußfähigkeit, die ich getroffen, haben mich überraſcht. Wahr iſt es, Geiſt und Wiſſen richtet ſich faſt ausſchließlich auf Maſchinen und Gewerbe, auf Handel und Fabriken; auch Kirche und Prieſterſchaft ſind in den Mechanismus hineingezogen; der Proteſtantismus iſt tot und flach; in den einſeitig induſtriellen Richtungen, die von der Regierung über alles Maß begünſtigt werden, liegt eine Gefahr. Aber dafür iſt auch der zerſetzende Gang, den das geiſtige Leben im übrigen Deutſchland genommen hat, in Öſterreich gar nicht oder doch nur in der höheren Ariſtokratie vorhanden. Wenn große Ereigniſſe, die nicht ausbleiben können, eintreten und die Menſchen aus ihrer jetzigen materiellen Richtung herauswerfen, ſo wird die kräftige Friſche und natürliche Tüchtigkeit der deutſchen Öſterreicher ſich ſchnell aus dem gegenwärtigen Übergangszuſtand herausgearbeitet haben. Die hochmütigen Thoren, welche in proteſtantiſch-nördlicher Verſtockung von öſterreichiſchen Barbaren und von dem verfaulten Kaiſerreiche reden, wollen in ihrem platten Lande nicht wiſſen, welche Friſche des Geiſtes ſich hinter den Bergen bewegt; ſie ahnen nicht, daß das litterariſch ausgegerbte Norddeutſchland vielleicht in der nächſten Generation ſchon ſein Leben vom Süden wird wiedergewinnen müſſen.“

„Wenn man für Öſterreich von Despotie reden will, ſo iſt ſie wenigſtens höchſt eigentümlicher Art“, ſchrieb Perthes ein anderesmal; „ſie drückt nicht von oben nach unten, ſondern von unten nach oben. Vielleicht in keinem anderen Staate der Welt iſt die Regierung bei

dem Gange, den sie im Innern nehmen will, so wie in Österreich durch das Bestehen langjähriger Gewohnheiten und Richtungen, Sitten und Verhältnisse im Volksleben bestimmt und geleitet. Einengungen und Beschränkungen aller Art, an die man gewöhnt ist und die zu umgehen man lange gelernt hat, lassen sich freilich mit Leichtigkeit erhalten; aber Neues von Regierungswegen einzuführen, ist fast unmöglich, weil ein nicht verabredeter und doch ganz allgemeiner, zäher Widerstand bei vornehm und gering, reich und arm sich entgegenstellt. Eine Menge lustiger Geschichten gehen von Mund zu Mund, in denen die vergeblichen Versuche der Regierung verlacht werden. Vor kurzem war ein scharfes Verbot gegen das Umherfliegen der Tauben in Wien erlassen. Ob auch die kaiserlichen Tauben eingehalten werden sollten, fragte deren Aufseher an. ‚Sperren's ein auf ein paar Tage', lautete die Antwort der befragten Hofstelle; ‚wenn alle anderen sie wieder frei lassen, thun wir es auch.' Am stärksten und nachteiligsten zeigt sich der Druck von unten nach oben in der Beamtenhierarchie: Willkür der Vorgesetzten soll gar nicht vorkommen, aber auch kein entschlossenes Eingreifen und keine kräftige Aufsicht; nicht einmal Versuche dazu werden gemacht, sagt man, da die unteren Beamten ja doch die von oben getroffenen Anordnungen nicht durchführen würden. Die, wie es scheint, sehr verwickelte Verwaltung geht daher fort, wie sie immer gegangen ist; über Langsamkeit, Mechanismus und Bestechlichkeit wird allgemein geklagt."

„Einen mich überaus anziehenden Mann habe ich in dem Domprediger Veith kennen lernen", äußerte sich Perthes in einem anderen Briefe; „er war früher Direktor der Veterinäranstalten in Wien, ward dann Geistlicher, Ligorist und ist jetzt Prediger am Dom. Zweimal hörte ich ihn in der überfüllten Kirche; eine Fülle genialer Blitze und praktischer Erfahrungen, untermischt mit naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Erzählungen und kräftig anregenden, echt christlichen Worten, streute er aus; als er eine Legende erzählt hatte, fügte er hinzu: ‚Wahr oder nicht wahr, gut ist die Geschichte.' Ein Freund brachte mich zu ihm in die Sakristei; er zeigte sich völlig zuhause in den Bewegungen der protestantischen Theologie und sprach mit großer Kenntnis des einzelnen von Schleiermacher und Rudelbach, von Julius Müller

und Tholuck; unbefangen ließ er sich über die katholische Kirche und ihren Zustand in Österreich aus. Seine ‚Samariterin' habe ich gelesen; neue Blicke und Aussichten sind mir dadurch geworden, und soweit sie nicht das eigentlich Kirchliche berührt, findet sich wohl kaum etwas darin, was für den Protestanten anstößig ist. Eine höchst bedeutende, wenn auch namentlich dem Nichtkatholiken etwas wunderliche Erscheinung ist dieser Mann."

Von Wien aus trat Perthes, bis in das Salzkammergut von seinen Verwandten begleitet, über Ischl, Salzburg, Berchtesgaden und Regensburg die Rückreise an und traf am 10. September nach einer zweimonatlichen Abwesenheit wieder in Gotha ein. „Weder Zahn noch Zehe hat uns wehe gethan", schrieb er; „kein Unfall, keine Minute Besorgnis, kein Tag schlechtes Wetter störte uns. Als ich gestern gesund den Wagen verließ und alle Glieder der großen Familie wohlbehalten wiederfand, habe ich Gott inbrünstig gedankt. Nicht leicht hatte die Reise vor mir gelegen; fühle ich mich auch noch kräftig, so fehlt doch das Gefühl der Sicherheit für eine größere Reise in solchem Alter."

In Gotha traf Perthes seinen Bonner Sohn mit Frau und Kind; eine Masse von Arbeiten hatte in seiner Abwesenheit sich aufgehäuft, die nun beseitigt werden sollte, und die Philologenversammlung, welche Ende September in Gotha sich einfand, brachte Unruhe aller Art mit sich. „In meinem Hause wohnen zwei sehr liebe Freunde, der Göttinger Ritter und der Kieler Nitzsch; mit mir unter einem Dache bei meinem Schwiegersohne Becker sitzt dessen Universitätsfreund und Duzbruder Lachmann; an belebten Stunden fehlt es nicht und auch nicht an komischen, wenn die ganze gelehrte Schar zu Ernst oder Scherz sich versammelt. Gar lustig war es anzuschauen, als zwölf blasende Postillons vor den dreihundert Schulmeistern herritten, um ihnen durch das Weichbild der Stadt das Geleite zu geben, als wir in einer langen Reihe Postkarren hinaus nach Reinhardsbrunn zur herzoglichen Tafel gefahren wurden." „Das war ein Jahr", schrieb er einige Wochen später: „Geburt von vier Enkeln, schwere Arbeit in Leipzig, Hochzeit und Hochzeitseinzug meines Andreas, Aufenthalt meines lieben Bruders Jacobi aus Siegburg mit Frau und Kindern in unserem Hause, zweimonatliche Fahrt nach Wien, sehr angestrengtes Arbeiten bei der

Rückkehr, und dazu noch ein paar hundert Philologen auf engem Raum — meine alten Knochen knarren."

Nach seiner Rückkehr aus Wien wollte Perthes nichts mehr von einer längeren Entfernung aus seinem Hause wissen. „Ich mache keine Reise wieder vor der letzten", antwortete er 1841 auf die Bitte seines Sohnes, ihn zu besuchen; „Neigung und Kraft ist wohl noch da, aber Zerstreuung und Wechsel thut dem hohen Alter, welches Ihr mir doch nun nachgerade kaum länger abdisputieren könnt, nicht gut; für Leib und Seele ist äußere Ruhe, das heißt Gleichförmigkeit der Lebensordnung, das Richtige. Andere Alte können sich einige Beweglichkeit noch eher als ich gestatten, weil sie in bequemer Behaglichkeit zu reisen vermögen; ich aber gerate bei meinem Temperament auf jeder Reise in Erregung und werde von den tausenderlei Dingen in schnellem Wechsel berührt. Bedenke die Masse von Menschen, die ich in kurzem Zeitraum sehen würde, wie viel müßte ich hören und sprechen! Sechs Wochen Unruhe würden mir die acht Tage Aufenthalt bei Euch bringen." Je mehr die Reiselust in Perthes zurücktrat, um so lebendiger ward seine Neigung zu dem Aufenthalte in dem nahen Gebirge. Sich in Friedrichroda ein Haus zu kaufen, wies er ab. „Ich habe in meinem ganzen Leben", äußerte er wohl, „nie ein anderes Grundeigentum gehabt als meinen Reisewagen und einen Platz auf dem Kirchhofe, und mag nun kurz vor dem Ausmarsche nicht noch ein Stück Erde an mich binden." Wohnlicher und geräumiger aber als früher richtete er sich ein. „Ich habe", schrieb er im Sommer 1841, „durch den Anbau herrliche Aussicht nach dem Körnberg und Gottlob, wie nach dem Abtsberg und Wolfsstieg gewonnen. Die Erweiterung der Wohnung kam zu rechter Zeit, denn die Elemente toben in diesem Jahre sehr; es saust und braust und kracht der Sturm in den Wäldern gewaltig; die Morgen sind sehr kalt und die Bergnebel steigen mir ins Fenster hinein. Die guten Stunden am Tage benutzen wir, doch versteige ich mich weniger weit und hoch als früher, sondern gehe auf gewohnten Wegen, auf denen ich ungestörter mein inneres Leben leben kann, wie es dem Siebenziger geziemt, welcher Schönheit und Gewalt der Erdennatur bald nicht mehr schauen und fühlen wird."

Auch 1841 fehlte es indeſſen an Leben in Friedrichroda nicht, im Spätſommer ſammelte ſich wieder ein glänzender Kreis auf dem herzoglichen Schloß in Reinhardsbrunn. „Der ſtille Wald iſt unruhig geworden“, ſchrieb Perthes, „die Herzogin von Kent, die Großfürſtin, Prinz Wilhelm von Preußen mit Familie, Württemberger und Coharys, Menzdorfs und viele andere ſind hier. Das Schloß kann nicht alle aufnehmen und ein Teil iſt deshalb in Friedrichroda einquartiert. Adjutanten, Jockeys, Mohren, Lords, Hunde, Pferde ſauſen Tag und Nacht durch die hohle Gaſſe an unſerem Häuschen vorbei; Höhen und Thäler, Wälder und Felſen werden von den Jagden aufgeregt, und meine armen Hirſche haben böſe Tage. Die Herzogin von Kent ſah ich einigemal allein mit ihrem Bruder, dem Herzog, als dieſer mich rufen ließ, und habe mich des geſchwiſterlichen Zuſammenſeins beider wahrhaft gefreut.“ „Wie wunderſam erſcheine ich mir ſelbſt in allem ſolchen Getümmel“, ſchrieb Perthes bald darauf, „wenn ich zurückblicke auf den Gang meines Lebens. Vor einem halben Jahrhundert ward ich vaterlos, in ärmſter Armut hinausgeworfen in den Strudel der Welt; ohne Kenntniſſe, ohne Hilfe, ohne Anhalt, ein verlaſſener Lehrjunge auf einer kalten Dachkammer, der mit erfrorenen Füßen wochenlang umherhinken mußte, weil niemand Rückſicht auf ihn nahm als die arme, mir auch jetzt noch liebe Friederike. Wie ein Traum liegt alles hinter mir, jetzt, wo ich am Ende der Pilgerfahrt bin. Leicht war mein Leben nicht, oft ſchmerzensvoll. Gott ſei Preis und Dank, der alles zu einem guten Ende führte!“

So kräftig und freudig Perthes ſich auch im Leben bewegte, machte ſich ihm das Nahen des hohen Alters doch in mancherlei Art bemerkbar. Oft konnte er ſelbſt überraſcht über die Länge des hinter ihm liegenden Lebens werden, wenn irgendein Zufall ihn daran erinnerte, daß er dieſen oder jenen bejahrten Mann als Kind oder Jüngling gekannt habe. „Vier Männer leben in Süddeutſchland“, ſchrieb er einmal an Ullmann, „die ich in alter Zeit perſönlich kannte, ſpäter aber niemals wiederſah: Rau, von dem ich ein angenehmes, aber nur dunkles Bild erhalten habe; Schubert, den ich zuletzt vor fünfunddreißig Jahren, und Guſtav Schwab, den ich zuletzt vor dreißig Jahren ſah, und Schelling, mit dem ich vor zweiundvierzig Jahren zuſammentraf

und seitdem durch die wunderlichsten Ereignisse und Verhältnisse hindurch in freundschaftlichem Verhältnis blieb." Mit dem letzteren sollte Perthes indes noch einmal wieder zusammentreffen. „Schelling war hier", schrieb er im Herbste 1841. „Seit 1798 hatten wir uns nicht gesehen; der leicht-schlanke schwäbische Jüngling mit dem schwarzen Lockenkopfe stand vor mir als kräftiger Greis mit schneeweißem Haar; herzlich-freimütig, naiv-derb heute wie damals. Wir ließen alle unsere Verhältnisse und Beziehungen von den Jacobi-Flottbecker Begebenheiten an bis heute, wo wir sogar verwandt geworden sind, an uns vorübergehen und die vertrautesten Mitteilungen über innere und äußere Verhältnisse schlossen sich daran; wir konnten uns nicht trennen und wanderten zuletzt noch zwei Stunden im Dunkeln miteinander auf und ab."

Mehr noch als durch das weiße Haar lieber Freunde ward Perthes dadurch an den Abend des Lebens erinnert, daß es immer einsamer um ihn ward. So viele Sterne erster Größe, an deren Leuchten er seit frühem Jünglingsalter sich gewöhnt hatte, erloschen einer nach dem anderen; 1831 schon war Niebuhr, 1832 Goethe, 1834 Schleiermacher gestorben. „So geht einer nach dem anderen fort von den Großen", schrieb er einmal, „und es bleibt nur noch das kleine Zeug." Viele liebe Freunde und Verwandte schieden, denen Perthes schmerzlich nachsah und im Andenken nahe blieb. „Wieder ist mir einer genommen", schrieb er 1839, „den ich lieb hatte und ehrte: mein alter treuer Nicolovius; gern hätte ich ihm noch einmal hienieden die Hand gedrückt." „Wenn es bei mir, den Siebzigen nahe, noch einer Mahnung bedürfte, das Haus zu bestellen", schrieb er 1840 an Umbreit, „so würde sie schon in dem Fortgange so vieler alten Freunde liegen. Nun ist auch Thibaut tot, den ich herzlich liebte und verehrte, und der auch mir sehr gut war. Mit freudiger Wehmut kann man an ihn zurückdenken. Zwar hatte auch er wie wir alle zu kämpfen, doch war er, wenn man so sagen darf, ein glücklicher Mann; in ihm war wie bei wenigen geistige und sittliche Harmonie, und neben dem kraftvollen Eingreifen in den Gang der wissenschaftlichen Welt hatte er sich ein geistiges Stillleben bewahrt." Im Herbste 1837 schon war Voel gestorben, welchem Perthes lange Jahre hindurch viel Anregung und viel Belehrung ver-

dankte, obſchon nicht unbedeutende politiſche und religiöſe Gegenſätze zwiſchen beiden Männern beſtanden. Leider ſind die zum Teil wenigſtens aufgezeichneten Lebenserinnerungen des merkwürdigen Mannes noch immer nicht allgemeiner zugänglich geworden, ſo viel Anziehendes und Unterrichtendes ſie auch enthalten. Seine früheſten Jugendjahre hatte Poel in Bordeaux und Genf zugebracht und dann ſeit 1780 in Göttingen ſtudiert. Einige Zeit war er in der ruſſiſchen Diplomatie, ging dann nach Stockholm und für kürzere Zeit nach Paris. Seinen Anlagen, ſeiner Erfahrung und ſeinem Lebensgange nach war er auf eine große politiſche Wirkſamkeit angewieſen, aber frühe ſchon zog er ſich zurück, lebte als Privatmann in Altona und bewegte ſich als eines der bedeutendſten Glieder in dem Reimarus-Sievekingſchen Kreiſe. Seine gründliche Bildung, ſein ſcharfer Verſtand, ſeine reiche Erfahrung fanden allgemeine Anerkennung, und wer ihm nahe trat, liebte den edlen Mann mit ſeinem allgemeinen Wohlwollen und ſeinem tiefen Gefühl für Recht und Sitte. „Das Hinſcheiden unſeres lieben Poel hat mich tief betrübt“, ſchrieb Perthes im Oktober 1837; „ich hatte ihn wahrhaft lieb und ehrte ihn wie wenige. Er war nicht nur ein ausgezeichneter, ſondern ein ſeltener Mann, ſelten auch deshalb, weil ſein Name und ſeine Perſon der Welt ſehr unbekannt ſind, während er doch bedeutenden Einfluß auf ſeine Zeit übte. Viele einflußreiche Männer haben aus dem Reichtum ſeines Geiſtes Anregung, Richtung und Urteil in Litteratur und Politik gewonnen.“

Ungewöhnlich lange waren Perthes die erſten treuen Pfleger ſeiner frühſten Kindheit, der Stallmeiſter Heubel und die alte Tante Karoline, erhalten worden; ſo lange ſie lebten, ſandte er ihnen brieflich freundliche Worte zu und beſuchte ſie jährlich auf einige Tage in Schwarzburg und in Rudolſtadt. „Gar merkwürdig iſt es“, ſchrieb er nach einem ſolchen Beſuche, „wie in dem alten, lieben Mann alte und neue Zeit nebeneinander in beſter Eintracht wohnen. Er hat die liberalen Anſichten unſerer Tage, ſetzt aber zugleich ſeine höchſte Ehre in die Treue des Dienſtmannes zu ſeinem Fürſten nach Ritterart. Von der fürſtlichen Familie wird er als eine ſchwarzburgiſche Antiquität mit Achtung und Liebe behandelt. Wird die Ankunft des Fürſten angeſagt, ſo wirft ſich der Alte in verblichene Uniform und hält ſeinem Herrn

bei dem Absteigen die Zügel; der Fürst nimmt ihn dann wohl mit hinauf aufs Zimmer und leert mit ihm eine Flasche aus dem vorigen Jahrhundert.“ „Selten, sehr selten ist es“, schrieb er einmal der alten dreiundachtzigjährigen Tante, „daß dem Menschen in so hohem Alter solche Kraft und Klarheit bleibt, wie Dir von Gott gegönnt ist; Du bist gottergeben, gedenkst der Vergangenheit mit Freude, genießest die Gegenwart mit Ruhe und siehst der Zukunft mit Vertrauen entgegen. Ich sage mit Dir: ‚Gott hat alles wohlgemacht!‘“ „Habe Dank für Deine Liebe, lieber Fritz“, schrieb ihm der alte Onkel, als Perthes ihn im Schnee und Sturm im einsamen Schwarzburg aufgesucht. „Du hast mich heute lieb wie vor sechzig Jahren, als ich Dich auf meinen Knieen reiten ließ; das Gefühl verläßt mich nicht in meiner Einsamkeit. Habe Dank dafür.“ 1835 starb der alte Onkel, 83 Jahre alt; 1838 die alte Tante, 87 Jahre alt. „Gestern erhielt ich die Nachricht“, schrieb Perthes an Rist, „daß mein lieber Onkel in Schwarzburg gestorben ist; er war lebensmüde, obwohl noch geisteskräftig, er hat ein sehr glückliches Leben gelebt, und so sei Gott gedankt. Schwarzburg ist nun für mich verödet; das Kommandantenhaus — Sie erinnern sich wohl des Hauses, unter welchem die gewölbte Durchfahrt zum Schlosse ging —, die Wege meiner Kindheit, der Tummelplatz meiner Jugend ist ausgestorben, kein Heubel ist mehr dort; hundertundzehn Jahre hausten sie darin. Nun gehen die Glieder der Familie auseinander. So ist das Schicksal der Menschen! Wie kann man doch meinen, daß hier unsere Heimat ist?“

„Nach welchem Ort, in welchen alten Freundeskreis wir auch unsere Gedanken wenden“, heißt es in einem anderen Briefe, „überall werden uns schmerzhafte Lücken fühlbar; ja, wir sind alt, recht alt geworden, und den vorangegangenen Älteren folgen wir in nicht langem Zeitraum nach.“ Auch daran ward Perthes der Nähe des eigenen Sterbens sich bewußt, daß das Sterben anderer anders als früher auf ihn wirkte. „Geborenwerden und Sterben“, schrieb er einmal, „Sterben und Geborenwerden hat in den letzten Monaten unter Kindern und Kindeskindern mich umschwirrt; viel Krankenbetten, viel Sterbelager habe ich anschauen müssen. Die Innigkeit der Liebe zu jedem einzelnen ist mir durch die große Zahl meiner Nachkommen nicht zersplittert, aber

Wind und Wetter eines langen Lebens haben um den Körper eine Rinde gezogen und ihn abgehärtet gegen den Schmerz; auch der Geist hat es gelernt, in das Sterben und Entbehren lieber Menschen sich zu ergeben. Der Tod anderer hat heute, wo ich weiß, daß ich binnen kurzem nachfolge, ein ganz anderes Gesicht als in früherer Jugendzeit, wo man wohl sagt, aber nicht fühlt, daß man auch einmal sterben muß. Nur die Qual leidender Kinder dringt heute wie früher durch Mark und Bein, und zweifelnde Fragen tauchen auf. Bei Erwachsenen weiß man das Warum und Wozu, und sie selbst wissen es auch oder können es wenigstens wissen."

Dem Gedanken an das eigene Alter und an das eigene Sterben wich Perthes niemals scheu aus, sondern rief ihn in den verschiedensten Formen gern und oft in sich hervor. „Ein Verhältnis wie zwischen Vater und Kind besteht im wesentlichen nicht mehr zwischen mir und Euch Söhnen", schrieb Perthes 1841, „weil die Überlegenheit des Vaters mir allmählich abhanden gekommen ist; Ihr steht in vollster Manneskraft, bei mir werden die Organe, die dem Geiste dienen sollen, wenn auch nicht ungehorsam, doch müde und langsam. Gebe Gott, daß die letzte Stunde gleiche Demut und gleiche Liebe in uns allen finde!" „Allerdings wird, wenn ich sterbe, der Mittelpunkt eines weit ausgedehnten geistigen Lebens hinweggenommen", schrieb Perthes Ende 1842; „aber schwerlich ist es förderlich, daß solche Mittelpunkte noch lange Zeit, nachdem die Kinder eigenen Standpunkt gewonnen haben, fortbestehen. Es sollen sich immer wieder neue und eigentümliche Kreise bilden in der fortgehenden Zeit. Sitzt aber so ein Alter mit Resten von Kraft fort und fort in dem Mittelpunkte, so entstehen bei den einzelnen Familien tausend Rücksichten der Schonung; es werden Hörner eingezogen, die bestimmt sind, Löcher zu stoßen oder abgelaufen zu werden. Zerfallen muß das Alte, damit Neues komme. Und nun der Alte selbst! An dem zaust die Zeit; endlich vegetiert er nur noch, wird sich und anderen eine Last, und was das Schlimmste ist, er faßt eine widerliche Neigung zum längeren Leben. Wenn ich mir so manche alte Männer in meiner Nähe betrachte, so fällt mir Friedrich des Großen Anrede an seine Grenadiere, die nicht in den Tod gehen mochten, ein: ‚Wollt ihr Hunde denn ewig leben!?'"

„Genesung ist wohl da", schrieb Perthes nach einem heftigen Krankheitsanfall im Frühjahr 1841 an Lücke, „aber eine Genesung wie die Jugend kennt der Alte nicht mehr." „Das Frühjahr ist herrlich", schrieb er um dieselbe Zeit an Ullmann, „und nicht selten überrascht mich Wehmut, daß ich nur noch wenigemal diese irdische Herrlichkeit erscheinen sehen soll. Ein ähnliches Gefühl kann mich ergreifen, wenn ich auf meiner Stube die toten Gegenstände ansehe, die mir eine liebe Gewohnheit geworden sind. Nicht so bei dem Hinblicke auf die Lebendigen; die mir Lieben folgen bald mir nach, wie Geliebte mir vorangegangen sind." „Ich sehne mich nach der Ruhe in Friedrichroda", schrieb er im Frühjahr 1842 an Ullmann, „vielleicht daß mir dort auch die Ruhe unter der Erde zuteil werden wird, nach der ich mich sehne; gern würde ich auf dem Kirchhof unter dem ‚Gottlob' mit seinen Tannen ruhen. Mein körperlicher Zustand ist nicht Grund dieser Sehnsucht, aber ich spüre in mir eine immer steigende Gleichgültigkeit gegen das Zeitliche; ich fühle für das Diesseit kein Streben mehr, ich will hienieden nichts mehr." Das allmähliche Zurücktreten des Interesses an dem, was nur dieser Erde angehört, zeigte sich auch in der verringerten Bedeutung, welche Perthes dem von ihm selbst in äußeren Verhältnissen Erlebten und Erfahrenen beilegte. Früher hatte er wohl daran gedacht, den Gang seines Lebens aufzuzeichnen, aber der Drang des Geschäftslebens hinderte ihn daran. Später verlor er auch die Neigung zu solchen Aufzeichnungen. Als sein alter Freund Runge 1842 durch den Hamburger Brand sämtliche Papiere verloren hatte, schrieb Perthes ihm: „Auch ich habe zur französischen Zeit die meisten Briefe aus meiner Jugend eingebüßt. Nun haben sich freilich in den seitdem verflossenen dreißig Jahren Papiere genug wieder angesammelt, deren Inhalt lebensvoll ist, aber werden sie bei der stürmenden Eile unserer Zeit für das auf uns folgende Geschlecht eine Bedeutung haben? Ich glaube nicht. Meine Papiere seit 1813 werden, wie die früheren, ihren Untergang finden; niemand wird aus dem großen Wuste das Wertvolle herausſuchen, und warum auch sollte es geschehen? Wir werden als einzelne einzig und allein von Gott beachtet, vor den Menschen verwehen wir in der großen Geschichte, wie ein Blatt im Herbste. Wenn man von einer reichen Reise zurückkehrt, so glaubt

man, das Erlebte nie zu vergeſſen. Was aber iſt nach Jahren übriggeblieben von allen den Freuden und Intereſſen, welche, gleich niedergeſchrieben, viele Bogen gefüllt haben würden? So iſt es auch mit den Einzelheiten unſeres Lebensganges; und hätten wir ſie mit aller Friſche des Geiſtes niederſchreiben wollen und können, wer würde es leſen? Vielleicht kurz nach unſerem Tode ein paar Freunde, ſpäter höchſtens ein Liebhaber alter Hiſtorien, es ſei denn, daß die Aufzeichnung zugleich ein dichteriſches Kunſtwerk iſt, wie Goethes ‚Wahrheit und Dichtung‘, welchem nicht der Inhalt, ſondern die Form bleibendes Leben giebt. Die nach uns Lebenden haben ihr Leben und mit dieſem hinlänglich zu thun; aus dem Sein der früheren Geſchlechter bleiben nur die Reſultate, deren Summierung wir Geſchichte nennen. Nur vor Gott zählt auch der einzelne, das haben Hiob und David prophetiſch verkündet, und das hat unſer Herr uns offenbart.“

Den Sommer 1842 hatte Perthes vom Mai an in ſeinem lieben Friedrichroda zugebracht und ſich der Stille gefreut. „Möge der Morgen Euch ſo ſchön ſein wie uns“, ſchrieb er einmal ſeinem Sohne; „dem in Sturm und Windſtille ergrauten Seemann thut ein ſolcher Morgen lebendiger Ruhe wohl.“ Mitte September, als die kalten Herbſtnebel das Gebirge zu füllen begannen, kehrte er nach Gotha zurück, wo er die erſten Wintermonate in gewohnter Rüſtigkeit verlebte. „Ich bin nun über ſiebenzig Jahre alt“, ſchrieb er Ende des Jahres an ſeine Schwägerin Auguſte Claudius, „ich kann noch ſtundenlang in Berg und Thal marſchieren, kann acht bis zehn Stunden täglich geiſtesfriſch arbeiten, ohne Beſchwerde der Augen. Gott ſei Dank dafür! Jeden, der zu mir ſpricht, verſtehe ich leicht; aber was andere untereinander reden, entgeht mir. Darüber tröſte ich mich; ich habe zur Genüge gehört; nur ſchmerzt es mich, daß ich das Geſchwätze meiner drei kleinen Mädchen untereinander nicht mehr verſtehen kann. Ein gewiſſes inneres Gefühl ſagt mir, daß mein Leben über zwei, drei Jahre nicht hinausreichen wird. Lange habe ich den Kampf des Lebens gekämpft; ich wage nicht auf die Krone des Lebens zu hoffen, aber ich weiß, daß vor Gott das Gebet: ‚Gott ſei mir Sünder gnädig‘ Erhörung finden wird.“ „Ich glaube“, ſchrieb er einige Tage ſpäter

an Bunſen, „daß mein Ende nicht ſehr entfernt ſein wird; ich habe keinen Hunger mehr nach Speiſe, auch nicht nach diesſeitig geiſtiger; meine Seele ſehnt ſich nach ſichererer Nahrung.“

Krankheit und Tod 1843.

Wie in jedem früheren Jahre brachten auch im Jahre 1842 alle in Gotha anweſenden Kinder und Kindeskinder den Weihnachtsabend bei Perthes zu; dieſesmal wurde keins durch Krankheit zurückgehalten und in der Mitte von neunundvierzig dem Hauſe näher oder ferner verbundenen Angehörigen freute ſich Perthes jugendlich friſch an der Freude ringsumher. „Am heiligen Abend vergaß ich die Unbehaglichkeit meines Zuſtandes“, ſchrieb er gegen Ende des Jahres, „aber am zweiten Feiertage ward ich wieder daran erinnert Schon ſeit Wochen haben ſich Vorboten einer ernſten Krankheit gezeigt; ich ſchlafe wenig und unruhig; die Eßluſt iſt faſt ganz verſchwunden und die Nachmittagsſtunden ſind ſehr beſchwerlich. Es war recht ſchlimm und iſt es noch.“ So entſchieden fühlte Perthes das Nahen einer ſchweren Krankheit, daß er am 1. Januar in ſeinem Tagebuche, kurz wie immer, bemerkte: „Mir meinem Zuſtande nach nicht wahrſcheinlich, daß ich das Jahr 1844 ſchreiben werde.“ Bald zeigte ſein Leiden ſich als Leberübel, welches ſeit der letzten Woche des Januar zur Gelbſucht ward. Mehrere Monate hindurch ſchwankte der Zuſtand auf und ab; in manchen Wochen ſanken die Kräfte ſo plötzlich, daß ein ſchnelles Ende zu erwarten ſtand; zuweilen aber trat auch wieder Erſtarkung ein und machte einen raſchen Verlauf der Krankheit unwahrſcheinlich. „Vor einigen Wochen glaubte ich“, ſchrieb Perthes in der zweiten Hälfte des Februar, „der letzte Weg ſei anzutreten; jetzt wechſeln gute Tage mit ſchlimmen; aber freilich: Nur immer langſam voran, wie die öſterreichiſche Landwehr. Meine kräftige Natur arbeitet gewaltig, den Krankheitsſtoff auszuſtoßen; daß ſie den Prozeß gewinnen wird, glaube ich nicht.“ „Müde, müde“, ſchrieb er einige Wochen ſpäter, „doch die Beſſerung hält ſich; es ſcheint, als ob ich wirklich noch eine Zugabe zum Leben erhalten ſoll.“

Bald darauf aber trat wieder eine Wendung zum Schlimmen ein, und Ende März schienen alle Kräfte völlig aufgezehrt. „Ich habe Perthes gesehen", heißt es in einem um diese Zeit geschriebenen Briefe; „der Anblick seines äußeren Menschen ist erschütternd; alle Spannkraft, alle Frische des körperlichen Lebens ist dahin, die Stimme ist kraftlos und jede Bewegung todmüde; auf das äußerste abgemagert sitzt er matt in seinem Lehnstuhl. Der Eindruck ist um so schmerzlicher, je fremdartiger solche Hinfälligkeit an dieser bis vor wenigen Monaten so elastischen und energischen Natur erscheint." Auch der fast aufgebrauchte Körper blieb indessen noch mit den letzten Resten seiner früheren Kraft das dienstbare Werkzeug für einen lebendigen und kräftigen Geist. Ein ausruhendes, pflanzenartiges Hinleben und Sich-pflegen-lassen, wie der hinfällige Kranke es sich gestatten darf und oftmals soll, lag nicht in Perthes' Art. Der Gesundheitstrieb, den er sein ganzes Leben hindurch gehabt hatte, war zu stark, um nicht bis auf das äußerste das Gefühl der Schwäche zu bekämpfen und der Krankheit die Herrschaft streitig zu machen; nur im Liegen ward es ihm, wie er einmal sagte, schwer, der feineren Nerven Herr zu bleiben und die Gedanken und Bilder in Ordnung zu halten, die sich einander jagten. Solange es irgend möglich war, brachte Perthes den Tag oder doch wenigstens Stunden des Tages in seiner Arbeitsstube zu; konnte er das Krankenzimmer nicht verlassen, so saß er wenigstens völlig angekleidet auf einem Stuhle vor dem Arbeitstische; mußte er im Bette bleiben, so hatte er Briefe, Papiere, Bücher rund um sich ausgebreitet; auch das Bett sollte der Krankheit nur möglichst wenige Rechte einräumen und ein Bild gesunden, thätigen Lebens darbieten. Wenn und wie er sich selbst helfen konnte, vermochte er es nicht, die Hilfe anderer sich gefallen zu lassen. „Auch darin zeigt sich eure Mutter als vollendete Krankenpflegerin", sagte er einmal, „daß sie mir nicht helfen will, wo ich keine Hilfe nötig habe." Wie er immer vor jeder Reise, die er antrat, alle seine Verhältnisse so ordnete, als wenn er nicht wieder zurückkehren werde, und gewiß mehrere Tage, bevor er in den Wagen stieg, mit allen Vorbereitungen fertig war, um nicht die letzten Stunden in Hast und Unruhe verleben zu müssen, so machte er es auch jetzt, seitdem *ihm* gewiß geworden war, daß er in naher Zukunft die letzte

große Reiſe antreten werde. Auf das pünktlichſte erledigte er alle Berufsgeſchäfte, beſprach mit ſeinem Sohne Andreas, der, was der Vater begonnen hatte, fortführen ſollte, auch die kleinſten Einzelheiten, ordnete ſeinen Nachlaß, und konnte jetzt wie früher die Stunde der Abreiſe, ohne noch durch äußere Arbeiten gedrängt zu ſein, in Ruhe erwarten. Neben dieſer letzten geſchäftlichen Thätigkeit fand er aber auch Zeit, an ſeine auswärtigen Söhne, an Freunde und Bekannte eine Menge Briefe zu ſchreiben, unter denen manche, wie die an Boiſſerée, Ullmann, Bunſen, Neander, Dorner, Eichhorn, Graf Mailath, lebhaft und zum Teil ſehr ausführlich kirchliche und politiſche Verhältniſſe behandelten. Mit ungeſchwächter Teilnahme las er noch im März die neu erſchienenen Bände von Hagenbachs Weſen und Geſchichte der Reformation und von Rankes deutſcher Geſchichte. Die letzte Woche des März und die erſte des April brachte ſein Sohn aus Bonn bei ihm zu. Geiſtig friſch wie in den früheren geſunden Tagen ging Perthes auf jede Unterhaltung ein; über die vielen bedeutenden Männer, mit denen er vor langen Jahren gelebt, über die wechſelnden Verhältniſſe, in denen er geſtanden, ſprach er nicht minder lebhaft wie über die politiſchen und kirchlichen Zuſtände der Gegenwart, und hatte noch manches Wort des Scherzes, als ein Brief des Miniſters v. Thiele ihn dringend nach Berlin zu einer Beratung über nicht näher bezeichnete Gegenſtände einlud. Freunde und Bekannte, die ihn beſuchten, konnten, ſobald ſie ſich an ſein hinfälliges Äußere gewöhnt hatten, nur ſchwer an die Nähe des Todes glauben. „Perthes gehört zu den Menſchen“, ſchrieb ein Freund, „mit deren Erinnerung ſich das Bild geiſtiger und leiblicher Geſundheit ſo feſt verbindet, daß man darüber die allgemein menſchliche Hinfälligkeit vergißt.“ „Ich fand ihn“, heißt es in einem Ende März geſchriebenen Briefe, „geiſtig durchaus unverändert: er iſt hell und freundlich im Geſpräch und anregend, wie wir ihn früher gekannt.“ „Es bleibt doch“, heißt es in einem anderen Briefe, „ein gewaltiges Ding, ſo ein Menſchengeiſt. Wohl hat er die Herrſchaft über die Natur eingebüßt; aber wenn er ſich zuweilen dunkel ſeines urſprünglichen Rechts erinnert, ſo gehorcht ihm der Körper, wenn auch nur widerſtrebend und nur auf kurze Zeit. Mit Erſtaunen ſah ich mehr als einmal, daß, wenn Perthes abends müde und matt dalag, es nur eines ge-

ringen geistigen Anstoßes bedurfte, um auch dem Leibe Leben und Stärke wieder zu verleihen."

Es war kein künstlicher Zustand, keine erzwungene Anspannung, in welcher Perthes sich befand. Thätigkeit vielmehr war jetzt wie früher seinem Geiste so natürlich und angemessen wie das Atmen seinem Körper; und Arbeit und lebendiger Verkehr mit anderen stand jetzt so wenig wie früher der Sammlung und Vertiefung des geistigen Lebens entgegen. Schon in den der Krankheit vorhergehenden Jahren war Perthes mehr und mehr Herr über die ihm angeborene Natur und über das Heftige und Scharfe, was in ihr lag, geworden. Glaube und Liebe durchdrangen immer kräftiger und reicher sein ganzes Wesen und ließen Demut vor Gott und Milde gegen andere zunehmen; je fester und lebensvoller seine Überzeugung ward, um so schonender ward sein Urteil über Menschen. Daß er noch nicht als triumphierender Sieger dastehe, wußte freilich niemand besser als er selbst. „Wenn Paulus", schrieb er einmal, „über Kampf und Zwietracht in seinem Innern klagen muß, so darf kein anderer verzagen, wenn auch er zu klagen hat. Alles, was der Mensch, wenn Christus ihm hilft, auf Erden erreicht, ist doch nur, daß Stolz und Sinnlichkeit nicht auf eigene Faust ihre Wirtschaft in uns treiben, sondern stets bekämpft und stets bereut immer wieder die eben errungene Herrschaft abgeben müssen. Von Anbeginn der Kirche an sind äußere Mittel aller Art versucht, um den vollen Sieg herbeizuführen, und jeder einzelne hat noch seine besonderen Mittel; aber nie und nirgends haben sie gewährt, was sie gewähren sollten. Mich haben mehr, als Freude und Glück es vermochten, Schmerz und Leiden gefördert, dem Gebet um Hilfe liegt die Ergebung nahe, und Ergebung hält die Seele rein; aber dennoch ist der Kampf geblieben bis zum heutigen Tag. Laß uns kämpfen bis an das Ende, mein lieber Sohn!"

Perthes hatte zu kämpfen und kämpfte bis an das Ende, aber die Monate der Krankheit machten manche früher scharfe Waffen des Feindes stumpf und brachten das innere Leben des Geistes in den tiefsten und größten Beziehungen zur vollen Reife. Die Hinfälligkeit und die mancherlei Beschwerden, die er zu tragen hatte, waren dem Manne, der früher Rücksichten auf seinen Körper kaum gekannt hatte, keine leichte Prüfung; aber niemand hat ihn murren gehört, niemand

ihn verdrießlich gesehen; von Woche zu Woche ward er stärker an hingebender Geduld; gegen alle, die ihm nahe kamen, übte er immer gleiche Freundlichkeit, und das Gefühl des Dankes für das viele, was er in seinem reichen Leben empfangen hatte und noch empfing, verließ ihn nie. Daß nun das Ende seiner Tage sehr nahe sei, wußte und sagte er mit aller Gewißheit und sah demselben mit wunderbarer Ruhe entgegen. „Das Bewußtsein, daß nun der Lebenslauf gänzlich abgeschlossen hinten liegt", schrieb er an Dorner, „ist ein eigentümlicher Zustand, mir kein niederschlagender, sondern zur Ruhe erhebender; ich bin mit Dank zu Gott erfüllt." Während der ganzen Krankheitszeit hat Perthes, so weit Menschenaugen blicken können, auch nicht in einem einzigen Augenblick mit Furcht vor dem Tode zu kämpfen gehabt. „Gott ist mir armen Sünder gnädig um seines lieben Sohnes willen", rief er unzähligemale in schweren Stunden, und rief es mit immer freudigerem Vertrauen. „In Hoffnung und im Glauben gehe ich", schrieb er an Neander, „freudig hinüber in das Land, wo Wahrheit in Klarheit, wo Liebe in Reinheit mir werden wird." „Getrost sehe ich dem Übergange entgegen", schrieb er ein anderesmal; „die Gnade wird mich nicht loslassen, dessen bin ich gewiß." „Perthes ist mit dem Sterben völlig vertraut", heißt es in einem Anfang April geschriebenen Briefe; „er ist in sich sicher und ruhig. Ob seine jetzige Sicherheit und Ruhe ihm auch in den Stunden des Todeskampfes bleiben werde, ist ihm nicht gewiß; die Natur, sagte er, mache ihr Recht an dem Menschen oft gerade in den Augenblicken, in welchen sie es auf immer verliere, am stärksten geltend; auch ihm stehe vielleicht ein schwerer Todeskampf und ein scheinbares Verzagen und der Seufzer: ‚Mein Gott! Mein Gott! Warum hast du mich verlassen!' bevor; doch hoffe er auf ein stilles, heimliches Einschlummern, und bete darum. Einige Stunden, nachdem Perthes mir dieses geäußert, trat ich gegen Abend in sein kleines Kabinett; er saß zurückgelehnt auf seinem Lehnstuhle, die Hände gefaltet, die Augen geschlossen; über alle seine Züge war Stille und freudige Ruhe ausgegossen. Als ich so ihn sah, hoffte ich, daß Gott schon sein Gebet erhört habe; aber es war nicht so; er schlief und wachte freundlich und mitteilend auf."

Bedurfte Perthes Sammlung und Kräftigung, so suchte er sie jetzt

ausſchließlich in der heiligen Schrift; keines der Werke, denen er ſo manche Förderung ſeiner chriſtlichen Erkenntnis und ſeines chriſtlichen Lebens verdankte, gewährte ihm jetzt noch, was er nötig hatte. Vor allem an die Briefe des Apoſtels Paulus hatte er früher ſich gehalten; ſie traten ihm auch jetzt nicht zurück; aber immer mehr traten ihm die Johanneiſchen Schriften hervor. Wie früher zum Römerbrief, kehrte er jetzt immer wieder zum Evangelium Johannis zurück; aufgeſchlagen lag es neben ihm, mochte er arbeiten oder ruhen. Nicht oft, aber doch zuweilen wendete ſein Blick ſich auch über den Tod hinaus. „In acht oder vierzehn Tagen werde ich drüben ſein", ſagte er einmal, „und doch fehlt mir auch heute noch jede Ahnung von dem ‚Wie' des Seins unmittelbar nach meinem Tode. Werde ich in einem Zuſtande ſchweren Kämpfens, Leidens, Ringens ſein, durch welches die Sünde abgeſtoßen wird, oder in einem Zuſtande tiefer Ruhe, in welchem ich mich beſinnen und in ſtiller Hingebung von den Wunden heilen laſſen ſoll, die der Tumult des Erdenlebens geſchlagen hat? Werde ich mitzuarbeiten haben an den Arbeiten der Weisheit und Liebe, wird mir Erkenntnis der Natur, Verſtändnis der Geſchichte, wird mir Gemeinſchaft mit denen, die ich auf Erden lieb gehabt habe, gewährt werden? Alle dieſe Fragen haben unmittelbar vor dem Tode noch eine ganz andere Bedeutung für den Menſchen als in der früheren kräftigen Lebenszeit, und doch ſoll er ſie nicht thun, weil keine Antwort darauf gegeben iſt." „Die Zeit des Glaubens wird bald für mich vorüber ſein", ſagte er ein anderesmal; „die Zeit des Schauens iſt nahe; und doch wie dunkel iſt das Wort und wie verhüllt iſt ſein Sinn. Schauen! — mit keiner Kraft des Geiſtes, die ich hier ſchon habe, werde ich ſchauen können. Wie ich mit dem Auge nur das Sichtbare von einer Sache ſehe, mit dem Ohre nur das Hörbare von derſelben höre, aber nie die Sache ſelbſt erfaſſe, ſo läßt auch Verſtand, Gefühl, Vernunft mich nur dieſe oder jene Seite der Wahrheit, aber nicht die Wahrheit ſelbſt erkennen. Stückweiſes Erkennen aber iſt kein Schauen. Soll ich ſchauen, ſo muß mir eine neue Geiſteskraft gewährt werden, welche volle Liebe ausſtrömt, um volle Wahrheit aufnehmen zu können. ‚Wie ſoll das zugehen', möchte man fragen, und möchte hinzuſetzen: ‚Doch mir geſchehe, wie du geſagt haſt.'"

Mit der zweiten Woche des April trat ein neues raſches Sinken in Perthes' Kräften ein, während zugleich die Beſchwerden der Krankheit größer wurden. „Sehr ſchwach, ſehr elendes Befinden", findet ſich wiederholt in ſeinem Tagebuch bemerkt. „Geneſung will nicht eintreten", ſchrieb er am 15. April an Bunſen, „und die Entkräftung nimmt zu; es darf Sie nicht überraſchen, wenn die Nachricht eintrifft: er ſtarb an Altersſchwäche." Am Oſterſonntage, den 16. April, als nach der Kirche Frau und Töchter bei ihm ſaßen, ließ er ſich von ihnen die Auferſtehungspredigt, die ſie ſoeben gehört hatten, erzählen. „Grübelt nicht", ſagte er ihnen, „und phantaſiert nicht über den Zuſtand, in welchem wir uns befinden werden, wenn wir geſtorben ſind; es hilft zu nichts und führt von der Hauptſache ab. Haltet euch einfach und feſt an das, was unſer Herr uns geſagt hat, und begehrt nicht, hier näheres oder mehreres wiſſen zu wollen; leſet wieder und immer wieder das vierzehnte, fünfzehnte, ſechzehnte und ſiebenzehnte Kapitel des Evangeliums Johannis; wer das hat, hat alles, was er bedarf, zum Leben und zum Sterben." Während der letzten beiden Monate ſeines Lebens waren es aus der ganzen heiligen Schrift nur noch dieſe vier Kapitel, mit denen und in denen Perthes lebte, und je näher er dem Tode kam, um ſo öfter las er vor allem das ſiebenzehnte. Seit dem dritten Oſtertage war es ihm unzweifelhaft, daß er höchſtens nur Wochen noch zu leben habe, und meiſtens hielt er die Stunde des Scheidens für näher, als ſie war; liegend teils auf dem Bette, teils auf dem Sofa mußte er von nun an ſeine Zeit zubringen. Am 21. April, ſeinem Geburtstage, hatte er morgens Kinder und Enkel um ſich; ernſt und wehmütig war allen zu Sinne, aber in ſolcher Ruhe und ſolcher Freudigkeit lag er da in ſeiner mit Frühlingsblumen reich angefüllten Stube, daß auch in den anderen der Schmerz nicht laut werden konnte. „Sollte es Gottes Wille ſein", ſagte er, „daß ich noch einige Zeit mit euch zu leben hätte, ſo thue ich es mit Freuden und gehe auch ſehr gern noch einmal nach meinem lieben Friedrichroda; aber es wird wohl gewiß nicht geſchehen. Ein reiches Leben liegt hinter mir, ſchwere Tage und Jahre habe ich gehabt und manchen harten Kampf durchgekämpft; aber immer iſt Gott mir gnädig geweſen. Wenn ich tot bin, ſo klagt nicht; ſehnen werdet ihr euch wohl oft nach mir, und deſſen freue ich mich;

euch selbst brauche ich nicht zu sagen: Habet Liebe untereinander, aber erziehet auch eure Kinder so, daß sie nicht vergessen, einander nahezustehen und sich einander liebzubehalten. Ich sterbe gern und ruhig und bin bereit dazu. Ich hab' mich Gott ergeben, Dem liebsten Vater mein; Hier ist kein immer Leben, Es muß geschieden sein; Der Tod kann mir nicht schaden, Er ist nur mein Gewinn; In Gottes Fried' und Gnaden Fahr' ich mit Freud' dahin."

Acht Tage später, am 29. April, glaubte er, die Stunde des Todes sei da; er war ohne Schmerzen, aber matt an Körper und weich im Gemüte; viel lebte er an diesem Tage im Andenken seiner seligen Karoline, ließ sich von Claudius' letzten Stunden erzählen und hatte es gern, wenn Frau und Töchter in seiner Nähe waren; mit Liebe und Freundlichkeit umfaßte er jede einzeln, und als die Nacht kam, las er selbst, da keiner der Anwesenden es vermochte, mit lauter Stimme das vierzehnte Kapitel des Evangeliums Johannis von Anfang bis zu Ende. Am folgenden Morgen, Sonntags, war er wieder kräftiger. Gegen Mittag traf sein ältester Sohn Matthias aus Moorburg ein. Als seine Frau ihn allmählich auf die Anwesenheit desselben vorbereiten wollte, lachte er laut in alter Weise und sagte: „Du denkst wohl, ich müßte, weil ich krank bin, auch nervenschwach sein; laß ihn nur hereinkommen." „Mir hätte keine größere Freude noch in diesem Leben werden können als die über Matthias' Ankunft", äußerte er wiederholt. Mehreremale noch vermochte er stundenlang geistig klar und hell mit dem Sohne zu reden, obschon zu dem Gefühl der äußersten Hinfälligkeit bereits am Tage nach dessen Ankunft schmerzliche Leiden traten, indem eine Kopfrose sich ausbildete und bald einen sehr bösartigen Charakter annahm. Aber auch jetzt hielt weder Hinfälligkeit noch der von Tage zu Tage wachsende Schmerz ihn von Thätigkeit ab. Mit seinem Sohne Andreas arbeitete er täglich durchaus klar und zusammenhängend in Geschäftssachen und ging freundlich auf Gespräche aller Art mit den ihn besuchenden Freunden Ukert, Ewald und Archidiakonus Hey ein, der als sein langjähriger Beichtvater ihm nahe stand. Zahllosen Menschen war Perthes Ratgeber, zahllosen Menschen Wohlthäter gewesen; Freunde und Bekannte hatte er in allen Gegenden Deutschlands. Er freute sich der teilnehmenden, grüßenden und Abschied nehmenden Worte, die

hierher und dorther einliefen. „Es war so tröstlich“, schrieb Schelling, „jemanden in der Welt zu wissen, bei dem man für jeden Notfall treuer Teilnahme, liebenden Wohlwollens und treffenden Rates gewiß ist.“ An Rist diktierte Perthes seinem Sohne Matthias mit fester Stimme einen Abschiedsbrief, der leider nicht wieder aufzufinden gewesen ist. „Ja, ich habe viel im Leben erfahren müssen“, antwortete Rist, „bin großer Wohlthaten und großer Prüfungen gewürdigt worden; aber es blieb mir noch zu überstehen übrig, einen Brief zu erhalten wie den Ihrigen vom 5. Mai, und ihn zu beantworten, wie ich jetzt thue. Meine Hand will fast dabei zittern, aber mein Herz ist unverzagt; ich schlage mein Auge vor dem Tode nicht nieder, mit dem ich so viel verkehrt habe. Ich trete an Ihr Lager, um Ihnen zu danken für die Erinnerung, die Sie mir in solchen schweren Stunden geschenkt; ich reiche Ihnen die Hand, um Ihnen, wenn es so sein muß, Lebewohl zu sagen, um mich an Ihrem festen Mut und klaren Blick, an Ihrem freudigen Vertrauen auf die Wiedergeburt in Christo zu erbauen; ich spreche Ihre Beichte nach, sie kann auch für mich gelten. Glücklich preise ich die Frau und die Kinder, die um Sie stehen, und grüße Sie alle; meine Frau hat noch Thränen übrig für den alten teuren Freund, dem sie den herzlichsten Abschiedsgruß sendet. Sie sind uns viel gewesen; Ihr Andenken bleibt vielen, und vor allen uns, ein gesegnetes. Soll ich jegliche Hoffnung fahren lassen, daß die Ärzte sich täuschen und auch Ihr eigenes Gefühl sich täuscht? Sodann, wohlan! Hier ist meine Hand! Auf Wiedersehen, lieber Perthes!“

Auch manchen persönlichen Abschied hatte Perthes zu nehmen. Um ihn noch einmal zu sehen, war aus Leipzig der Sohn seines alten Schwarzburger Pflegevaters, Karl Heubel, gekommen, dem er selbst wiederum von dessen Knabenalter an ein treuer Vater gewesen war; mit herzlicher Freude nahm er ihn auf und entließ ihn gehoben und gestärkt. Am 6. Mai sagte er seinem Schwiegersohne Wilhelm Perthes, der auf einige Wochen verreisen mußte, Lebewohl. Die Entbehrung dieses Mannes, der seit fünfunddreißig Jahren seinem Herzen sehr nahe stand, ward ihm schwer. Er hatte einige Tage nach dessen Abreise den Wunsch geäußert, ihn noch einmal zu sehen; als er aber gleich darauf hörte, daß nach ihm geschickt werden sollte, sagte er: „Nein, der Mensch muß sich nicht alles

erlauben, was an ſich wohl möglich wäre; er darf nicht kommen, und ich verlange, daß ihr mir gehorcht und nicht ſchreibt.“ Am 7. Mai kam Perthes' Schweſter, Charlotte Beſſer, zu ſeiner großen, herzlichen Freude. Vieles ließ er ſich von ihr erzählen aus früherer und ſpäterer Zeit, und das vergangene Leben ging noch einmal an ſeiner Seele vorüber. Am Montag, den 8. Mai, nahm ſein Sohn Matthias den Abſchied, den der Menſch nur einmal im Leben nehmen kann, den Abſchied vom ſterbenden Vater. Mit einem Blicke tiefen Ernſtes und tiefer Liebe gab Perthes ihm die Hand. „Auf Wiederſehen!“ ſagte er ihm mit feſter, zuverſichtlicher Stimme. „Ich habe früher gedacht“, hatte er einige Tage zuvor geäußert, „daß vor der Gewißheit des Seins in Gott dort drüben jedes Bedürfnis zum Wiederſehen und Wiederhaben der uns hier lieben Menſchen verſchwinden und mir die perſönlichen Beziehungen von Menſch zu Menſch im Himmel bedeutungslos ſein würden; jetzt denke ich nicht mehr ſo; ich hoffe auf ein Wiederſehen und Wiederhaben aller, die mir hier lieb ſind, und ich glaube auch daran.“

Am Dienstag, den 9. Mai, ſchließt Perthes' eigenhändiges Tagebuch mit den kurzen Worten: „ſehr elend“; von jetzt an konnte er ſich nicht mehr allein helfen, ſondern mußte gehoben werden. Des Sterbens in nächſter Zukunft gewiß und vom Wunſche, den letzten Augenblick mit vollem Bewußtſein zu erfaſſen, erfüllt, lag er matt und todmüde da; unzähligemale betete er mit freudiger, ſicherer Ruhe: „Ach, ſel'ge Freud' und Wonne Hat mir der Herr bereit't, Da Chriſtus iſt die Sonne, Leben und Seligkeit; Was kann mir doch nun ſchaden, Weil ich bei Chriſto bin? In Gottes Fried' und Gnaden Fahr' ich mit Freud' dahin.“ „Er iſt auch heute unbeſchreiblich geduldig“, heißt es in einem Briefe; „keine Klage kommt aus ſeinem Munde und immer iſt er freundlich. ‚Schwach, ſchwach bin ich‘, ſagte er heute; ‚wollte Gott, es wäre die letzte Schwäche; die Schmerzen werden größer, aber noch kommt der Tod nicht.“ Mit zarter Liebe und mit der Ruhe und Kraft, welche nur die Erfahrungen eines inhaltsvollen Lebens dem Menſchen gewähren, war Tag und Nacht ſeine Frau um ihn; innig dankbar gab Perthes ſich ihrer Pflege hin, ohne ſich deshalb des Reichtums der Liebe weniger zu freuen, die ihm durch Kinder, Enkel und Schwiegerſöhne zuteil ward. „Bleibt nachts noch nicht bei mir“, ſagte er zu

den Töchtern; „ihr mattet euch ab und es kommt gewiß noch schlimmer; und doch möchte ich wohl gern“, fügte er einige Minuten später hinzu, „wenn nachts eines von euch an meinem Bette säße, so daß ich euch sehen könnte, so oft ich aufwachte.“ Er lag fast immer mit gefalteten Händen; die Worte: „Du lieber Gott, hilf mir“, oder: „Mein Jesus, komme“ oder: „Herr, führe mich nicht in Versuchung“, oder: „Gott sei mir armen Sünder gnädig um Deines lieben Sohnes willen“, drängten sich oft aus seiner Brust. „Nicht allein den Jungen“, sagte er einmal, „sondern auch den Alten zum Trost und zur Hilfe ist das Gebet gegeben: ‚Führe mich nicht in Versuchung.‘“ So oft er das Auge aufschlug, sah er den gerade vor ihm Sitzenden mit freundlicher Liebe an, winkte ihm zu oder reichte ihm die matte Hand. In diesen Tagen noch suchte er selbst einen Ring für seine Enkelin Fanny Becker zu deren Konfirmation und einen anderen für seine Tochter Agnes aus, den er ihr am 12. Mai zu ihrer silbernen Hochzeit in einem mit Blumen angefüllten Korbe gab. Am folgenden Tage, den 13. Mai, war Perthes' Hochzeitstag; achtzehn Jahre waren verflossen, seitdem er seine zweite Ehe geschlossen hatte. Viel und lange sprach er mit seiner Frau über das, was sie gemeinsam erlebt, und setzte dann hinzu: „Der Tod ist da, ein wunderbares Gefühl ist in mir; alle irdischen Verhältnisse lösen sich ab von mir; mit Worten läßt sich nicht ausdrücken, wie es ist.“ „Ich wollte, es würde heute geschlossen“, sagte er zu seiner ältesten Tochter; „bittet Gott, daß es geschehe.“ Dem ihm nahe befreundeten Arzt Dr. Madelung hatte er lange schon das Versprechen abgenommen, die Stunde des Todes ihm nicht zu verbergen. Jetzt fragte er ihn, ob sie gekommen sei. „Noch nicht“, war die Antwort. „Ich hatte so gewiß gehofft, heute zu sterben“, äußerte Perthes wehmütig nach einiger Zeit, „und soll noch leben?“ Fünf schwere Tage und Nächte hatte er noch vor sich. Am Sonntag Morgen, den 14. Mai, ließ er sich auf seinen Lehnstuhl bringen; die Entzündung der Rose am Kopfe hatte auf die Gehirnhäute zurückgewirkt, die Schmerzen stiegen von Viertelstunde zu Viertelstunde; Eisumschläge wurden aufgelegt und Opium ihm gegeben. Mit äußerster Anstrengung kämpfte er gegen die betäubende Wirkung; ab und an redete er irre, meistens aber ward er sich dessen bewußt, besann sich, sagte, was er sagen wollte, und sank

wieder zurück in einen traumähnlichen Zustand. Es war ein Tag und eine Nacht furchtbaren Leidens; das Opium hatte die Kraft zum rechten Widerstande und zur hingebenden Geduld gebrochen. Schmerzensrufe wurden ihm ausgepreßt, die durch Mark und Bein drangen. „Ihr müßt es euch gefallen lassen", sagte er einmal, „ich kann es nicht lassen; ich habe ja keine Zähne mehr, die ich zusammenbeißen könnte —"; „ach, wenn ich nur noch einmal weinen könnte", klagte er ein anderesmal; „was für ein langer Sonntag!" rief er gegen Abend; „ein schwerer, schwerer Kampf! Mein Gott, hilf mir und sende den Tod!" Die Worte: „Herr, Herr, führe mich nicht in Versuchung!" tönten immer wieder durch die stille Nacht. Zwischen den Worten der Angst und des Schmerzes wurden aber auch Worte der Zuversicht und der Ergebung laut. Während die Umstehenden glaubten, daß er betäubt und bewußtlos hinschlafe, begann er mit leiser, rührender Stimme zu beten: „Mein Weg geht jetzt vorüber, O Welt, was acht' ich dein? Der Himmel ist mir lieber, Da muß ich trachten ein; Mich nicht zu sehr beladen, Weil ich wegfertig bin; In Gottes Fried' und Gnaden Fahr' ich mit Freud' dahin." Ein anderesmal rief er, aus halbem Traume aufwachend: „Nur eine Idee noch begehrte Herder auf dem Sterbebette; Licht, Licht verlangte Goethe; hätten sie nach Liebe gerufen und nach Demut, es wäre ihnen besser gewesen." Am Montag früh gegen drei Uhr ließ zwar nicht das Leiden, aber die Wirkung des Opiums nach; er suchte sich zu sammeln und fragte die bei ihm wachenden Töchter: „Was ist mit mir geschehen? Ihr seid böse auf mich; was habe ich gethan? Was habe ich verbrochen?" Die Kinder sagten ihm, daß er Opium erhalten und in Phantasieen gelegen habe. Anfangs sprach er jedes ihrer Worte laut nach, wie wenn er sie nicht deutlich fassen könnte; bald aber ward er völlig klar, und nun ergoß sich unbeschreibliche Freundlichkeit, Ruhe und Freudigkeit über sein ganzes Wesen; er zog die weinenden Töchter an sich, legte seine Hände auf ihr Haupt, segnete sie und betete lange.

Auch nach dieser schweren Nacht hatte Perthes noch Stunden, in denen das Bewußtsein ihm entschwand und er in leisem Schlummer dahinlag; zuweilen verwechselte er wohl die Zeit oder hatte Mühe, einen Eintretenden zu erkennen, aber Verwirrung ist nicht wieder über

ihn gekommen, und wenn er sprach, so sprach er hell und klar und mit tief in die Herzen dringender Freundlichkeit. Mit Irdischem war er nicht mehr beschäftigt; gegessen und getrunken hatte er schon seit Wochen nicht mehr, ein Theelöffel schwarzen Kaffees war das einzige, was er noch hin und wieder genoß; sein eigener Körper schien ihm bereits ein Fremdes zu sein, auf dessen Schmerzen er wie mitleidig hinsah. Frau und Kinder und alle, die ihm nahe kamen, umfaßte er mit wachsender Liebe, bat oft, ihn so zu legen, daß er sie alle sehen könnte; aber Schmerz über sein Fortgehen von ihnen hatte er nicht, das fühlten alle; er war fertig, ganz fertig mit dem Leben und harrte in vollem, freiem Bewußtsein des letzten großen Augenblicks. Wohl seufzte er, wenn die Leiden des Körpers stiegen, noch oftmals mit tiefer, trauriger Stimme: „Lange, schwere Stunden!“ und unaussprechlich sehnte er sich, bei Gott zu sein. „Ich armer, armer Mensch“, klagte er einmal, „ich kann nicht leben und kann auch nicht sterben; hierher gehöre ich nicht mehr und drüben bei Gott bin ich noch nicht; Herr Jesu, hilf und mach ein End' und trag mich fort!“ So lang ihm aber auch die irdische Zeit ward, die Gewißheit eines endlichen glücklichen Ausganges verließ ihn nie. „Lob und Preis sei Gott“, hörten die Umstehenden ihn leise ausrufen, „mein Glaube ist fest und hält aus im Sterben wie im Leben; Gott ist mir armen Sünder gnädig um seines lieben Sohnes willen!“ Am Donnerstag, den 18. Mai, konnte der Arzt ihm sagen, er werde nun bald überstanden haben. Eigentliche Schmerzen hatte er nicht mehr; gefragt, ob er schwer träume, antwortete er freundlich: „Nein, nein, jetzt nicht, sonst schwer, jetzt schön.“ Zuweilen betete er laut; am Nachmittage noch sprach er mit sicherer Stimme: „Gesegne euch Gott, ihr Meinen, Ihr Liebsten allzumal, Um mich sollt ihr nicht weinen, Ich weiß von keiner Qual. Den rechten Port noch heute Nehmt fleißig ja inacht, In Gottes Fried' und Freude Fahrt mir bald alle nach.“ Meistens lag er, ohne zu reden, ruhig und freudig, und die Ruhe und Freudigkeit, die Gott ihm geschenkt hatte, ging auf alle über, die ihm nahe waren. „Wenn er die kalten Hände zusammenfaltete und still die Lippen im Gebete bewegte, so mußten wir“, schrieb eine der Töchter, „auch die Hände falten und aus tiefster Seele beten; es wurde uns so groß, so freudig in un-

ſerer Seele, als wäre unſer Herr Chriſtus mit uns in der Kammer.“ „Schwer iſt der letzte Kampf“, heißt es in einem anderen Briefe, „aber wir ſahen mit eigenen Augen, daß er in Liebe und ohne Furcht und Angſt beſtanden werden kann. Der Tod verlor für uns ſein Grauen, und die Auferſtehung war uns näher als das Sterben.“

Abends gegen ſechs Uhr kam der befreundete Oberhofprediger Jacobi. Perthes ſchlug das matte Auge auf, reichte ihm die Hand und ſagte: „Zum letztenmal, es iſt nun bald überſtanden; aber es iſt ein harter Kampf.“ Um ſieben Uhr verließen ihn Jacobi und der Arzt; gegen acht Uhr ward ſein Atem langſam und ſchwer; aber ohne Qual und Unruhe. Seine Frau, ſeine Schweſter, ſeine in Gotha anweſenden Kinder und Kindeskinder umſtanden das Sterbebett; Perthes hatte die Hände gefaltet und betete wohl eine Stunde hindurch ſehr laut; aber die Zunge war bereits gelähmt; nur die oft wiederkehrenden Worte: „mein Erlöſer“, „Herr“, „Vergebung“ waren verſtändlich. Es war dunkel geworden; als Licht gebracht ward, ſahen alle eine große Veränderung in ſeinen Zügen; jede Spur des Schmerzes war verſchwunden; das Auge leuchtete; über das ganze Geſicht war eine Ruhe und Verklärung ausgegoſſen, ſo daß die Umſtehenden nur an ſeine Freude, nicht an den eigenen Schmerz denken konnten. Die letzten Laute dieſer Welt, die das Ohr des Sterbenden erreichten, waren die an ſeinem Bette gebeteten Worte; „Ja, ſel'ge Freud' und Wonne Hat dir der Herr bereit't, Wo Chriſtus, iſt die Sonne, Leben und Seligkeit.“ Er that einen letzten, tiefen Atemzug; wie ein Blitz flog der Ausdruck unendlichen Schmerzes über ſein Geſicht; dann hatte er überwunden, es war abends, einige Minuten vor halb zehn Uhr. Milde und Friede ruhte unmittelbar nach dem Tode wieder auf der Leiche. Am Montag, den 22. Mai, früh am Morgen ward ſie auf dem Kirchhofe zu Gotha unter dem Geſange ins Grab gelegt: „Was kann mir doch nun ſchaden, Weil ich bei Chriſto bin? In Gottes Fried' und Gnaden Fahr' ich mit Freud' dahin.“

Register.

A.

Aachen, Kongreß zu, II 159 f. 239.
Abel, bayer. Minister, III 422.
Abendroth, Senator, I 172. 191. 268. II 18.
Abel, Bed. desf., II 188. III 265. 271.
Agende, s. Union.
Agricola, Schwiegersohn v. Perthes, II 297. 300. 306.
Albert, Prinz von Gotha-Coburg, Gemahl der Königin Viktoria, III 502. 503.
Alexander I., Kaiser v. Rußland I 143 f. 239. 256. II 160 f. 232. 233. III 241. 243. 247. 278. 279 f. 391.
Allianz, die heilige, II 239.
Alopeus, v., I 226. 229. 230.
Altenhof I 66. 98.
Altenstein III 335. 341.
Ancillon, preuß. Minister III 335. 341. 359. 360. 478. 481.
Archenholz I 131.
Arndt (E. M.) III 73.
Arnim, Achim v., I 280.
— Präsident in Aachen III 412.
Augsburg II 112. 136 (Buchhandel).
Augsburger Allg. Zeitung III 443 f.
August, Herzog von Gotha III 14.

B.

Baden II 22. 31. 160.
Bädecker in Essen II 132.
Baggesen I 125.
Bayern II 22. 26. 31. 113. 187. III 50 f. 184. 420 (in kirchl. Bez.).
Bärsch I 199.
Bartholdy, preuß. Rat, I 259.
Bauer, Br. III 449.
Becher III 133.
Becker, Charlotte, zweite Gemahlin von Perthes, III 105. 112.
Becker, Fr., Bruder d. Vor, Schwiegersohn Perthes', III 67.
Belgien, Aufstand 1830, III 307 f.
Benecke, Dr. Ferd., I 158. 193 f. 199. 227.
Bengel (sein Gnomon) III 214.
Benningsen I 264. 282.
Berger, v., I 206.
Berlin I 185. 192. III 284.
Berliner polit. Wochenblatt III 350 f. 353 f. 400.
Bernadotte I 140. 226. 227. 230. 231. 235. 239. 240. 241. 253. 255. 258 (Urteil Steins über ihn). 260 f. 262. II 157.
Bernstorff, Graf Andr. Petrus, I 98.
— Gräfin Auguste, geb. Stolberg, I 98. III 14. 371.
— Gr. Christian II 168. 174. 177. 205. III 115 (Min. d. Ausw.). 117. 289. 293. 327. 332. 335. 341. 346. 360 (Rücktritt). III 401.
Bertram II 103.
Bertuch II 75.
Besser, Charl., P.' Schwester, III 524.
— Joh. Heinrich, I 90 f. 192. 221. 222. 270. II 5 f. 8 (Gesellschafter der Handlung). II 9. 11 f. (s. Reise nach England). 14. 258. III 17 (allein. Inhaber der Hamburger Handlung. Auseinandersetzung). 39. 122. 118. 124. Sein Tod 126.
Bettina III 370 f.
Beyme II 205.
Bibelgesellschaften II 258. Londoner 39. Hamburg-Altonaer 40.
Blanchard (Luftfahrer) I 13.
Blätter f. wissensch. Kritik III 226.
Bodelschwingh, Oberpräsident, III 411.
Böhl v. Faber II 223. III 239. 245. 246.
Böhme, A. F., P.' Lehrherr, I 6 ff. 18.

Böhme, Friederike, Tochter, I 12. 26 ff. 35 f. 55 f. III 508.
— Jakob, ſ. Schriften III 213.
Boie I 65.
Boiſſerée, Brüder, II 103 f
Boos III 115.
Bourrienne I 157.
Boyen II 205.
Braun, Prof., III 415.
Breteuil I 263.
Bretſchneider III 211.
Brockmann I 100.
Brune, Marſchall, I 139.
Brunnquell, Pius, Dominikaner in Bamberg, III 54.
Buchhandel, am Ausgang d. 18. Jahrh. I 17. 52 f., als Nationalinſtitut 161, unter franz. Zenſur u. Kontrolle 173. 179, Bedeut. f. Deutſchl. II 71. III 254; Verkehr II 129 f. III 472.
Buchhändlerbörſe, deutſche, Gründung derſelben III 476 f.
Buchholz I 100. 131. 142. II 94. 134.
Bülow I 142.
— Graf, preuß. Finanzmin. II 204.
Bundestag II 164 f. (Aufgabe). 172. 176. III 252. 260 (Schlüſſe); im hannov. Verfaſſungsſtreite 410. Statuten des Buchhändlervereins 480.
Bunſen III 417.
Buol-Schauenſtein, Gr., II 100 f. 135.
Büſch I 39. 41.

C.

Campe (Educationsrat) I 31.
— Lottchen I 31.
Cancrin, ruſſ. Finanzmin., III 116.
Canitz, v., I 210.
Chaban, Graf v., I 172. 176.
Chamiſſo II 28.
Cholera 1831 III 491.
Claſſen, Dr., aus Hamburg, III 132.
Claudius, Anna III 133, mit Max Jacobi vermählt III 71.
— Auguſte, I 218. **245.**
— Chriſtiane I 73.
— Fritz II 46. 53.
— Hans I 77 (vgl. 218).
— **Karoline** I 72 f., verlobt mit Perthes 77, vermählt 78. Tod II 335. Charakteriſtik II 337.
— Matthias (der Wandsbecker Bote) I 61 ff. 75. 117. in den Jahren 1813 und 1814: II 46. krank, zieht nach Hamburg 47, geſt. 48. (ſeine Wohnung in Darmſtadt II 102. 125).
Conrad, Vikar, II 82.
Cotta II 75. **108.** 110. 111. 135. III 444 (Augsburger Allg. Ztg.).
Couſin III 288. 290.
Cramer I 66. 67.
Cumberland, Herzog von, ſ. Ernſt Auguſt.
Curtius, Syndikus in Lübeck, I 223. 227.

D.

Dänemark III 406.
d'Aubignoſc, Mr., I 172.
Davouſt I 172. 180. 210. 217. 224. 232. 235 f. 255. 262. 272. II 5. 6. 7. 37. III 277.
de Conninck, Baron, I 172.
de la Romana (Marquis) I 157 f.
de Serre I 172.
Deutſches Muſeum I 163 f. 171.
Deutſchland, Verfaſſungs-Ausſichten 1813: I 239. politiſche Geſtaltung 1814: II 20. Geiſt und Wollen des Volkes nach den Freiheitskriegen 25 f. Gegenſatz von Süd und Nord 68. 72. III 358. Einheit in litterar. Hinſicht II 216 f. Weltgeſchichtliche Beſtimmung III 310. Süddeutſchland 1831 f.: III 361 f.
— das junge III 377.
Diderot I 69.
Döbbeln, ſchwed. General, I 213.
Dobeneck, v., I 206.
Döring, Schuldirektor in Gotha, III 16.
Dörnberg I 206.
Dresden, Tumult 1830: III 306.
Droſte zu Viſchering, Freiherr v., I 70. 100.
— Clemens Auguſt I 70. II 82. 100. III **412** f. 416.
Droſte, v., Franz, I 100. II 82.
— Kaſpar Max (Weihbiſchof) I 70. 100 f. II 82. 267.
Dumas (Matthieu) I 126.
Du Mont Schauberg II 86. 132.
Duttenhover I 28.

E.

Ebel III 382.
Ehen, gemiſchte, III 416.
Eiche, die tauſendjährige, bei Bohmte, II 80.
Eichendorf, v., III 342.
Eichhorn, Generalprokurator, I 172.
— Direktor im preußiſchen auswärtigen

Ministerium, III 332. 341. **344.** 435. 436. (Kultusminister) 442. 453.
Elberfeld III 133.
Emkendorf I 66.
England II 242. 243. Charakter des Volkes II 156.
Ernst (III) I von Sachs.-Coburg-Gotha III 303. 501 f. 508.
— II als Erbprinz III 502.
— von Hessen-Philippsthal-Barchfeld II 33.
Ernst August, König von Hannover, III 406 f.
Ewald I 192. 193.

F.

Falk, aus Kiel, II 183. 226.
— Johannes III 203.
Faure, Staatsrat, I 172.
Ferdinand, nachmal. König von Portugal, III 502.
Feuerbach III 55.
— L. A. III 450.
Fichte I 142. III 450.
Fouqué (de la Motte) I 194. II 34. 105. 193. III **290.**
Frankfurt a. M. II 97 f.
Frankreich II 242. — 1832: III 356.
Franz, Kaiser, I 259.
Friederike, s. Böhme.
Friedrich, Herzog von Gotha, III 15.
— August, Prinz-Mitregent v. Sachsen III 509.
— Wilhelm III von Preußen I 143. 259. II 202. III 285. 318. 319. 324. 334. 342. 344. 412. 437 (s. Tod).
Friedrich Wilhelm IV. (als Kronprinz) III 117. 288. 342. 359. 435. König: **438** f. 453. 458 f.
Friedrichroda III 497.
Fries II 253.
Frommann III 118. 470. 474. 477. 482.
Funk (General), s. Dumas (Matthieu).
Fürstenberg (Freiherr Friedr. Wilhelm Franz v.) I 67 f. 69 f.

G.

Gallitzin, Fürst, I 68.
— Fürstin Amalie I 68 f. 73. 77. 100. gest. 101. — II 316. III 59.
Gallo, Marquis di, II 243. 244.
Geldkrisis 1826: III 281.
Gelzer III 447.
Gentz I 166. II 63. 179 (Manuskript über Geldverkehr). 218. III 78. 313. 401.
Gerard, General, I 281.
Gerlach, Hauptmann v., II 178.
— Ludwig v., III 229.
Gerold II 129.
Gerstenberg I 40.
Geschichte d. europäischen Staaten, herausgegeben von Heeren und Ukert, III 29 f. 469.
Gesenius III 229.
Gibbs, General, I 224.
Gildemeister I 257.
Godefroi I 196.
Godeffroy (Peter) I 208.
Görres I 175. II 88 f. **91.** 92. 100. 142. 143. 148. 169 (über die Karlsbader Beschl.). 204. 210 („Deutschland und die Revolution"). 271. III 37. 423 f. („Athanasius").
Goßner III 115.
Gotha III 3. 15. 303.
Goethe I 111. 119. 130 („Eugenie"). 155 (J. Müllers Rede über „Friedrich"). 164. 271 („Wahrheit u. Dichtung"). II 13 (Geltung bei den Engländern). 104 (üb. Hemmlings „heil. Christoph"). 161. III 58. 64. 197 („Farbenlehre"). 213. 367 („Briefwechsel mit Schiller"). s. Tod 368. Briefe an Lavater; „Einzelheiten, Maximen und Reflexionen"; Goethe-Zelterscher Briefwechsel 369. „Briefwechsel mit einem Kinde" 370. Eckermanns Gespräche 371.
Göttinger, die sieben, Professoren, III 407.
Griechenland II 232. III 244. 296.
Gries, aus Hamburg, Syndikus I 227. 230. 239.
Grimm, Gebrüder, III 70.
Grolman, General, II 206. III 305.
Gurlitt III 172. 211.

H.

Hahnsche Buchhandlung II 130.
Haller (aus Bern) I 165; (aus Hamburg) III 128.
— K. L. v., II 177. Vergl. III 350. 353. 440.
Hamann I 71. II 313. III 95.
Hamburg, in den 90er Jahren des vor. Jahrhunderts I 38. Handels- und Geldverhältnisse 86 f. Reichsstadt

123; von den Franzosen besetzt 1806: 136. 157. — 1810: 171. — 1813: 186 f. 262 (Davoust); geräumt 282; (ob Festung? II 15.) Leiden und Not unter Davoust II 37. — III 275. (Perthes' Ansicht über Änderungen in der alten Verfassung und Verwaltung Hamburgs I 274. vgl. II 17).
Hannover II 22. 26. Verfassungsstreit 1837: III 406 f.
Hardenberg II 174. 203. 204. 205. III 345.
Harms II 252. 262.
Hasenclever III 132.
Hassenpflug III 439.
Heberle, Antiquar, II 132.
Heeren III 30. 32.
Hegel III 226. 380 (Hegelianer).
Heim, Berliner Arzt, sein Leben III 372.
Heine, Salomon I 208.
Helfrich, Kanonikus II 94.
Hemsterhuis I 69.
Hengstenberg III 227.
Henning v., I 67.
Hensler I 66. 67.
Herbart III 128.
Herbenson II 269.
Herder III 222.
Hermes, Prof., III 169. 413 (Hermesianer). 414. 416.
Herterich I 43.
Hessen II 22. 185 (Hessen-Darmstadt).
Heß, Ludwig v., I 40. **186.** 192. 193 f. 203. 205. 207. 211. 212. 214. 217. 225. 241. II 38. 183.
Heubel, Friedrich Ernst Heinrich, Onkel Fr. Perthes' I 4. 169. III 510 f. (†).
— Johann David I 6. 169.
— Karl III 532.
— Karoline, I 4. III 510 f. (†)
— Margarethe, verehel. Perthes, I 3.
Hey, Wilhelm, Hofprediger in Gotha III 129. 523.
Historisch-politische Blätter III 426.
Hofacker II 319.
Hoffbauer (Pater) II 123.
Hoffmann (aus Hamburg) I 30. 32.
— Friedrich, Kaufmann, II 84.
Hohenlohe, Fürst, II 266.
Holland 1830: III 308.
Holstein III 404 f. 431.
Hormayr II 121. 197. III 33. 358. 365.
Hornbostel III 105. 504.
Horni, katholischer Priester, II 125.
Hüllmann I 164.
Hülsenbeck I 42 f. 64. 188.
Humboldt, Alex. v., III 437.
— Wilh. v., II 99 f. 174. 177. **204.** 205. 207.

J.

Jacobi, Charlotte, I 59. III 60.
— Friedrich Heinrich, I 59. 60. 61. 74. 99. 119. II 61. 84. **113.** 115. 249. 313. III 59.
— Helene I 59. 74. III 60.
— Max, I 59. 133. II 84. III 71. 506.
Jacobs, Fr., III 164. 375.
Jahrbücher, Berliner, III 379.
— Hallische, Deutsche, III 379. 398. 446. 449. 462.
Jean Paul I 118. 163. III 42 (Besuch bei ihm).
Imhof, Antiquar, II 132.
Johann, Erzherzog, II 128. 133.
Johannot, Mr., 179.
Italien II 230.
Julirevolution, franz., III 301.
Ivendorf, franz. General, I 189.

K.

Kamptz, v., III 351. 359.
Karl, Erzherzog, II 133.
Karlsbader Konferenz II 164. 167 f.
Katerkamp, Domkapitular, I 70. II 82. 130.
Keetmann, J., I 182. 198. II 83.
Kellermann I 100.
Kerssenbrock I 71.
Kielmannsegge, Graf, I 206. 208.
Kirche, die lutherische, III 385.
Kirchenzeitung, Darmstädter, III 234.
— evangel., III 227. 383. 385.
Kistemaker I 100. II 130.
Klee, Prof., III 413. 415.
Klein, Augustiner Chorherr, III 171.
Kleuker I 99.
Klinkowström II 122. 265. III **177.**
Klopstock I 40. 74. **97.**
— Meta I 97.
Koburg, Prinzen v., s. Albert u. Ernst.
— -Kohary, Pr. v., III 502.
Königseck, Max Friedrich v., I 67.
Köpenicker Untersuchungen III 260.
Kotschubey, russ. Minister, III 115.

Kottwitz, Baron, III 207.
Kotzebue, durch Sand ermordet, II 153 f.
Kraus, Regierungsrat, III 43 (Besuch bei ihm).
Krauseneck, preuß. General, III 332.

L.

Laibach, Kongreß von, II 243. 247.
Lamennais, Abbé de, II 272. III 374.
Langenn, v., III 480.
Lappenberg, Hans, II 11.
Las Cases III 63 f.
Lauriston, franz. General, I 189.
Leipziger Allgemeine Zeitung III 444. 446.
Leske II 135.
Lindenau, v., III 15.
Lindner (s. Schrift: Manuskript aus Süddeutschland) II 181.
Lippe-Bückeburg, Gräfinnen v., I 140.
Loison, General, II 3.
Louis Philipp III 353.
Lucadou, v., I 206.
Lücke III 51. 224.
Luden III 258.
Ludwig, König von Bayern, III 423.
Luther III 138. „Ausgewählte Schriften von Vent" 141. — 180.
Lyon, General, I 224. 230.

M.

Madelung, Marie, III 490.
— Moritz, III 491.
Majorität der Stimmen II 184.
Maltzahn, Präsident v., I 190.
Marheineke I 165. III 224. 450.
Marschall, v., II 168.
Martin, Chr. R. D., II 106 f.
Mauke (Schwiegersohn von Besser III 124) I 208. II 339 (Teilnehmer des Hamburger Geschäfts). III **121.** 124. 127.
Mecklenburg I 237 (Herzog v. M. I 228. 229. 230).
Meier I 28.
Merian III 20.
Metternich I 256. 259 (Perthes bei ihm). II 22. 168. 197. III 280.
Mettlerkamp I 189. 193. 217. 227. 229. 230. 237 f.
Meusebach, Präsident, II 88.
Meyer, Joh. Fr. v., Frankfurter Senator, II 96 f.
Mohr II 135.
Moltke, Graf Adam, I 107 f. 190. 215 f. II 192. 230. 260. III 245. 312. 317.
— Gräfin I 108.
Montgelas II 115. III 51 f.
Monumenta Germaniae historica III 19 f. 78.
Morand I 197. 198.
Moritz, Joseph, Prof., III 46.
Mortier I 157.
Müller, Adam, II 168. **177.** 179. III 178.
— — Bauer (Prophet) II 96 f.
— Johannes v., I 127 f. 139. 150 (s. „Posaunen"). 152 f. 155 („Rede auf Friedrich"). III 62.
München (Gemäldegalerie) II 113.
Mundt, Theod., III 375 („Zodiakus", „Madonna").
Münster I 67. 99.
Münster, Graf v., I 239. **255.** II 12. 167.
Murat, Großherzog von Berg, II 85.

N.

Nachdruck II 73 f. 129. 132. 133. 134.
Nagler, v, III 283.
Napoleon I 141 (Urteil über ihn). 143 (in Tilsit). 146 f. 154. 155. 159. 173. 179 f. III 64 (Charakteristik). 277.
Narischkin, Fürst, III 117.
Neander I 270 (s. „heiliger Bernhard"). II 265. III 134 f. („Julian" und „Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche"). 174. 185. 188. 193. 224. 227. 229. **235.** 312. 386. 387. 393. 394. 448. 462.
Neapel II 243 f.
Nessig I 26. 35. 50. 55 f. 85.
Neudietendorf I 170.
Neumeyer II 113.
Nicolai, F. I 15. III 167.
Nicolovius I 65. 99. 183. 185 (249). 279. II 186. 203. 207. III 137. **287.** 509 (†).
Niebuhr, K., I 65. vgl. II 70.
— B. G., I **128** f. 139. 184 f. **277** f. II 64. 69 (gegen Schmalz). 69 (mit Perthes zerfallen). III 71. 75. 117. 131. 176. 251. 263. 265. 278. 280. 281. **288.** 290. 292. 297. 303. 314. **315** (s. Tod: Charakteristik seiner von Perthes, Rist u. Moltke).

— S. „Lebensnachrichten“ 372. — 436.
Nikolaus, Kaiser v. Rußland III 279.
Nitzsch III 151. 190. 224. 398. 487. 492.

O.

Ohms, Direktor der Polizei in Wien, II 128.
Oldenburg, Herzog von, I 190. 239. 256. 265. III 68.
Oppenheimer, Jakob, II 14.
Österreich 1813: I 233. 256. II 23 (zur Zeit des Wiener Kongresses). II 66 (Verhältnis zu Deutschland). 168. 175. 197 f. 241. 243. 246. III 283. 295. 403 (allgem. Stände). 430. 434 (Geldkrisis 1841). 504.
Otterstedt II 100.
Overberg I 70. 77. II 82.

P.

Palm, Buchhändler, I 149.
Pascal, Pater, II 122.
Paulus II 107. 256. III 145. 211.
Perez de Castro, spanischer Minister, II 227. 230.
Perthes, Friedrich Christoph, geboren 21. April 1772 zu Rudolstadt. I) Äußeres I 42. — Erziehung I 5. kommt zu Ad. Fr. Böhme in Leipzig in die Lehre 6 ff. Füße erfroren 12. Einfluß seines Mitlehrlings Rabenhorst auf ihn 15. Eintritt ins Jünglingsalter 17 f. erste Liebe 26. vgl. 12. 35 f. Verhältnis zu seinem Mitlehrling Nessig 26. Ende seiner Lehrzeit 30. tritt in das Geschäft von Hoffmann in Hamburg 30. f. Freundschaft mit Specter, Runge und Hülsenbeck 42 f. gründet ein eigenes Geschäft 49. Bekanntschaft mit Fr. H. Jacobi 59, mit Claudius 61. seine Verheiratung mit Claudius' Tochter Karoline 72. Besser tritt mit ins Geschäft 90. Verkehr mit Claudius, Klopstock 97. mit Holstein (Reventlow, Kleuker, Reinhold, Jacobi) 98. mit Münster (Gräfin Gallitzin, den Drosten, Graf Fr. L. Stolberg, Sailer) 99. mit der Gräfin Luise Stolberg 104. dem Maler Ph. O. Runge 105. Graf Ad. Moltke 107. Legationsrat Schönborn 108. Baggesen und Reinhard 125. Dumas und Villers 126. J. v. Müller 127. Niebuhr 128. Besuch in Berlin 135. sein Verlust bei der Okkupation Hamburgs durch die Franzosen 138 (vgl. 219. II5.) Sein Familienleben I 138. Verkehr mit Brune, Zimmermann 139. Wallmoden, den Lippe-Bückeburger Gräfinnen, Bernadotte 140. f. Auftreten im deutschen Befreiungskampfe 149. Sammlung f. d. Witwe Palms 149. Stellung zu J. v. Müller 152. Verkehr mit dem spanischen General Romana 159. Geschichtliches Studium 160. vgl. III 61. Gründung des „Vaterländischen Museum“ I 162. Reise nach Thüringen 168. Berlin (1812) 184. Verkehr mit Heß 187. Major der Bürgerwehr 207 f. sein bedeutender Einfluß in Hamburg (1813) 209. 211. Flucht aus Hamburg 217. sein Verlust 219 (vgl. 138. II 5). geht nach Mecklenburg I 221. Mitglied des hanseatischen Direktoriums 228. Major der hanseat. Bürgergarde 230. seine Ächtung 232. geht nach Bremen 252 f. nach Frankfurt zum Kongreß mit der Bremer Deputation 257 f. Rückkehr nach Bremen 260. nach Lübeck 261. in Kiel: Zusammentreffen mit Karoline 261. in Flottbeck 261. abwechselnd in Kiel, Pinneberg, Flottbeck 267 f. Beinbruch u. Erkrankung am Nervenfieber 269. 270. in Blankenese mit der ganzen Familie 272. Rückkehr nach Hamburg 282 f II 3. 9. Beschlagnahme seines Bücherlagers aufgehoben u. Wiedereröffnung des Geschäfts 9. 10. die Handlung tritt wieder in ihre alte Bedeutung ein 14. Bewaffnungskommissär der Bürgerschaft (1814) 31. seine Thätigkeit zur Linderung der Not der Hamburger Armen, der Waisen und Witwen 38. 39. Wirken für die Londoner Bibelgesellschaft 39. — Reise nach Frankfurt (1816) 79 (die tausendjährige Eiche bei Bohmte 80); in Münster 80; Hagen, Barmen, Elberfeld 82; Düsseldorf 83; Pempelfort 84; Köln 85; Bonn, Godesberg, Koblenz 87; Nassau 91; Frankfurt 93; Darmstadt 102; Heidelberg 103; Heilbronn, Stuttgart 108; Augsburg 112; München 113; Salzburg 116; Wien 119; Rückreise über München und Schwarzburg (bei Blankenburg mit Matthias dem Ertrinken

nahe) 127; Ankunft in Hamburg 128. — Seine Thätigkeit für die Griechen bei deren Befreiungskampfe 233. 235. Streit mit Voß 271. Reise nach Lübeck 284; nach Gotha 295. 300. Entschluß nach Gotha zu ziehen (1822) 338. Abreise dahin 341. III 12. Gründung der Verlagshandlung 17; seine Beziehungen zu den „Monumenta German. historica“ 20 f. Vorbereitungen zur Herausgabe der „Europäischen Staatengeschichte“ 29 f. Reise nach Franken und Bayern 40 f. Geschichtliche Studien 61 f., vgl. I 160. Reise nach Hamburg III 66; nach Bonn und Frankfurt 69. Studium der Bibel 85 f. Beschäftigung mit Tauler 89 und Hamann 95. Ein Hauswesen mit Beckers 103. Wiederverheiratung mit Charlotte Becker 110. 112. Reise nach Ems 114. Sein Freundschaftsverhältnis zu Besser 119 u. Reise nach Hamburg auf die Nachricht von seinem Tode 126. Reise nach Bonn 130; nach Ehringhausen 132; Elberfeld 133. Sein theolog. Verlag 133 f., vgl. 467. Wirksamkeit für Falks Rettungshaus 204 f. und ähnliche Anstalten 209. Vier Wochen in Berlin (1825) 284. Versuch zur Gründung einer preußischen histor.-politischen Zeitschrift 328 ff.; sein weiterer historischer und theologischer Verlag von 1830 an 467 f., vergl. 133 f.; seine Mitwirkung zur Gründung d. Börsenvereins d. deutschen Buchhändler 475 f., sowie zum Bau der Buchhändlerbörse 476 f.; Verhandlungen über die Statuten zur Organisation desselben 478 f. Verhältnis zu seinen Freunden 482 f., namentlich zu Rist 484 f. Sein Leben in Gotha 483 f.; Familienleben 490 f.; am Nervenfieber erkrankt 492; Aufenthalt in Friedrichroda den Sommer 1837 und die folgenden, nach einem heftigen Grippenanfall 497 f. 507. 514. Ehrenbürger von Friedrichroda (1841), Leipzig (1834), Ritter des sächs. Zivil-Verdienstordens (1835) 500. Kieler Doktor der Philosophie 501. Öfteres Zusammentreffen mit den Gliedern des Coburger Fürstenhauses 501 f. 508. Letzte Reise nach Wien (1840) 503 f. Philologenversammlung in Gotha und der Verkehr von Verwandten und Freunden bei P. 506. Zusammentreffen mit Schelling (1841) 509. Ahnen des nahen Todes 511 f. Letzte Krankheit 515 f. Tod 528. — II) Seine Thätigkeit als Buchhändler, und Grundlage und Umfang seines Geschäfts (1799) I 90. 92. (1807) 139. 178. 182. (1830) III 467 f. — Ansicht über die Aufgabe des deutschen Buchhandels I 50 f. II 71; des Sortimentshandels u. Verlags III 17 f. Der deutsche Buchhandel als Nationalinstitut I 161; über deutsche Journalistik I 162. Schrift über den Nachdruck II 75. — III) Zur Charakteristik seiner selbst I 112. 113 (religiöse Befestigung). II 219. III 79. 92 f. (rel. u. sittl. Erziehung). 99. 100. 161 (Niebuhr über ihn). 167 f. 185. 284 (preuß. Antipathie in der Jugend). 291. 452. 482 f. 487. 488. 495. 496. 508. 518. Stellung zum Christentum II 258 f.; zur äußeren Kirche 261 f.; zum Katholicismus 272 f. 275. III 174; religiöser Standpunkt III 83. Vaterländisch-politische Gesinnung u. Richtung I 124 f. 130 f. II 28. — IV) Reflexionen: Über das Wesen der Liebe I 114. III 81. 162. 163. Über Christentum u. Heidentum I 118. III 497. Macht des Christentums III 386. Über gemischte Ehen III 416. Über eine allgemeine christliche Kirche II 270. III 180. 187. 387. 459 f. 464. Über Kirchengemeinschaft u. Kirchenbildung III 179. 187. 388 f. 463. Wissenschaft u. Kirche III 223 f. Protest. Kirche; geschichtl. Entwickelung derselben III 459 f. Über Jesuitismus III 175; über Katholicismus III 173. 178; über Lutheranismus III 385; über Menschwerdung Gottes I 116 f.; über Offenbarung I 116. 118; über den Wert der Pauliniſchen Briefe III 495; über Priestertum II 272 f.; über Rationalismus u. Pietismus III 173. 193; über Romantik I 118; über die symbolischen Bücher III 183. 457; über Synoden III 457; über Theologie u. Philosophie II 312; Theologie u. Religion III 210. 223 f. 450. 452; über Wissen und Wahrheit I 117; über Wunder

(Pfingstwunder) I 116; über den Zustand nach dem Tode III 520. 521. Ueber Heiraten und Ehen III 155 f. Aufgabe des deutschen Gelehrten und deutscher Wissenschaft (1806) I 159. 161; II 311; über Studentenverbindungen II 310; über d. weltgeschichtl. Bedeutung des deutschen Volkes I 142 f. III 310. Charakteristik des Deutschen III 250; über Bundesverfassung Deutschlands III 253; über Umbildung Deutschlands III 291 f.; Deutschland hat sich selbst zu helfen I 283. Preußens Beruf III 312. 313; vgl. „Preußen". Über den Adel II 194; über Konstitutionalismus III 349 f.; über Intervention III 312. 313; über Liberalismus III 249 f. 256. 349; über die „öffentliche Meinung" II 220. III 312. 313; über die Französische Revolution I 23 f. 46 f.
Pertz III 20. 34. 358.
Pfizer, Paul, III 361.
Pfuel, v., I 207. 217. 253. III 115. 346.
Pilat, v., I 259. II 121. III 504.
Plehwe, preuß. Hauptmann, II 147 f. 316.
Plessing, Marianne, III 490.
Poel I 209. III 26. 60. 237. **510.**
Polen 1830: III 322.
Pommereul, de, I 173. 180.
Prell I 192. 193.
Preußen 1813: I 233. 234. 256; zur Zeit des Wiener Kongresses II 23; nach dem zweiten Pariser Frieden 66. Verhältnis zu Deutschland 68 f. 167. III 359. II 175. **201.** 241. III 283. 291 f. — 1830, 1831: III 317 f. 360. — 1840 f.: 435 f.; in kirchl. Beziehung 453 f. — Rheinprovinz, Stimmung 1816: II 89 f. 92. 1830: III 320. 353. 411. — Süddeutsche Stimmung gegen Preußen 1831 f.: II 361. (preuß. Heer und Landwehr III 293. 305. 320.)

R.

Rabenhorst, Perthes' Mitlehrling, I 15 f.
Ranke III 342.
Rationalismus II 250 f.
Rau III 508.
Rauschenbusch, Dr., III 133.
Recke, Graf Adelbert v. d., III 208.
Rehberg I 142. II 167. 191. 227. III 331. 371.
Reichard, Kapellmeister, I 40.
Reichenbach in Leipzig III 282.
Reimarus I 39. III 60.
Reimer I 195. II 162.
Rein I 179.
Reinhard (Graf) I 125. 170.
Reinhold I 99.
Reinthaler III 209.
Reuß, Prinz. I 197.
Reventlow, Graf Cajus I 66. 98. 219. 245. II 150. 189.
— Graf Friedrich, I 66.
— Julie, I 66. 73. 98.
— Luise, s. Stolberg.
Revolutionäre Bewegungen von 1830 in Deutschland: III 302 f. 315.
Rheinische Zeitung III 446.
Rheinlande, die, II 90.
Riegers, Matthias, Erben, II 136.
Ringseis III 354. 355.
Rist I 189. III 24. 35. 89. 99. 135. 166. 199. 212. 242. 273. 274. 277. 297. 308. 316 (über Niebuhr). 345. 377. 389 f. (über die Kirche). 399. **484** f. 523 (letzter Brief an Perthes).
Ritter III 151 („Geschichte der Philosophie").
Rittmannshausen III 12.
Robinson II 13.
Rohmer, „An die moderne Belletristik" III 377.
Röhr III 211. 235.
Rost I 149.
Roth II 113.
Rothe, „Anfänge der christlichen Kirche" III 388.
Rüder I 263.
Rudolphi, Karoline, I 73.
Ruge, Arn., III 449.
Rühle v. Lilienstern, General, III 332. 334. 335. 347.
Runde, Regierungsrat, I 190.
Runge, Daniel, I 42 f. 48. 64. II 9. III 513.
— Ph. O., Maler, I 105 f.; vgl. 222.
Ruprecht, Buchhändler, I 6.
Rurff I 149.
Rußland II 216. 241. III 279. 352 432.

S.

Sachsen, zur Zeit des Wiener Kongr., II 26; Teilung II 33.
Sack III 115. 224.
Sailer, Bischof, I 103. II 96. III 34.

Saint-Cyr, Cara, franz. General, I 189. 196. 197.
Salomo, Emmeran, Pater in Regensburg, III 54.
Sartorius II 189. III 127.
Savigny III 287. 332.
Scharnweber, Staatsrat, I 208. 235.
Schelling III 163. 225. 509. 523.
Schill, s. Corps, I 159.
Schiller I 148 („Tell"). III 199 („Götter Griechenlands"). 367.
Schlegel, A. W., III 74; dessen Gem. II 94. III 376.
— Friedr., II 78. **93** f. 102. 134. 198. III 62. 170. 376.
Schleiermacher III 222. 224. **290.** 462.
Schleswig III 405 f. 430 f.
Schlichtegroll I 161. II 187.
Schlosser, Joh. Georg, III 37.
— Friedrich II 94, III 77.
— Christian II 94. 134. III 77.
Schmalz II 50. 51. 54.
Schmieder (in Schulpforta) III 219. 234.
Schönborn, Legationsrat, I 108 f. 125. II 52. 314.
Schröder, Freund Perthes', I 28.
— Schauspieler I 34. 39. 40.
— Prediger in Wandsbeck II 54.
— Dr., II 53.
Schubert III 508.
Schuckmann II 205.
Schwab, Gustav, III 361. 509.
Schwabe II 12.
Schweden II 157.
— Kronprinz von, s. Bernadotte.
Seidel, v., Buchhändler, III 48.
Siegert, Buchhändler, I 6.
Sieveking I 39. 41.
— Dr. Karl, I 228. 230. 239. 240. 257 f.
Simrock, Musikalienhändler, II 132.
Smidt I 253. 257 f. 264. III 68.
Sollysche Gemäldegalerie in Berlin III 289.
Solms-Laubach, Graf zu, II 89. 132. 133.
Sömmering II 113.
Spanien II 222 ff. III 239 f. 246.
Spaun, v., III 53.
Speckter I 42 f. 48. 64. 189. 197.
Spiegel, v., Erzbischof, III 411. 413. 414.
Staël, Frau v., II 159.
Stahel, v., II 129.
Stahl, Papiermüller, II 127.
— Erlanger Prof., III 422.
Stände, Stellung der, II 183 f.; vgl. Verfassung, ständische.
Steffens I 166. 194. II 159.
Stegmann (in Bonn) II 87.
— Redakteur der „Augsburger Allgem. Zeitung" III 444.
Stein, v., I 226. 239. 256. 257 f. II **91** f. 133. III 77. 115.
Stolberg, Präsident in Düsseldorf, III 412.
— Gräfin Auguste, s. Bernstorff.
— Graf Christian, I 66. 245.
— Fr. Leopold, I 165 f. 77. 102. 105. II 123. 141. 147. 151. 188. 193. 260. 265. 267. 268. 269. III 169. 177.
— Luise, Gemahlin des Gr. Christian, I 66. 104. 139.
Strauß, David, III 392 („Leben Jesu"). 396. 397 („Leben J. Kerners"). 398 („Christl. Glaubenslehre"). 448. 449. 451. 462.
Struve, v., I 200.
Studien und Kritiken III 145 f. 468.
Stüve III 409.
Swedenborg III 215.

T.

Tafel, Immanuel (Swedenborgianer), III 215.
Tauler III 89.
Tettenborn I 203. 205. 206. 207. 210. 212. 213. 214. 217. 251 f.
Theremin III 224.
Thibaut II 106. III **509.**
Thiele, v., preuß. Minister, III 517.
Thienemann, Sophie, III 490.
Tholuck III 224. 225.
Thorton, engl. Gesandter, I 227. 230.
Treffz I 28.
Troppau, Kongreß von, II 243.
Tschernyscheff I 206.

U.

Ukert III 30 f. 375
Ullmann III 146 („Die Sündlosigkeit Jesu"). III 231.
Ulrich, Dr., III 76. 115.
Umbreit III 115. 146.
Union, kirchliche, II 262. III 180. 184. 382.
Universitäten, Anklage derselben, III 377 f.
Unzer (Gebrüder) I 40.

V.

Vandamme I 210.
Varnhagen v. Ense III 342.
Varrentrapp II 133.
Vaterländisches Museum, s. Deutsches Museum.
Vatke III 396.
Vegesack, General, I 224. 231. 236. 237 f. 241.
Veith, Domprediger in Wien, III 451. 505.
Vent, Pastor in Hademarschen III 138.
Verfassung, ständische, III 399.
Villèle III 242.
Villers I 126. 140. 164. II 13.
Vincke, v., Oberpräsident, II 81. 130.
Volkmann I 269.
Voß (J. H.) I 65. II **105.** 188. 252. 256. 270 f. III 75.
— Erneſtine II 105.

W.

Wachler III 258.
Wallmoden-Gimbron, Graf v., I 140. 214. 224. 229. 235 f. 256.
Wallraf, Prof., II 86. 132.
Walter, Prof. in Bonn, III 415.
Wangenheim, v., württemb. Minister, II **109.** 110. 186.
Wartburgsfest II 147.
Weber I 208. 211.
Wegscheider III 211. 229.
Weimar II 147.
Westphalen, Graf Joseph, I 188. 207. II 80.
Wiener Kongreß II 20 f. 28. Konferenz 1819: 176 f. III 401; 1834: 478. 480.
Wilhelm, König von Württemberg, II 186.
— preuß. Prinz, III 320.
Winckelmann I 118.
Windischmann III 169. 177. 413. 415.
Winter, Buchhändler, II 107. 135.
Wintzingerode, v., General, I 253. 256.
Wittgenstein, Fürst, II 205. III 335. 341. 351.
Witzleben, Oberst v., I 229. 237. 251 f.
— v., preuß. General, III 331. 334. 342.
Wolf, Jos., Buchh. in Augsb., II 137.
Woltmann I 131.
Wortmann I 196.
Württemberg, zur Zeit des Wiener Kongresses II 22—31. 109. 160. 168. 186.

Z.

Zech, Karl v., III 491.
Zelter III 370.
Zimmer, Prediger II 103.
Zimmermann I 139.
Zollfrage, die, 1819: II 180 f.
Zollverein, preuß.-deutscher, III 294. 364 f.

3436-5

Druck von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

UNIVERSITY OF MIC
3 9015 0535a 3

DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARD